Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(Juli — August — September 1890.)

Band LXIV.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.64

25456
14/12/92

Inhalts-Verzeichniß

zum

Vierundsechzigsten Bande (Juli — September 1890).

		Seite
I.	Don Quixottino. Novelle von **Salvatore Farina.** Zweiter Theil. V./XIII.	1
II.	Berlin und Weimar. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 31. Mai 1890 von **G. von Loeper**	30
III.	Heilige Bäume und Pflanzen. Culturgeschichtliche Skizze von Dr. **Ferd. Adalb. Junker von Langegg.** VI./VII. (Schluß.)	40
IV.	Florenz und Girolamo Savonarola. Von **Otto Hartwig**	52
V.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** — Der Theaterintendant und Freiherr. I. München. (1851—1857.)	90
VI.	Der Kampf der Gegenwart um die Lebensanschauung im Lichte der weltgeschichtlichen Arbeit. Von **Rudolf Eucken**	109
VII.	Tante Malvina. Von **A. Ch. Leffler**	129
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Krause**	139
IX.	Friedrich Nietzsche. Berichtigung	146
X.	Politische Rundschau	147
XI.	Aus einer schweizerischen Kleinstadt. Von **Adolf Frey**	153
XII.	Die Nibelungen in italienischer Uebersetzung	155
XIII.	Literarische Notizen	157
XIV.	Literarische Neuigkeiten	159
XV.	Don Quixottino. Novelle von **Salvatore Farina.** XIV./XXII.	161
XVI.	Der christliche Ritter, ein Ideal des sechzehnten Jahrhunderts. Von **Erich Schmidt**	194
XVII.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** — Der Theaterintendant und Freiherr. II. Weimar. (1857—1867.)	211
XVIII.	Grundsätze der Naturforschung. Von Professor **J. Rosenthal**	237

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches. Von **August Kluckhohn**	251
XX.	Die Réfugiés und die Gebrüder Gaultier. Auf Grund handschriftlichen Materials von **Gneomar Ernst von Natzmer**	281
XXI.	Professor Fournier und Gruner's Aufenthalt in Oesterreich	294
XXII.	Politische Rundschau	306
XXIII.	Der Katalog eines Handschriftensammlers	312
XXIV.	Literarische Notizen	315
XXV.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVI.	Von der rauhen Alb. Schwäbische Dorfgeschichte von **Ilse Frapan**	321
XXVII.	Marie von Ebner-Eschenbach. Ein literarisches Charakterbild von **Moritz Necker**	338
XXVIII.	Granada. Von **E. Hübner**	358
XXIX.	Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** — Der Theaterintendant und Freiherr. III. Wien. (1867—1881.)	378
XXX.	Ueber die Temperamente. Akademische Rede von **G. Rümelin.** (Tübingen 1881.)	397
XXXI.	Aurora und Nacht des Michelangelo. Von **W. Henke**	413
XXXII.	Stanley's neuestes Werk. Von **Paul Reichard**	419
XXXIII.	Der Wapiti. Novelle von **Karl Erdm. Edler**	438
XXXIV.	Historische Forschung in den Rheinlanden. Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. Von **Franz Xaver Kraus**	452
XXXV.	Gottfried Keller	460
XXXVI.	Politische Rundschau	465
XXXVII.	Zur Geschichte der französischen Revolution	471
XXXVIII.	Wilhelm Scherer in französischer Darstellung. Von **Otto Pniower**	473
XXXIX.	Literarische Notizen	477
XL.	Literarische Neuigkeiten	479

Don Quixottino.

Novelle

von

Salvatore Farina.

Zweiter Theil.

VI.

Um nun rasch und sicher ein Mensch zu werden, verschieden von den „beiden Anderen", dachte Don Quixottino:

„Bis jetzt habe ich die Geliebten und Frauen meiner Nebenmenschen respectirt; morgen früh gehe ich auf die Wanderung, und wenn nur einigermaßen das launische Glück sich zum Complicen meiner Laune macht, werde ich vor Abend mein Schicksal gefunden haben. Ich habe gesehen und mit Händen greifen können, daß auf Erden ein großer Mangel an Frauen ist, die mit ihren Männern zufrieden sind; ich müßte eine feige Memme oder ein Ungeheuer von Häßlichkeit geworden sein, wenn ich den ganzen Tag über nicht auf Eine stoßen sollte, die mir gefiele. Und es wird nur der erste Schritt sein, denn um die Sache ordentlich zu machen, genügt mir Eine nicht; ich muß wenigstens Zweie haben, von denen die Eine eifersüchtig auf die Andere ist, bei völliger Indifferenz meinerseits. Bis jetzt habe ich immer das Mitleid gehört, wenn es einem armen Wicht an Brot oder Liebe oder Rath fehlte; künftig werde ich keinen Anderen mehr lieben als mich selber."

Um anzufangen, wollte er noch an demselben Abend das erste Heldenstück vollführen und bei dem Krüppel an der Ecke nicht stehen bleiben, welchem er gewohnt war, ein Schächtelchen mit Streichhölzern abzukaufen und, ohne daß er ihm jemals ins Gesicht gesehen oder eine Silbe gesagt hätte, das Doppelte des richtigen Werthes zu zahlen, wobei er zuweilen das Geld und die Schachtel obendrein in der Hand des Gelähmten zurückließ. Der Krüppel erhob die Augen gen Himmel, um die Madonna und alle Heiligen anzurufen, daß sie irgend Etwas — man verstand niemals recht, was — diesem edelmüthigen Manne senden möchten.

Don Quixottino hatte sich noch nie versucht gefühlt, den Aermsten zu fragen, ob er wirklich glaube, daß die Madonna oder irgend ein Heiliger sich die Mühe

nehmen werde, der Empfehlung eines Krüppels Gehör zu schenken, dem sie es regelmäßig an Allem bis auf das trockene Brot fehlen ließen. Diesen Abend jedoch fühlte er eine solche Anwandlung, während er, um keiner Schwäche des Mitleids nachzugeben, furchtlos, mit den Händen in der Tasche, vorüberging.

Als er den Krüppel zuerst seine Waare anbieten und dann, wie gewöhnlich, ihn der Madonna empfehlen hörte, wiewohl Don Quixottino nicht auf ihn geachtet hatte, sprach dieser halblaut vor sich hin: „Dummkopf! sag' Deiner Madonna, daß sie die Augen auf Dich allein wenden und von all' den Segnungen, die Du für die Anderen erflehst, eine einzige nur Dir senden möge. Sag' ihr, daß sie Dir nicht auf der Straße die Zähne mit leerem Magen klappern lasse; ich und die Anderen, welche Dir gleichgültig vorübergehen, welche manchmal Deine Streichhölzer nehmen, um die Treppen nicht im Dunkeln zu steigen oder um die Cigarette anzuzünden, wir wollen nichts von Deiner Madonna."

Und als er dies zu sich selber gesagt, den Schritt beschleunigend, hielt er plötzlich inne und machte mit Ueberlegung ein Stück Weges zurück, um seinen Rath dem Krüppel zu wiederholen. Er begann folgendermaßen, um auf die Sache zu kommen:

„Gib mir zwei Schachteln; oder gib mir gleich drei."

„Wählen Sie," sagte der arme Tropf, indem er ein Auge, das vor Freude glänzte, erhob — nur ein Auge, der Unglückliche, denn die unendliche Barmherzigkeit, die ihm beide Beine verstümmelt, hatte ihm auch das rechte Auge genommen — der Himmel allein weiß, was sie damit wollte.

Don Quixottino, von diesem erbarmungswürdigen Anblick bewegt, verschluckte die ganze Lection, wählte die drei Schachteln, bezahlte zehn und ging mit langsamem Schritte von dannen, beklagend, daß er noch nicht der vollkommene Egoist sei, der er werden wollte, jedoch zufrieden, weil ihm schien, daß er mit einiger Uebung sich dazu machen könne.

Was den guten Willen betrifft, welcher die schwierigen Dinge vollbringen hilft, so hatte Don Quixottino sich vorgenommen, ihn ganz und gar darauf zu verwenden.

Denselben Tag, am späten Abend, erschien er wieder im Haus Ypsilonne, in welches er vier gute Monate lang den Fuß nicht gesetzt, oder sagen wir schlechte Monate der Furcht, der Eifersucht, der mühseligen Arbeit, Lucietta zu heben, hoch, hoch, immer höher.

Nun, da die herkulischen Anstrengungen Bankerott gemacht, da er wußte, was er von dem Werth solcher Liebesmüh' zu halten habe, da er sich vorgesetzt, genau die umgekehrte Arbeit zu thun, schien der Salon der Signora Ypsilonne eigens dafür geschaffen. Vor Allem war diese Herrin des Hauses gefällig und gefiel in der That Vielen; und es war Etwas an ihr: eine schöne Frauenblume, schmiegsam, recht gemacht, um sich anzuschmiegen, ein mehr als natürlich weißes Gesicht, ganz Auge, ganz Lächeln — viel Puder, viel Spitzen, viel Geflatter.

Und nicht genug mit der Signora Ypsilonne, war dort, unter so viel herrlichen Buchstaben des Alphabets, ein Glanz ohne Puder, die Signora Ighisse, ein rosiges Geschöpf, voll und rundlich, kaum zwanzig, ein wahres Kind, aber voll anbetungswürdiger kleiner Schelmereien. Alle Beide hatten Männer gehabt,

und hatten sie sogar noch; schienen aber unfähig, die zu quälen, welche einen kühnen Versuch machen wollten.

Don Quixottino, kaum eingetreten, und nachdem er der Herrin des Hauses die Hand gedrückt, entschuldigte seine viermonatliche Abwesenheit mit vier wohl angebrachten Seufzern, die später nicht verloren sein sollten; dann, als sich ein Momentchen unter vier Augen vor dem Kamin mit Signora Ighisse fand, that er ihr zu wissen, daß, wenn er seit vier Monaten nicht in das Haus Ypsilonne gekommen, es einzig nur aus dem Grunde sei, weil er nicht habe Gefahr laufen wollen, daselbst einer anbetungswürdigen Dame zu begegnen, welche, sobald sie gemerkt, man bete sie an, sicherlich dem Verehrer ins Gesicht gelacht hätte.

Dieses sagte er mit einer gleichgültigen Miene, wie wenn er ein Blatt alter Geschichte lese; aber dabei schoß er einen Blick ab, einen Blick . . .

Wer hatte Don Quixottino das Geheimniß solcher Blicke gelehrt?

Das rundliche und rosige Geschöpfchen lachte ihm ins Gesicht, aber er kam dadurch nicht im mindesten aus der Fassung, sondern fuhr fort mit seinen Blitzen, bis sie aufhörte zu lachen. Und als er sicher war, daß sein Opfer neugierig geworden und nicht eine Silbe noch eine Bewegung der Komödie verlieren würde, welche sich für ihre Eitelkeit als schöne Frau vorbereitete, da seufzte Don Quixottino dreimal leicht, in kurzen Zwischenräumen, und schwieg dann, indem er unverwandt in die halb erloschenen Scheite sah. Das Glück stand ihm in ungewohnter Weise bei; in dem kleinen Salon, in welchen die Beiden sich zurückgezogen hatten, ging wohl zuweilen irgend Einer vorüber, unterbrach aber niemals das im Gespräch begriffene Paar.

Drüben hatten die wirklichen Kinder das hergebrachte Tänzchen improvisirt, und für eine gute Weile konnte Don Quixottino den melancholischen Kamin betrachten; er hatte die Feuerzange in der Hand, aber er gab sich nicht die Mühe, die Brände zusammenzuschüren, um sie zu hellerer Gluth zu bringen.

Aber ihm schien, daß eine Hand ihm im Inneren wühle, in einem dunkleren Herd, in welchem viel Asche aufgehäuft war; und daß eine Stimme ihm ins Ohr rufe: „Das, was Du jetzt thust, ist einfach nichtswürdig, aber es ist die Rache; Muth, Don Quixottino!“

Die Signora Ighisse wußte nicht, was beginnen; sie hatte jenen Ausdruck von Hülflosigkeit, welchen manchmal auch die schönen Frauen haben, wenn sie noch nicht lieben, wenn sie noch nicht aufgehört haben zu lieben, wenn sie sich noch nicht recht entschieden, was das Angemessenere sei: einen Don Quixottino zu ermuthigen oder ihn gänzlich muthlos zu machen.

„Thun Sie mir den Gefallen, das Feuer in Ordnung zu bringen,“ befahl sie mit einem unsicheren Stimmchen.

Don Quixottino gehorchte schweigend; die zusammengerückten Scheite schienen sich ein wenig zu bedenken, dann sagte einer voll Fröhlichkeit „Ja“ und alle zusammen brachen in eine Flamme aus.

Don Quixottino legte die Zange hin und richtete einen halb erloschenen Blick auf seine Gefährtin, welche, da sie ihn unausstehlich fand, völlig unbefangen sagte:

„Wenigstens haben Sie etwas Gutes gethan; sollen wir in den Saal gehen?“

Don Quixottino wollte die schöne Ighisse nicht mehr behelligen als nöthig war; er ließ sie gehen. Als auch er den Saal betreten, in welchem man tanzte, begab er sich in eine Fensternische, wo kurz darauf die Signora Ypsilonne sich einfand, ihn um den Rest der Erklärung zu bitten, die mit vier Seufzern begonnen hatte. Und hier, Beide wie im Rahmen der Brocatgardinen, und abgeschlossen vor der Sorglosigkeit, die dicht an ihnen vorüberflog, frische Lüftchen ihnen zuwehend mit den kurzen Röcken, hier legte Don Quixottino, nachdem er seiner Gefährtin einige Worte gestammelt, den letzten Stein zu dem wunderbaren Gebäude, welches er sich vorgesetzt, an einem Abend zu errichten. Und was that er? . . . . Er bemächtigte sich verstohlen der Hand der schönen Herrin, welche es geschehen ließ.

Wie groß muß der Zauber Don Quixottino's an jenem Abend gewesen sein, und wie groß die Einfalt der Signora Ypsilonne!

VII.

Während er in der Bel-Etage den Don Juan gemacht, hatte es draußen geschneit, ein frischer Wind wehte, die Sterne blitzten, einen herrlichen Morgen voll Sonne und Nebel verheißend; und das Ende des denkwürdigen Abends war, daß Don Quixottino, kaum auf die belebte Straße zurückgekehrt, sich von der gewohnten Zange gepackt fühlte, die seit so vielen Jahren ihn marterte. Und den ganzen Rest der Nacht sagte Don Quixottino zu Don Juan: „Du bist wirklich ein Niederträchtiger;" aber Don Juan erwiderte philosophisch: „Wir sind allzumal Sünder: in diesem armseligen Teig, aus dem wir geknetet, sind so viele Widersprüche, gibt es eine solche Verschiedenheit von Anlagen, daß dieserhalb das Genie mit dem Ellbogen an die Narrheit stößt, und die Kühnheit an den Stumpfsinn."

Aber darum befand er sich nicht besser im Bett; er wandte sich hin und her bis zum Morgen, ohne das Auge zu schließen; indem er sich nun die schöne Ighisse vorstellte, nun die zierliche Ypsilonne, schmerzte es ihn, um sie alle Beide zu erobern, nicht die Mühe aufgewandt zu haben, welche die Eine verdiente wie die Andere . . . Dennoch Eine mehr als die Andere . . . Welche? Ighisse war scheinbar ein Kind, frischer, rosiger, üppiger als Ypsilonne, welche, in ihrer vollen Reife, den Wunsch der Anderen, und vielleicht den eigenen, besser zu reizen wußte durch die Lügen, die man in der Schule der Erfahrung lernt. Aber auch Ighisse mit ihrem verführerischen Lächeln versprach viel; wiewohl sehr jung, mußte sie doch schon gut Bescheid wissen auf den Wegen der Welt. Nun also, von den Beiden, welche? . . . Alle Beide! Das war die wahrhaft logische, praktische und ehrliche Lösung. Ja, ehrlich, weil es einem Don Juan nicht wohl ansteht, zwei Passionen zu wecken und nur eine zu befriedigen; das würde gerade noch Don Quixottino's würdig sein, welcher sicherlich, wenn er zu seinem Unglück vor eine solche Wahl gestellt wäre, mit heroischem Entschluß der Einen entsagt hätte. Welcher? Ighissen oder Ypsilonnen? Wer weiß, allen Beiden! Also war, zu seiner Zeit, Don Quixottino.

Fürwahr, er wird in Zukunft nicht mehr so sein, und vielleicht hatte er aufgehört, so zu sein, als er gestern der Signora Ypsilonne versprach, ihr morgen

oder übermorgen den Rest zu geben. Er war sicher, das Versprechen zu halten; inzwischen wandelte ihm durch die Phantasie noch die schöne Ighisse, der er unglücklicher Weise nichts Anderes geboten hatte als Seufzer vor dem Kamin. Später, später!

Nachdem er das eigene Gewissen mit diesen beiden Worten beruhigt hatte, fand Don Juan endlich den Schlaf und träumte, daß er bereut habe und so ziemlich wieder der Alte geworden sei, wachte jedesmal aber erschreckt auf, wo in seinem Traum der einfältige Don Quixottino wieder Dummheiten gemacht hatte, eine größer als die andere. Also schlief er bis zum Mittag.

Kaum erwacht, gab er der alten Magd das Zeichen, ihm den Kaffee zu bringen, aber heiß, recht heiß, wie er ihn liebte, und mit zwei Tröpfchen Cognac, um den Ton des Nervensystems höher zu stimmen.

„O, welches Wunder," rief Brigittchen aus — und der Herr kündigte mit einer Sphinxmiene dem Mütterchen im biblischen Stile an, daß die Zeit der Wunder nun beginnen und sie auf ihre alte Tage noch Etwas erleben werde. „Sie wollen sich gewiß eine Frau nehmen," sagte sie bestürzt. — „Nein, nein, quäle Dich nicht; Du kannst ruhig sein," widersprach er fröhlich.

Aber dieses cynische Lächeln, welches er annahm, um ohne Worte der Alten klar zu machen, daß das erste Wunder darin bestehen werde, die Frau eines Anderen zu nehmen, und das zweite darin, noch eine Zweite dazu, und so weiter — dieses Lächeln ward nicht verstanden, und deshalb versicherte Brigittchen: „Ich weiß." — „Was weißt Du?" — „Daß es mir schließlich nichts macht, zu wissen oder nicht zu wissen; ich will gewisse Dinge nicht einmal errathen." — „Freilich, denn Du fürchtest Dich vor der Hölle." — „Fürchten Sie sich vielleicht nicht? Das möcht' ich doch sehen! . . . Aber wissen Sie, wer da ist? Signor Guiglelmo ist da und wartet schon seit zehn Uhr; jetzt hat es zwölf geschlagen. Der arme Junge hat mir eine gewisse Miene . . ." — „Was für eine Miene?" — „Eine betrübte, die mir nicht gefällt; wenn ich ihn heimlich ansah, hob er die Augen gen Himmel — ein Zeichen, daß er Kummer hat." — „Ein Zeichen, daß Du ihn nicht heimlich angesehen hast; ein Zeichen, daß dieser Spitzbube von Neffen zuerst Dich zum Besten gehabt hat und daß nun die Reihe an den Onkel kommen wird."

So wollte der Onkel Leone sagen, aber er unterdrückte die Worte mit einem Gähnen, worauf er sprach: „Sag' ihm, daß er noch einen Augenblick warte; wir wollen zusammen frühstücken."

Die schöne Ighisse, die üppige Ipsilonne zogen sich zurück, um dem Gedanken berechtigter Abwehr Raum zu geben, welchen in ähnlichen Lagen Don Quixottino seinem Taugenichts von Neffen gegenüber rüstete. Er präparirte sich mit lauter Stimme, während er sich anzog: „Mein Lieber, Du bist wirklich in einem schlimmen Augenblick gekommen; ich kann Dir nicht einmal einen Scudo borgen; ich will Dir gern die fünfzig schenken, die ich Dir vor zwei Monaten geborgt habe und alle anderen, die Du bis jetzt bekommen hast; ich quittire Dir, und Du sprichst nicht mehr davon — paßt Dir das?" — Nein, es würde dem Signor Guiglelmo nicht passen, und dann? Man mußte deswegen etwas deutlicher mit ihm sprechen: „Glaubst Du denn eigentlich, daß die Scudi in mein Haus herein-

fliegen, wie sie zu Deinem Fenster hinausfliegen?" — Aber auch das nicht; die Erfahrung hatte Don Quixottino gelehrt, daß die harten Worte ihm noch theurer zu stehen kämen. Nun also, sanfte Worte: „Es thut mir sehr leid; ich kann Dir nicht einmal einen Centesimo geben, weil in diesem Jahre der Steuereinnehmer mir meine ganze Rente aufgezehrt hat, und ich, um mein Leben zu fristen, ein Stück von meinem Capital werde aufbrauchen müssen." Es war nicht die Wahrheit, und noch vorgestern, um diese Lüge nicht vorzubringen, würde Onkel Leone seinem Neffen zehn Scudi gezahlt haben; aber heute fühlte er sich stark. Und kaum angekleidet, lief er seinem jugendlichen Widersacher muthig entgegen.

Guiglelmo, nachdem er im Zimmer eine gute Weile auf- und abgegangen war, hatte, um von Ungeduld verzehrt zu scheinen, das Gesicht gegen eine Fensterscheibe gelehnt, offenbar ganz darin versunken, das unbefleckte Weiß der beschneiten Dächer gegenüber zu betrachten. Der Eintritt seines so sehr erwarteten Onkels entriß ihn dieser Betrachtung nicht; aber Leone, der seinen Herrn Neffen auswendig kannte, sagte ihm kein Wort und nahm Platz. Guiglelmo stand noch ein wenig am Fenster, ohne irgend Etwas gewahr zu werden; endete jedoch damit, sich umzukehren und seinem guten Vormund entgegenzueilen.

Er war ein reifes Mündel, dieser Guiglelmo, gut seine zweiundzwanzig Jahre alt; aber in seiner Dankbarkeit für die liebevolle Tutel des Onkels Leone hatte er erklärt, daß er immer das Mündel seines Vormundes bleiben wolle, auch wenn er majorenn geworden wäre.

Die einundzwanzig, welche für so Viele die Gelegenheit sind, sich frei zu sprechen, kamen für Guiglelmo, ohne daß er es wahrgenommen hätte, und als Onkel Leone ihm bemerklich machte, daß er jede Gewalt über ihn verloren (hinzufügend, daß er in Wahrheit nie viel davon besessen), schien das brave Mündel aus den Wolken zu fallen und bat den Onkel Leone mit bewegter Stimme, nicht so mit ihm zu reden, versicherte Angesichts der Sterne, daß auf der Welt kein Zweiter sei wie Onkel Leone, welcher Nachsicht mit ihm haben und aus Erbarmen ihn nicht gänzlich verlassen möge. Guiglelmo schien dem philosophischen Auge Don Quixottino's manchmal aufrichtig, wenn er dem sehr weisen Gedanken Raum gab, daß die Menschenkinder auf verschiedene Art reif werden und daß die vollendete Reife auf das einundzwanzigste Jahr festsetzen wollen, wie das Gesetz zu thun beabsichtigt, um das Wenigste zu sagen, das Werk eines minorennen Gesetzgebers ist.

Guiglelmo also, kaum daß er den Onkel Leone erblickt hatte, umschlang dessen Hals mit den Armen und verbarg das Gesicht, indem er das Haupt auf seine Schulter neigte. Jedoch Leone, der immer schlau gewesen war, wenn er, Argwohn schöpfend, sich die Mühe genommen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, sagte in Gedanken: „Du führst mir eine Komödie auf, weil Du mich wieder zum Narren haben willst," und weil er so gedacht hatte, wollte er auch so mit lauter Stimme sagen. Guiglelmo brach bei solcher Ungläubigkeit in verzweifeltes Schluchzen aus, während zuvor seine Brust nicht so viel wie einen Hauch von sich gegeben hatte.

Onkel Leone ergab sich in sein Geschick; denn, dachte er, es liegt noch ein Gefühl von Würde darin, sich anführen zu lassen, wenn man weiß, daß man

angeführt wird. Ist es vielleicht nicht wahr, daß man zuweilen für einen Einfaltspinsel gilt, wenn man den professionellen Betrügern das Almosen reicht?

„Was ist geschehen?“ fragte er, indem er versuchte, die Stirn des Mündels loszumachen, um ihm ins Antlitz zu schauen; aber Guiglelmo fuhr fort zu schluchzen und den Kopf hin und her zu bewegen, wie wenn das Schicksal ihn dort angenagelt habe, auf der linken Schulter des Vormundes, und es ihn viele Mühe koste, den Widerstand dieses Nagels zu überwinden.

Besagter Nagel hatte in der Vorstellung Onkel Leone's während einer Minute verschiedene Proportionen angenommen: hundert, dreihundert, fünfhundert — Lire, versteht sich — und er zweifelte nicht an seiner Stärke, ein Nein zu sagen, imposant wie ein Palast und deutlich wie ein Kanonenschuß; als ihm jedoch Guiglelmo gleichsam ins Ohr murmelte: „rette mich, Onkel Leone,“ da wollte er nicht länger schlau, da wollte er noch einmal er selber sein, aber nur einen Augenblick, schaffte sich mit aller Gewalt seinen Neffen vom Hals und sagte mit dem Ton des alten Don Quixottino: „Nun also, was ist geschehen?“

Es war einfach dies geschehen, daß Guiglelmo, armer Schelm, sich in sein Bäschen verliebt hatte und sie heirathen wollte, obgleich sie älter war als er und niemals einen Mann hatte nehmen wollen, um bei der Mama zu bleiben.

Dies war Alles. Nichts weiter?

Don Quixottino — wir können fortfahren, ihn noch eine Weile so zu nennen — war über Zweierlei betrübt; er hatte sich eingebildet, daß sein Neffe Komödie spiele und sah statt dessen sein Jesuitengesicht in Thränen gebadet, in wirkliche Thränen, und beim ersten Blick in die eigene Seele nahm er eine Erbärmlichkeit wahr, die instinctive Befriedigung, vielleicht fünfzig Lire gespart zu haben. Denn es schien ihm nun klar wie der Mittag, daß wenn sein Mündel ihm ordentlich auf den Leib gerückt, wie er das so gut verstand, ihm fünfzig blanke Lire aus der Tasche gekommen wären, er hätte nicht gewußt wie.

Ach ja, es war eine Erbärmlichkeit, daß ein Don Quixottino seiner Stärke eine solche Liebe zu den Liren bewahrte und sie so sehr über andere höhere Interessen setzte, daß er sagen mochte: Nichts weiter?

Es mußte sogleich wieder gut gemacht werden.

„Anna,“ fing er an, „ist ein gesetztes Mädchen, hat immer gewußt, was sie that, als sie acht gute Partien ausschlug, und es wundert mich nicht, daß sie jetzt einen Vetter wie Dich ausschlägt, mit einigen Jährchen weniger als sie und ohne einen Pfennig. Deine Gage als Secondelieutenant reicht Dir vielleicht nicht einmal im Februar aus; in den Schaltjahren reicht sie gewiß nicht, räumst Du das ein? . . . Du siehst, daß Anna vollkommen recht hat. Ich begreife, daß man mit Wenigem leben kann, wenn man den guten Willen und die Liebe hat.“ . . . .

Der Mündel unterbrach den Onkel, um zu bemerken, daß seine Cousine Anna ein kleines Vermögen habe, das ihr von ihrem seligen Vater zugefallen, und daß sie von den Zinsen desselben und der eigenen Gage mit einiger Sparsamkeit und sehr viel Liebe leben könnten. Michelet hatte ihn dies eheliche Paradoxon gelehrt, daß zwei weniger ausgeben, als einer allein — zweifelte Onkel

Leone etwa daran? glaubte er einem so humanen, so tiefen Schriftsteller, wie Michelet nicht?

Onkel Leone, durch den Neffen selbst auf die Kanzel erhoben, von welcher er immer seine fruchtlosen Predigten als Vormund gehalten hatte, fing damit an, ihn zu versichern, daß jener Satz nicht von Michelet, dem Philosophen, sondern von Madame Michelet sei, welche mit eheherrlicher Zustimmung auf ihre Weise philosophirte — dies nicht, um jenem Satz, noch um der Philosophie der Frauen ihren Werth zu nehmen, sondern nur aus Gerechtigkeit — und fuhr dann fort, andere Paradoxa vorzubringen, welche sicherlich dem starken Geschlecht zu denken geben mußten. „Zugestanden," sagte er, „daß zwei weniger ausgeben, als einer — und es ist noch nicht bewiesen — könnte dann aber Madame Michelet sagen, daß drei weniger ausgeben, als zwei und vier weniger als drei? Da sitzt der Knoten; der Ehestand hat auch diese kleine Unbequemlichkeit, an die man so oft nicht hinreichend denkt: daß er meistens Kinder von verschiedenem Geschlecht zur Folge hat, und zwar nackt und mit vielem Hunger, wie tiefsinnig ein moderner Autor bemerkt; und wenn nun der pater familias nicht auch immer eine volle Börse hat, dann kann er sich die Haare ausraufen, wenn er deren besitzt, ohne darum dem Hunger abzuhelfen, der im Haus ist."

Diese Worte, in spöttischem Ton gesprochen, machten auf Guiglelmo ganz und gar keinen Eindruck; erfüllten aber den Vormund, der sie vorgebracht, mit Staunen, sie schienen ihm hart und cynisch. Wenngleich sie einen bitteren Hohn enthielten, hatten sie ihn doch keine Mühe gekostet; er hatte sie so leicht hingeworfen, als könne seine Seele nie mehr etwas Mildes hervorbringen und in seiner Zufriedenheit darüber legte er alle Würde ab, um ganz gemüthlich zu fragen, wie Guiglelmo es gemacht habe, sich in die Cousine zu verlieben, welche Narrheiten er ihr vorgeredet, welche Hoffnungen er noch nähre, nachdem er einen Korb bekommen . . .

Und war es denn ein Korb gewesen?

Ja, zuerst — ein Korb rundweg; aber Guiglelmo hatte sich nicht für besiegt erachtet, hatte gebeten, geschworen, geweint zuletzt, und umsonst. Anna's Mama weinte auch und würde sich einer so stürmischen Liebe ergeben haben, aber Anna nicht. Onkel Leone, der stillschweigend zuhörte, dachte: „Das war brav, Anna!"

„Ja, aber eine Drohung, eine furchtbare Drohung hatte das Mädchen nachgiebig gemacht, hatte vielleicht das Nein ausgetilgt."

„Eine Drohung?" fragte Onkel Leone, der sich plötzlich schwach werden fühlte. — Guiglelmo wollte nichts sagen; es war nur so eine allgemeine Drohung.

„Hättest Du das Herz gehabt, Anna etwas anzuthun?" drang der Vormund mit strengem Ton in ihn.

„Anna tödten? Ich sie tödten? Ihr kennt mich alle nicht."

Es schien klar, daß Guiglelmo, um aus seinem Kopfe oder Herzen die mächtige Leidenschaft zu vertreiben, die dort eingezogen, sich eine Revolverkugel in den Kopf oder das Herz gejagt hätte — aber er wollte von dem schwarzen Vorhaben nichts bekennen. Also ruhte die Sache in Gottes Schoß und auch ein wenig in den Händen des Onkels; denn das Mädchen hatte den Gedanken gefaßt, einen so bewährten und so gütigen Verwandten um Rath zu fragen.

Gütig, Onkel Leone? Onkel Leone gütig? Don Quixottino, ja, der war gütig; aber die Zeit Don Quixottino's war unwiderruflich dahin.

„Ah, wirklich," sagte der Vormund ironisch, „Du hast geglaubt, daß nun Dein Onkel sich zum Mitschuldigen einer Eselei machen könnte, wie die, welche Du begehen willst? Ich danke Dir."

Aber kaum, daß er diese verletzenden Worte gesprochen, wollte er doch seine Macht nicht mißbrauchen und fügte kalt hinzu: „Und was sollte ich thun, um Dir zu helfen?"

Ihn ergriff nicht die Furcht, daß er dem Vorsatz untreu werde, sich nicht mit den Angelegenheiten Anderer zu befassen; denn da es hier zum letzten Male geschah und ihn vollkommen gleichgültig ließ, so war keine Gefahr, in den früheren Stand zurückzufallen. Immerhin, bevor Guiglelmo die Worte zur Erwiderung gefunden, wiederholte Onkel Leone die Frage mit einer Variante: „Also, was soll ich thun, um Dir den Hals brechen zu helfen?"

Nichts, als in Anna's Haus gehen, sie beruhigen, ihr sagen, daß Guiglelmo von nun an ein Mann sein werde (der Onkel schüttelte den Kopf), daß er sich geändert habe (der Onkel zweifelte daran); — doch, er habe sich wirklich geändert, denn die Liebe thut diese Art von Wundern — und daß, wenn Anna Ja gesagt, Guiglelmo nicht mehr zu erkennen sein werde, er werde sich auf das Sparen verlegen, werde seine Schulden bezahlen . . . und man werde sehen, wessen er fähig.

Onkel Leone fuhr fort, den Kopf zu schütteln, wobei er satanisch lächelte, damit man ganz klar sehe, daß er sich nichts weißmachen ließe; als aber der Neffe verstummte und den grausamen Onkel mit einem jammervollen Blicke von unten nach oben ansah, da tilgte er den Spott von den Lippen, indem er einfach versicherte, daß Alles möglich sei. Kann man in drei Worten sich skeptischer ausdrücken?

„Willst Du das wirklich? Ich gehe zu Anna, berichte ihr Alles, was Du mir gesagt hast, schildere ihr Deine thörichte Ueberspanntheit, und wenn man sich von Deiner Narrethei rühren lassen will, so wird das ein Zeichen sein, daß die Narrheit ein Familienübel ist."

Guiglelmo war innerlich nicht beruhigt, er wollte ein einfaches Versprechen, daß der Vormund Anna von . . . der Sache nicht abrede. Schon war er im Begriffe, zu gehen, schon hatte er die Thürklinke in der Hand, da besann er sich, daß er ohne einen Pfennig in der Tasche sei, und sich stracks umwendend, setzte er dem Onkel die Pistole auf die Brust: „Es incommodirt Dich doch nicht, mir vierzig Lire zu borgen? Morgen bekomme ich meine Gage, übermorgen hast Du Dein Geld zurück."

Onkel Leone wollte dem unverhofften Angriff Stand halten, aber er fand nicht sogleich die Redensart schicklicher Abwehr bereit. Indessen rettete der Instinct ihn wenigstens zur Hälfte.

„Ich glaube, daß ich auch keinen einzigen rothen Heller habe," stammelte er, und nachdem er einen ernsten Blick in seine Brieftasche geworfen, fügte er hinzu: „Ich kann Dir zwanzig Lire geben, wenn Du sie willst." Er zeigte, indem er so sprach, den Rand einer Banknote. Es war ein Papier, das durch viele, nicht sonderlich rein gewaschene Hände gegangen; aber welche Hoffnung blieb dem

Onkel Leone, daß der Mündel es nicht wolle? Zum Ueberfluß fragte er noch einmal: „Willst Du sie?“

Guiglelmo antwortete ja, er wolle sie, steckte das Geld ein und stürzte die Treppe hinunter wie ein Gassenjunge, wobei er einen großen Lärm mit dem Säbel machte.

VIII.

Leone kehrte schlechtgelaunt in sein Zimmer zurück: er hatte abermals zwei Sünden auf dem Gewissen; er hatte versprochen, das Schifflein eines ziemlich lockeren Ehebundes in den Hafen führen zu helfen, und er hatte eine Banknote davon fliegen lassen, welche niemals wieder ins Haus zurückkommen würde. Ja, wenn er es recht überlegte, mußte er sich sagen, daß diese Ehe zu ermuthigen, eine Dummheit sein würde, und nicht nur eine Dummheit, sondern eine wahre und wirkliche Schlechtigkeit. Mochte Guiglelmo denken, was er wollte, Onkel Leone würde ihm nicht behülflich sein, Anna ins Unglück zu stürzen, sie, die eine gute Tochter war, gut und ebenso klug wie schön.

Er schickte sich eben zu einem Besuche seiner Nichte an, der er zureden wollte, bei ihrem Nein zu bleiben, als, kurz vor Dunkelwerden Schwägerin Agata erschien, die Mutter des jungen Mädchens.

Sie war ein gewaltiges Frauenzimmer, ein weibliches Monument, welches nur zu dem Zwecke gemacht schien, alle Bewerber um die Hand ihrer Tochter, wer oder was sie auch sein möchten, von einem solchen Vorhaben abzuschrecken; doch dies nur so lange sie schwieg. Denn wenn sie den Mund öffnete, wenn sie ein flötenartiges und schmachtendes Stimmchen daraus hervorgehen ließ, welches durch mannigfache Pausen noch lieblicher ward, so sah man alsbald, daß die Feierlichkeit des Monumentes eine Fiction der spaßhaften Natur sei.

„Theurer Schwager,“ hob die weinerliche Musik an, „ich komme zu Dir, weil Du allein ein verwandtschaftliches Herz hast und nur Du uns einen Rath geben kannst. Ich werde niemals vergessen, was Du Gutes an uns gethan, zu der Zeit, wo mein Seliger starb . . . . wir waren jung damals, Anna zählte kaum vierzehn Jahre . . .“

Don Quixottino, also angerufen, tauchte für einen Augenblick auf, versank aber sofort wieder in die Tiefe, als Leone die Serenade der Signora Agata kurz und bündig mit den Worten unterbrach: „Ich weiß Alles.“

„Wie hast Du es aber angestellt, Alles zu wissen, da ich Dir ja noch gar nichts gesagt habe?“

„Ich weiß, ich weiß, Du bist zu mir gekommen, damit ich Dir sage, was Du thun sollst, um Dich von diesem Zudringlichen zu befreien. Muß ich es Dir noch einmal wiederholen, daß Guiglelmo ein loser Bursch und ein Taugenichts ist?“

Die colossale Dame schien ganz verdutzt über diesen außerordentlichen Scharfblick des Onkels Leone, welcher fortfuhr:

„Mein Neffe wird später einmal zu seinem Verstand kommen, das scheint mir sicher; er wird reif werden, wie die Mispeln, mit der Zeit und mit . . . den Dummheiten: diese jedoch, die er jetzt begehen will, ist die größte von allen, die er in Zukunft noch begehen kann. Ich wollte, daß ich mich irrte, aber es

ist so. Anna hat einmal Nein gesagt, sie fahre fort, Nein zu sagen, und sie wird es nicht bereuen."

Agata entfesselte einen Seufzer ihres geräumigen Busens, und die klägliche Musik erklang in abgerissenen Tönen:

„Ach, ach, meine Tochter hat uns Alle betrogen, indem sie sich selber betrügen wollte. Dieser Schalk von Cousin weiß so viel zu reden, weiß so gut Comödie zu spielen. . . ."

„Und nun?"

„Und nun hat Anna sich in ihn verliebt. Auch als sie Nein sagte mit solcher Sicherheit, auch da war sie ihm gut, und mit diesem Neinsagen ist sie so weit gekommen, daß sie mich jammert."

„Ist es denn möglich?"

„Auch ich habe so gesagt — ist es denn möglich! Ich habe es bis gestern gesagt; aber nach der letzten Scene, welche Guiglelmo machte (es war gestern Abend, acht Uhr, eine Scene, wie wenn er ein Besessener und Tobsüchtiger wäre), hat sich Anna mir an den Hals geworfen und Alles gestanden."

Onkel Leone fand keine Worte.

„Und nun, was thun? . . . . Sieh', deswegen bin ich zu Dir gekommen. Rathe Du mir."

„Es ist die alte Comödie!" dachte Leone bitter; „wenn wir keinen Rath zu geben haben, immer dann findet sich Jemand, der uns darum bittet. Was sollen wir thun?" fügte er laut hinzu; „es bleibt nichts Anderes übrig, als sie zu verheirathen. Das heißt nein; ich werde mit Anna reden. Wer weiß, ob ich ihr nicht die Kraft geben kann, die sie im Stiche gelassen; in diesem Falle wird sie für einige Zeit aufs Land gehen können, bis unser Guiglelmo sich ändert . . . und Anna vergißt . . ."

Ungläubig schüttelte Mama Agata das Haupt.

„Ich kenne meine Tochter," begann sie wieder in Moll; „sie ist ernst, ist gescheidt, aber sie hat den Familienfehler: sie ist edelmüthig; sie konnte nicht lang einer Leidenschaft widerstehen, welche sie eingeflößt hat. Es scheint, daß Guiglelmo dies gewußt, als er ihr gestern sagte: ‚Was kann ich dafür, daß ich Dich so sehr liebe? Da ist es geschehen, daß Anna den Muth sinken ließ und nicht mehr nein zu sagen vermochte. Mein Neffe müßte sehr schlau sein, wenn er nicht so verliebt wäre, wie er sich zeigt. Wer weiß? Er kann ein guter Ehemann werden; er wäre nicht von unserem Blut, wenn er nicht ein wenig Edelsinn besäße. . . . Was sagst Du dazu?"

Dem Onkel erschien die Sache ganz anders; aber er schwieg, und die Musik Agata's drang auf ihn ein:

„Welchen Rath gibst Du mir?"

„Ich gebe Dir den Rath, welchen zu vernehmen Du gekommen bist, den, welcher Deinem Wunsch entspricht. Thue nach Deinem Belieben, thut nach Eurem Belieben; mögen sie sich heirathen und damit abgemacht. Du wirst hernach Deine Heiligen und Deine Madonna anrufen, daß sie aus ihrem Paradiese die Sache wieder zurecht flicken, welche Du mit Deinem Verstande nicht hast in Ordnung bringen können. Es gibt auch ein Sprichwort darüber, welches sagt:

man schickt sich unterwegs in die Last. Jedoch die Ehe ist eine große Last und der Weg immer lang — wenn man ihn mit Beschwerde zurücklegt."

„Das ist leicht gesagt; verheirathen wir sie! Aber ein Secondelieutenant braucht eine Mitgift, und damit Anna über ihre vierzigtausend Franken verfügen könne, müßte ich mich ins Grab legen. Und wahrhaftig, für was bin ich noch gut in dieser Welt?"

Drei Takte Pausen, dann begann Onkel Leone streng:

„Was für ein Lied singst Du mir da? Eine Mutter ist immer nützlich, wenn sie nicht, wie in Deinem Fall, nothwendig ist. Du weißt es wohl. Was sind das nun für Redensarten? Und dann muß mein Bruder seiner Tochter wenigstens doppelt so viel hinterlassen haben, als zur Mitgift erforderlich ist."

„So glaubten die Leute, weil ich sie bei dem Glauben ließ; aber der Selige verbrauchte viel. Er liebte, sich's in Gesellschaft wohl sein zu lassen, und es ist Einem nicht wohl darin, wenn nicht viele Flaschen alten Weins entkorkt werden. Dann hatte er den herkömmlichen Fehler unseres Hauses — er wollte immer bezahlen. Manchmal spielte die theure Seele auch — Gott gebe ihr die ewige Herrlichkeit! — unschuldige Spiele, Tarock und Vingt-un; aber er verlor stets, so daß ich bei seinem Tode viele Schulden bezahlen mußte und die Mitgift Anna's sich auf ein Geringes reducirt hat."

Leone suchte die Augen der Schwägerin und hielt sie mit den eigenen fest; und nachdem er aufmerksam das ungeheure Frauenzimmer im Ganzen geprüft und sich überzeugt hatte, daß sie keinerlei Arglist barg, fragte er:

„Auf wie viel?"

„Auf weniger als dreißigtausend, auf achtundzwanzigtausend und dreihundert in Staatsschuldscheinen. Eine Kleinigkeit kann ich noch thun, aber wenig, wenig, denn Du weißt es, ich bin nicht reich, und der Antheil, der mir aus der Erbschaft des Seligen zugefallen ist, genügt kaum, um davon zu leben."

Leone stand einen Augenblick in Gedanken, dann sprach er:

„Anna wird mir vielleicht Recht geben; wenn meine Worte sie nicht bewegen, wollen wir zusammen uns etwas ausdenken."

Auch Anna hatte sehr viel darüber nachgedacht, und sie stehe nicht an, all' die unmöglichen Ideen vorzutragen, welche ihr gekommen; aber eine, die noch unmöglicher sei, als alle anderen, wolle sie nicht sagen. Leone redete ihr gelassen zu, nur ja damit herauszurücken.

Also, Onkel Leone könne für denjenigen Theil der Mitgift, welchen Anna nicht mit in die Ehe bringe, Bürgschaft leisten. Es sei eine reine Formsache; Guiglelmo würde die Zinsen nicht verlangen.

Onkel Leone hingegen war der Meinung, daß Guiglelmo sogar sehr im Stande wäre, sie zu verlangen. Agata, ohne ihren Schwager ins Gesicht zu sehen, verlor keine Zeit, um wie ein braves Weib, welches ein Ziel zu erreichen hat, diesem etwas näher zu kommen, indem sie hinzufügte:

„Du riskirst nichts, die Regierung wird zufriedengestellt, und Anna und Guiglelmo sind glücklich."

Onkel Leone unterbrach sie langsam:

„Es fehlen zwölftausend Lire, damit Anna ihren Secondelieutenant heirathe; möge Guiglelmo warten, bis er Hauptmann ist, und es werden kaum viertausend fehlen."

Dieser Gedanke, der für Agata ganz neu war, verdiente mindestens ein wenig Ueberlegung; während welcher der schlaue Onkel boshaft bemerkte:

„Wenn Guiglelmo die Kraft hätte, die Generals-Epauletten zu erwarten, dann könnte er Anna ganz ohne Mitgift heirathen; aber Guiglelmo, ich kenne ihn gut, besitzt nicht so viel Geduld. Er würde in der langen Carrière müde werden."

„Und wahrhaftig, er hätte Recht," versicherte Agata.

„Ich sage nicht nein; ich verlange nicht einmal, daß er warte, bis er Hauptmann ist. Aber ein paar Jahre kann er seinen Verwandten zugestehen, welche dann wenigstens sähen, ob der Bräutigam bei seinem Vorsatz bleibt. Warten wir also — sagen wir ein Jährchen; es wird keine verlorene Zeit sein, versichere ich Dich. Wenn er Premierlieutenant ist, werde ich das, was an Anna's Mitgift fehlt, vorstrecken — leihweise versteht sich."

Agata hatte die Bedächtigkeit ihres Schwagers wohl erkannt; indessen machte sie noch einen letzten Versuch, an das vorgesetzte Ziel zu gelangen, indem sie ein paar „aber" einwandte.

Doch Onkel Leone, stark in seinem guten Gewissen, schnitt jeden Zweifel mit dem einfachen und großartigen Satz ab:

„Wenn Guiglelmo Premierlieutenant sein wird, werd' ich, was an der Mitgift fehlt, Anna schenken — es soll die Hochzeitsgabe des Onkels Junggesellen sein."

Agata erhob die Arme zur Stubendecke, um zum Zeugen den Seligen anzurufen, der ihr immer nahe sei — wiewohl er in Wahrheit vorzog, sich ein wenig in der Höhe zu halten.

„Siehe, welch' ein Herz Dein Bruder hat!" rief sie aus.

Nun schien Don Quixottino sich ganz wiederzufinden. Da er sich nicht zu sagen wußte, ob er eigentlich verdrießlich oder zufrieden sei, so tröstete er sich mit dem Gedanken, daß eine Umwandlung, welche ihm das Herz verhärtet, nicht wünschenswerth sei, oder wenigstens er hatte sie nicht gewünscht. Den Pappdeckelhelm fortschleudern, nicht mehr mit Windmühlen kämpfen, praktisch und vernünftig sein, das war allerdings das neue Ideal Leone's; aber ein bischen Herz hätte doch auch noch Platz in seinem Leben, und die Gerechtigkeit, das Erbarmen sammt den übrigen Tugenden desgleichen. . . .

Agata ging vergnügt von dannen, um ihrer Tochter die frohe Nachricht von des Onkels Edelmuth zu bringen, nebst der Meldung, daß besagter edelmüthiger Onkel am anderen Tage in Person kommen werde, ja, daß er gleich gekommen wäre, wenn er an diesem Abend nur noch eine Viertelstunde frei gehabt hätte.

IX.

Aber alle Viertelstunden des Onkels Leone waren von den schwierigen Operationen seiner neuen Laufbahn als Don Juan in Anspruch genommen. Diesen Abend hatte die Signora Ighisse Empfang und die ersten Elemente der

Galanterie verlangten, daß man dabei nicht fehle. Vielleicht würde auch die schöne Ypsilonne kommen, um ihrer Freundin kein Unrecht zu thun — und das würde gewonnene Zeit sein.

Das kleine Fest im Haus Ighisse war dem des vorigen Abends im Haus Ypsilonne sehr ähnlich. Es waren fast dieselben Personen da, und man konnte, während der ersten Tänze, von den naiveren Ballschönheiten Bekenntnisse, wie diese, im Flug erhaschen: ich habe bis Mittag geschlafen, oder bis eins, oder gar bis zwei; Viele hatten kaum so viel gegessen, um sich aufrecht halten zu können, und Alle hatten andere Toiletten. Aber die Abende der Signora hatten die Eigenthümlichkeit, daß der Gemahl sich für verpflichtet hielt, die Honneurs seiner Häuslichkeit zu machen. Im Haus Ypsilonne konnte man, bei einigem guten Willen, den Hausherrn nicht zu grüßen, dies mit aller Bequemlichkeit haben — hier nicht. Der junge Wechselagent Ighisse präsentirte sich am Ausgang des Vorsaals mit seinem behäbigen Gesicht, in welchem sich zwei leuchtende Aeuglein und ein großer lächelnder Mund öffneten. Die ganze Woche hatte er auf der Bank zu thun oder machte seine Partie Tarock im Club; aber am Samstag Abend opferte er sich zu Ehren des Hauses Ighisse. Er hatte seiner Gemahlin schöne Säle gegeben, in welchen sie die Freundinnen empfangen konnte. Die Freundinnen und die Freunde, versteht sich. Dieser vortreffliche Mann machte darin keinen Unterschied; er hatte dieselbe neutrale Liebenswürdigkeit für Alle, bewillkommnete Leone mit zärtlichem Händedruck und vielen warmen Dankesworten an das gütige Geschick, das ihn hergeführt, worauf dieser nichts Anderes zu erwidern wußte, als daß er demüthig gestand, ein rechter Bär geworden zu sein.

Wenn man ein Unrecht gesteht, so ist es halb schon vergeben, und der behäbige Wechselagent verließ den neuen Don Juan in der Mitte des Saales, nachdem er ihm selbst den Gegenstand seiner Wünsche in einem plaudernden Kreise schöner Damen gezeigt hatte.

Don Quixottino wollte sich nähern, entschlossen, seines Vortheils wahrzunehmen. Jedoch die schöne Ighisse, die ihm den herrlichen Rücken zuwandte, ließ ihn die entblößten Schultern sehen, wie zwei Magnolien, die sich eben entfaltet haben. Ein fröhliches Lachen versetzte sie plötzlich in eine Bewegung, welche hingereicht hätte, einen Heiligen schwindeln zu machen. Dieser Anblick hielt ihn zurück; er war noch nicht so geschickt in seiner neuesten Kunst (er mußte sich's selber sagen), um den scherzenden Ton zu vertragen. Unter vier Augen konnte er wohl solch' ein spöttisches Gelächter zum Schweigen bringen; aber mit einer ganzen Gesellschaft lustiger Frauen es aufzunehmen, das ging noch über seine Kräfte. Vielleicht war es auch der Gedanke an diesen großmüthigen Bankier, welcher am Samstag Abend auf seinen wohlgenährten Wangen das Lächeln des vertrauensvollen Ehemannes glänzen ließ, wie er an den Wochentagen im Fenster seines Bureaus das Gold zur Schau stellte, indem er sich einbildete, das Auge der armen Leute damit zu erfreuen. Konnte es nicht geschehen, daß ein Verhungerter ihm die Scheiben einschlüge, um das Gold davonzutragen?

Während er unruhig in der Mitte des Saales stehen blieb, wandte sich die Signora Ighisse plötzlich nach vorn, um einer Freundin entgegen zu gehen — eben jener prächtigen Baronin Ypsilonne, so daß Don Juan zwischen zwei Feuer

gerieth, die ihm das Blut entzündeten, zwischen zwei Blicke, die sein Herz durchbohrten.

Doch er zeigte sich der Gelegenheit gewachsen; er zauderte noch ein Weilchen, bis die beiden Schönen einen ganz zwecklosen Kuß ausgetauscht hatten, dann trat er näher, indem er sich dazu beglückwünschte, hier gerade im rechten Moment eingetroffen zu sein. Er glaubte seiner sicher zu sein und gelobte sich feierlich, noch an diesem nämlichen Abend der Herrin des Hauses eine Erklärung zu machen. „Ich muß Ihnen Etwas sagen," wollte er ihr ins Ohr flüstern — diese Einleitung war ihm immer am passendsten erschienen, um der Reue den Weg abzuschneiden. Und wirklich, auf diese wenigen Worte, welche Don Juan gemurmelt, sobald er in Schußweite war, stammelte die schöne Jghisse, über und über erröthend: „So sagen Sie mir's." — „Nicht jetzt, später," versetzte Leone. Und das Lämmlein faßte sich ein Herz und sprach: „Es wird eine lange und schwierige Sache sein. Sagen Sie sie mir's nach dem Thee. Sind Sie damit zufrieden?"

Leone war es nicht. Er setzte vielmehr jenem anderen Zug, welcher ihm bei jedem kühnen Vorhaben in den Weg trat, den Fuß auf den Nacken, sah seinem Dämon ins Auge und sprach wie ein Held: „Ich liebe Sie — liebe Sie — liebe Sie! Nun ist es gesagt."

Dann senkte er den Blick zu Boden und fügte halblaut hinzu: „Ich bete Sie an!"

Er wagte eine Weile nicht, zu der schönen Unglücklichen aufzuschauen, über welche diese Liebeserklärung wie ein Donnerwetter gekommen war; es war genug, daß er den eigenen Muth aufrecht erhielt. Als er durch das Schweigen des holden Geschöpfes bewogen ward, ihr Gesichtchen zu suchen, und es bleich, trostlos, wie vor Schreck und Mitleid verwirrt sah, da bereute er, was er gesagt hatte, und da er nicht wohl in die Erde sinken konnte, faßte er noch einmal so viel Muth, um zu sprechen: „Vergeben Sie mir, ich bin ein Rasender — ich gehe sogleich, sagen Sie, daß Sie mir vergeben, und ich gehe."

Der armen Jghisse kamen die schönen Farben wieder.

„Ich will nicht, daß Sie gehen," sagte sie mit einem Blicke voll heiterer Ruhe; „bleiben Sie, um mir zu zeigen, daß Sie wirklich bereut haben, und damit ich mich noch für eine . . . anständige Frau halten kann."

Diese letzten Worte waren kaum gemurmelt, und ein sanftes Lächeln milderte sie.

Wie konnte Leone nur bis zu diesem Augenblick übersehen haben, daß die schöne Frau, die er in ihrem eigenen Hause beleidigt hatte, auch eine gute Frau sei? Und ach! Nun fing er an, sie wirklich zu lieben, aber nun würde er auch nimmermehr ein Wort über die Lippen gebracht haben, um sich zu erklären.

„Was Sie mir noch zu sagen haben," fügte die Dame des Hauses mit vollkommen wiedergewonnener Fassung hinzu, „das werden Sie mir nach dem Thee sagen. Nicht wahr?"

Sie kehrte hierauf zu ihren Freundinnen zurück und nach einer Weile sah Don Quixottino, der auch wieder er selbst geworden war, die schönen Schultern, von denen er keinen Blick verwandt hatte, durch ein fröhliches Lachen bewegt.

Es ging ihm durch den Sinn, daß sie sich mit den Freundinnen über ihn lustig mache; aber er bereute sogleich den Argwohn, wie er alle dreisten Worte von vorhin bereut hatte.

Aus einer anderen Ecke des Saales warf die Baronin Ypsilonne ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. Anfangs sah Leone nichts, und als er verstand, was ihm dieses Auge sagte, da wandte er der Eroberung von gestern Abend den Rücken. Sein Weg war ihm vorgezeichnet, er wollte nur eine Frau lieben, und wählte die schöne Jghisse, die nichts von ihm wissen wollte, um sie schweigend zu lieben, um ihr alle schlaflosen Stunden seiner Nächte, alle gerechten Gedanken, alle rechtschaffenen Gefühle Don Quixottino's zu widmen.

Während der Zeit, die noch bis zum Thee fehlte, ward Leone durch einen eigenthümlichen Instinct nicht zur Signora Jghisse, sondern zu deren Gemahl hingezogen. Doch dem trefflichen Herrn war das strahlende Lächeln, mit welchem er vorhin seinen Gästen entgegen gegangen, völlig abhanden gekommen; er schien sich mit Ergebung zu langweilen. In dem Winkel eines entfernten Salons rauchend, hatte er auf den Knieen eine Zeitung, die er aufmerksam zu lesen schien, wenn ein hierher verirrter Gast, vielleicht gelangweilt wie er selber, auch nur im Geringsten Miene machte, mit ihm ein Gespräch anzufangen. Wenn der gelangweilte Gast sich dafür entschieden hatte, den Hausherrn nicht zu bemerken, legte dieser die Zeitung wieder auf die Kniee und rauchte weiter.

Don Quixottino hatte sich ihm mehrere Male vergeblich genähert. Ihn beseelte eine geheimnißvolle Macht, die er sich selber schwerlich zu erklären gewußt hätte. War es etwa Mitleid? Vielleicht war es Reue; er war dessen nicht sicher. Auf jeden Fall trieb ihn ein sonderbares Wohlwollen, sich an die Stelle dieses Mannes zu versetzen, welcher melancholisch eine Virginia-Cigarre verdampfen ließ, während kurz zuvor sein glattrasirtes Gesicht wie von einem Freudenfeuer geleuchtet hatte.

Leone glaubte viele Worte gefunden zu haben, um ihn aus seiner verdrossenen Langeweile aufzurütteln; er hätte mit ihm von seinem prächtigen Fest, vom Agio des Goldes und von der Schönheit seiner Frau sprechen wollen. O ja, von dieser vor Allem. Damit dieser unvorsichtige Mann die gute, die schöne, die feine Genossin, welche das Schicksal ihm zur Seite gegeben, umsomehr lieben möge, würde er ihm von der ehrfurchtsvollen Bewunderung Aller für das herrliche Geschöpf geredet haben. Aber der Wechselagent, hinter der Zeitung verschanzt, schien nicht aufgelegt, die Langeweile gegen ein Gespräch zu vertauschen, und Don Quixottino stand wie ein armer Sünder da, bis er sich ein Herz faßte, den lässigen Herrn zu stören.

„Was sagt die Zeitung Neues?"

Nichts Besonderes, meinte der Bankier Jghisse; ihm war als ob er das Wenige, was er überflogen, schon anderwärts gelesen habe. Doch so wären die Zeitungen, sagte er; sie thäten nichts, als heute zu wiederholen, was sie gestern schon gedruckt hätten, und in einem Telegramm auf der dritten Seite zu melden, was bereits auf der ersten geschrieben stände. — Das ist freilich sehr richtig; aber als er genauer hinsah, bemerkte Leone, daß es die Zeitung vom Abend vorher war. — Ist es möglich? — Gewiß! — Nun, da der Journalismus gerecht-

fertigt war, konnte Leone zur Sache kommen; von der Ministerkrisis zur Geldkrisis und allmälig auf das glänzende Fest des Bankiers übergehen, um mit dem größten Glanze dieses Festes zu schließen ... mit der Signora Jghisse. Und er war nicht eher zufrieden, als bis er, kraft seiner Reue, den ganzen ehemaligen Don Quixottino wieder ins Leben rufend, die Vollkommenheiten der Herrin des Hauses gerühmt und eine Anspielung gefunden hatte, um dem Wechselagenten den wahren Schatz dieses seines Hauses zu empfehlen, damit er ihn nie gegen einen anderen vertausche. Im Vergleich zu diesem seien alle seine anderen Schätze — er sagte das nicht, er sagte: jede andere Befriedigung — nur Talmi. Und als die Theestunde gekommen war, wiederholte er mit halblauter Stimme der Signora Jghisse Alles, was ihn die Reue ihrem Gemahl hatte sagen lassen. Er wollte noch einmal, daß sie ihm verzeihe, bevor er zu Bett gehe, um von den beiden Magnolien zu träumen, die ein sanftes Lächeln bewege.

Die Baronin Ypsilonne war in seinem Herzen todt und begraben.

X.

Am folgenden Morgen erhob er sich sehr spät, und nachdem er sein Frühstück eingenommen, schrieb er in sein Memorandenbüchlein vier gedrängte Seiten, in welchen er Jemanden um ein wenig Mitleid und ... etwas Anderes, Unbestimmtes bat. Die Form war die eines Briefes, aber ohne Adresse; denn die schöne Jghisse sollte niemals etwas davon erfahren.

Nachdem er sich also mit seinem Gewissen aufs Beste abgefunden hatte, erinnerte sich Leone des seiner Nichte gegebenen Versprechens und besuchte sie noch an diesem Nachmittag.

Sie war ein gutes Mädchen, die arme Anna, und ebenso schön wie gut; unter einer nachdenklichen Stirn blickten zwei gütige Augen, fragend in einer einfachen Weise, nicht herausfordernd, nicht kindlich, aber offen. Für Leone war es ein Räthsel, daß diese schönen Augen nicht bis auf den Grund im Herzen des Mannes gelesen haben sollten, auf den sie sich geheftet; aber wer weiß, ob Anna diese Schärfe des Blickes nur für die Dinge hatte, die schön und für die Menschen, die gut waren — vielleicht schloß sie die Augen vor der Lüge und war für das Mißgestaltete blind. So dachte Leone. Er, nein, er war nicht so beschaffen: er sah sogleich alles Häßliche und durchschaute die Lügen; und wenn es ihm schlecht bekommen war, daß er sich an den Betrügern hatte rächen wollen, die er nicht zu ehrlichen Leuten machen gekonnt, so würde er doch nun den guten Menschen die Augen öffnen, damit sie nicht das Opfer grausamer Täuschungen würden.

Der guten Anna offenbarte er freimüthig den ganzen Argwohn seiner Seele. Guiglelmo sei bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke ein Subject, das man mit der Zange anfassen müsse, oder wenigstens, wenn es einem Mädchen widerstrebte, Jemanden auf diese Weise in der Ehe zu behandeln, wenigstens mit aller möglichen Vorsicht. Nur deswegen (das heißt, nein, nicht nur deswegen, denn Onkel Leone sei nicht so reich, wie sie glaubten, und zwölftausend Lire bedurften erst einer kleinen Vorbereitung), vor Allem deswegen habe er gesagt, daß man, wenn die Heirath denn einmal stattfinden solle, doch wenigstens die Beförderung des Verlobten abwarten solle. Inzwischen möge Anna, die ja immer so klug gewesen,

die Sache sich noch einmal überlegen; gute Partien hätten ihr bisher nicht gefehlt, wenigstens zwölf Andere würden sich ihr bieten, wenn sie nicht darauf bestehe, sich mit dem Cousin den Hals zu brechen.

Onkel Leone, indem er so sprach, hatte noch ganz die ernsten und nachsichtigen Worte, die ihm so gut standen in der Rolle des Don Quixottino. Er hatte sich der beiden Hände des Mädchens bemächtigt, welches von den ersten Worten an sich los zu machen strebte; und hielt, als er bemerkte, daß der Widerstand nicht aufhörte, sie weniger fest, damit Anna nach ihrem Gefallen thun könne. Sogleich lösten die Hände des Mädchens sich aus den seinen und sanken ihr zu beiden Seiten nieder.

„Wir erwarteten es," sagte Anna traurig und blickte zu Boden.

Sie sagte nicht mehr, aber es war genug, damit Onkel Leone sich verletzt fühlte. Nicht so sehr demüthigte ihn der Gedanke, daß seine Großmuth nicht für aufrichtig, gehalten würde oder daß man glauben könne, er bereute sein Anerbieten, als daß man sein väterliches Gefühl nicht anerkennen wolle.

„Ihr erwartetet es?" fragte er ohne einen Schatten von Bitterkeit. „Wenn Du ehrlich sein willst, Du erwartetest ganz und gar nichts. Er allein hat Dir in den Kopf gesetzt, daß ich, nach nochmaliger Erwägung, Alles versuchen würde, um Euch nicht heirathen zu lassen — das heißt, um die zwölftausend Lire zu sparen, die ich Deiner Mutter versprochen habe. Sag' Deinem Onkel die Wahrheit; leugne wenigstens, wenn Du kannst, daß mein Neffe Dir Etwas gesagt hat ... Siehst Du? Aber Du magst ihm sagen, daß ich niemals eine Silbe von meinen Worten zurücknehme — Du magst ihm mehr sagen, nämlich, daß ich, falls Dir die Augen vor jener Zeit aufgehen sollten und Du nichts weiter von ihm wissen wolltest, ich zu der Mitgift das Doppelte von dem beisteuern würde, was ich versprochen habe."

Diese Worte, wenngleich nicht feierlich, nicht theatralisch, mußten doch einen großen Eindruck bei einem gewöhnlichen Frauenzimmer machen; Anna erhob kaum die Augen.

„Wirst Du ihm das sagen?" drang Onkel Leone in sie; und da das Mädchen nicht antwortete, fügte er hinzu: „Nein, sage ihm Nichts. Es ist vielleicht besser. Erinnere Du Dich allein dessen, was ich Dir gesagt habe, und damit genug."

Da erhob Anna die Augen, um ihrem Onkel ins Gesicht zu sehen, und mit ihren beiden Händen ergriff sie seine, welche sie an die Lippen führen wollte.

„Was wirst Du nun thun?"

Der Entschluß wurde in wenigen Worten gegeben, welche Anna ohne Zaudern hervorbrachte — „ich liebe ihn zu sehr!"

Onkel Leone seufzte und blickte gen Himmel.

* * *

Aber Onkel Leone gab nicht nach. Sein armer Bruder, bevor er die Augen zum letzten Schlummer schloß, hatte ihm gesagt: „ich empfehle Dir meine Tochter, welche morgen keinen Vater mehr haben wird." Er hörte immer diese Worte; er hörte sie, wie sie von der im Fieberschauer des Todeskampfes gebrochenen Stimme gemurmelt worden waren, und er nahm sich vor, der mit dem letzten Händedruck übernommenen Verpflichtung treu zu bleiben. Er war froh, mit

lauter Stimme sagen zu können: „Dies wenigstens ist kein Kampf gegen Windmühlen; mir ist, als ob ich es mit Händen greifen könnte, daß Guiglelmo ein schlechter Gatte sein wird; da das Schicksal mir eine rechtmäßige Waffe in die Hand gibt, will ich Anna wenigstens für ein Jahr vor der Ehe bewahren. Wer weiß, ob die Zeit nicht das Uebrige thut."

Aber selbst mit der Klugheit sollte Don Quixottino kein Glück haben.

Wenige Tage nachher machte der Secondelieutenant einen neuen Angriff auf den Onkel, spät am Morgen, als er noch im Bette war.

„Ich empfange Dich so, weil ich seit einiger Zeit schlecht schlafe. Ich schließe vor der Morgendämmerung kein Auge. Weiß der Himmel, woher das kommt."

Guiglelmo erklärte, in derselben Lage zu sein. Er wüßte aber nur zu gut, woher seine Schlaflosigkeit komme — sie komme von der Cousine. Nach seiner Empfindung habe sich Anna wie ein Nagel — er wußte nicht recht, sollte er sagen ins Gehirn, ins Herz, vielleicht in sein ganzes Dasein gebohrt, und was er auch beginne, er könne ihn nicht wieder herauskriegen, nicht einmal vor dem Obristen, zur Stunde des Rapports.

Worauf Onkel Leone der Wahrheit gemäß erklärte, daß Anna bereit sei, den dummen Streich zu machen; er möge darum nicht allzusehr jammern — aber Guiglelmo jammerte noch mehr als zuvor. Er sei von Allem unterrichtet! — Von Allem! — Ja, er wisse, daß der gute Onkel ihn noch ein ganzes Jahr unter der Zucht halten wolle . . . in der Hoffnung, daß diese Zeit genügen werde, um seine Braut, oder gar ihn, anderen Sinnes zu machen. Ob es vielleicht nicht wahr sei?

Und weil Onkel Leone keine Lügen sagen wollte, sagte er die ganze Wahrheit.

„Ja, es ist wahr; ich traue Dir nicht, ich traue Deinem Temperament, ich traue Deinen Jahren nicht. Ich weiß sehr gut, daß diese Heirath eine Eselei ist, deretwegen Ihr alle beide Euch an die Brust schlagen werdet; ich weiß, daß Du glaubst, ich hätte das meiner Schwägerin in einem Augenblicke der Großmuth gegebene Versprechen bereut, und daß Du Anna vorhergesagt hast, ich würde Alles thun, um sie Dir zu entfremden — nur um nicht zu bezahlen. Leugne es, wenn Du das Herz hast."

Guiglelmo war ein Held; er leugnete mit einer Unverschämtheit, welche Jedem das Blut ins Gesicht getrieben haben würde, der boshaft genug gewesen wäre, die Wahrheit zu vermuthen. Aber Onkel Leone, der einmal dabei war, Alles zu sagen, hielt sich bei einem solchen Hinderniß nicht auf.

„Ich will Dir glauben, daß Du das Anna nicht gesagt habest; aber wisse, daß Dein Verdacht nicht ganz unbegründet gewesen wäre; ich bin eigens zu Anna gegangen, um Anna zu sagen, daß diese Heirath ihr Unglück sein würde. Sieh' mich nicht so groß an; es ist unnütz. Dies ist die Wahrheit. Du wirst mir sagen, daß ich Dir versprochen, mich mit Deinem thörichten Handel zu beschäftigen — und ich habe mich damit beschäftigt nach meinem besten Wissen und Gewissen — es ist mir nicht gelungen und nun — mög' es Euch wohl bekommen. Damit jedoch über meine Absichten kein Zweifel bleibe — nicht Dir, denn daran wäre mir nichts gelegen, aber den Anderen — so hab' ich gesagt, daß ich, wenn Anna eine vernünftigere Wahl treffen will, das Doppelte der versprochenen

Summe zu zahlen bereit bin, und zwar sogleich. Das habe ich gethan und gesagt; und nun laß mich in Frieden."

Onkel Leone erwartete, daß Guiglelmo in großen Zorn gerathen und sich stolz aufrichten werde, um zu erklären, daß er keinen Fuß mehr in das Haus des Onkels setzen wolle und es ihm anheimgebe, sein Versprechen zurückzuziehen. Aber nein — er brach plötzlich zusammen, brach dermaßen zusammen, daß er, nach einem Versuch, sich an der Bettstelle zu halten, einen hohen Sessel umarmte — und, damit seine Verzweiflung nicht das Ohr eines grausamen Onkels erreiche, in das Leder der Lehne biß. In der That erreichte sie es nicht völlig, schon wegen des großen Lärms, den der Säbel gemacht hatte und bei jeder Bewegung erneute; doch schien es, als ob Guiglelmo Jemanden um Erbarmen anflehte — wer weiß, wen — jedenfalls nicht das Leder, das er, ohne Mitleid für ein altes Familienmöbel, zwischen den Zähnen hatte; und dann?

Onkel Leone, wiewohl er, sehr wenig neugierig auf den Ausgang dieses Schauspiels, liegen blieb, ohne sich nur einmal halb aufzurichten, konnte doch nicht umhin, zu vernehmen, wie der Comödiant seine selige Mutter anrief, daß sie ihn hier sterben lassen möge, auf dem alten Stuhl, auf welchem auch die Großmutter gestorben sei.

Da rüttelte sich Onkel Leone auf.

„Mach' ein Ende," rief er mit rauher Stimme. Aber Guiglelmo machte kein Ende. „Hör' auf!" wiederholte er sanfter; und Guiglelmo tobte noch ärger.

Dem Onkel blieb noch eine Waffe, die Klingelschnur, welche, stark gezogen, die Magd herbeigerufen haben würde zum Beistand gegen das Wüthen der Savoyischen Cavallerie. Aber es widerstrebte ihm, sich dieses Gewaltmittels zu bedienen, und er sagte streng:

„Wenn Du nicht bald aufhörst, so ruf' ich, damit man sehe, wessen ein großer Junge mit Epauletten fähig ist."

Guiglelmo beruhigte sich plötzlich, und indem er sich vom Sessel erhob, ließ er seinen Onkel ein Antlitz sehen, das in Thränen gebadet war, in wirklichen Thränen.

„Trockene Dir das Gesicht ab," befahl der gerührte Vormund.

Guiglelmo wollte nicht. Was lag ihm daran, ein trockenes Gesicht zu haben, wenn das Herz gequält war bis zum Tode?

Und Onkel Leone, welcher Thränen lang zu widerstehen nie vermocht hatte, beging die Dummheit, seinen Gegner überzeugen zu wollen. In diesem vergeblichen Kampf zog er den kürzeren; denn es genügte, daß Guiglelmo sich stellte, als ob er von seinem Unrecht überzeugt sei, hierauf eine alte Schneiderrechnung producirte — und Onkel Leone war abermals um fünfzig Lire leichter.

„Es ist unnütz, ich bin immer ein Esel gewesen," dachte Onkel Leone, als er allein war. „Aber wenn nichts Anderes, so weiß er jetzt, woran er ist und wird nicht mit neuen Geschichten kommen, um Anna vor der Zeit zu verlangen. Wenn er dennoch kommt, werde ich unerbittlich sein."

XI.

Ueber einen Punkt konnte Onkel Leone's Gerechtigkeitsgefühl nicht hinwegkommen, wie sehr er sich auch bemühte, das Gegentheil zu denken: dies war sein seltsames Benehmen gegen die arme Ypsilonne, die so hübsch gepudert und so fügsam war. Wenn es ihm herrlich gelungen, sich von der schönen, theueren, angebeteten Yghisse zurückzuziehen, so war es, weil die beiden Bewegungen, der Angriff und die Flucht, unüberlegt gewesen; er hatte seine Thorheit bekannt, sie war ihm verziehen worden, und nun schien es ihm, als ob er die holde Spröde wirklich liebe. Jedoch die Andere? ... deren Hand er in der Fensternische ergriffen, dieses biegsame Frauchen, welches großer Dinge fähig schien und ihn mit den Augen ermuthigt hatte, dieses Weib des Potiphar, was mochte sie von ihm denken? Wenn er in sein früheres Selbst zurückblickte, bemerkte er wohl, was ihm hier zum Erfolge gefehlt — der Muth, die Kraft und das Vertrauen — ja, das Vertrauen; denn Onkel Leone war ungläubig, sogar skeptisch geworden.

Allerdings ungläubig, sogar skeptisch war er immer gewesen, aber nur für die äußeren Dinge; jetzt aber hatte der Zweifel sein ganzes Ich erfaßt und Verwüstungen darin angerichtet. O, er war nicht mehr der Don Quixottino von ehemals, sicher nicht; aber während er sich mit gutem Gewissen über seine Verwandlung freute und nur das zu bedauern schien, daß sie noch nicht vollendet sei, kam ihm doch leise schon der Argwohn, daß der thörichte Enthusiasmus, der in ihm erloschen war, die Täuschungen, die ihn irre geführt in der alten Zeit, der ehrliche Glaube an sich und die Anderen, mehr werth gewesen, als die gegenwärtige Sicherheit. Und was für eine Sicherheit! ganz und gar, Verstand und Gefühl, Gedanke und Herz — Alles, Alles, die Beute eines Zweifels zu sein, eitel auch er, wie die Gerechtigkeit, wie die Liebe.

Darüber dachte er einen ganzen Morgen lang, und nach ein Uhr begab er sich in das Haus der Signora Ypsilonne. Es war kein Empfangstag, und deswegen ließ ihn die schöne Dame, die seinen Besuch anzunehmen geruhte, volle zehn Minuten warten, um sich noch schöner zu machen; als sie erschien, umgeben von einer Aureole von Spitzen, welche ihre ganze Person umflossen, und wie gehüllt in eine Wolke von Puder und Parfum, glaubte Leone hinter sich den alten Dämon zu spüren, welchen er, in so vielen Jahren hartnäckigen Kampfes, noch nicht völlig zu überwinden vermocht hatte. Doch es war nur ein Moment; kaum hatte die Schöne, um ihn herauszufordern, das Haupt geneigt und von unten herauf ihn mit einer unwiderstehlichen kleinen Schelmerei angeblickt, kaum hatte sie ihm zugelächelt, um ihn die azurblauen Aeugelein und die schimmernden Zahnreihen sehen zu lassen, so war auch schon Don Quixottino auf seiner Hut, um sich gegen die verrätherische Lockung in Vertheidigungszustand zu setzen. Aber um sein früheres Ausbleiben zu rechtfertigen — was sollte er der schönen Ypsilonne sagen? Eine Lüge. Er war krank gewesen, hatte das Fieber gehabt. — „O, Sie Armer! Und nun?“ — Nun war er vollkommen wieder hergestellt.

Der Ton, mit welchem er seine Genesung versicherte, sollte zugleich Reue über die Kühnheit in der Fensternische und den Vorsatz ausdrücken, dergleichen nicht wieder zu begehen — aber auf diesem Ohre hörte die schöne Ypsilonne nicht; ganz bereit, einen einfältigen Liebhaber fahren zu lassen, wenn er nicht

noch geschieht wurde, wollte sie doch eine stillschweigende Erklärung nicht stumm beantworten.

Und der reuige Don Juan fügte Lüge zu Lüge, um sich sterblich verliebt in das Weib Potiphar's zu stellen, aber ebenso auch entschlossen, den Helden zu spielen, nämlich den keuschen Joseph.

Die Sache wurde nicht deutlich gesagt, und so lange eine Möglichkeit war, sie nicht zu verstehen, ergab sich die holde Ypsilonne nicht; zuletzt, da der Glaube geschwunden war, verschloß sie sich in ein einsilbiges Gespräch, von einem Gähnen unterbrochen, welches nie zur rechten Zeit unterdrückt ward. Als er das Haus verließ, mußte Don Juan den Leuten Mitleid einflößen; ja selbst Don Quixottino fand ihn bejammernswerth.

Und nunmehr, was thun? Nichts thun, lustig über Alle lachen; immer dem eigenen Triebe folgen, das Häuflein der Thorheiten noch vermehren und — immer lachen.

* * *

Aber aufrichtig lachen, ist keine leichte Sache.

Wie wenig auch nur ein reumüthiger Don Quixottino von seiner alten Natur behalten haben mag: wenn er in der Welt dem Spotte der Thoren begegnet oder den fröhlichen Späßen Derer, die lustiger sind, als er, so zieht er sich in einen Winkel zurück, um nachzudenken; ihm treten alle möglichen Ungerechtigkeiten vor die Seele, und zuletzt richtet er sich darauf ein, nur ein inneres Leben zu führen, das heißt, sich selber zu genießen, einzig und allein sich selbst.

So machte es Leone an dem Tag, an welchem er merkte, daß zwei der schönen Ypsilonne abgestattete Visiten nicht wohl aufgenommen worden, und daß die anderen, häufigeren, bei der geliebten Jghisse die Aufmerksamkeit der Müßiggänger erregt hatten.

„Glücklich, wer Dich sieht, Leone!" hatten sie ihm gesagt; „Du kommst nicht mehr in den Club, Du bist nicht mehr im Café, nicht mehr beim Billard; Du hast Besseres zu thun, Du! Wir wissen es."

Der Name Jghissen's ward nicht genannt, aber es war unzweifelhaft, daß man sie meine. Doch kaum sprach Einer von ihnen, der ein noch größerer Tagedieb war, als die Anderen, ihren Vornamen aus (einen so schönen und theueren, daß er ihn nur in der Verborgenheit zu murmeln wagte), so fühlte Don Quixottino das Bedürfniß, zu lügen, und betheuerte, daß an all' diesen Geschichten nichts Wahres, außer dem Schein, und da ihm daran gelegen sei, woran jedem Ehrenmann gelegen sein müsse, nämlich auf einer schönen und jungen Frau keinen Schatten zu lassen, so würde er sich beeilen, auch den Schein zu beseitigen.

Waren sie nun zufrieden?

Ganz und gar nicht! Möge er immerhin nach seinem Gefallen handeln; wenn er es nicht wäre, würde es ein Anderer sein ...

In dieser Nacht, bevor er sich zur Ruhe begab, schwur Leone sich selber, keinen Fuß mehr in das Haus Jghisse zu setzen, noch in das Haus Ypsilonne, noch in das anderer liebenswürdiger Damen, noch in das von Freunden oder Verwandten. Und in kürzester Frist, indem er erkannte, wie falsch ein sonst wohlbeglaubigtes Sprichwort, sagte er sich, daß man allein immer in schlechter Gesellschaft ist. Nichtsdestoweniger blieb er allein.

XII.

Um die endlos lange Zeit hinzubringen, umgab er sich mit Todten: mit Erinnerungen und alten vergessenen Büchern. Der heilige Augustin, welchen er in seiner ersten Jugend gern zu Rath gezogen, hatte weniger Glück, als er jetzt wiederum auf die Probe gestellt ward — er vermochte keinen Trost zu spenden, zeigte sich vielmehr verwirrt und in seinen Behauptungen nicht recht sicher. Montaigne dagegen, welcher sich rühmte, an Allem und sogar an sich selber zu zweifeln, erschien ihm aufrichtig und fest. Er suchte aus seiner Bibliothek die Philosophen hervor, welche ihn einst am tiefsten bewegt hatten, um von ihnen allen jetzt Beistand zu verlangen; er fand Chamfort scharfsinnig, aber Sklave des eigenen Geistes. La Bruyère schien ihm ein Carricaturist, der die Nasen und Ohren der menschlichen Schwächen übertrieben schildert, in der Absicht, sie zu verbessern, in Wahrheit aber ohne anderen Erfolg, als die Schwäche in dem Gedanken zu bestärken, daß es noch sehr viel Andere gibt, die schlimmer sind. Pascal, La Rochefoucauld kamen ihm ein wenig pedantisch vor; und die Anderen mehr mit sich, als mit ihren Nebenmenschen, beschäftigt.

Das Ergebniß war, daß die alte Philosophie nicht mehr für ihn taugte; von der neuen, da er sie noch nicht hinreichend kannte, wollte er sich sogleich unterrichten. Er ging bei Spencer, bei Darwin, bei Schopenhauer in die Schule und entnahm ihren Büchern viele, einander widersprechende Ideen, die ihn oft in Bewunderung über die moderne Dialektik versetzten.

Dennoch dachte er: vielleicht sind diese statistischen Angaben, diese Classificationen nur Hirngespinste; wer genau zusähe, würde den Trugschluß erkennen. Aber zumeist flößten diese Lehren ihm Schreck ein vor dem letzten Resultat, zu welchem er, wenn er sich nicht heftig dagegen wehrte, kommen zu müssen schien — nämlich an nichts Heiliges, nichts Edelmüthiges, nichts Ideales mehr zu glauben. Wohl hatte er sich vorgesetzt, alle Ideen von Gerechtigkeit in die Luft zu werfen, aber aus Aerger und nur auf eigene Rechnung. Daß jedoch die Materie so stark auf der menschlichen Creatur lasten sollte, um nur noch ihre unabänderlichen Gesetze gelten zu lassen: das konnte er nicht hinunterbringen. Also hat der menschliche Gedanke jede Freiheit verloren, seitdem die Seele davon gegangen? Und ist die Seele denn wirklich davon gegangen, wie diese gewichtigen Bücher ihm zu sagen schienen, ohne jedoch es immer und offen eingestehen zu wollen?

Leone lehnte sich nicht auf, wie Don Quixottino gethan haben würde; aber er wollte wenigstens diejenigen Ideale sich erhalten, von welchen er bisher gelebt, und schloß die Bücher, welche ihm Qual bereitet hatten.

* * *

Nach dem letzten Versuch, welchen er gemacht hatte, um Anna vor Guiglelmo zu retten, hatte er sie nicht mehr besucht. Wer weiß, was sie nicht Alles in der ganzen Zeit gedacht haben mochte — daß Onkel Leone ihr zürne; daß er, bei so viel Nachsicht gegen Andere, nur für den Neffen und die Nichte seine außerordentliche Grausamkeit aufspare; daß er mit der ersten Besten, ja mit der Köchin, sich verheirathen werde, um den Verwandten, die nach ihrem Eigensinn handeln wollten, jede Hoffnung abzuschneiden.

Mit solchen Gedanken ging Onkel Leone zu seiner Nichte.

Merkwürdig aber war, daß sie seinen Blick nicht ertragen konnte — daß sie den ihren senkte, daß sie sich verfärbte, daß sie zu stammeln begann und zuletzt sagte: Nichts, Nichts werde im Stande sein, sie von Dem zu trennen, der vor Gott ihr Gemahl — das heißt, verbesserte sie sich, ihr Bräutigam sei. In der That, unter so vielen Gedanken, welche dem Onkel gekommen waren, hatte sich auch dieser geregt — aber nur ein Mal und einen Augenblick — der gerechte Mann hatte ihn sogleich zurückgewiesen.

Hier trat Mama Agata ein; sie trat muthig herein, mit dem Ausdruck einer heldenhaften Frau, die irgend Jemanden besiegen will — sich selber vielleicht — und Onkel Leone bemerkte das sogleich. Denn auch diese seine ungeheure Schwägerin hielt seinem ahnungslosen Blicke nicht Stand; es schien, als ob diesem Monument die Basis abhanden gekommen, sie bewegte sich in den schwierigsten Stellungen, aber ohne ihm dabei ins Gesicht zu sehen. Onkel Leone dachte die sonderbarsten Dinge, um sich das Benehmen zu erklären, er fühlte sich sogar versucht, sie geradheraus zu fragen, hielt aber in Zeiten an sich, that, als ob ihm gar nichts aufgefallen wäre, und nachdem sie eine halbe Stunde die gleichgültigsten Gespräche geführt, schwebte ihm noch immer auf den Lippen die unausgesprochene Frage: „Was ist geschehen?" Erst als er gehen wollte, fiel ihm ein, daß Guiglelmo, wenn er wirklich so von der Liebe verzehrt werde, wie er sagte, doch wenigstens einmal in der ganzen Zeit sich hätte sehen lassen müssen, zumal seine Kaserne nicht zwei Schritte weit entfernt war. Aber er dachte: vielleicht hat ihm sein Hauptmann Arrest gegeben! Und diesen Gedanken sprach er aus.

Nein, er war nicht in Arrest; er werde gewiß binnen Kurzem kommen, erwiderten die beiden Damen, indem sie eine Verlegenheit zu überwinden suchten, welche dem geübten Auge eines Einsamen nicht entging.

Aber siehe, da war der Herr Lieutenant in Person und in großer Uniform, ganz leuchtend, ganz schimmernd, ganz Säbel, so stark war das Gerassel, als er das Vorzimmer durchschritt. Durchaus ungezwungen beeilte er sich zuerst, seine Anna zu umarmen, welche ihrerseits über und über roth ward, aus Furcht, dem Onkel zu mißfallen; dann drückte er der künftigen Schwiegermutter und zuletzt dem Honorarvormund die Hand. Er erklärte sogleich die ganze Veranlassung: es war der Namenstag des Obersten, deswegen hatte das Officiercorps sich festlich geschmückt und dem Obersten noch hundert solcher Tage gewünscht, womit dieser zufrieden war.

Die beiden Frauen hatten ihren alltäglichen Ausdruck wieder angenommen, und nun ward es Onkel Leone klar, daß Alles, was ihm durch den Kopf gegangen, keine Spur von Begründung hatte. Irgend Etwas jedoch verbarg man ihm sicherlich; und als sie draußen auf der Straße waren, fragte er den Herrn Lieutenant darnach. Aber dieser hatte eine gewisse bewunderungswürdige Manier, indem er Mund und Augen weit öffnete, die Dinge da zu lassen, wo es ihm gefiel, daß sie blieben. Diese Miene des Erstaunens bestärkte den Onkel Leone immer mehr in dem Verdachte, daß ihm Etwas verheimlicht werden solle.

Und nun ging ihm eine wahrhaft teuflische Versuchung durch den Sinn: nämlich, einen Anschlag ins Werk zu setzen, den er, in langer Erfahrung und Kenntniß der Menschen, immer hatte glücken sehen; spornstreichs in das Haus der beiden Frauen zurückzukehren, sie plötzlich zu überfallen und ihnen zu erklären, daß Guiglelmo ihm Alles gesagt hatte. — Was denn? — Alles! — Diese böse Versuchung hielt während des ganzen Rückwegs und noch auf der Haustreppe an; als er eingetreten, war sie fort. Aber irgend eine kleine Lüge an Stelle jener ersten, deren Erfolg so sicher war, mußte er doch sagen, und während er unter den vier erstaunten und bestürzten Augen der beiden Frauen nach einer suchte, erschien das verlegene Schweigen wie feierlicher Ernst und die ersten Worte, die aus dem Munde des Onkels kamen und die ehrlichsten und aufrichtigsten von der Welt waren, erzielten ein Resultat, das der ausgezeichnetsten Lüge nicht zu Theil geworden wäre.

„Guiglelmo hat mir so viel gesagt —"

„Was hat er gesagt?" fragte Anna mit gepreßter Stimme, während Agata die Augen zur Decke hob.

Bei welchem Vorgang Onkel Leone sogleich bemerkte, daß mit dieser Dame leichter fertig zu werden sei, und an sie wandte er sich.

„Es ist unnütz, die himmlische Barmherzigkeit anzurufen; von Dir, hörst Du, von Dir allein will ich Alles wissen, was er mir verborgen hat. Guiglelmo mag recht, er mag unrecht gethan haben, zu sprechen, ich weiß es nicht, ich will es nicht wissen ..."

„Aber was hat er denn gesagt?" drang Anna schüchtern in ihn; — der unversöhnliche Onkel hörte nicht und brachte seinen Satz zu Ende:

„... von Dir, die Du Urtheil hast, verlange ich die ganze Wahrheit."

„Was hat er denn gesagt?" wiederholte Anna noch einmal.

„Nichts," erwiderte der Onkel; „nimm an, daß er nichts gesagt habe, und laß uns einen Augenblick allein. Deine Mutter wird mir Alles sagen."

Anna lächelte leicht, indem sie hinausging — ein Zeichen, daß die Sache nicht so ernst war oder ihr nicht so schien; und auch Dame Agata, gestärkt durch diesen Anblick der Tochter, versuchte es und lächelte und zögerte nicht lang, Alles auszuplaudern. Und es war — beim Namen Gottes! — kaum der Mühe werth, eine Kleinigkeit, ein wahres Nichts. Es hatte sich vollzogen unter dem Auge Gottes, ihres Schöpfers, des Allmächtigen, der in alle Herzen sieht ... sie liebten sich ja so sehr, daß wenigstens zu wissen, sie seien verbunden. ...

„Und Du hättest sie heirathen lassen, ohne daß ich Etwas davon erfahren?" unterbrach sie Onkel Leone.

Doch das war ja ganz unmöglich!

„Was hast Du mir da gesagt? ... Und die Mitgift? ... Und das Aufgebot? Ah, hättest Du wirklich die Dummheit gemacht, sie kirchlich trauen zu lassen?"

Dame Agata lächelte.

„Sprich, hast Du diese Thorheit wirklich begangen? Und findet sich noch ein Priester mit so wenig Gewissen, um zwei unerfahrene Seelen in die Hölle einer solchen Ehe zu stoßen? Ja? — hat er sich gefunden? Und Du siehst das

Unheil nicht ein? Und fürchtest nicht die Folgen? Bist Du so blind, wie Du dick bist?"

Dame Agata lächelte nicht mehr; sie wollte zuerst zornig werden, begnügte sich aber zu sagen, daß auch ihr Seliger durch den Segensspruch der Kirche ihr angetraut worden, und daß, wenn der Himmel Etwas zusammengefügt hat —

Abermals unterbrach Onkel Leone die schöne Sentenz, um sie besser zu vollenden.

„Wenn der Himmel ein Officierchen von geringer Einsicht und ein Mädchen, das nur sehr wenig davon besitzt, unter den Augen einer verblendeten Mutter zusammengefügt hat, die so gut wie ganz ohne Einsicht ist, dann freilich bleibt dem Standesbeamten oft nichts weiter zu thun. Denn es ereignet sich häufig, daß das Officierchen von den Worten des Gesetzbuchs nichts mehr wissen will und zu seiner Bequemlichkeit sich mit dem Latein der Sacristei begnügt."

Nachdem er diese Worte mürrisch genug gesagt hatte, setzte er sich den Hut auf den Kopf und suchte die Thür, ohne mehr hören zu wollen.

XIII.

Auf der Straße überlegte er sich's besser. Guiglelmo hatte sein Vorhaben erreicht und ihm ohne viel Complimente die Hand in die Tasche gesteckt; denn der Einfaltspinsel von Onkel, wenn er ihn mit Anna kirchlich getraut wußte, würde nicht zögern, die Schatulle zu öffnen und die Summe herauszuholen, die zur Mitgift erforderlich. So würde die Posse, die in der Kirche begonnen, ihren Abschluß auf dem Standesamt finden.

Aber allerdings, Guiglelmo hatte ihm nichts gesagt; wenn Onkel Leone Etwas gewittert hatte, so war das der Harmlosigkeit der Frauen, die sich nicht zu verstellen wußten, und dem eigenen Scharfblick zuzuschreiben. War es glaubhaft, daß dieser große Junge, von liebender Ungeduld ergriffen, sich seine künftige Gattin habe sichern wollen, indem er ihr den Ring an den Finger steckte, und daß er dabei stehen blieb? Onkel Leone kannte einen Mann, der so gehandelt haben würde, er war auch geneigt, zu glauben, daß es deren noch einige Andere gebe; doch er zweifelte an Guiglelmo, und deshalb mußte man dafür sorgen, daß er auch die Civilehe schließe.

Mit diesem Vorsatz ging er geradeswegs in dessen Kaserne.

Der Secondelieutenant ließ den Zorn des Onkels mit vieler Ruhe über sich ergehen; und kaum, daß es ihm gelungen war, in diesem Strom von Worten eine Pause zu entdecken, so schob er die Frage ein: „Was ist denn Schlimmes dabei?"

Und in der That, heute war das Schlimme noch nichts, vielleicht — aber es konnte morgen oder übermorgen anfangen; das Schlimme bestand einzig in der Gefahr, Mann und Frau nur im Angesicht des Himmels zu sein ...

So dachte Onkel Leone, und wie er dachte, sprach er; ohne Umschweif, mit ruhigem und anscheinend harmlosem Gesicht, aber mit seinem ganzen Sehvermögen nach dem geringsten Anzeichen spähend, welches auf dem Gesichte Guiglelmo's etwa erscheinen könnte.

Aber es erschien nichts. Eine Stunde früher, vor dem Besuche beim Obersten, hatte ein überflüssiges Rasirmesser es völlig glatt gemacht, und so blieb es.

Umsonst, daß Onkel Leone Andeutungen fallen ließ, nach denen Guiglelmo hätte greifen sollen. Er griff nicht darnach; und als der Vormund, von einem ganz richtigen Gedanken ausgehend, ihm die Nothwendigkeit auseinandersetzte, die Civilehe zu schließen, welche die Nothwendigkeit bedeutete, ihm die Mitgift zu vervollständigen, selbst da wurde Guiglelmo nicht warm; kaum, daß er „danke" sagte — sie hätten Alles wohl überlegt und wollten Niemandem ein Opfer auferlegen. Er würde sich seines Glückes unwürdig fühlen, wenn er die Großmuth des Onkels mißbrauche. Dieser solle nur Anna fragen, und er würde dieselbe Antwort bekommen.

Das ernsthafte Wesen des Secondelieutenants schien absichtlich darauf angelegt, den Onkel in Wuth zu versetzen, aber dennoch hielt er an sich; ohne auch nur das Mindeste von Allem zu glauben, was Jener ihm vorredete, sagte er einige Worte, um dessen Gründe zu widerlegen, und vergebens. Guiglelmo hatte eine unvergleichliche Schlußwendung gefunden: „wir haben geschworen, daß unser Glück Niemandem beschwerlich fallen soll, wir nehmen Deine Großmuth in der Gestalt an, die Du ihr gegeben hast; wir werden uns bürgerlich trauen lassen, sobald ich zwei Streifen an der Mütze habe — bis dahin werden wir zu warten wissen."

Nunmehr begriff Onkel Leone, daß Guiglelmo nichts mehr zu erwarten habe. Seine Nichte, diese verständige und tugendhafte Anna, diese geschiedte und ernste Person, welche immer die Achtung Aller verdient, hatte sich in einer Falle fangen lassen von einem noch unbärtigen Jüngling! War es denn möglich! Er versuchte, seinen Neffen zu bestürmen, ihn mit hundert Vernunftgründen in die Enge zu treiben, aber der Secondelieutenant blieb unerschütterlich bei seinem Vorsatz, bis Onkel Leone, in der Verzweiflung seiner Ohnmacht, ihm ein Wort an den Kopf warf, welches er immer zurückgehalten: „Aber bedenk', Unglücklicher, bedenke: wenn Euer Verhältniß Folgen hätte!" ...

Er hatte kaum das Wort ausgesprochen, so bereute er es schon; aber Guiglelmo ließ ihm nicht lange Zeit, sich mit Zweifeln zu quälen. „Wir sind Mann und Frau," sagte er, „vor unserer Ehre .... wir befinden uns in besserer Lage als viele Andere .... denn wir können, sobald wir wollen, die Welt zufrieden stellen und ihr geben, was ihr gebührt ... und dann ... und dann ... haben wir doch auch Vernunft."

Dem Onkel Leone sanken die Arme am Leibe hinunter, und der Athem ging ihm aus. Aber nur für kurze Zeit. Noch einmal erwachten in ihm die heiligen Grundsätze, denen er früher gehuldigt, noch einmal nahm er die Waffen auf, die sein Spott halb zerbrochen, und indem er den Papphelm aufsetzte, kämpfte er noch einen Kampf.

Don Quixottino war bitter und milde, mitleidig und grausam, nachsichtig und streng; aber umsonst. Guiglelmo hatte den Ausdruck verletzten Stolzes für diese Conjunctur angenommen. „Du würdest alle Gründe haben, von uns zu glauben, daß wir Dich hätten an die Wand drücken und die Hände in Deine Tasche stecken wollen. Das soll von uns nicht gesagt werden."

Don Quixottino versicherte demüthigen Tones, daß er dergleichen weder jemals gesagt noch gedacht hätte. Doch er erreichte nichts damit.

Hierauf hüllte er sich in Schweigen, um seine Gedanken zu sammeln, während der Lieutenant säbelklirrend auf und ab ging und irgend Jemandem irgend Etwas schwor. Zwei Fälle wären möglich, dachte der Onkel; entweder führte der Bräutigam die Comödie auf, damit er die Mitgift erhöhe, oder er hoffte, nachdem er die Ehe in so bedrohlicher Nähe gesehen, sich unversehrt noch herausziehen zu können. Aber bei der Gerechtigkeit des strafenden Gottes, das sollte ihm nicht gelingen!

„Höre," sagte Onkel Leone, indem er sich vor die Thüre stellte, „Du kommst hier nicht hinaus, wenn ich nicht Dein Wort als Ehrenmann und Soldat habe, daß Du morgen in das Municipium gehen und um das Aufgebot nachsuchen wirst. Wenn es sich um Geld handelt, so steh' ich für Alles; wenn Du Schulden hast, so bezahl' ich sie. . . Wenn Du nicht willst, dann muß ich glauben, daß Du auf Verrath sinnst, daß Du ein Elender bist und werd' es der ganzen Garnison sagen — der Oberst soll es wissen, der Kriegsminister soll es wissen, und Du wirst die Epauletten verlieren."

Guiglelmo lachte darüber, daß der Vormund in solchen Zorn gerathen.

„Aber wer hat Dir in den Kopf gesetzt, daß ich an so Etwas denke?" sagte er zuletzt mit großer Ruhe. „Wenn Du es durchaus willst, wenn die Sache Dir absolut nothwendig erscheint, so verlange ich nichts Besseres, als meine Anna vor dem Standesamt zu heirathen — meinetwegen morgen, wenn es möglich ist."

„Nein, Du weißt so gut wie ich, daß es nicht möglich ist."

„Nun gut denn, lassen wir morgen das Aufgebot machen. Aber welche Idee! Was für eine Vorstellung hast Du von mir, daß Du mich fähig hältst, Anna zu verlassen! Was hab' ich Dir gethan, diesen Argwohn zu verdienen?"

Don Quixottino, durch die Nachgiebigkeit seines Gegners besänftigt, demüthigte sich so weit, daß er um Verzeihung bat und sich laut darüber lustig machte, ein argwöhnischer Mensch gewesen zu sein.

Aber am anderen Tage zeigte sich's, daß es unnütz sei, zum Municipium zu gehen und das Aufgebot zu beantragen, wenn die beiden Verlobten nicht alle ihre Papiere vorlegen könnten. Guiglelmo fehlte der Geburtsschein und Anna irgend ein anderes Document. Inzwischen, während der Lieutenant an den Bürgermeister seines Ortes telegraphirte, thaten Onkel Leone und Frau Agata was sie konnten, um die Mitgift zusammenzubringen; und für Onkel Leone war es keine geringe Sache. Denn, mochte die ganze Welt denken, was sie wollte, Onkel Leone war nicht besonders reich, er war es nicht einmal in dem gewöhnlichen Sinne. Dennoch preßte er so viel heraus, als nothwendig war, und er würde keinen Seufzer darüber verloren haben, wenn Guiglelmo, nachdem das Opfer vollbracht, nicht noch einen kleinen Extra-Angriff auf den erschöpften Beutel gemacht hätte.

„Du weißt wohl . . ."

„Was?"

„Du weißt wohl, daß ich noch ein paar kleine Schulden habe; ich würde nicht davon gesprochen haben, wenn Du selbst mir nicht gesagt hättest, Du wolleſt sie bezahlen. . . ."

„Sind es viele?“

„Nein, nein, nicht der Rede werth.“

Don Quixottino überdachte seine Lage; er suchte nach der Kraft, nein zu sagen, und da er sie nicht fand, statt dessen vielmehr auf dem Antlitze seines erbärmlichen Widersachers eine Sicherheit las, die durch das ihm entschlüpfte Versprechen nur noch verstärkt war, so wollte er wenigstens vorsichtig sein.

„Bestelle Deine Gläubiger zu mir,“ sagte er mit gehobener Stimme; „ich werde Deine kleinen Schulden bezahlen . . ., vorausgesetzt, daß es kleine Schulden sind, verstehen wir uns recht!“

Was denn sonst! Die größte überstieg nicht sechzig Lire.

„Desto besser.“

Inzwischen aber, während das Municipium die Papiere erwartete, um Anna und Guiglelmo für das ganze Leben zu verbinden, ereignete sich eine neue Spitzbüberei des blinden Schicksals, eine haarsträubende Ungerechtigkeit, welche zu anderen Zeiten das kriegerische Gemüth Don Quixottino's befriedigt haben würde, jetzt aber, um die Wahrheit zu sagen, ihm äußerst lästig war:

Lucietta, die schöne Lucietta wurde krank.

(Schluß folgt.)

Berlin und Weimar.

Vortrag,

gehalten in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar den 31. Mai 1890

von

G. von Loeper.

In der Wahl des Themas zeigt sich die Absicht, in zwei Beziehungen pro domo zu sprechen. Es ist ein dauerndes Thema, ein thema perpetuum für uns, und so weit Weimar in Betracht kommt, liegt in ihm der Grund unseres Hierseins, die treibende Ursache unseres Bestehens als Gesellschaft beschlossen.

Berlin und Weimar! Jede der beiden Städte mag ihre Schattenseiten haben, uns sollen nur die Lichtseiten, die Licht, Wärme und Leben spendenden, beschäftigen, und zwar im engeren Sinne solche, welche beide Orte in Beziehung zu einander setzen, solche ferner, wodurch die von beiden vertretenen Richtungen sich ergänzen, solche endlich, wodurch hervortritt, daß die eine wie die andere zu unserer befriedigenden und vollen nationalen Wohlfahrt durchaus nothwendig ist.

Welche Bewandtniß hat es nun mit diesem Weimar? Woher die Anziehungskraft, die Stadt und Land ausüben? Wodurch vermögen sie ihre Eigenart neben so viel größeren deutschen Mittelpunkten zu behaupten und weiter zu entwickeln?

Müßig oder spielend möchte eine Vergleichung der Besonderheiten beider Oertlichkeiten erscheinen; unsere Erinnerungen an Tiefurt, Belvedere, Ettersburg haben ihre Sphäre für sich wie die an Sanssouci und Babelsberg; wir vermischen nicht die Empfindungen, welche uns in der Garnisonkirche zu Potsdam ergreifen, mit den Schauern der Fürstengruft: selbst das Goethe-Nationalmuseum und etwa das Berliner Rauch- oder Schinkel-Museum sind unvergleichbare Größen.

Wohl aber erscheint es gestattet, nach den inneren Gründen zu forschen, welche so Viele, auch unter den hier Versammelten, bewegt und bewog, aus der Ferne hieher zu pilgern und hier einen Mittelpunkt des Lebens und Wirkens zu suchen. Es weist dies auf eine Neigung hin, die schon ein Jahrhundert zurück,

bis in die Zeit der französischen Emigration sich verfolgen läßt. Schon Benjamin Constant gab Weimar eine europäische Bedeutung; er bezeichnet in seinem geheimen Tagebuche von 1804 Weimar als die einzige Stadt in Europa, wo man in Frieden und Sammlung eines geistigen Daseins leben könne; hieher, um den deutschen Geist zu suchen, wallfahrtete Frau von Stael, aber auch einige Jahre früher unser Jean Paul, und er stellte dieselben Eigenschaften mit etwas anderen Worten gerade Berlin entgegen. Von dort sehnte er sich zurück nach der Weimarer Genialität und den weimarischen Anhöhen: Anhöhen, nicht nur Uferhöhen der Ilm und Saale, nicht nur Höhen des Thüringer Waldes, sondern noch mehr Höhen des Geistes. Er sagt: „Poesie und Philosophie sind ein paar Anhöhen, die hier (in Berlin) mit allen anderen Anhöhen fehlen." Freilich, er sprach von dem Berlin des Jahres 1800, dem Berlin Nicolai's. Aber jene Anhöhen sind typisch für Weimar, jene „paar Anhöhen" reizen uns heute noch, wie einst Jean Paul, und wohl der Nation, der ein durch die Tradition geweihter reiner Culturort, wie einst den Alten Athen, der ein Rettungsmittel aus geistiger Noth stets zur Seite und gegenwärtig ist: die Hegire, die Flucht nach Weimar, die Flucht in unsere Gesellschaft!

Wie Goethe einst empfand, daß ihm in Frankfurt ein „Pempelfort, ein Düsseldorf dem Geist und Herzen nach" zu Theil geworden, so umschwebt uns in Berlin, und so Jeden unserer Gesellschaft an jedem Orte, ein Weimar dem Geiste und Herzen nach. Wir suchen das Heil der deutschen Cultur auch heute da, wo es unsere classische Zeit erblickte; keine Furcht, daß sie zur leeren Abstraction werde, davor schützt das Weiterleben der Nation in seinen Gestaltungen und Umgestaltungen, wie es sich in den größeren politischen, künstlerischen, commerciellen und industriellen Orten offenbart, in München, Stuttgart, Dresden, Hamburg und — in der Reichshauptstadt selbst.

Sie ist das endliche Erzeugniß der Geschichte, künstlich ebenso wie natürlich, frei geschaffen wie organisch geworden, und bei näherer Betrachtung finden wir auch hier in unserem idealen Weimar die Blüthen und Früchte einer langen historischen Entwicklung, ja, nach ihrer territorialen Seite, beide, Preußen wie Thüringen, durch angeborene Anlagen zu ihrer heutigen Form vorher bestimmt. Nicht erscheint dann die in Berlin vereinigte Staatsgewalt als Ausdruck gefährlicher und anmaßlicher Hegemonie, noch das in der Erinnerung wurzelnde geistige Leben Weimars als ein Luxus, der auch nicht sein könnte, nicht als ein Beiwerk der Cultur, sondern als deren nothwendiger Bestandtheil. Die Nation kann die ihr obliegenden höchsten Aufgaben nur durch Arbeitstheilung lösen, nur so sich als Nation vollenden. Berlin und Weimar übernehmen Functionen des deutschen Lebens, welche je von keinem anderen deutschen Fürstenhause, von keinem anderen deutschen Stamme, von keiner anderen deutschen Stadt und auf keine andere Weise so anpassend, so rein und so vollständig erfüllt werden könnten.

Aus einer Mark, der alten nordöstlichen Grenzmark, ist Preußen in fortwährendem Kampfe durch lange Jahrhunderte hindurch allmälig zu einer selbstständigen europäischen Macht, in harter Schule, erwachsen. Aber wie? Durch Betheiligung von ganz Deutschland. Nicht nur, daß seinem staatlichen Körper

Theile fast aller ehemaligen deutschen Kreise anwuchsen, und die erste Landesgrundlage kaum noch in dem künstlichen An- und Ueberbau zu erkennen ist: so haben am Werk, sehen wir auch von der süddeutschen Herkunft seiner Könige ab, die ersten Kräfte des nichtpreußischen Deutschlands mitgeholfen, die Stein und Hardenberg, die Blücher, Scharnhorst und Gneisenau, und noch bei dem letzten Aufschwunge, last not least, Graf Moltke. Wie jene staatliche Blüthe, ganz ebenso und noch in höherem Grade verdanken wir Weimars geistigen Frühling den aus allen deutschen Gauen ausgewählten, auf den vorbereiteten thüringischen Stamm gesenkten edlen Pfropfreisern. Wir wissen es Alle. Die Wieland, Goethe, Herder, Schiller, selbst der Kunst-Meyer, sie kamen aus allen Richtungen der Windrose, auf den Wink des großen Fürsten, hier ein neues Haus zu errichten. Was sie hier vorfanden, war aber das von Natur sangesfreudige und sangeskundige, vielgestaltige Thüringer Land, an und in sich ein Mikrokosmus Deutschlands, — wie man es wohl genannt hat — das Thüringen der Wartburg und des Sängerkrieges, das Thüringen Luther's, das Thüringen des Johann Sebastian Bach: nicht wie Brandenburg eine Mark gegen äußere Feinde, nein, im Herzen Deutschlands idyllisch geborgen, so fern von der Ost- wie von der Westgrenze, eine Heimstätte vor Allem geschaffen für den Frieden und die Ausbildung aller friedlichen Tugenden und Gaben. Wie in Brandenburg die Einheit, so floß hier die Mannigfaltigkeit aus den gegebenen Elementen. In beiden ist auf der natürlichen Grundlage ein Neues, ganz Unerwartetes, gleichsam auf künstlichem Wege, gezüchtet, mit diesem Neuen aber eine höhere Stufe erreicht, und diese, im einen wie im anderen Falle, der Nation zu einem allgemeinen, festen und bleibenden Besitze geworden.

Ist dies doch die Art aller höheren menschlichen Einrichtungen, wie der Ehe, der Familie, des staatlichen, des kirchlichen Lebens, daß in ihnen die gesetzgeberische Natur des Menschen ihr Genüge findet, die nicht rastet noch ruht, bis sie dem Original ihres Inneren, mit dem sie die mangelhafte Copie des natürlich Gegebenen vergleicht, näher und näher kommt, die äußere Welt umgestaltet, dazu sich die Werkzeuge erfindet, dazu sich die hülfeleistenden Menschen von allen Himmelsgegenden beruft. Es soll und muß dort auf den unfruchtbarsten Sandflächen, zwischen traurigen Kiefernwäldern, eine Metropole der Welt erstehen! Und ebenso mußten in einer ihnen fremden thüringischen Residenz der landesflüchtige schwäbische Dichter und der Stürmer und Dränger von Frankfurt zusammentreffen, Werkzeuge in den Händen einer höheren Macht, um Deutschland zu geben, was ihm fehlte, eine Literatur von allgemeiner Bedeutung. Beides Schöpfungen ersten Ranges, beides Quellen der Einheit für Deutschland, hervorgerufen ebenso sehr durch freien Willen als durch innere Nothwendigkeit, aber unabhängig eine von der anderen, weder räumlich noch zeitlich, noch nach den inneren Triebkräften zusammenfallend.

Anders verhielt es sich im goldenen Zeitalter der Elisabeth, anders im Siècle Louis Quatorze; da standen die großen Culturepochen im geraden ursächlichen Verhältniß zur ganz gleichzeitigen Staatsentwicklung. Unsere classische Periode erhob sich im umgekehrten Verhältniß zu unserer nationalen Macht, und es könnte scheinen, sie fielen noch jetzt auseinander, Weimar bedeute die Ver-

gangenheit, Berlin die Gegenwart und Zukunft; in Weimar spreche zwar das deutsche Volk, in Berlin aber der deutsche Staat, oder wenn in Berlin die Nationalität, so in Weimar das Weltbürgerthum.

Ist dies richtig? Hat Weimar bei den vaterlandliebenden Deutschen vorzugsweise als ein Sitz des Weltbürgerthums zu gelten? Liegt in der vorher als höchstes Culturmittel gepriesenen Flucht nach Weimar, als einem zweiten Mekka, nur ein kosmopolitischer Zug? Und ist unsere hier versammelte Gesellschaft als ein Organ, ja als die eigentliche Brutstätte einer vaterlandslosen Gesinnung anzusehen? Dürften wir, ohne Widerspruch mit unserem genossenschaftlichen Geiste, nicht patriotische Lieder, nicht die Wacht am Rhein singen?

Wir berühren da ein altes, noch neuerdings[1]) erörtertes Problem der Geschichte, das Verhältniß von Nationalität und Humanität.

Allerdings haben die Weimarer Dioscuren die Fahne des Weltbürgerthums hier offen entfaltet. Zur Zeit der französischen Umwälzung nennt Schiller sich bei Gründung der Horen nur „dem Leibe nach Bürger unserer Zeit", wir hätten „dem Geiste nach zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes Zeitgenossen aller Zeiten zu sein"[2]).

Goethe hatte anfänglich den indifferenten und passiven Standpunkt eingenommen, welchen die Worte der Prinzessin in seinem Tasso wiedergeben:

Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer ruhig zuzusehen,

diesen Standpunkt dann, als die Folgen der französischen Umwälzung immer bedrohlicher für Deutschland sich entwickelten, in seinem Epos „Hermann und Dorothea" verlassen, dieses vielmehr mit dem kriegerischen Aufrufe gegen Frankreich geschlossen:

Und gedächte Jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht,

nach dem Baseler Frieden aber der völligen politischen Hoffnungslosigkeit und Apathie Raum gegeben und „seine Sach' auf nichts gestellt". In einem seiner Briefe aus dem letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts findet sich die Stelle: „In dem Augenblick, da man überall beschäftigt ist, neue Vaterländer zu schaffen, ist für den unbefangen Denkenden, für den, der sich über seine Zeit erheben kann, das Vaterland nirgend und überall"[3]).

So vertrat auch Fichte noch 1804 den Standpunkt: „Der Staat, der jedesmal auf der Höhe der Cultur stehe, sei das wahre Vaterland der Gebildeten."

Man hätte also Recht, von einem vaterlandslosen Weltbürgerthum zu sprechen. Gleichwohl werden wir beide Dichter berichtigen, und ihnen die Deutschheit, die sie ablehnen, voll und voller als Jemand sonst, der sich damit brüsten möchte, zuschreiben müssen.

Die poetische Bewegung des vorigen Jahrhunderts entfaltete eben dadurch, daß sie sich isolirte, daß sie sich auf sich selbst zurückzog und rein poetisch blieb,

[1]) Von Pfleiderer.
[2]) Brief an Jacobi vom 25. Januar 1795.
[3]) An den Schweizer Hottinger, 15. März 1799.

um so reicher und tiefer das Innerste des Gemüths — also bewußt oder unbewußt, immer das eines deutschen Gemüths.

Goethe — auf den bei Erörterung der vorliegenden Fragen mich besonders zu beziehen, ich durch § 7 der Statuten verpflichtet bin — Goethe hatte die Hingabe des Menschen an die Kunst mit einer bisher in Deutschland ungewohnten Bestimmtheit und Ausschließlichkeit als ein neues Evangelium aus Italien mitgebracht. Mit tausend Zungen verkündeten es seine damals zuerst gesammelt erschienenen Schriften. Goethe war es eigen und ein Ausfluß der Wahrhaftigkeit und des Ernstes seiner Natur, mit einer von ihm überwundenen Bildungsstufe stets völlig zu brechen, eine einmal als mangelhaft erkannte Richtung völlig zu verwerfen, und Leben, Dichten und Wirken allein unter das Licht einer neu gewonnenen Ueberzeugung zu stellen. In Italien hatte er seine Sturm- und Drangperiode, und Alles, was aus ihr geflossen war, mit ihr zusammenhing und nur an sie erinnern konnte, mit tiefer Abneigung in den Bann gethan und mit jenen Schriften seiner eigenen schönen Vergangenheit den Scheidebrief ausgestellt. Er hatte eben die alte Schlangenhaut abgeworfen, und — so ganz war er persönlich Eins mit seinem Berufe — mit der Ausbildung eines neuen Kunstprincips, und eines neuen Stils auch einen neuen Menschen angezogen. Bei dem Bemühen, der ganzen Sammlung einen den neuen Grundsätzen entsprechenden, möglichst einheitlichen Charakter zu geben, ging viel von dem Blühenden und Zündenden der kleineren Dichtungen und Schriften seiner Frühzeit verloren, und die lebhaftesten fanden überhaupt keine Aufnahme. Goethe schien eifrig bestrebt, alle die Brunnen, die er selbst einst gegraben, wieder zuzudecken oder ganz zu verschütten. Selbst Schiller hat nie seinen Satyros, nicht seinen Prometheus, nicht die kleinen theologischen Schriften und die von deutscher Baukunst, vielleicht nicht einmal „Götter, Helden und Wieland" gekannt. So viel aber auch die kleineren Stücke unter der Umarbeitung gelitten haben mögen, die größeren Werke, Faust, Tasso, die lyrischen Gedichte, später Wilhelm Meister, gewannen unendlich, und so bezeichnet diese Schriftensammlung im Großen und Ganzen eine bisher in Deutschland nicht erreichte Kunststufe. Unter dem Zeichen dieses neuen Geistes geschah der Bund mit Schiller, und jene oben angeführten weltbürgerlichen Aeußerungen waren Ankündigungen einer neuen Macht, die von den Zeitgenossen in ihrer Bedeutung nicht erkannt und gewürdigt, in die deutsche Wirklichkeit getreten war. Das Wirken beider, durch die Aufnahme der Kantischen Philosophie ethisch vertieft, vermochte als Ausstrahlung eines höheren Geistes allein die niederdrückenden Elemente der Zeit zu überwinden.

Diese classische Periode also, diese neue Sprach- und Bildungsepoche, die reformatorische Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts in einem weltbürgerlichen Sinne und auf ästhetische Ziele weiterführend — war sie nicht die innerste Offenbarung des deutschen Geistes und des deutschen Herzens? Stellten wir uns mit dieser neuen Poesie und Philosophie, die für die classische Periode als untrennbar gelten müssen, als Nation nicht ganz auf eigene Füße? Sind wir in unserem Denken und Fühlen nicht erst seitdem völlig befreit von dem Gängelbande der romanischen Cultur? Allein nach der handelnden Seite wirkte in der allgemeinen Lethargie des vorigen Jahrhunderts, wo fast alle politischen

Pflichten unausgebildet oder vergessen waren, ein so hohes auf die letzten Ziele gerichtetes und den ganzen Kreis des Menschlichen umfassendes Streben, wie es hier in Weimar sich in Thaten und Leistungen offenbarte, fortreißend oder erhebend auf ganz Deutschland. Dichtungen wie Wallenstein, wie Faust, führten in die innerste Volksseele. Ein ursprünglich esoterisches Fühlen, Denken und Wissen — ich erinnere an Kant's kategorischen Imperativ — ward durch Beider Wirken und Werke popularisirt, so weit die deutsche Zunge reichte. Dem Staate abgewendet, auf allgemeine Bildungsziele gerichtet, wurden Goethe und Schiller durch den inneren Geist ihrer Dichtungen mehr und mehr Nationaldichter. Durch sie vollendete sich eine Literatur, die nach ihrem geistigen und sittlichen Gehalt, für den Fall, daß die antiken Literaturen aufhören sollten, die Grundlage unserer Jugendbildung zu sein, allein Ersatz bieten könnte. Durch sie trat der französischen Revolution Etwas gegenüber, das deren Wirkung auf das Innere, auf die Bildung des Charakters und Herzens weit übertraf und, wenigstens innerhalb Deutschlands erreichte, was unsere großen Denker an der Revolution vermißt hatten: „die wahre Reform der Denkungsart“ [1]). Was Schiller durch seine ästhetische Erziehung beabsichtigte, vollzog sich an den Deutschen der höheren und mittleren Stände wirklich und in vollem Maße:

„Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt“ [2]).

oder:

„Schließe Deine Zeitgenossen ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit überwindet“ [3]).

Diese Worte haben sich buchstäblich erfüllt. Die Wirklichkeit ist durch die Dichtkunst überwunden worden. Was wir heute um uns sehen, daß Sie hier versammelt sind, daß wir hier zu Ihnen sprechen, ist ein Product jener Zeit.

Es ist also ein Unterschied zu machen zwischen der staatlichen Entwicklung und der nationalen. Jene fand in der classischen Dichtung keine directe Förderung, wohl aber diese, die ihr vorausgehen mußte. Alles Große entspringt derselben Wurzel, dem Sittlichen, und im idealistischen Streben der Dioscuren vollzog sich von selbst eine gleichsam äquivalente Umbildung der Wahrheit vom Kosmopolitisch-Antiken zum Nationalen, wie umgekehrt alles höchste Nationale zum Eigenthume Aller wird, der nationale Maler Raphael zum kosmopolitischen Maler, der nationale Dichter Shakespeare zum kosmopolitischen Dichter. Die Wirkungen unserer Dichter waren also nationale. Dasselbe hohe Ziel, wenn auch nur in Vorstellungen, ergriff alle Glieder des deutschen Vaterlandes und ließ seine Verschiedenheiten vergessen. Die trennenden, particularistischen Gefühle mußten jenen universellen weichen, und es bildete sich in dem deutschen Volksgemüth ein Gesammtbewußtsein, das, einmal hervorgerufen, auch politisch nicht in Sondergefühlen verharren, vielmehr Deutschland auf politischem ebenso wie auf geistigem und sittlichem Gebiete die bisher fehlende Cohäsion — um einen Bismarck'schen Ausdruck zu gebrauchen — verleihen mußte.

[1]) Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?
[2]) Aus dem neunten der Briefe über ästhetische Erziehung.
[3]) Aus dem zehnten derselben.

Zunächst hatte die staatliche Entwicklung der geistigen einen weiten Vorsprung gestattet.

Die Patrioten und die zu Anfang des Jahrhunderts Deutschland besuchenden Fremden, die Stael, ein Charles de Villers, Crabb Robinson, empfanden den merkwürdigen Widerspruch geistiger Größe und politischer Ohnmacht, und wie Arndt es damals aussprach: „In der Begier, das Herrlichste zu gewinnen, hatten wir das Kleinere vergessen."

Und in der That, eine Bildung, welche einen Zwiespalt zwischen Humanität und Nationalität erzeugt oder duldet, die Freiheit ohne Vaterland, oder ein Vaterland ohne Freiheit kennt, eine solche kann nicht die höchste sein.

An diesem Punkte müssen wir unsere Blicke nach Berlin zurückwenden.

Die Katastrophe des Jahres 1806 ward zum Ausgangspunkt einer neuen staatlichen und kriegerischen Bildung. Auf den providentiellen Gang dieser Entwicklung hat Goethe selbst hingewiesen. Auf dem classischen Boden der Literatur ereilte uns die Weltgeschichte und gab die höchste Lehre dessen, was uns mangele und was zu thun sei.

Die französische Umwälzung war für Deutschland zu einer Pandorabüchse geworden, der Gutes und Böses entstieg.

Unter ihren Einwirkungen hatte das Deutsche Reich sich aufgelöst, ein anderes gemeinsames Band hatte sich nicht gebildet, es gab keine concrete äußere Gestalt des Vaterlandes mehr, und alle Schranken fielen, welche die Wirklichkeit einerseits der von den Dichtern und Philosophen genährten weltbürgerlichen Idee, andererseits dem stets lebendigen Heimathsgefühl der in Particularstaaten gesonderten Deutschen hätte entgegenstellen können. Deutschland bot ein Schauspiel wie Griechenland zur Zeit Philipp's von Macedonien: „Da lachte der Neid, daß Athen Schmach und Unglück leide," und besten Falls hoffte Jeder zuletzt verschlungen zu werden. Ein großer Theil Deutschlands stand auch innerlich auf Napoleon's Seite gegen Preußen; der alemannische Dichter Hebel frohlockte, daß der preußische Hochmuth zu Falle gekommen; der Schwabe Hegel verspottete (1807) den „nordgermanischen Patriotismus", und der Ansbacher Knebel dachte nicht anders.

Was Goethe betrifft, so war seine Stellung in dem allgemeinen Unglück nach zwei für ihn entscheidenden Seiten unabänderlich vorherbestimmt. Einmal in staatlicher Beziehung durch seine persönlichen und amtlichen Pflichten gegen das Fürstenhaus und das Land Weimar: in diesen Pflichten hat er nie gewankt, sie vielmehr in musterhaftester Weise während der ganzen Zeit des Napoleonischen Protectorats in dem Sinne beobachtet, daß Alles vermieden würde, was Gewaltthaten des so mißtrauischen Protectors herausfordern könnte. Als Schriftsteller und Dichter war ihm seine Stellung ebenso fest durch seine eigene Vergangenheit vorgezeichnet. Von ihm galt, was einst die Dunkelmännerbriefe von Erasmus sagten: Erasmus ist ein Mann für sich. Er hatte das Recht und die Pflicht, sich seine Cirkel nicht stören zu lassen, und er bewährte die Consequenz, Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit seiner Natur nie klarer als in jener traurigen Epoche. Von Herder ist gesagt worden, seine Lebensschicksale seien das Ergebniß seiner Werke, nicht umgekehrt die Werke das

Ergebniß seines Lebens. Ganz ebenso ergab sich Goethe's Schicksal und sein Verhältniß zu den Ereignissen beim Eintritt der Katastrophe von 1806 aus seinem bisherigen geistigen Wirken und aus seinen Werken, und zwar wesentlich aus jenen vorher erwähnten unter italienischen Einwirkungen vollendeten und aus den sich anschließenden Schriften. Sie waren Ausdruck einer wissenschaftlichen und künstlerischen Richtung, die, obwohl rein deutschen Ursprunges, nationale Unterschiede als unwesentlich ansah. In Goethe war diese Cultur verkörpert und nach Schiller's Tode überhaupt die ganze eben abgeschlossene Epoche ihres Bundes mit allen in ihr wirksamen Mächten. In ihrem Geiste hat Goethe damals gehandelt. Nur kurz erinnere ich an einige seiner Aeußerungen aus jener Zeit, so an die von Fernow berichtete (7. Januar 1807), daß jetzt „Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das Palladium unserer Literatur aufs Eifersüchtigste zu bewahren." Er ermuthigte nach der Auflösung der Universität Halle F. A. Wolf, das Katheder mit dem Schreibtische zu vertauschen, und Wolf widmete ihm die demnächst veröffentlichte Alterthumswissenschaft als Einem, der berufen sei, „das Palladium dieser Kenntnisse" zu schützen. Nach einem Briefe des Historikers Woltmann an den Senator Smidt zu Bremen (Berlin, 1. October 1808) trug Goethe sich gerade in der Zeit des Erfurter Fürstencongresses mit der Idee, einen Congreß ausgezeichneter Männer nach Weimar zu berufen, damit sie über Gegenstände der deutschen Cultur sich gemeinschaftlich beriethen: „Eben in diesem Zeitpunkte, wo Deutschland sich aufgelöst und seine Art von einem fremden Sein gedrängt fühle, sei es vorzüglich rathsam, die Bande der deutschen Cultur und Literatur, wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahret seien, auf alle Weise fest zusammenzuziehen" [1]). Goethe ließ es also an einem allgemein vaterländischen Sinn und Wirken nicht fehlen, und für ihn brauchte Arndt das deutsche Vaterland nicht erst neu zu entdecken: aber sich den preußischen Patrioten anzuschließen, lag ihm fern. Preußen war nicht Deutschland; noch 1811 bei der Schilderung der Einwirkungen des siebenjährigen Krieges auf seine Vaterstadt, nannte er sich als Knaben nicht preußisch, sondern Fritzisch gesinnt mit dem Zusatz: „denn was ging uns Preußen an!" Ihm schien der Anschluß an das Königreich Sachsen, nicht an Preußen geboten: „besonders müsse man in Sachsen, welches vor vielen anderen Ländern geschont worden, und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten, jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürfte." So ging ihn Preußen auch damals nichts an. Er theilte mit Napoleon den Irrthum, Preußen sei für immer gebrochen. Der alte Staat Friedrich's des Großen war von den französischen Gewässern überfluthet; man sah ihn nicht mehr, und Goethe, der ihn nicht betrat, Berlin seit dem kurzen Besuche vom Mai 1778 nicht wiedersah und politische Eindrücke in den österreichischen Bädern und in Sachsen empfing, war am wenigsten im Stande, zu beurtheilen, welche Festigkeit der Staat unter den Fluthen bewahrt oder wiedererlangt habe.

[1]) Goethe-Jahrbuch Bd. VI, S. 116.

In Napoleon dagegen erblickte er nicht nur den Bändiger der französischen Revolution, sondern auch den Einiger der disparaten deutschen Kräfte. Er war für ihn, was für Dante Kaiser Heinrich VII. Beide irrten, weil dem Menschengeschlecht die Zukunft verschlossen ist. Es kamen aber auch Augenblicke, wo er im vertrauten Kreise unser Verhältniß zu Napoleon mit dem der Mexikaner zu Fernando Cortez verglich[1]). Dann trat ihm, dem Freunde Stein's, Hardenberg's und Wilhelm's von Humboldt, auch die Erhebung des nationalen Geistes in Preußen entgegen, und er fand eine Analogie mit der ehemaligen Schweiz. Riemer hat die Aeußerung aus Anfang 1809 notirt: „Je schlechter das Land, desto bessere Patrioten; das sehe man an den jetzigen Preußen (Märkern), sonst an den Schweizern." Gegen diese geschichtliche Betrachtungsweise, in beiden Fällen, wird sich nichts erinnern lassen.

Meine Aufgabe erfordert nicht, hier darzulegen, wie „die lebendigste Kraft des neunzehnten Jahrhunderts" (Treitschke), der Drang nach nationaler Staatenbildung, schließlich in Deutschland befriedigt worden ist.

Ein paar Bemerkungen werden genügen. Das Staatsgefühl, welches heute die Länder von der Memel bis zur Mosel durchdringt, dieses so natürliche Gefühl wurzelt geschichtlich in der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen (Schmoller). Daß es aber über ganz Deutschland sich ausdehnen, ein Gemeinbesitz Aller werden konnte, ist auf die Einwirkung der classischen Dichtung und der aus ihr hervorgegangenen Geistesströmungen zurückzuführen, auf die Zeit, wo auch die Gründung der Berliner Universität als „eines neuen Asyls für deutsche Art und Wissenschaft" (Worte Schleiermacher's vom 13. September 1811) die weimarischen Einflüsse ergänzte und vervollständigte.

Der Dichtung war zwar das nationale Moment zu eigen, sie war ein mächtiger Hebel zur Entwicklung allgemein vaterländischen Geistes — dem Ruin von 1806 entstieg jedoch ein neuer vaterländisch-politischer Geist, dessen Focus in Berlin lag.

Beide Brennpunkte des deutschen Lebens vereinigten ihre Strahlen: die politische Entwicklung und die kriegerische Erhebung des Jahres 1813 ward getragen von der hier im Frieden gepflegten Dichtung, und umgekehrt erhielt diese allmälig eine Correctur, welche beide Richtungen noch inniger versöhnte. Goethe machte den nationalen Standpunkt immer offener und bestimmter zu dem seinigen. Ihm blieb Weimar ein Mittelpunkt der Weltliteratur; als Weimaraner nannte er sich Weltbewohner; die Welt blieb sein Reich, aber im zweiten Theile des Faust ließ er doch seinen Euphorion sagen:

Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o, zieh' es vor!

Bei dem Zusammenwirken und der gegenseitigen Ergänzung beider Richtungen, deren wir uns heute erfreuen, erscheint nur die allgemeine Cultur vermögend, die Vaterlandsliebe von den sie in roheren Gemüthern meist begleitenden Auswüchsen, dem traurigen Nationalhasse und beschränkten Stammesvorurtheilen zu befreien: unsere an so vielen durch ganz Deutschland zerstreuten Stätten ge-

[1]) Nach Riemer's Tagebuch vom 11. Juni 1809. Deutsche Revue, Februar 1887.

pflegte Cultur läßt im gewöhnlichen Laufe der Ereignisse unsere Nationalgefühle zurücktreten und erhebt auch dadurch Deutschland zum berufensten Wächter und Hort des Friedens. Das durch Vorstellungen, Gedanken, menschliche Empfindungen begeisternde, in Weimar zur Großmacht ausgebildete Weltbürgerthum war vielleicht das einzige Mittel, um die Deutschen in der Vaterlandsliebe zu vereinigen, nicht um den Humanitätsbegriff aufzugeben, sondern um ihn mit concreterem Inhalte zu erfüllen. In diesem Processe gewannen die in dem Zeitalter der Aufklärung unterschätzten großen ethischen Güter: Nation, Staat, Kirche wieder Bedeutung, und heute verbinden sich die vaterländischen Leistungen und die der Localpflege mit den Anstalten der Weltcultur als verschiedenartig abgestufte Pflichten, und nicht zum wenigsten hier in Weimar.

Der Staat selbst ist zum Träger humanistischer Ideen geworden; ich erinnere an das Rothe Kreuz, die internationale Behandlung der Arbeiterfragen, an die der eigensten Initiative des vorigen Reichskanzlers entsprungenen Reichsgesetze zum Schutze der Arbeiter, an die ungeheuere Ausdehnung der Anstalten der Humanität und der christlichen Liebe. Alle Völker beginnen, sich um die Wohlthaten der modernen Cultur zu sammeln; wir kennen zuletzt nur noch Eine Menschheitsfamilie, wozu uns das Christenthum selbst anleitet, eine Geistes- und Gefühlseinheit aller Erdbewohner. Dem entsprechen ganz die letzten Forderungen der Goethe'schen Humanität, die einer Weltliteratur und einer Weltfrömmigkeit[1]).

In Berlin — um beide Orte noch einmal zu vergleichen — werden alle schriftlichen Denkmale einer großen politischen Vergangenheit pietätvoll bearbeitet. Die Akademie, die Staatsarchive und selbständige hervorragende Gelehrte sind beschäftigt, den gesammten politischen und militärischen Nachlaß Friedrich's des Großen, sein militärisches Testament, seine Staatsschriften, selbst seine musikalischen Compositionen herauszugeben, seine Lebensgeschichte neu zu schreiben und alle seine zerstreuten Druckschriften, alle auf ihn bezüglichen Einzeldrucke und einzelnen Blätter zu sammeln. Der verewigte Kaiser Friedrich hatte als Kronprinz dafür Sorge getragen, daß zu diesem Zwecke ein besonderer Fonds der Krone angewiesen wurde.

In ganz paralleler Weise arbeitet hier das Goethe-Schiller-Archiv und die Bibliothek unserer Gesellschaft im Bunde mit den Instituten des Staats an Weimars Ruhm, aber hier wie dort handelt es sich um Deutschlands höchste Interessen, um würdige Erhaltung und Verwerthung nationaler Geistesschätze. Für diesen Zweck fließen auch hier reiche fürstliche Fonds, auch hier vereinigen über ganz Deutschland zerstreute Gelehrte ihre Arbeiten, und das Goethe-Schiller-Archiv weiß wohl: Pro Patria est dum ludere videmur. Auch unsere Gesellschaft glaubt mit der Pflege des classischen Geistes dem Vaterlande am besten zu dienen. Auch wir beziehen täglich die Wacht am Rhein.

Zwei universelle Richtungen unserer Geschichte, sie sind von verschiedenen Punkten ausgegangen, haben sich getrennt und zu verschiedenen Zeiten entwickelt, streben aber jetzt vereinigt zu demselben Ziele.

---

[1]) Wanderjahre, Bd. II, S. 7.

Heilige Bäume und Pflanzen.

Culturgeschichtliche Skizze
von
Dr. Ferd. Adalb. Junker von Langegg.

VI.

Die Blumen Freyja's zeichneten sich vorzüglich durch ihre Farbe und besondere Form aus, was wohl mehr als die ihnen zugemutheten geheimen Kräfte diese Wahl veranlaßt haben mag. Die blendend reine Weiße vieler derselben machte sie ganz besonders zu symbolischen Blumen der heiligen Jungfrau geeignet.

Zwei Blumen sind es, welche vor allen anderen der Himmelskönigin geweiht sind, beide selbst die Blumenköniginnen unserer Gärten: die Lilie und die Rose. Sie waren bereits lange im Morgenlande die symbolischen Blumen der Jungfrau, als Freyja noch unbeschränkt durch unsere heimathlichen Wälder und Moore wandelte.

Die Lilie wurde mit der Jungfrau zuerst in Verbindung gebracht in der Legende ihrer Himmelfahrt, welche jedoch nicht vor dem Anfange des fünften Jahrhunderts allgemeine Verbreitung fand, obwohl sie vermuthlich bereits im zweiten Jahrhundert entstanden. Nach dieser Legende fanden die Apostel, als sie drei Tage nach der Bestattung der Gottesmutter ihr Grab besuchten und öffneten, dasselbe mit Rosen und Lilien gefüllt. Seitdem wurden diese Blumen ihr besonders geweiht, nach den Worten des hohen Liedes (II, 1): „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal."

Die weiße Lilie (Lilium candidum L.) unserer Gärten, die reinste und schönste ihrer Art, wird der heiligen Jungfrau gewöhnlich als Attribut beigegeben. Sonderbarerweise ist die Frage über das ursprüngliche Vaterland dieser Blume noch unentschieden. Sie kommt wild nirgends in Palästina vor, und wurde von Vielen für eine aus Südamerika eingeführte Pflanze gehalten, was jedoch sicherlich nicht der Fall ist, da die echte weiße Lilie lange vor der Entdeckung der neuen Welt in vielen Bildern der alten italienischen und niederländischen Maler angebracht wurde. Sie wird gegenwärtig in Palästina und Aegypten als eine ausländische Pflanze gezogen, doch scheint sie in diesen

Ländern bereits sehr frühe bekannt gewesen zu sein und schon in ältesten Zeiten wegen ihrer schönen glänzend weißen Blume in hoher Verehrung gestanden zu haben. Die Juden hielten diese Lilie für einen Talisman gegen Zauber und böse Geister, weshalb Judith nach der Tradition Lilien in ihr Haar flocht, ehe sie sich in das Zelt des Holofernes begab (Judith X, 3, 4). Zwar erwähnt der Rabiner M. Gutmann in seiner Uebersetzung (Altona 1841) des griechischen Textes der Apokryphen der Lilien nicht im Buche Judith: „Sie nahm den Sack ab, in welchen sie sich eingehüllt, zog ihre Wittwenkleider aus, wusch ihren Leib mit Wasser und salbte ihn mit Myrrhenöl, ordnete die Haare ihres Hauptes, setzte eine Haube darauf und zog ihre Freudenkleider an, mit welchen sie sich bei Lebzeiten ihres Mannes Manasse putzte. — Sie that ihre Sandalen an ihre Füße, legte ihre Armspangen, Ketten, Finger- und Ohrenringe und ihr ganzes Geschmeide an. Sie schmückte sich sehr, um die Blicke aller Männer, welche sie sehen mochten, zu verlocken." Aber die im Haag 1869 gedruckte Polyglottenbibel nennt ausdrücklich die Lilie in jedem Sprachentexte; so in dem lateinischen: „Induitque sandalia pedibus suis assumpsitque dextra aliola, lilia, inaures annulos, omnibus quibus ornamentis suis ornavit etc." Der französische Text hat: „des Lys d'or" u. s. w.

Die Lilie wurde wahrscheinlich bereits zur Römerzeit nach Europa gebracht. Es mag kaum eine andere Blume als die weiße Lilie gewesen sein, welcher der „Venerabilis" Beda (geb. 672, gest. 735) als des würdigsten Symbols der heiligen Jungfrau erwähnt, deren reine, weiße Blüthenblätter ihren unbefleckten Leib, deren goldene Staubfäden ihre vom göttlichen Lichte durchleuchtete Seele versinnlichten. Der Lilienstengel in der Hand des Erzengels Gabriel auf den Bildern der Verkündigung erscheint erst in einer späteren Zeit der italienischen Meister. Die früheren Maler stellten den Engel entweder mit einem Scepter oder einem Oelzweige dar. Allein in fast jedem Bilde findet sich ein Gefäß mit Lilien, drei Blüthen auf je drei Stengeln zur Seite der Jungfrau. Ueber den Ursprung dieser mystischen Dreizahl berichtet eine mönchische Legende: „Es lebte einmal ein berühmter Ordensmeister der Dominicaner, dessen Seele seit langen Jahren durch Zweifel über die Empfängniß Maria's beunruhigt war. Um diese zu lösen, entschloß er sich, sie einem Ordensbruder, Namens Egydius, vorzulegen, welcher in hohem Ansehen ob seiner Heiligkeit und göttlichen Erleuchtung stand. Bruder Egydius, der durch Eingebung um den Beweggrund seines Kommens wußte, ging dem Dominicaner entgegen und schlug vor ihm mit seinem Stabe auf den Boden, ihm die Worte zurufend: ‚O Meister Prediger! Virgo ante partum!' und sofort wuchs eine einzelne weiße Lilie an jener Stelle, welche der Stab berührt hatte. Und abermals schlug Bruder Egydius den Boden und rief: ‚O zweifelvoller Meister! Virgo in partu!' und eine andere Lilie sproßte empor, und ein drittes Mal schlug Egydius den Boden mit den Worten: ‚O mein Bruder! Virgo post partum!' worauf eine dritte Lilie erstand, welches Wunder den Glauben des Meisters bestärkte."

Diese Sage wird zutreffend den Dominicanern zugeschrieben: denn ihr Orden war es, der den religiösen, die Seelen am Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erfüllenden Eifer der Marienverehrung so mächtig zu

erwecken wußte. Zu jener Zeit wurde die Mehrzahl der alten Liebfrauenkirchen erbaut, und die Lilie erscheint seither als ihr architektonischer Schmuck. Besonders die Cistercienser, welche nicht weniger als die Dominicaner in der Jungfrau ihre besondere Schutzheilige verehrten, führten dieses Sinnbild in allen ihren Kirchen ein, und ihre herrlichen Schnitzwerke offener Lilien an den verfallenen Schiffen und Kreuzgängen der Abteien von Fontaines, Ricvaulx, Kirkstall u. a. erregen noch jetzt Bewunderung. Die Cistercienser hatten auch ihre besondere Lilienlegende: „Es lebte einmal ein Bruder ihres Ordens, der war so einfältig und unwissend, daß er nichts erlernen konnte, und mit Ausnahme der zwei Wörter ‚Ave Maria' des mythischen Grußes kein anderes in seinem Gedächtniß behielt. Daher er immer und immer nur die Worte ‚Ave Maria' wiederholte. Und als er endlich heimgegangen war, wuchs aus seinem Grabe eine Lilie aus lauterem Golde, auf deren jedem Blatte die Worte: ‚Ave Maria' deutlich zu lesen waren."

Die Lilie war gleichfalls auch die Blume, welche der Heiland in der Bergpredigt nannte. Es ist jedoch nicht leicht, mit Sicherheit zu bestimmen, welche Art es gewesen, auf die er wies, als er das Volk und seine Jünger mahnte (Matthäi 6, 28): „Schaut die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht."

Die fruchtbare Ebene, westlich des Sees von Genesareh, jetzt Bahr Tubariyeh, welche sich halbmondförmig, vom Khan Minyeh im Norden, bis zum steilen Hügel hinter Mejdel im Süden erstreckt, von den Arabern „El Ghuweir", Klein Ghor" genannt und die auch der Schauplatz der Parabel vom Säemann (Matthäi 13) gewesen sein soll, ist in verschiedenen Jahreszeiten von allerlei farbigen Lilienarten (Shûshân oder Shoshannâh des alten Testaments, *Κρινον* der Bergpredigt) bedeckt, unter ihnen eine Tulpe (Tulipa Gesneriana Tourn.), die von Vielen für die „Rose im Thale" gehalten wird. Mehrere Bibelerklärer meinen, die „Lilie im Felde" wäre die gelbe Narcisse (Amaryllis lutea L. oder Narcissus Pseudo-Narcissus L.), deren goldene Blüthe die Felder der Levante im Herbste ziert. Spätere Reisende hingegen erklären sich für das Lilium Calcedonicum L. oder das rothe Lilium Martagon L, welches früher auch unter dem Namen der byzantinischen Lilien bekannt war, und von der adriatischen Küste bis in die Levante verbreitet ist, besonders aber in großen Mengen im Bezirke von Galilea, der Gegend um Kedesh Naphtali vorkommt, wo sie an Häufigkeit nur vom Rhododendron übertroffen wird. Ueberdies blüht sie im Frühjahre, wenn die Felder in roth-goldener Blumenpracht prangen, der Jahreszeit, wie man annimmt, der Bergpredigt, welche sagt (Matthäi 6, 29): „daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine." Andere wollen die Lilie im Felde in der purpurnen Blüthe des Khôb, der wilden Artischoke (Cynara Scolymus Vaillant) erkennen, welche massenhaft gefunden wird und in der Ebene nördlich von Tabor, jetzt Jebel el Tûr, und in der großen Ebene von Esdraelon zwischen dem Mittelmeer und dem Jordan, deren östlicher und westlicher Theil jetzt Jenîn und Akka heißen. Die Benedictiner und Cistercienser Mönche, welche die chalcedonische Lilie als die wahre Lilie im Felde betrachten, führten sie in Europa ein und weihten sie gleich der großen weißen

Lilie der heiligen Jungfrau. Wie jene ist auch sie ein Sinnbild der Herzensreine und Gottesfurcht.

Im Hohen Liede wird auch die „Rose im Thale" genannt, doch ist es zweifelhaft, ob der Urtext richtig wiedergegeben und ob überhaupt darin die Rose gemeint ist. Die Uebersetzung Luther's und die der autorisirten englischen Bibel stimmen an dieser Stelle nicht überein; während erstere: „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal" lautet, gibt die andere umgekehrt: „I am the rose of Sharon, and the lily of the valleys". In der hebräischen Bibel wird die Rose nicht genannt. Auch über die mit „Rose im Thal" bezeichnete Blume sind die Meinungen getheilt. Tremellius, Diodati und einige Rabiner verstehen darunter die wirkliche Rose. Celsius spricht sich für die Narcisse (Narcissus Pseudo-Narcissus L.) aus, Genesius für die Herbstzeitlose (Colchicum autumnale L.), von welchen die erstere Ansicht die richtigere zu sein scheint, da die Narcisse und Lilie, welche zugleich als Rose im Thal und Blume von Saron genannt werden, gleichzeitig im Frühjahr, dagegen die Zeitlosen im Herbste blühen. Die großblüthige gelbe Narcisse ist gleichfalls in Palästina häufig und war die Lieblingsblume Mahomed's, welcher sie also pries: „Wer zwei Brote besitzt, vertausche eines für die Blüthe der Narcisse, denn Brot ist Nahrung für den Körper, die Narcisse aber Nahrung für die Seele." Eine mönchische Legende erzählt deren Ursprung: „Der heilige Leonhard kämpfte dereinst drei Tage lang mit einem Lindwurm, und jeder seiner Blutstropfen, sobald er den Boden berührte, verwandelte sich in eine Narcisse, welche Blume seitdem in großer Fülle in der Umgebung von St. Leonards, in der englischen Grafschaft Sussex, dem Schauplatz dieser Sage, blüht. War zwar die Narcisse in den Kranz der großen Göttin geflochten:

μεγαλαιν Θεᾶιν
ἀσχᾶιων στεφάνωμ '—

so kann sie der Rose, der zweiten der heiligen Jungfrau geweihten Blumen, doch kaum als würdig zur Seite gestellt werden.

Aus dem Blute des Adonis entstanden, war die Rose die Blume der Aphrodite. Sie wurde bereits in vorchristlichen Zeiten nach dem Nordwesten Europa's gebracht. Mehr als vierzehnhundert Jahre, ehe jener verhängnißvolle Zank im Tempelgarten in London:

„Sent between the red rose and the white,
A thousand souls to death and deadly night." (Henry VI, 1; II, 4.)

war sie in England heimisch geworden, wie aus Plinius des Aelteren Ableitung des Namens Albion von der weißen Rose erhellt: „Albion insula sic dicta ab albis rupibus quas mare alluit, vel ob rosas albas quibus abundat" (Hist. Nat. IV. 16). Scheffer (Upsalia Antiqua) will aus dem prächtigen steinernen Rosenschmucke, welcher das nördliche Portal der Kathedrale von Upsala ziert, ersehen, daß die ersten Apostel des Christenthums in Skandinavien aus England gekommen seien. Die Rose war seit ältesten Zeiten ein kirchliches Symbol und galt bereits vor Einführung des Christenthums als eine mystische Blume im heidnischen Deutschland und Skandinavien. Der berühmte Rosenstock in Hildesheim soll von Ludwig dem Frommen (geb. 778, gest. 840) gepflanzt worden sein.

Nach einer anderen Sage stand bereits zur Zeit Karl's des Großen ein Rosenbaum an gleicher Stelle, und die dennoch seit einem Jahrtausend sich stets erneuernden Triebe dürften wohl einem Wurzelstock angehören, von welchem unsere heidnischen Vorfahren Blüthen brachen.

Die Rose stand unter besonderem Schutze der Zwerge und Elfen. Der Zwerg Laurin war König des Rosengartens, wie wir im „Kleinen Rosengarten" oder König Laurin im „Alten Heldenbuche" lesen, einer Sammlung alter Heldenlieder, angeblich von Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, aus den Jahren 1250—1300:

„Ich wust ein garden
do sten die rosen rot,
derselb der in thut warden
der sprengt recken in not;
der gart der ist so schône
und also kunsten reich,
man vint in aller weite
nindert sein geleich.

Wer ist ein meil vom garten
der schmeckt die rossen gut
er hot in also garten
gezogen und behut;
mer denn vierhundert jare
er hot in lang gezogen
ich weiz selb nit die frist.

Kein quemant in den garten
der nit darumbe red
den edlen künic so zarten
das ers derlauben thet
der muz do sein verloren
sein lip und auch sein gut;
er ist so hôh gezoren
daz dar niemant wider thut."

Eine alte christliche Legende, welche Sir John Maundeville in seinem Reisebuche (16. August) erzählt, berichtet über den Ursprung der Rosen: „An der Ostseite von Bethlehem steht eine schöne Kirche, und zwischen dieser und der Stadt ist der Acker Floridus, das heißt der Blumenacker, denn eine ehrsame Jungfrau wurde einst der Unkeuschheit fälschlich angeklagt und verleumdet und deshalb zum Feuertode an dieser Stätte verurtheilt. Und als das Feuer um sie herum zu lohen begann, betete sie zu Unserem Herrn, daß, so wahrhaftig als sie unschuldig ist, er ihr durch seine barmherzige Gnade helfen möge. Und als sie so betete, trat sie in das Feuer, welches sofort erlosch und die Brände wurden rothe Rosensträucher, und die noch nicht angebrannten Scheiter wurden zu weißen Rosensträuchern, voll von blühenden Rosen. Und diese waren die ersten Rosenbäume und Rosen, weiß und roth, die je ein Mensch gesehen. Und also wurde die Jungfrau durch Gottes Gnade errettet. Und darob wird dieser Acker der Ager floridus genannt, den Gott erblühen machte, denn er war voll Rosen."

Seitdem wurde die Rose die Blume der Märtyrer. Die heilige Märtyrerin Dorothea (deren symbolische Blume jedoch die blaue Hyacinthe: Hyacinthus orientalis) ist, sandte dem Notarius Theophilus einen Korb mit Rosen aus dem Paradiese, und Rosen erstanden auf dem Plane von Roncesvalles überall, wo das Blut der christlichen Paladine den Boden benetzte.

Die weiße sowohl als die rothe Rose erscheinen schon sehr früh als Symbole und Attribute der Jungfrau Maria und wurden als solche besonders vom heiligen Dominicus (geb. 1170, gest. 1221, kanon. 1233) angenommen; er stiftete zur Erinnerung an das Leben der Gnadenmutter die Rosenkranz-Andacht, in der die Gebete als Rosen versinnbildlicht sind. Eine bezügliche Legende: (La Fête, Rouen 1499) erzählt von einem Schaffner, „daß er mit den eingesammelten Zinsgroschen seines Herrn durch den Wald zog, in welchem Strauchdiebe weglagerten. Da entsann er sich plötzlich, daß er an jenem Morgen nicht, wie es einem frommen Christen geziemte, das Psalterium Mariä gebetet. Während er nun in Andacht versunken kniete, erschien die Gottesmutter und setzte auf sein Haupt ein Kränzlein, in welchem bei jedem Ave eine Rose erblühte und ein so wunderbares Licht ausstrahlte, daß der ganze Wald erleuchtet wurde. Der Betende selbst ward der himmlischen Erscheinung nicht gewahr; die Diebe aber sahen sie und wagten es nicht, den Schaffner zu berauben."

Das oberwähnte Psalterium Mariä besteht aus hundertundfünfzig Ave Mariä (englischer Gruß), ein seit dem 11. Jahrhundert eingeführtes, dem Vaterunser gleichgeltendes Laiengebet, welches nach Verordnung vom Jahre 1326 dreimal täglich mit den Kugeln des Rosenkranzes gebetet werden sollte.

Gleichwie in der nordischen Blumenweihe die heilige Jungfrau an die Stelle Freyja's getreten, so mußten in selber Weise zwei Götter Walhalla's, Baldur und Heimdallr, Johannes dem Täufer weihen, dessen Fest, an den alten Sonnenkultus erinnernd, in ganz Europa zur Zeit der Sommersonnenwende gefeiert wurde und noch jetzt vielerorts volksthümlich ist. Dieser Heilige führte in den alten deutschen und fränkischen Kalendern denselben Beinamen: „der Weiße", mit welchem die beiden nordischen Götter als Verkörperungen der Sonne bezeichnet wurden. Große gelbe oder weiße Blüthen, von einer der Sonnenscheibe ähnlichen Gestalt, waren dem Baldur geweiht, und so kam es, daß das Johanniskraut (Hypericum L.) die Blume des Täufers wurde. Es wird in alten Kräuterbüchern: „Fuga Daemonum" genannt, wegen seiner Macht, Zauber und böse Geister zu bannen, eine Eigenschaft, welche es mit dem Kleeblatt (Trifolium L.), dem Eisenkraut (Verbena officinalis L.), vormals auch ein „heiliges Kraut", Weihsprossen genannt und schon im Alterthum zu heiligen Handlungen und Beschwörungen gebraucht, sowie mit dem Dill (Anethum graveolens L.) theilt, gegen welche Hexen nicht ankommen können.

Die Blätter zweier Arten von Johanniskraut (des gemeinen, Hypericum perforatum, und des vierkantigen H. quadrangulare L.) haben feine durchscheinende Punkte, welche der Sage nach der Teufel mit einer Nadel stach, an Baldur gemahnend, den Loki mit der Mistel durchbohrte. Die dunkelroth gesprenkelte Wurzel, welche in vielen Gegenden Norwegens noch „Baldursstaude" und „Baldurs Stirne" heißt, wird jetzt häufig St. Johannisblut genannt, da die dunkelrothen

Flecken an derselben stets zuerst am Gedächtnißtage der Enthauptung Johannis', dem 29. August, erscheinen sollen. Ein alter nordischer Name des Maasliebchens (Bellis perennis L.), welches, wie viele weiße und gelbe Wucherblumen, ebenfalls dem heiligen Johannis geweiht ist, war „Baldr's blod: Baldurs Blut". Der Beifuß (Artemisia L.) heißt auch Johannisgürtel, „Herbe de Saint Jean", und dessen Wurzeln werden über Thore und Thürme als Schutz gegen bösen Zauber gehängt. Die Symbole des Täufers wurden vielfach auch auf den Evangelisten übertragen, welchen in alten Gemälden häufig große „goldene Sonnenblumen", wie die Wucherblumen (Chrysanthemum L.) früher hießen, beigegeben sind. Die verschiedenen Arten der jetzt „Sonnenblume" genannten Pflanze (Helianthus L.) kamen erst in späterer Zeit aus Mexiko und Brasilien nach Europa. In einem Glasgemälde aus dem 12. Jahrhundert in einem Fenster der Apsis der Kathedrale von St. Remy in Rheims sieht man zu beiden Seiten des Gekreuzigten die Jungfrau und den heiligen Johannes mit Heiligenscheinen, in deren äußeren Kreise solche Sonnenblumen angebracht sind, sämmtliche gegen den Heiland, ihre wahre Sonne, gewendet.

Der hammerschwingende Thor, welcher die Reifriesen bekämpfte, wurde verdrängt durch den heiligen Olaf, den heiligen Georg und den Erzengel Michael, welche alle Drachen und Lindwürmer bezwangen, und bisweilen auch durch den heiligen Christof, wohl weil er gleich Thor in riesiger Gestalt dargestellt wird. Letzterem Heiligen ist das Rispenfarn (Osmunda regalis L.) geweiht, welches im „Herbal" des John Gerarde (geb. 1545, gest. 1607) „Herba Sancti Christophori" genannt wird und ehedem eine der dem nordischen Gotte geheiligten Pflanzen war.

Der Rosmarin (Rosmarinus officinalis L.) stand stets in hohem Ansehen. Der dänische Name dieser aus Süd-Europa stammenden Pflanze: Ellegrin, Elfengrün, läßt eine nordische Sage vermuthen. Rosmarin wird der süddeutschen Bauernbraut statt der Myrthenblüthen in das Haar geflochten, dient als Weihwasser-Sprengel am Sarge, in welchen er mit anderen Blumen als Leichenschmuck gelegt wird, und bildet, mit einer Citrone in der Mitte, den Strauß der Leidtragenden. Rosmarin wird auch meistens aufs Grab gepflanzt. Ueber dem Hauseingange, oder an der Diele aufgehängt, bringt er dem Heimwesen Glück und bannt Diebe. Er besitzt überdies die Wunderkraft, alte Leute wieder jung zu machen. Das Märlein von einer uralten, vertrackten und verschrumpften Königin, welcher das Mittel geholfen, gibt zum Besten Derer, „die's an sich selber versuchen möchten," das genaue Recept: sechs Pfund Rosmarin in einem Mörser gestampft, mit Wasser gemischt und dreimal täglich darin gebadet!

VII.

Die Wurzel des gemeinen Adlerfarns (Pteris aquilina L.) zeigt im Querschnitt die Gestalt eines Eichbaums und überdies allerlei Vorzeichen für den, der sie richtig zu deuten versteht. Im Schrägschnitte des Stengels erscheint der Doppeladler des alten römisch-deutschen Reiches, Oesterreichs und Rußlands. Der Same dieses Farns aber hat mystische Kräfte und macht, gleich der Tarnkappe, unsichtbar. „Wir haben das Recept vom Farnsamen, wir gehen unsichtbar um-

her" versichert Gadshill, worauf der skeptische Hausknecht: „Nu, meiner Treu, ich denke, ihr habt es mehr der Nacht als dem Farnsamen zu danken, wenn ihr unsichtbar herumgeht." (Henry IV. 1. II. 1.)

Am Johannisabend, wann die Geisterwelt am mächtigsten, und die Elfen ihre Reigen tanzen, sprießt in der Dämmerstunde aus diesem Farn eine winzige blaue Blüthe, welche rasch zur Reife kommt und um die Mitternachtsstunde einen wunderbaren Samen ausstreut, worauf sie allsogleich verschwindet. Dieser Same muß, während er ausfällt, sorgfältig in einem noch nie gebrauchten weißen Tuche gesammelt werden. Vor den Elfen aber, welche den Samen bewachen, bewahre sich der Sammler, und beachte nicht ihr boshaft Kneifen und Zwacken.

Unter der Eberesche (Sorbus aucuparia L.) ist der Mittagsaufenthalt der freundlichen Lichtelfen. Zweige von, oder Kreuzlein aus dem Holze dieses Baumes an den Dachbalken aufgehängt, werden Haus und Stall gegen alle bösen Geister schützen. In der nordischen Mythe wird die Eberesche „Thor's Helfer" genannt, weil sie sich in dem Griff dieses Gottes neigte, als er auf dem Wege nach dem Lande der Reifriesen über einen Fluß setzen wollte, den eine Hexe geschwellt hatte; daher dieser Baum von den Skandinaviern hoch geehrt wurde. In Modrufell, an der Nordküste Islands stand, oder steht wohl noch, eine alte Eberesche, welche an jedem Weihnachtsabend mit Fackeln besteckt wurde, die kein Sturm auszulöschen vermochte; und auf den Orkney Inseln gab es einen noch wunderbareren Baum, mit dem das Schicksal dieser Eilande so mystisch verknüpft war, daß, sollte je ein Blatt davon weggetragen werden, sie selber in fremden Besitz kämen. In Wales wird diesem Baume gleiche Verehrung gezollt. Man findet ihn dort ebenso häufig auf Kirchhöfen, wie die Eibe auf englischen, und Kreuzchen aus dessen Holze wurden vormals bei gewissen Festen als Schutz gegen böse Geister vertheilt.

Auch der Haselstrauch (Corylus Avellana L.) steht unter Hut der Elfen und besitzt geheimnißvolle Kräfte. Aus ihm werden die Wünschelruthen geschnitten, die „Baguettes dévinatoires", wie sie Vallemont nennt, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine eingehende Abhandlung darüber schrieb. Der Gebrauch der Wünschelruthen war jedoch nicht darauf beschränkt, Erzgänge und Quellen zu suchen, sie dienten auch zur Entdeckung und Verfolgung von Verbrechern. Vallemont berichtet von einem Bauer, welcher die Flucht eines Mörders mit Hülfe einer Wünschelruthe fünfundvierzig Meilen zu Lande und dreißig zur See verfolgte, und den Missethäter zuletzt ergriff. Nach dem Glauben der Bergleute wird die Wünschelruthe durch die Erdgeister oder Gnomen geleitet, unter deren Hut die Metallschätze der Erde stehen, und manche reiche Stolle wurde durch den Sang der Wichtelmännlein Nachts auf einsamem Moor dem Lauschenden verrathen. In vielen Gegenden Mittel-Europas besteht der Glaube, daß der Kuckuck, welcher seit jeher für einen Vogel von ungewöhnlichen Weissagungsgaben galt, verborgene Erzgänge anzeige, und daß gewisse Pflanzen, die zur Zeit seines Rufes blühen, und die der Volksmund häufig mit seinem Namen benennt, besonders üppig auf metallreichem Boden wüchsen und gleich ihm vorbedeutend seien, wie z. B. die Kuckuckslichtnelke (Lychnis Flos-cuculi L.), das Knabenkraut (Orchis mascula L.) u. v. A. Eine derselben, der Wegerich (Plantago L.), war einst ein

liebesieches Mädchen gewesen, das am Rain vergebens des Geliebten harrte, und in diese Pflanze verwandelt wurde; sie wächst daher besonders gern an Wegen. Und einmal in je sieben Jahren wird der Wegerich ein Vogel, entweder ein Kuckuck oder dessen Diener, der Wiedehopf, der auch Kuckucksknecht heißt, weil er seinem Herrn überall hin folgt.

Obwohl es nicht unwahrscheinlich, daß die Weihe einer großen Anzahl von Pflanzen, welche in den alten Kräuterbüchern den Namen eines Heiligen tragen, oder mit einem religiösen Eigenschaftsworte bezeichnet sind, in das Heidenthum zurückgeführt werden können, so sind sicherlich deren viele, welche als Pfleglinge der Klostergärten erst in späterer christlicher Zeit Aufnahme fanden. Wie reich Letztere mit Pflanzen aller Art, namentlich mit sogenannten Heil- und Wundkräutern ausgestattet waren, zeigt der merkwürdige Plan des Klostergartens von St. Gallen, welchen Eginhard gegen Ende des 8. Jahrhunderts entworfen haben soll. In diesem Plane, welcher zuerst von Mabillon in dessen „Annales Ordinis Benedictorum" veröffentlicht wurde, erscheint jedes Beet genau eingezeichnet, und die in jedem gebaute Pflanze mit Namen eingetragen. Zahlreiche dieser Kräuter verdanken unzweifelhaft ihren besonderen Namen der ihnen zugeschriebenen wohlthätigen Wirkung, wie z. B. die wilde und echte Engelwurz (Angelica silvestris L. und Archangelica officinalis Hoffm.), von welchen die letztere, die Angelica- oder Brustwurzel, noch jetzt als Heilkraut dient. So war die Nelkenwurz (Geum urbanum L.) im Mittelalter eine Panacee für alle Uebel des Fleisches, und wurde wohl deshalb Herba benedicta, Benediktenkraut genannt. Das zierliche dreizählige Blatt, und die fünf goldigen Blumenblätter dieser Pflanze, die heilige Dreifaltigkeit und die fünf Wunden des Gekreuzigten symbolisirend, zogen frühzeitig die Aufmerksamkeit der mönchischen Künstler auf sich, und erscheinen gegen Ende des 13. Jahrhunderts häufig als Zierath der Säulenköpfe und als Muster der Bemalung und der Behänge an den Wänden.

Das gemeine Eisenkraut (Verbena officinalis L.), nach dem älteren Plinius eine der heiligen Pflanzen der Druiden, welche diese unter allerlei mystischen Ceremonien sammelten, war im Mittelalter Heil- und heiliges Kraut, die Herba Sancta der alten Kräuterbücher, und diente auch zu Beschwörungen und Besprechungen, wie viele alte Reimsprüche bezeugen.

Der Apostel Irlands, der heilige Patrick, bediente sich, wie bereits erwähnt, des dreiblättrigen Klees zur Versinnlichung des Dogma's der Dreifaltigkeit, daher dessen englische Bezeichnung: „Herb Trinity", Dreifaltigkeitskraut, welcher Name jedoch im Deutschen zwei anderen Pflanzen beigelegt wird: dem dreifarbigen Veilchen (Viola tricolor L.) und dem europäischen Siebenstern (Trientalis Europea L.). Das Kleeblatt, jetzt das allgemein angenommene National-Abzeichen der Irländer, das Seamroy oder Shamrock, ist das Blatt des kriechenden Klees (Trifolium repens L.); doch werden auch die ähnlich geformten Blätter des rothen Wiesenklees (T. pratense L.), des hopfenblüthigen Schneckenklees (Medicago lupulina L.), der großen Bibernelle (Pimpinella magna L.), des gemeinen Sauerklees (Oxalis acetosella L.) und des dreiblätterigen Ehrenpreises (Veronica triphyllos L.) häufig Shamrock genannt. Das Dreifaltigkeitskraut wird auch

für ein Schutzmittel gegen Hexerei gehalten. Ein gleicher Aberglaube betrifft den Ehrenpreis, dessen lateinischer Name Veronica von Vera icon: wahres Bildniß, abgeleitet sein soll, weil man die Züge des Heilands, wie sie nach der wohlbekannten Legende am Schweißtuch der heiligen Veronica erschienen, in der Aederung und Zeichnung der Blumenblätter zu erkennen glaubte.

Zahlreiche andere Pflanzen erhielten die Namen von Heiligen aus weniger bekannten Ursachen, wahrscheinlich, weil sie entweder zur Zeit des Kirchenfestes des betreffenden Heiligen in Blüthe kamen, oder in der Umgebung seines vorzüglichsten Schreines in großer Menge wuchsen.

Manche duftende Blume, welche ungeachtet neueingeführter prunkenderer Pflanzen ihre alte volksthümliche Beliebtheit bewahrte, wurde bereits in längstvergangener Zeit von den Benedektiner- und Cistercienser-Mönchen im friedlichen Klostergarten gehegt und gepflegt. Der gemeine Goldlack (Cheiranthus Cheiri L.), das rothe Leberkraut (Hepatica rubra L.), welches in Palästina „Blutstropfen Jesu" genannt wird, der Mandelbaum (Amygdalus orientalis L.), dessen Blüthe gleichfalls eine der symbolischen Blumen der heiligen Jungfrau ist, die Ringelblume (Calendula officinalis) sind Beispiele solcher Klosterblumen, welche dereinst Mönche von ihren Pilgerfahrten aus dem gelobten Lande mitgebracht, und die sich seitdem über ganz Europa verbreitet haben. Im Klostergarten fand der Steinmetz Blumen und Laubgewinde, die seine Meißel auf Säulenköpfen und als Bildniß in Kirche und Kreuzgang nachformte; im Klostergarten las der fromme Bruder Blüthe und Blatt, welche seine kunstgeübte Hand als farbenprächtige Initialen und Randzierath in Meßbuch und Brevier conterfeite. Und in bewundernder Betrachtung seiner Lieblingsblumen vertieft, glaubte er in seiner Herzenseinfalt mystische Gleichnisse zu erkennen. Namentlich erschien ihm in vielen Blüthen und Früchten die Gestalt des wahren Kreuzes, oder es erinnerte die Zahl ihrer Einzeltheile an heilige Glaubenssatzungen.

Solcher, die Leiden Christi symbolisirender Pflanzen finden wir mehrere abgebildet und genau beschrieben in des Priesters Giacomo Bosio: „La trionfante e gloriosa croce" (Roma 1610), einem äußerst seltenen Buche, welches der Verfasser selbst ins Lateinische übersetzte (Crux triumphans et gloriosa a Jacobo Bosio descripta, Libra sex; Antverpiae 1617). In diesem Werke (Lib. II. p. 165) sind die mystischen Zeichen eines Kürbisses „Zucca" im Klostergarten von Santa Pudenziana (angeblich der ältesten Kirche Roms, zuerst erwähnt im Jahre 499; neben der Basilika Santa Maria Maggiore) eingehend geschildert: „Und da war das Zeichen selbst des Kreuzes, besonders in dem kleineren Kürbisse, so lieblich gebildet, daß in grenzenloser Bewunderung wir alle von Staunen überwältigt und zugleich von innigster Herzensfreude durchdrungen waren. Und der Anblick dieses Kürbisses war wegen des Bildnisses darin überaus gnadenreich, denn in dessen weißem Marke erschien ein grünes Kreuz, welches uns alle mit heiliger und froher Andacht erfüllte. Und noch ein weiteres Wunder wurde bemerkt und sofort bestaunt; in jedem der vier Winkel des Kreuzes im größeren Kürbis lagen fünf winzige Samenkörnlein, ich sage, genau fünf, nicht mehr noch weniger, gleichsam die Male der fünf Hauptwunden darstellend, welche unser

Herr am Kreuze erhalten hatte“[1]). Bosio vergleicht diesen Kürbis mit dem Crucifixo de la Cepa in Valladolid, einer Darstellung des Erlösers am Kreuze, welche „naturalmente, ma mirabilmente“ durch die gewundenen Wurzeln eines Weinstockes gebildet ist. Auch die von Bosio abgebildete Mohnblume (Papaver Rhoeas L.) zeigt ein Kreuz an der Stengelnarbe, und im Querschnitte der Frucht des Pisang (Musa sapientium L.) ist die Kreuzigung zu sehen, weshalb die Banane auf den kanarischen Inseln und in Südamerika niemals geschnitten, sondern nur gebrochen werden darf.

Während Bosio mit diesem Buche beschäftigt war, verbreitete sich im Jahre 1609 in Rom die Nachricht eines noch größeren Pflanzenwunders, und er war unentschlossen, ob er dieses „stupendo a maraviglioso fiore“ erwähnen sollte, da ein solches Vorkommniß beinahe „troppo monstruoso e straordinario“ wäre, um demselben Glauben beimessen zu können; wollte dennoch es nicht gerne in seinem Werke übergehen, da täglich neue Bestätigungen darüber eintrafen. Dieser „maraviglioso fiore“ war die Passionsblume (Passiflora L.) die Granadilla der Neuen Welt. Abbildungen und Beschreibungen dieser Wunderblume wurden in demselben Jahre (1609) gleichzeitig in Spanien und Italien veröffentlicht. Bosio's vorzüglichster Gewährsmann war ein Augustiner-Mönch, Frey Emmanuello de Villegas, welcher zu jener Zeit Rom besuchte, und dessen Bericht durch zahlreiche Personen „di qualità e di gravità“ bestätigt wurde. „Es scheint,“ sagt Bosio, „daß diese wunderbare und mystische „Flor de las cinco llagas“ (Blume der fünf Wunden), wie die Spanier sie benennen, von dem Schöpfer der Welt besonders auserlesen wurde, um das Leiden seines göttlichen Sohnes zu veranschaulichen, auf daß sie, wenn die Zeit gekommen, zur Bekehrung der Völker in den Ländern, wo sie wächst, dienen möge, nachdem ihnen diese Wunderzeichen erklärt worden.“ Bosio schildert die Passionsblume also: „Die oberen Blumenblätter sind in Peru „color di leonato“ (bräunlichgelb) in Neuspanien (Mejico) weiß und rosig angehaucht. In der Mitte der Blume erhebt sich die Säule, an welche der Erlöser gebunden wurde, und darüber befinden sich die Nägel, sämmtliche von hellgrüner Farbe. Darüber ist die Dornenkrone von einer Art Schleier umgeben, welcher aus zweiundsiebzig Fransen, der Zahl der Dornen in der Krone, „di color pavonazzo“ (von violetter Farbe) gebildet ist. In der Mitte der Blume, unter der Säule, sieht man fünf blutigrothe Male oder Flecken, welche deutlich die fünf Hauptwunden, die Christus am Kreuze erhalten, darstellen. Die Pflanze ist reich an Blättern, deren Gestalt Speeren- oder Lanzenspitzen gleicht, und an jenen Speer erinnern, mit dem „der Kriegsknechte Einer öffnete seine Seite“.

---

[1]) Eratgug crucis signum ipsum, in minore presertim cucurbita, adeo venuste delimatum, ut prae admiratione nimia, ingentem animi stuporem, spirituale gaudio admistum, cunctis incusserit. Atque in ipsa cucurbita longe gratior quam in typo erat ejus adspectus. Nam in alba ejus dem cucurbitae medulla Crux viridis apparebat, quae religiosa quadam atque jucunda nos omnes admiratione perfundit. Et merito quidem notatum et praecipue observatum est, in quolibet et quatuor Crucis angulis majoris cucurbitae, quimque seminis animulas existere: quinque inquam praecise, neque plures aut pauciores, quasi ad quinque insigniores plagas illas, quas CHRISTUS Dominus in cruce accepit, allusionem facere vellet (Lib. II p. 166.)

Diese Blume schließt sich vollkommen zur Nachtzeit und öffnet sich nur halb während des Tages, stets die Gestalt einer Glocke bildend, so daß die also wunderbar eingeschlossenen Mysterien nicht offen dalägen." Bosio stellt jedoch in seiner Abbildung die hüllende Glocke geöffnet dar: „per gusto dei pii lettori, damit diese zu ihrer Erbauung die darin verborgenen Wunder und dieses große Wunderwerk unseres Schöpfers schauen und betrachten könnten." In dieser Verhüllung der Blume, meint Bosio, die Absicht des Allweisen zu erkennen, daß die Geheimnisse des Kreuzes den Heidenvölkern jener Länder nicht früher geoffenbart werden sollten, als bis die von ihm angesetzte Zeit gekommen.

Noch einer anderen Blume bedienten sich die Jesuiten-Missionäre in Südamerika als eines überzeugenden Beweises, daß nach Gottes Rathschluß selbst die stumme Natur die heiligen Mysterien des wahren Glaubens offenbare. Es ist eine im Urwalde Mexico's und des Isthmus von Panama wachsende Orchidee, die Heiligengeist-Blume (Peristeria elata Hooker), von den Spaniern „El Esperitu Santo" genannt, deren Griffelsäule die Gestalt einer weißen Taube mit gelbem Schnabel bildet, welche mit ausgebreiteten Flügeln über der gelblich-weißen Blüthe zu schweben scheint. Hier sei anschließend das Sternbild des südlichen Kreuzes genannt, in welchem die Missionäre mahnend das heilige Zeichen der Erlösung, in Flammenzügen am Himmel geschrieben, wiesen.

Die Wandlung der heidnischen Mythen in christlichen Legenden läßt uns die heiligen Bäume und Pflanzen als ein Palimpsest erscheinen, unter dessen mönchischer Schrift und Schildereien wir die Aufzeichnungen längstvergangener Zeiten wiederfinden.

Florenz und Girolamo Savonarola[1]).

Von

Otto Hartwig.

Florenz ist keine glückliche Heimstätte für seine größten Söhne gewesen. Wie manche der erlauchten Todten, deren Namen dem Wanderer in den Hallen von Santa Croce entgegenglänzen, haben während ihres Lebens den Haß und die Verfolgungssucht ihrer Mitbürger zu ertragen gehabt und sind ungünstigen Geschicken erlegen! Hier, wo Jahrhunderte hindurch ein unendlich bewegtes und leidenschaftlich erregtes Leben in Staat und Gesellschaft durch seine Reibungen die edelsten wie die schlimmsten Kräfte der menschlichen Natur in Flammen gesetzt und zeitweise fast bis zur vollkommenen Erschöpfung aufgezehrt hat, sind die größten Ruhmesthaten, welche die Mitkämpfer an ihm erringen konnten, erst anerkannt worden, wenn die heiß und fahl auflodernden Leidenschaften des Tages niedergebrannt, dem milden und reinen Lichte geschichtlicher Betrachtung und der natürlichen und gesunden Wärme nachlebender, dankbarer Herzen gewichen waren. Wundern kann uns dieser Verlauf hier um so weniger, als die größten Florentiner fast sämmtlich den Parteien angehörten, welche im Gegensatze zu der Grundrichtung standen, die ihre Vaterstadt emporgebracht hatte. Denn wie Florenz, die Stadt der Großgräfin Mathilde von Tuscien, unzweifelhaft durch seine frühe Verbindung mit dem aufstrebenden Papstthume und im bewußten Gegensatze gegen das römisch-deutsche Kaiserthum in die Höhe gekommen, so sicher ist es auch, daß seine genialsten Söhne, welche ihm für Jahrhunderte die Führung der Cultur Europa's errungen haben, der auch in ihren Tagen siegreichen Coalition der Curie und ihrer heimischen Gegner zum Opfer gefallen sind. Daß Dante und seine Partei durch Feinde gestürzt wurden, welche an Bonifaz VIII. ihren besten Bundesgenossen besaßen, ist aller Welt bekannt. Ebenso, daß gerade diese Verbindung es war, welche den weißen Guelfen zu dem begeisterten Vorkämpfer

[1]) L. von Ranke, Sämmtliche Werke, Bd. 40 u. 41, S. 183—357. 1887. — A. Gherardi, Nuovi documenti e studi interno a Girolamo Savonarola. Ev. 1. 1876. Ediz. 2. 1887. — P. Villari, La storia di Girolamo Savonarola e de' suoi tempi. Nuova edizione. Vol. I und II. 1887 und 1888. Wann wird endlich eine Gesammtausgabe der Werke Savonarola's erscheinen?

des idealen Ghibellinenthums gemacht hat. Ein anderer guter italienischer Patriot aus Florenz, M. Macchiavelli, ist von Leuten auf die Folter gespannt worden, welche nur durch die Unterstützung der Curie wieder siegreich in Florenz zur Herrschaft gekommen waren. Und hat nicht Michel Angelo seine Vaterstadt gegen das Heer eines mit Clemens VII. aufs Engste verbündeten und von diesem bestimmten Herrschers vertheidigen helfen, und sie, nachdem er als Flüchtling sie hatte verlassen müssen, niemals wiedersehen mögen?

Darf ich diesem glänzenden Dreigestirne einen Mann hinzufügen, welcher an schöpferischen Geistesgaben Keinem von ihm vergleichbar, kein Florentiner von Geburt und nach seiner ganzen seelischen Prägung, doch in einem entscheidenden Wendepunkte nicht nur der florentinischen, sondern der gesammten italienischen Geschichte in die Geschicke der Stadt mächtiger eingegriffen hat als Einer von ihnen, einen Mann, dessen Namen auf immer im Gedächtnisse der Nachwelt mit der blühenden Arnostadt aufs Untrennbarste verknüpft ist, und der der Verbindung derselben Mächte, nur in einem weit über deren hartes Geschick hinausgehenden blutigen Drama, erlegen ist? Es ist wahr, der Ferrareser Dominicaner Girolamo Savonarola hat die Stätte seiner größten Wirksamkeit nicht mit der heißen natürlichen Liebe umfaßt, in welcher Dante sich zu ihr verzehrte. Denn sie war ihm, nachdem er einmal zur Wirksamkeit in ihr berufen und zu einem Schiedsrichter ihrer Geschicke geworden war, nur der feste Punkt, an welchem er den Hebel zu weit größeren Thaten, zu einer Reform der Christenheit, einsetzen wollte. Aber sie galt ihm doch als das „Herz Italiens", und er hat durch seine heilige, sich selbst verleugnende Liebe, mit der er zum Besten seiner neuen Heimath gewirkt, ein Bürgerrecht in ihr erworben, das alle seine großen Zeitgenossen anerkannt haben. Nicht nur die größten Künstler der Stadt, die Sandro Botticelli, Lorenzo di Credi, Fra Bartolomeo della Porta, die Cronaca, della Robbia, Michel Angelo, und wie sie alle heißen mögen, sind von ihm aufs Kräftigste angezogen und begeistert worden, sondern auch die kühlsten Beobachter und feinsten Kenner des geschichtlichen Ablaufes der menschlichen Dinge, wie Macchiavelli, F. Guicciardini und D. Gianotti sind voll des Ruhmes der Verdienste, welche sich Savonarola um ihre Vaterstadt erworben hat, von seinen näheren Freunden und Gesinnungsgenossen ganz abgesehen, welche, eine Art unsichtbarer Gemeinde, sein Andenken durch sorgfältige, hier und da übertreibende und wundersüchtige Berichte festzuhalten gesucht, und die Stätte, an der er gestorben, bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein an seinem Todestage mit Blumen geschmückt haben. Ich denke, nachdem man im großen Saale des Palazzo Vecchio die Statue Savonarola's aufgestellt und die Stätte seiner intimsten Wirksamkeit in Florenz, das Kloster von San Marco, mit der pietätsvollsten Rücksicht auf seinen berühmtesten Insassen wiederhergestellt hat, bestreitet so leicht Niemand in Florenz dem Ferrareser das ideale Bürgerrecht in dieser Stadt, und erachtet das, was die Vorfahren an dem frommen und patriotischen Mönche verbrochen, damit nur zum geringen Theile gesühnt.

Anders denken freilich manche Geschichtschreiber unserer Tage über Savonarola. Wir schweigen von Denen, welchen er als ein äußerlich Unterlegener nichts bedeuten will. Aber nicht viel besser als das gleichgültige Achselzucken Derer, für

welche es nur eine Geschichte der politischen Triumphatoren gibt, sind die Angriffe, denen das Andenken Savonarola's von Seiten Solcher ausgesetzt ist, die aus irgend welchen momentanen oder persönlichen Verstimmungen, die kaum etwas mit der Sache zu thun haben, nicht nur Savonarola, sondern die ganze Entwicklung von Florenz im fünfzehnten Jahrhundert sammt ihren wichtigsten Trägern, den Medici, in Einem Athem verurtheilen und mit ihren lächerlichen und greisenhaften Bannsprüchen belegen. Ihnen gegenüber hat der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung, L. von Ranke, schon längst das historisch unparteiische Urtheil im Allgemeinen richtig fixirt, wenn er auch in seinen kritischen Bemerkungen über die Quellen des Lebens von Savonarola, von seinem Scharfsinne verführt, sich zu skeptisch verhalten haben sollte. Dieses klar gelegt zu haben, ist das Verdienst von P. Villari, welcher im Besitz eines Materiales über das Leben seines Helden war, von dem Ranke keine Ahnung hatte; Villari, der schon vor mehreren Decennien seine Biographie Savonarola's, die in die europäischen Culturssprachen übersetzt wurde, hatte erscheinen lassen, hat zu der neuen Ausgabe natürlich die Ergebnisse der immer tiefer in Einzelheiten eindringenden Forschung benutzt und mit dem ihm befreundeten trefflichen florentinischen Historiker A. Gherardi neue wichtige archivalische Schätze gehoben. Wird man in Einzelheiten von ihm abweichen dürfen, auch das Urtheil, welches er über die Stellung Savonarola's zur gesammten Culturentwicklung seiner Zeit abgibt, modificiren müssen, so bleibt ihm doch das Verdienst, uns das Leben des großen Mönches und Volksfreundes von San Marco in allen seinen wesentlichen Zügen lebendig, in formvollendeter Sprache und mit einer für seinen Gegenstand begeisternden Wärme zur besten Darstellung gebracht zu haben, welche wir besitzen. Villari ist kein unbedingter Lobredner seines Helden, geschweige denn ein „Advocat" desselben, wie ein anderer Biograph von ihm sich hämisch ausgedrückt hat. Sollte er die Gegner seines Helden vielleicht etwas zu dunkel gezeichnet haben, so ist das in Zeiten, in welchen selbst Alexander VI. einen „Retter" gefunden hat, unseres Erachtens eher ein Vorzug als ein Tadel. — Auf der Combination des Bildes, das Ranke von Savonarola entworfen, mit dem Gemälde Villari's beruht unsere Schilderung.

I.

Girolamo Savonarola entstammt einer edlen Familie aus Padua, welche dort noch blüht, während der ferraresische Zweig derselben in unseren Tagen erloschen ist. Michele Savonarola, der Großvater Girolamo's, ein berühmter Gelehrter und Leibarzt des estensischen Herrscherhauses in Ferrara, hatte diesen begründet. Sein Sohn Nicolò scheint ein ziemlich unbedeutender Mensch gewesen zu sein, dagegen dessen Gattin, Elena Bonacossi aus Mantua, eine Frau von großen Gaben und starkem Willen. Diesem Ehepaare wurde am 21. September 1452 als der dritte Sohn von sechs Kindern Girolamo geboren. Von früher Jugend an ein ernster, stiller Knabe, weder schön noch gefällig, sollte er der Träger des wissenschaftlichen Ruhmes der Familie werden. Aber der Großvater starb früh, und der Enkel gab sich anderen Studien als denen der Heilkunde hin. Der Hof der Este zu Ferrara gehörte nicht zu den schlimmsten der kleineren

Tyrannen Italiens. Doch erfüllten Thronstreitigkeiten zwischen den ehelichen und unehelichen Nachkommen des Herzogs Nicolò III. auch hier die Stadt mit Mord und Blutvergießen. Sei es nun, daß Girolamo in Folge der intimen Beziehungen seiner Familie zum Herrscherhause schon sehr früh tiefe Einblicke in die am Hofe sich abspielenden Vorgänge gethan hatte, welche seiner reinen Seele nicht behagten, sei es, daß er, sehr sensibel angelegt, gegen allen weltlichen Glanz eine Abneigung empfand, er verhielt sich von Anfang an ablehnend gegen das Hofleben. Bei den guten Beziehungen, welche er später mit dem Herzog Ercole unterhielt, scheint es fast so, als ob keine persönliche Verstimmung hierbei mitgewirkt habe, sondern nur die in seinem Wesen begründete Abneigung gegen den Glanz und den übertriebenen Aufwand des Hofes, der doch nur auf Kosten nothleidender Unterthanen bestritten werden konnte, für ihn entscheidend gewesen ist. Ob die Pracht und der heidnische Luxus, der in Ferrara entfaltet wurde, als Papst Pius II. auf der Reise zu dem resultatlos verlaufenden Concile von Mantua das estensische Hoflager 1454 besuchte, Spuren der Erinnerung in der Seele des Knaben zurückgelassen und ihm die conciliaren Ideen und seine Kreuzzugsgedanken von der ersten Jugend an eingeflößt hat, wird nicht mehr sicher zu entscheiden sein. Was sich aber ohne Frage tief in die Seele des erwachsenen Mannes eingegraben hat, war die furchtbare Noth und Verwüstung, welche über seine Heimath kam, als Papst Sixtus IV. für seinen Neffen (Sohn) Girolamo Riario im Bunde mit den Venetianern Ferrara mit Krieg überzog und mit dem Untergang bedrohte. Dieser schändliche Handel von dem verruchten Oberhaupte der Kirche ins Werk gesetzt, um seinem Nepoten ein weltliches Fürstenthum zu verschaffen, griff äußerlich für alle Zeit entscheidend in das Leben Savonarola's ein.

Wenn wir nicht durch dessen Bruder wüßten, daß einmal eine rasch vorübergehende Neigung zu Laodamia Strozzi, der unehelichen Tochter Filippo Strozzi's, der zu Ferrara, aus Florenz vertrieben, in der Nähe des Hauses der Savonarola wohnte, das stolze Herz Girolamo's erwärmt hätte, wir würden aus seinen uns erhaltenen Jugendgedichten kaum etwas Anderes entnehmen können, als daß schon den jungen, den ernsten Wissenschaften eifrig ergebenen Mann ausschließlich die Sorge um die Kirche des Herrn und der Schmerz um die Sittenverderbniß, die Italien erfüllte, innerlich beschäftigt und aufgeregt habe. Denn nicht Liebeslieder sind es, die der Zwanzigjährige uns hinterlassen, sondern ein Gedicht über den Untergang der Welt, in welchem er über das diese von allen Seiten erfüllende Unrecht in mehr rhetorischer als poetischer Weise klagte. Doch in diesem poetischen Erguss fand seine bewegte Seele noch keine Ruhe. Ein geheimnißvolles Wort in einer Predigt eines Augustinermönches zu Faenza traf ihn so tief, daß der Entschluß in ihm reifte, Mönch zu werden. Nicht rasch führte er ihn aus. Die Liebe zu den Eltern hielt ihn ein ganzes Jahr zurück. Endlich verrieth er ihn der Mutter in einem wehmüthigen Abschiedsliede, welches er ihr zur Laute vorsang. Am folgenden Tage, am 25. April 1475, entfernte er sich heimlich aus dem Vaterhause, um in das Dominicanerkloster zu Bologna einzutreten. Hatte er doch bisher gerade die Schriften des größten Theologen dieses Ordens, des Thomas von Aquino, aufs Eifrigste studirt und in ihnen Frieden für seine wissensdurstige Seele gesucht. Noch an demselben Tage, an dem er in

Bologna ankam, schrieb er einen herzlichen Brief an seinen Vater, bat ihn, seine Mutter zu trösten und ihm ihren Segen nicht vorzuenthalten. Er habe nicht länger in dieser Welt, in welcher das Laster triumphire und die Tugend unterdrückt werde, leben können. In einer Schrift, die er zu Hause zurückgelassen, „Ueber die Verachtung der Welt", habe er das weiter ausgeführt und auf die Strafen hingewiesen, welche der Zorn Gottes über dies sündige Geschlecht bald verhängen werde.

Diese kleine Schrift ist uns erhalten, wie auch ein zweiter Brief an die Eltern, welche wie unzählige Andere, die in gleicher Lage waren, den Entschluß ihres Kindes aufs Tiefste beklagten. Gibt man einmal im Princip zu, daß größere Sittenreinheit, wie freiere und unbeirrtere Erhebung der Seele zu Gott, durch mönchische Absonderung von der Welt und Verzichtleistung auf eine harmonische, einheitliche Ausbildung aller dem Menschen verliehenen sittlichen Fähigkeiten zu erzielen sei, dann wird man in Betreff dieses Falles sagen müssen, er sei einer von denen, in welchem diese Lebensauffassung ihre beweiskräftigste Bestätigung gefunden habe. Denn Savonarola ist einer von Jenen, welche das sittlich beschränkte und in vielen Beziehungen gefährliche Institut der Mönchsorden selbst in den Augen vieler Weltkinder zu Ehren gebracht haben. Sein Leben war fortan wie aus einem Gusse, bewegte sich ohne Abweichung in Einer gerade aufsteigenden Bahn. Daß er alle seine Gaben — und nur der Unverstand kann leugnen, daß er vielseitige, große Gaben besaß — ganz in den Dienst der Idee stellte, welche seine Seele ergriffen hatte, verstand sich so von selbst für ihn, daß er gar nicht empfand, was er persönlich einsetze, sondern wie alle tieferen Naturen, Alles nur dem Geiste zuschrieb, der ihn treibe. Auch für ihn war das Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit ganz mit dem Gefühle identisch geworden, daß Gott in ihm Alles wirke nach seinem Wohlgefallen. Und doch lag gerade für ihn als Mönch hierin eine große Gefahr, der er auch erlegen ist. Denn selbst wenn er nicht als ein Kind des Mittelalters die natürlichen Vermittelungen und Instanzen zwischen seinem eigenen Erkennen und Wollen und dem Urquell alles Seins unterschätzt, und nicht allzu sehr, ich will nicht sagen auf seine Wunderkraft, wohl aber auf die Coincidenz seines Thuns mit der göttlichen Allmacht gebaut hätte, mußte ihn nicht die mönchische Einseitigkeit dem complicirten Weltgetriebe und der sittlichen Lage seiner Zeit gegenüber in Conflicte hineintreiben, welche er nicht bestehen konnte und die auch das Werk seines Lebens umgestoßen haben? Die geschichtliche Betrachtung des Weltlaufes wird das Wort bestätigen: „Il est des cas désespérés ou il faut que la société périsse ou que l'idéalisme la sauve; mais l'idéalisme ne peut rien fonder de durable qu'à la condition de se tempérer, de se départir de ses prétentions, de se laisser apprivoiser et assouplir par la raison[1])." Dieser Wahrheit, welche die Jesuiten nur zu klar erkannt und mit Aufgabe jedes sittlichen Gefühls in ihr äußerstes Extrem verfolgt haben, war der Mönch Savonarola nicht zugänglich und konnte ihr nicht zugänglich sein. Wenn aber über ihn deshalb ein furchtbares Geschick hereinbrechen mußte, ein Geschick, noch tragischer als das, welches über alle sittlich

[1]) V. Cherbuliez.

hochstrebenden Naturen, die sich in die Händel dieser Welt einlassen, hereinzubrechen pflegt, so liegt der Grund hiervon zum großen Theile doch in der glücklicher Weise nicht zu allen Zeiten gleich verbreiteten, sondern ganz exceptionellen Verruchtheit seiner Widersacher und persönlichen Feinde.

Sechs Jahre (1475—1481) verblieb Savonarola im Dominicanerkloster zu Bologna mit dem Unterrichte der Novizen beschäftigt. Denn seine Oberen hatten bald die Kenntnisse und die Fähigkeiten ihres demüthigen und eifrigen Bruders erkannt. Von dem Katheder schickten sie ihn dann auf die Kanzel. Er studirte deshalb Grammatik und Rhetorik. Aber bald verließ er den Priscian, um sich einer einfachen, ungekünstelten, volksthümlichen und biblischen Redeweise zuzuwenden. Diese machte Anfangs wenig Eindruck auf die an scholastische Controversen oder elegante Redeübungen gewöhnten Zuhörer. Selbst in Ferrara, wohin ihn 1481 seine Vorgesetzten gesandt hatten, blieb die Kirche leer, in welcher er predigte. Er konnte sich nur langsam den Weg zu den Herzen seiner Hörer erschließen. In Ferrara war seines Bleibens aber nicht lange. Der Kriegssturm, den der Papst über das Herzogthum heraufbeschwor, verscheuchte die Mönche, welche von dem Mutterkloster zu Bologna in das ihnen befreundete Kloster von San Marco nach Florenz versetzt wurden. Hier, in dem von Michelozzo Michelozzi auf Kosten Cosimo's de' Medici 1437—1443 prächtig aufgebauten Kloster, welches der lombardischen Congregation der reformirten Dominicaner übergeben war, hat dann Savonarola, auf nur kürzeren oder längeren Reisen abwesend, ununterbrochen gelebt und mit ihm seinen Namen aufs Unzertrennlichste verknüpft. Fast hat man über ihn vergessen, daß San Marco eine Familienstiftung der Medici war, und hier Cosimo der Alte die von ihm erworbene Handschriftensammlung Niccolò Niccoli's aufgestellt und damit die erste öffentliche Bibliothek Europa's eröffnet hat.

Hatte Savonarola seine Vaterstadt unter dem Eindrucke verlassen, daß das Kriegsgetümmel und die Verwüstung, welche das gottgesegnete estensische Land über sich zu ergehen lassen hatte, nur durch die schnödeste Selbstsucht und die vollkommenste Verweltlichung des Oberhauptes der Christenheit heraufbeschworen sei, so stürmten in Florenz noch ganz andere Eindrücke auf ihn ein. Die Stellung, welche derselbe Papst, dessen Kriegslust ihn aus Ferrara vertrieben, zu der Verschwörung der Pazzi, bei der ein Medici im Dome ermordet wurde und Lorenzo il Magnifico kaum sein Leben rettete, wenige Jahre zuvor (1478) eingenommen hatte, war hier ein öffentliches Geheimniß. Der Krieg, den derselbe Nachfolger Christi im Anschlusse hieran über die mit dem Interdict belegte Stadt gebracht, lag noch in Aller Sinn. Lorenzo de' Medici hatte seinen Frieden mit der Curie theuer erkaufen müssen. Jetzt mußte er den größten Theil der Kosten zur Vertheidigung Ferraras bestreiten. Das Verhalten des Papstes Sixtus IV. erschien dem überaus vorsichtigen Beherrscher von Florenz doch so arg, daß er sich an dem merkwürdigen, noch nicht völlig aufgeklärten Versuche des sogenannten Cardinal von Gurk, nach Basel und dann nach Pisa ein Concil einzuberufen, betheiligte. Und während so der Papst Alles daran setzte, Italien aus einem Kriege in den anderen zu zerren, hatten sich die Türken, wenn auch nur vorübergehend, in Otranto festgesetzt. Selbst Männern, welche die

Weltauffassung nicht theilten, mit der Savonarola durch alle Wurzeln seines geistigen Daseins verwachsen war, mußten diese Vorgänge als unheilsschwangere, auf eine furchtbare Katastrophe hindrängende erscheinen. Sehnsuchtsvoll, sie zu beschwören, hat der jugendliche Mönch in einem seiner Gedichte einmal ausgerufen: „Könnt' ich doch diese großen Flügel brechen," die Flügel der verkommenen, buhlerischen Roma. Sie hat ihm dafür seine Flügel gebrochen.

Zunächst fand auch in Florenz Savonarola als Prediger nur geringen Beifall. Wer kann sich darüber wundern, daß in dem Florenz, in welchem Lorenzo de' Medici und seine Freunde jeden Sinn für ernste christliche Sitte durch einen Taumel von Vergnügungen und frivolen Lustbarkeiten erstickt hatten, ein strenger, auf sein Ziel geradeaus losstürmender Bußprediger seine Kirche leer fand? Nicht als ob man in Florenz mit den Formen der Kirche gebrochen und an den kirchlichen Festtagen den Gottesdienst versäumt hätte! Ein Agostinermönch, Marianno da Gennazzano, predigte dort unter dem Zulaufe aller classisch Gebildeten und entzückte seine Zuhörer durch die kunstgerechte Eleganz seiner Rede. In diesen Zeiten der feinsten ästhetischen Genußmenschen gehörte eine derartige Predigt zu den sublimsten geistigen Feinschmeckereien. Diese vermochte Savonarola nicht aufzutischen, namentlich da er seiner eigenen Redeweise auch noch nicht ganz Herr geworden war. Erst als Fastenprediger von seinen Oberen nach San Gemignano, dann nach Brescia entsendet, fühlte er sich diesen Gemeinden gegenüber vollkommen frei und in einer seinem ganzen Wesen entsprechenden Stimmung, so daß er nun auch den rechten Ton fand. Die Dinge, welche er erlebte, die Wahl Innocenz' VIII., die durch offenkundigen Stimmenkauf zu Stande gekommen war und fast den Tod von Sixtus IV. bedauern ließ (1484), steigerte die Noth seiner geängsteten Seele, die nun in Laute ausbrach, welche fortan überall seine Hörer aufs Tiefste ergriffen. Das Thema aller dieser Reden waren drei Sätze, welche sich in seiner durch Meditation, Gebet, Fasten und Bußübungen gefesteten Seele für ihn zu unumstößlicher Sicherheit hindurchgerungen hatten: Die Kirche wird gezüchtigt werden und dann erneuert, und das wird bald geschehen. Der lebhaft empfundene Zwiespalt zwischen einer entsetzlichen Gegenwart und den hohen Aufgaben, die ihr von Gott gestellt seien, hat zu allen Zeiten, und so auch hier, den zündenden Funken des prophetischen Wortes wachgerufen, der in den Augen Vieler die Finsterniß blitzartig erhellte, und den Glauben, daß es doch auch einmal wieder Tag werden müsse, neu belebte.

Der heilige Eifer, welcher Savonarola erfüllte, machte jetzt auch hervorragende Männer auf ihn aufmerksam und erwarb ihm deren Bewunderung. Auf einer Capitelversammlung, welche die Dominicaner zu Reggio in der Emilia abhielten, sprach er, alle Anwesenden mit sich fortreißend, gegen die Corruption des Clerus und über den Verfall der Kirche. Unter den zufällig Anwesenden befand sich der edle Graf Pico von Mirandola, der jugendliche Liebling Lorenzo's dei Medici und aller hervorragenden Männer seiner Zeit. Seine großen, früh entwickelten Geistesgaben, sein edler, vornehm freier Sinn ließen den jungen Grafen, dessen schönes, unschuldvolles Antlitz lange, blonde Locken umspielten, seinen Zeitgenossen als ihren Idealmenschen erscheinen. Wenn dieser sich vor den tiefliegenden, flammenden Augen des kleinen, dunkelfarbigen Mönches mit der Adlernase, dessen

Stirn schon früh tiefe Falten durchfurcht hatten, verehrungsvoll herniederbeugte, dann war das Eis gebrochen, welches bis dahin höher gebildete Zuhörer von ihm fern gehalten hatte. Pico von Mirandola, welcher bis zu seinem frühen Ende ein treuer Verehrer Savonarola's blieb, ist es denn auch gewesen, der Lorenzo de' Medici bewog, seinen Freund im Frühjahre 1489 nach Florenz zurückrufen zu lassen. Nachdem dieser noch im Nachwinter 1484 in Genua gepredigt hatte, worüber uns nur ein rührender Brief an seine Mutter benachrichtigt, zog er, auf diese ehrenvolle Weise zurückgerufen, von Bologna aus zu Fuße über den Apennin wandelnd, zum zweiten Male in Florenz ein. Man kennt ja die ergreifende Scene, zu welcher eine der größten Dichterinnen aller Zeiten diesen seinen Abstieg von der Höhe in das blühende Arnothal benutzt hat. Die ältesten Biographen des Mönches erzählen einen anderen Vorgang von dieser Reise. Ihm sei in Pianoro, als er vor Ermattung zusammengebrochen, so daß er weder Speise noch Trank habe zu sich nehmen können, eine unbekannte Person entgegengetreten, welche ihm Muth eingesprochen und in einem Hospiz gestärkt habe. Nachdem sie ihn bis Florenz geleitet habe, sei sie mit den Worten: „Sei eingedenk, das zu vollbringen, wozu ich Dich gesendet habe," seinen Augen entschwunden.

Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß dieser Vorgang von den Erzählern erfunden ist. Wird doch schon aus früherer Zeit von Visionen berichtet, welche er gehabt hat. Als er einst mit einem Manne sprach, sah er den Himmel sich öffnen und in ihm das der Kirche drohende Unheil, und vernahm eine Stimme, welche ihm befahl, dieses dem Volke zu verkünden.

Wenn ein Mann mit Einem überaus reizbaren Nervensystem alle Kräfte seiner Seele auf Einen Punkt richtet und seine festesten sittlichen Ueberzeugungen tagtäglich durch die Beobachtung der schwersten Verstöße gegen sie, welche von allen Seiten begangen werden, in Aufregung versetzt, dann bilden sich, namentlich bei dem Hinzutreten körperlicher Ermattung und Ueberspannung, Reizungszustände des Gehirns aus, welche den normalen Ablauf der Gedanken unterbrechen, visionäre Vorstellungen erzeugen und das Dasein in eine imaginäre Welt von Empfindungen erheben, sich bis zur Aufhebung des gesunden Lebensgefühls und des gesetzmäßigen Denkens steigern. Vor analogen Traumerscheinungen haben diese inneren Vorgänge nur den furchtbaren Vorzug voraus, daß der von ihnen Heimgesuchte sie aber nicht als Träume, sondern als unzweifelhaft sichere Erfahrungen, ja als die sichersten und höchsten Erlebnisse seines ganzen Seins festhält. Begegnen wir doch noch heutigen Tages hochgebildeten Menschen, welche an derartige Visionen als an objectiv wahrgenommene Erscheinungen glauben, von dem Geisterspuke niedriger Betrüger, denen selbst exacte Beobachter unterlagen, ganz zu schweigen. Ich glaube deshalb nicht, daß ein bekannter Literarhistoriker und Theologe unserer Tage absichtlich gelogen hat, als er versicherte, er habe auf einer Reise an einem ganz bestimmten Orte den Teufel leibhaftig geschaut. Und nun gar in der Periode des Ueberganges aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, in welcher der krasseste Aberglaube und der frechste Unglaube kritiklos durcheinander liefen, wo neoplatonische Speculationen die Köpfe der ersten Gelehrten in einen wüsten Taumel versetzt hatten und Männer mit einem so eminenten Verstande und einer durchdringenden Beobachtungsgabe, wie

N. Macchiavelli und F. Guicciardini, aus ganz sicherer persönlichen Erfahrung heraus versicherten, die Luft sei mit Geistern erfüllt, welche mit den Menschen vertraulich redeten und sie durch finstere Vorzeichen vor kommendem Unheile mitleidig warnten[1]). Darf man sich da wundern, wenn ein gottbegeisterter Mönch, erfüllt von der Sicherheit, in ununterbrochenem Gebet und Fasten die Schranke, welche die Erdgeborenen von dem Urquell alles Seins trennt, seinerseits mit heißem Bemühen gehoben und seinen Willen dem göttlichen ganz hingegeben zu haben, nun auch an göttliche Eingebungen und Gesichte und Mittheilungen über zukünftige Dinge, ja an das wunderbare Eingreifen der göttlichen Allmacht in seine und seiner Zeit Geschicke um so gewisser glaubte, als ihm das persönliche Vertrauen und der Glaube an die Träger der in die Welt gesetzten göttlichen Autorität der Kirche factisch zusammengebrochen war? Auf diese unserem Bedünken nach ganz folgerechte Entwicklung des inneren Lebens von Savonarola haben dann noch zwei äußere Einflüsse eingewirkt. Und das nicht zu seinem Heile.

Mit Recht hat Villari auf die Einflüsse, die von einem Klosterbruder Savonarola's auf diesen ausgegangen sind, großes Gewicht gelegt. Dieser, Salvestro Maruffi, hatte in seiner Jugend eine schwere Krankheit durchgemacht und litt seitdem an Somnambulismus. Schon die Aerzte seiner Zeit führten diesen auf ein körperliches Leiden zurück. Als man ihm einmal viel Blut abgezogen hatte, blieben seine Anfälle aus. Anders dachte über sie aber Savonarola, der in den Visionen und sonderbaren Reden seines Genossen nur eine Bestätigung seiner eigenen Erlebnisse fand und Maruffi einredete, sie für göttliche Eingebungen und Wirkungen zu halten, was dieser, seiner selbst nicht sichere und nicht zuverlässige Mensch ihm endlich zugab. Von da an gerieth denn umgekehrt Savonarola in ein Abhängigkeitsverhältniß von ihm. Seine Gesichte und Erscheinungen fanden einen immer mehr sich steigernden, fast blinden Glauben bei Savonarola. Merkwürdig ist, daß dieser krankhafte Mönch auch auf andere sonst tüchtige und energische Männer aus der Laienwelt, wie P. Capponi und Fr. Valori, die ihn zu ihrem Beichtvater wählten, Einfluß gewann.

Aber fast noch gefährlicher als Maruffi wirkten auf Savonarola dessen Anhänger und deren Glauben an seine Weissagungen zurück.

Savonarola hat es Anfangs ganz bestimmt abgelehnt, daß er ein Prophet sei. Denn die Kenntniß der zukünftigen Dinge habe sich Gott allein vorbehalten. Die Auslegung der prophetischen Bücher des Alten und Neuen Testaments führte ihn aber einen Schritt weiter. Hatten deren Verfasser vermöge ihres eigenartigen Verhältnisses zu Gott die Zukunft vorher gesagt, so könnte er doch wenigstens ihre Voraussagungen auf seine Zeit auslegen und den verborgenen Sinn derselben seinen Zuhörern recht lebendig vor die Seele stellen. Wie die Propheten des Alten Bundes von einer verderbten Gegenwart aus auf das göttliche Strafgericht, das hereinbrechen werde, mit flammenden Worten hingewiesen hatten, dann aber doch auch die rettende Barmherzigkeit Jehovas gegen sein Volk zu preisen nicht müde geworden waren, so ist auch er vom Reformator zum Propheten geworden. Die willkürliche, allegorische Schriftauslegung der Kirche begünstigte das sehr,

[1]) Villari, Bd. I, S. 66.

und so legte er auch allmälig die Schrift nicht mehr aus, sondern seine eigenen Gedanken in sie ein. Er hat das auch theoretisch damit zu rechtfertigen gesucht, daß Gott von Zeit zu Zeit Männer auf die Erde sende, denen er durch unmittelbare Mittheilung eine tiefere Einsicht in die Geheimnisse der Schrift verleihe, damit sie die Führer der Gläubigen würden.

Diese Ueberzeugung bemächtigte sich seiner immer bestimmter von der Zeit an, in welcher er an Einfluß und Ansehen in Florenz, in ganz Italien und darüber hinaus gewann. Gleichzeitig wuchs damit sein wirkliches Wissen über nahe und ferne Vorgänge seiner Zeit. Mit scharfem Blicke durchschaute er die Schwächen des politischen Getriebes seiner Landsleute, und er kannte die Klippen, an denen die bald hierhin bald dorthin steuernde Ueberweisheit derselben zerschellen werde. Er hat auch in seinem Kloster mehr von den großen und kleinen Händeln der Welt erfahren, als wir im Einzelnen wissen. Cardinäle, Könige und Fürsten haben mit dem Mönche von San Marco persönlich und brieflich verkehrt, und er hat Vieles gewußt, was weder dem großen Haufen noch manchem sonst in die Dinge Eingeweihten bekannt geworden war. Ich meine nun durchaus nicht, daß er sein besseres Wissen von Vorgängen oder den Plänen einflußreicher Personen zu Aufschlüssen an seine Freunde und Zuhörer verwerthet habe, die diesen als Offenbarungen erscheinen mußten. Die einmal für ihn feststehende Grundauffassung der Lage Italiens versetzte sich unwillkürlich mit Schlüssen aus den ihm bekannten Thatsachen, wurde dadurch individuell belebt und für seine Zuhörer eindringlicher und wunderbarer. Zufälligkeiten kamen dazu, um einigen von seinen Behauptungen noch größeren Glanz zu verleihen. An derartige Einzelheiten, wenn sie auch unsicher und verschiedener Deutung fähig waren, hat sich aber immer die große Menge gehalten. Was von den Voraussagungen eintraf, blieb haftend im Gedächtniß der Hörer, während das, was unerfüllt blieb, wieder vergessen wurde oder immer noch eintreffen konnte. Der Glauben an Savonarola, welcher durch sein gewaltiges Rednertalent, sein frommes Leben und segensreiches Wirken für das Wohl der Stadt entstanden und befestigt worden war, verlangte nach Weissagungen und Wundern dieses Gottesmannes. Schon deshalb trugen sie sich auch nach der Ueberzeugung seiner Anhänger zu. Wie es aber immer und zu allen Zeiten zu geschehen pflegt, daß die Verehrung, welche religiös angeregte Kreise Denen entgegenbringen, von welchen sie ihr neues Geistesleben empfangen zu haben sich bewußt sind, auf diese nicht segensvoll zurückwirkt, weil sie eben doch auch Menschen sind und die anbetende Verherrlichung sich zu leicht übernimmt, so auch hier. Savonarola war freilich eine zu edel, und ernst und wahrhaftig angelegte Natur, als daß er den aus dieser Anbetung seiner Verehrer entspringenden Gefahren in furchtbarem Zusammenbruch seines ganzen geistigen Daseins, wie es öfter erlebt worden ist, erlegen wäre. Aber er war doch von Anfang an nicht von mönchischem Hochmuth frei, wie sein Verhalten gegen Lorenzo de' Medici erweist, und „dachte sich die Verbindung der göttlichen und menschlichen Dinge viel zu enge“ [1]). Da hätte er denn in der That mehr als ein Mensch sein müssen, wenn die gläubige Bewunderung und Verehrung

[1]) Ranke.

seiner Anhänger nicht sein ruhiges Denken und die gewissenhafte Selbstprüfung allmälig umnebelt und in eine Sphäre entrückt hätte, in welcher sich alle klaren Unterschiede zwischen Möglichem und Unmöglichem, Sicherem und Zweifelhaftem, Persönlichem und Allgemeingültigem in einen überhitzten Enthusiasmus auflösen, aus dem dann die rauhe Wirklichkeit mit ihren unerbittlich waltenden Gesetzen und unbezwingbaren Kräften ihre Opfer oft nur zu schrecklich herausreißt. Der ungeheuren Gefahr, in welcher sich jedes von den Bedingungen des Erdenlebens sich ablösende, auf sein Ideal rücksichtslos losstürmende Menschenherz befindet, ist auch der edle Mönch von San Marco erlegen. Weil er aber so edel und seine Freunde so ganz unsäglich niederträchtige Menschen waren, wird dieser tragische Conflict stets zu denen gehören, welche das Mitgefühl aller Gutdenkenden ganz besonders und immer wieder von Neuem erregen. —

Als Savonarola 1489 zum zweiten Male, angeblich von seinem mystischen Begleiter geführt, in Florenz angekommen war, blieb er sich der Grenzen seiner Wirksamkeit in dieser Stadt noch ganz bewußt. Er hatte seine Niederlage als Prediger nicht vergessen und nahm deshalb die Unterweisung der Novizen in seinem Kloster wieder auf. Das geschah aber mit solchem Beifall, daß unter dem Strauch von Damascusrosen, unter dem er zu lesen pflegte, sich auch Mönche und dann auch bald Laien um ihn scharten und seinen begeisterten Worten lauschten. Für diese seine Novizen und Zuhörer waren zunächst wohl auch die philosophischen Schriften bestimmt, die er in dieser Zeit ausarbeitete. Sie sind nur theilweise auf uns gekommen und nur vier kleinere von ihnen gedruckt worden. In diesen erweist er sich als einen philosophisch wohlgeschulten Denker, der es allerdings zu keinem einheitlichen System gebracht hat, da er zwischen den Aristotelikern und Platonikern seiner Zeit hin- und herschwankt. Im Grunde aber will er auch von der Philosophie nicht allzu viel wissen, da ja vom christlichen Standpunkte aus die Theologie die einzige und wahre Wissenschaft ist. Immerhin ist aber die philosophische Bildung für ihn ein werthvolles Mittel geworden, seine religiösen Ueberzeugungen wissenschaftlich zu rechtfertigen. Doch auf diesem Gebiete lag gar nicht seine starke Seite. Alles diente ihm nur dazu, die sittlichen Ideen, welche seine Seele erfüllten, klar zu legen. Er war selbstverständlich kein Mann wie der Apostel Paulus. Aber wie dieser in der scharfen Dialektik seiner Schule gebildet, es gelegentlich nicht verschmäht hatte, trotz seines Herabblickens auf die heidnische Weisheit und Poesie doch ein Wort aus ihr zu entlehnen, so hat Savonarola, der seine ganze Kraft aus der heiligen Schrift zog, auch den Alten nicht nur feindlich gegenüber gestanden. Das aber, was er von dem Heidenthume als die Ursache der sittlichen Verwilderung seiner Zeit ansah, verfolgte er um so rücksichtsloser. Diesen seinen Invectiven gegen alles Heidnische seiner Zeit verdankte er auch in Florenz seine größten Erfolge.

Da die Schar seiner Zuhörer immer mehr zunahm und seine Vorträge zu Predigten wurden, so bestieg er dann auch in San Marco im August 1489 die Kanzel und brachte durch seine Rede einen unverlöschlichen Eindruck auf die zahlreichen Zuhörer hervor. Der Zudrang zu seinen Predigten wurde so groß, daß er für die Fastenzeit 1491 nach der Hauptkirche der Stadt, Santa Maria del Fiore (Dom), überziehen mußte. Die Angriffe, welche er hier gegen den Clerus

zu schleudern begann, seine Weissagungen von dem drohenden Unheile, das über Florenz, Italien und die Kirche hereinbrechen werde, erfüllte seine Zuhörer mit Entsetzen. Die Stadt gerieth in Aufregung, und diese wurde immer tiefergehender, seitdem der Frate auch schon deutliche Anspielungen auf Tyrannen machte, welche die Reichen nicht an ihren Schlechtigkeiten hinderten und nur die Armen bedrückten. Ein so feiner Kenner der Florentiner, wie Lorenzo dei Medici, konnte diese Bewegung nicht übersehen. Er suchte den Frate zu begütigen, der sich ihm gegenüber nun um so schroffer verhielt. In San Marco 1491 zum Prior gewählt, machte er dem Enkel des Gründers des Klosters keinen Besuch, wie bisher üblich gewesen war, worauf dieser bitter bemerkte: „Da seht Ihr es, ein Fremder ist in mein Haus gekommen und würdigt mich keines Besuchs." Daß er Lorenzo seine Rückberufung verdanke, wußte er sicher. Daß ihm der Dank hierfür zur Beobachtung von Höflichkeitspflichten bestimmen müßte, kam ihm nicht in den Sinn. Im Gegentheil sprach er über Lorenzo persönlich sehr übel, und beschuldigte ihn der Tyrannei und des unchristlichen Lebens in der Stadt. Als fünf angesehene Bürger der Stadt sich zu ihm begeben hatten, um ihn vor derartigen Ausfällen zu warnen, und die Gefahren zu schildern, die er auch über sein Kloster heraufbeschwöre, sagte er diesen direct ins Gesicht, sie seien nur Boten Lorenzo's und sollten diesem sagen, er möge Buße thun von seinen Sünden, denn der Herr fürchte nicht die Mächtigen dieser Erde. Er sprach ihnen auch von dem baldigen Tode ihres Auftraggebers, dem des Papstes und König Ferrantes von Neapel[1]). In immer schärferer Weise wandte er sich darauf gegen die mediceische Herrschaft. Ein Versuch, ihn durch einen Rivalen aus dem Franciscanerorden, jenen Marianno von Gennazzano, einen ungeistlichen, eiteln Schönredner niederpredigen zu lassen, scheiterte kläglich. Savonarola stand jetzt auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Seine Predigten, so viel von ihnen erhalten ist, zeigen eine wirklich außerordentliche Begabung als Prediger; wie die Menge der kleinen Schriften, meist rein moralischen Inhalts, die er in jener Zeit ausgehen ließ, verrathen sie seine Lust und Freudigkeit am Produciren überhaupt. Und doch, wenn man liest, wie jener Tyrann von Florenz nach allen Angriffen, die der rücksichtslose Mönch gegen ihn erhoben hatte, gerade diesem nochmals zu beichten begehrte, nachdem er schon die Absolution empfangen, dann möchte man wohl zweifeln, bei welchem der beiden Männer der specifisch christliche Geist am entwickeltsten vorhanden gewesen. Mögen die Gewissensbisse den sterbenden Magnifico arg gequält haben, man kann doch auch sein Verlangen, seinem ärgsten Beleidiger gegenüber, als ein Zeichen echt christlichen Verzeihens deuten. Daß Savonarola die Absolution dem Todkranken nicht gewährte und ihn ohne seinen Segen verließ, weil er ihm nicht versprechen wollte, dem Volke von Florenz seine Freiheit zurückzugeben, das mögen Viele heroisch finden, ich aber kann es nicht als wahrhaft christlich empfunden loben.

---

[1]) Diese Weissagung machte einen tiefen Eindruck auf die Gesandten. Doch haben wir in ihr gerade nichts besonders Prophetisches zu erblicken. Lorenzo litt schon damals sehr, der Papst war längst abständig und der alte Ferrante lebte noch bis 1494. Doch berief sich Savonarola selbst in seinen Predigten öfter auf diese Vorhersagung.

Dem Tode Lorenzo's 1492 folgte der von Innocenz VIII. im Juli bald nach. Hatte jenes Ereigniß Florenz in große Aufregung versetzt, so erschütterte die Wahl Alexander's VI. die ganze Christenheit. Beim Empfange der Nachricht von ihr weinte der alte König Ferrante, der seine Kinder thränenlos hatte sterben sehen. Auch auf Savonarola machten beide Ereignisse den tiefsten Eindruck. Seine Visionen wurden immer lebhafter und grausiger. Er sah am Himmel eine Hand, welche ein Schwert hielt, auf dem geschrieben stand: Gladius Domini super terram cito et velociter[1]) und hörte laute Stimmen, welche Rettung für die Guten, aber Rache über die Gottlosen verkündeten. Das solle er seinen Zuhörern nur versichern. Man kann sich vorstellen, wie die Aufregung in der Stadt zunahm, nachdem Lorenzo sich vor dem Gewaltigen gedemüthigt hatte, und sein Sohn Piero nur zu bald durch seine Thorheiten und Rohheiten alle besseren Elemente der Partei verletzte. Aber jetzt hatte dieser noch die Herrschaft in fester Hand. Savonarola mußte, so scheint es wenigstens, vor ihm das Feld räumen. Der Frate befand sich 1492 und 1493 in Venedig, Pisa und Bologna. Als er wieder in sein Kloster zurückgekehrt war, beschäftigten ihn zunächst dessen Angelegenheiten aufs Lebhafteste. Es galt die Dominicanerklöster Toscanas wieder von der lombardischen Ordensprovinz zu trennen und selbstständig zu machen. Merkwürdiger Weise interessirte sich Piero de' Medici, und mit ihm auch die Signoria, lebhaft für dieses Project, das zu einer Staatsaffaire an der Curie zu werden drohte. Denn Lodovico der Mohr, Venedig und Neapel waren dagegen. Bei einer guten Gelegenheit schwatzte jedoch der Protector der Dominicaner, der Cardinal Caraffa von Neapel, dem Papste, dem diese Dinge an sich ganz gleichgültig waren, die Einwilligung zur Trennung ab, und Savonarola, der mit Fra Dominico da Pescia bisher noch zum Kloster von Bologna gehört hatte, war seit dem 15. November 1493[2]) Provinzial einer Ordensprovinz, von keinem Andern mehr abhängig, als von seinem General und dem Papste. Er, der von Anfang an die Wichtigkeit dieser Transaction besser verstanden als viele seiner Ordensbrüder, hatte sich bei den Verhandlungen als ein tüchtiger praktischer Geschäftsmann von großer Sicherheit und Festigkeit erwiesen. Zu spät sah Piero de' Medici ein, daß er einen Fehler begangen habe. Es half ihm nichts mehr, daß er sich nachträglich auf die Seite der Gegner des Trennungsplanes stellte. Es war zu spät.

Nachdem Savonarola die Bestätigung in seiner neuen Würde erhalten hatte, nahm er seine Predigten in Florenz sofort wieder auf. In der Adventszeit 1493 und den Festen darauf sprach er heftiger und eindringlicher als je gegen die Prälaten und Geistlichen seiner Zeit. Nicht weniger stark aber auch gegen die Fürsten seiner Tage. Sünden aller Art rügt er an jenen, welche das Evangelium nicht verkündigen, sondern die Lehren der heidnischen Philosophen; diese sind nur von Gott gesendet, um die Völker für ihre Frevel zu bestrafen. Was wahrhaft christliches Leben sei, setzt er dann auseinander und ermahnt seine Zuhörer eindringlich, die den Menschen von Gott eingeflößte Liebe in Thaten umzusetzen. „Jeder weiß soviel, als er thut," war ein oft gehörtes Thema seiner Reden.

[1]) Das Schwert des Herrn über der Erde rasch und schnell.

[2]) Die Jahresangabe 1494 ist ein Druckfehler bei Villari, Bd. I, S. 175.

In seinen Angriffen auf die sündhafte Gegenwart blieb Savonarola keineswegs bei Allgemeinheiten stehen. Immer unverblümter erging er sich in Anklagen gegen das mediceische Stadtregiment und verkündete die Ankunft eines „neuen Cyrus" in Italien, der über das Land einherfahren und Alles ohne Schwertstreich darniederwerfen werde. Im Anschluß an Betrachtungen über die Arche Noah redete er von einer Sündfluth, die über Italien hereinbrechen und Alles verschlingen werde. Als er dann am 21. September 1494 in dem überfüllten Dome mit dem Rufe: „Siehe, ich will Wasser über die Erde senden," seine Predigt anhob, ging ein Schauder allen seinen Hörern durch Mark und Bein. Die ganze Stadt gerieth in Entsetzen. Denn schon hatten die Vortruppen König Karl's VIII. von Frankreich Oberitalien durchzogen, wildes, riesiges Kriegsvolk war aus den Schweizerbergen in großen Scharen herabgestiegen, und endlich war der „neue Cyrus" selbst Ende August diesseits der Alpen erschienen. Das Gerücht hatte die Zahl, die Furchtbarkeit und Kriegstüchtigkeit seines Heeres noch übertrieben. Die Erstürmung von Rapallo am Golf von Genua, die Niedermetzlung seiner Einwohner (8. September) hatte gezeigt, daß es mit den Scheingefechten der Condottieri vorüber sei und ein furchtbarer Sturm über die Halbinsel heraufziehe.

II.

„Es war in der That für einen erfahrenen Politiker eine schwere Aufgabe, in solchen Zeiten allgemeiner Verwirrung sich den richtigen Weg herauszusuchen und gegenüber den Bestrebungen der heimischen Gegner, wie gegenüber den Zumuthungen der auswärtigen Freunde die erwählte Bahn festzuhalten. Wie auf sturmbewegtem Meere eine Woge die andere, so löste eine Verbindung die andere ab, ruhelos, ziellos. Dieser ewige Wechsel der Beziehungen, diese Möglichkeit, Freund und Feind zu sein; die Unmöglichkeit, in jedem Augenblicke die Verhältnisse jeden Staates klar zu erfassen: sie wurden immer mehr die Kennzeichen des italienischen Staatslebens. Unter solchen Umständen ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, sich und den eigenen Staat vor Unsicherheiten zu bewahren, oder gar selbst eine kennbare abgegrenzte Stellung einzunehmen, war erfolgloser, unnöthiger Versuch." Mit diesen Worten hat ein ausgezeichneter, leider zu früh verstorbener Kenner der italienischen Politik des fünfzehnten Jahrhunderts, B. Buser[1]), die politische Lage Italiens geschildert, als Lorenzo de' Medici die Zügel des Regiments in Florenz in die Hand nahm (Ende 1469). Lorenzo hat sie mit großer Feinheit und Geschicklichkeit geführt, und das Schifflein seiner Vaterstadt, wie das große Fahrzeug Italiens durch dieses unsichere Meer bis zu seinem Tode (1492) in allerlei Fährlichkeiten, aber doch ohne Schiffbruch zu erleiden, hindurchgeführt.

Durch welche, oft höchst zweifelhafte Künste das gelang, ist hier nicht einmal der Ort auch nur anzudeuten. Es ist nur möglich, die momentane Lage Italiens zu fixiren, als sich die längst befürchtete und vorausgesagte Sündfluth

[1]) B. Buser, Die Beziehungen der Mediceer zu Frankreich, S. 154.

über die Halbinsel ergoß [1]), und deren Rückschlag auf Florenz in den elementarsten Zügen zu schildern.

Italien, in unzählige Staaten und Communen getheilt, besaß damals fünf größere Machtcentren. Unteritalien wurde von unehelichen Nachkommen des aragonesischen Königshauses beherrscht, deren Erbrecht von den französischen Königen als den Verwandten der ausgestorbenen Anjous grundlos bestritten wurde. Die stets unsichere Herrschaft der Aragonesen war durch den Tod des alten König Ferrante, der im Januar 1494 „sine luce, sine cruce, sine Deo" gestorben war, noch haltloser geworden, denn sein Sohn Alfonso II. war ein ganz untüchtiger Fürst. Ueber den Lehnsherrn des Königreichs Neapel, Alexander VI., etwas zu sagen, scheint überflüssig, wenn auch unlängst die Herren Cipolla und Delaborde für ihn auf mildernde Umstände plaidirt haben. Es genügt zu bemerken, daß Papst Leo XIII., der das vatikanische Archiv für die historische Forschung geöffnet hat, das Pontificat des Borgia ausgenommen hat. Dieser Stellvertreter Gottes auf Erden hatte zuerst am französischen Hofe gegen den Aragonesen gehetzt, schien dann sich aber mit ihm dauernd verständigt zu haben, als der Sturm gegen diesen losbrach. Alexander VI. war darauf bedacht, seinen Kindern Reichthümer und weltliche Fürstenthümer zu erwerben, fürchtete sich vor Frankreich, wohin sich sein entschlossenster Feind im Cardinalscollegium, der nachmalige Papst Julius II., geflüchtet hatte.

Einen kräftigen Bundesgenossen hätte der Papst an der zweiten Macht Mittelitaliens, an Florenz, haben können, wenn dessen Beherrscher, Piero de' Medici, nicht ein gar zu unfähiger, roher und unwürdiger Mensch gewesen wäre. Piero hatte die überlieferte Politik seines Hauses, sich mit Mailand auf gutem Fuße zu halten, fallen lassen, sich an die Aragonesen angeschlossen, und dadurch das, was sein Vater mit allen Mitteln zu verhindern gesucht hatte: die active Einmischung Frankreichs in Italien nur beschleunigt. Von der Allianz von Neapel, Rom und Florenz glaubte der Verräther Italiens, Ludwig der Mohr in Mailand, sich auf den Tod bedroht. Hatte er doch auch seinen Mündel, dessen Gemahlin die Enkelin Ferrante's von Neapel war, nach und nach von der diesem legitim zustehenden Herrschaft über Mailand gänzlich entfernt. Um sich gegen Neapel zu schützen, drängten deshalb seine Gesandten in Frankreich den jungen König Karl VIII., endlich mit einem Heere nach Italien zu kommen und Neapel zu erobern. Mit der ihm sonst so verfeindeten Republik Venedig hatte er vorübergehend ein Bündniß abgeschlossen.

Die Republik von San Marco, obwohl von den Osmanen bedroht, bildete das in sich consolidirteste Staatswesen Italiens. Daß in dessen höchstem Rathe, dem Colleg der Zehn, durch Majoritätsbeschlüsse die Summen festgesetzt wurden, welche man den Meuchelmördern besonders gefährlicher Feinde der Republik auszahlen sollte, charakterisirt das sittliche Niveau, auf dem sich die Politik dieses Staates und der Zeit überhaupt bewegte.

Die Beziehungen dieser fünf größeren italienischen Staatskörper, so wechselnd und durcheinander fließend sie nun schon seit mehr als einem Menschenalter

[1]) An event which changed the face of Europe. Gibbon.

gewesen waren, wurden durch den Heereszug König Karl's VIII. im Nachsommer 1494 aufs Tiefste erschüttert und durcheinandergeworfen. Und das mit verhältnißmäßig geringen Mitteln und unter noch geringerem Widerstande der zunächst Betroffenen. Denn war auch das französische Heer namentlich mit Artillerie gut ausgerüstet, entfaltete in ihm die französische Ritterschaft all ihren Glanz, und erschien das Schweizer Fußvolk jetzt zum ersten Male den Italienern in seiner ganzen Furchtbarkeit: der Fürst, der an der Spitze dieser Heerscharen stand und das ganze Unternehmen leiten sollte, war doch in jeder Beziehung eine der kläglichsten historischen Erscheinungen, mit deren Namen weltbewegende Vorgänge verknüpft sind. Dreizehnjährig war dem Sohn Ludwig's XI. im Jahre 1485 die Krone des mächtigen Königreiches zugefallen. Von schwachem Geiste und Körper hatte man den Kopf des Knaben nur mit romantischen Erzählungen und mystisch-religiösen Vorstellungen erfüllt. Seinen Namen hat er kaum schreiben gelernt. Obwohl früh mit der jugendlichen Anna von der Bretagne verheirathet, ergab er sich den schlimmsten Ausschweifungen. Der Umgang mit Courtisanen bestimmte ihn, dem Vormarsch seiner Truppen Einhalt zu thun, behinderte ihn in der Vornahme der dringendsten Staatsgeschäfte. Diese lagen darum bald in den Händen ehrgeiziger und geldgieriger Intriguanten niederer Herkunft. Was wirklich von ihm beschlossen und ausgeführt wurde, war daher stets unsicher. Der lange geplante Zug nach Italien wäre trotz des Bündnisses mit Ludwig dem Mohren und des Abschlusses von Verträgen mit allen Nachbarn vielleicht nicht zur Ausführung gekommen, wenn nicht der Haß des gewaltigen Cardinals von San Pietro in Vincolis, des späteren Papstes Julius II., gegen Alexander VI. ihn vorwärts gestoßen hätte. Wenn man vor der Büste dieses Fürsten im Museo Nazionale zu Florenz steht, dessen großer birnenförmiger Kopf mit riesiger Nase auf einem schmächtigen kleinen Körper, den riesige Füße tragen, ruht, dann verrathen Einem die früh verwelkten, schlaffen Züge seine ganze Unsicherheit und Unzuverlässigkeit. Daß seine ganze Persönlichkeit die Spottlust der ästhetisch gebildeten Florentiner herausfordern mußte, begreift sich vollkommen. Weniger aber das Vertrauen und die Zuversicht, welche Savonarola auf diesen „neuen Cyrus" setzte. Will man die Menschenkenntniß des Mönches und dessen Prophetengabe nicht gar zu tief herabsetzen, so kann man sein Festhalten an ihm nur durch den Glauben bestimmt erklären, daß es in Gottes Hand liege, selbst durch ein solches schwaches Werkzeug Großes zu wirken. Der die ganze Welt überraschende Erfolg des französischen Einmarsches in Italien, die Zugänglichkeit des Schwachen für geistliche Drohungen und Weissagungen mag Savonarola's ruhiges Urtheil über ihn dann noch ganz gefangen genommen haben. Hatte er doch auch Alles so vorhergesagt.

In der That, die Erfolge des Königs waren zunächst ganz außerordentliche. Aus der Lombardei, wo er sich mit seinen Verbündeten getroffen hatte, zog er mit dem Gros seines Heeres durch die Lunigiana nach der tuscischen Maremmenlandschaft, während der andere Theil sich östlich von Apennin nach Süden bewegte, nirgends auf westlichen Widerstand stoßend.

In unbegreiflicher Verblendung hatte Piero dei Medici noch immer geglaubt, daß der Sturm ihn nicht erfassen werde, und er durch eine zweizüngige Neu-

tralität geschützt sei. Keine Warnung seiner Gesandten, kein Flehen, sich wenigstens mit seinen Mitbürgern auf einen besseren Fuß zu stellen, hatte etwas gefruchtet. Als nun der Anmarsch des Königs nicht mehr zweifelhaft war, verlor er den Kopf, warf alle Würde weg, öffnete dem feindlichen Heere die drei Grenzfestungen, welche den Eingang in das Gebiet der Republik sperrten, versprach ihm 200 000 Goldgulden zu zahlen und die Citadellen von Pisa und Livorno bis zum Ende des Krieges zu übergeben. Eine Gesandtschaft der florentiner Signoria kam zu spät. Der König wies sie kurz ab. Savonarola durfte seinen erregten Zuhörern jetzt zurufen, daß sie nun sähen, was sie ihm nicht hätten glauben wollen. Die Aufregung in der Stadt wurde eine ganz allgemeine; selbst im Rathe der Siebenzig, der ganz aus Anhängern der Medici bestand, erhob sich eine lebhafte Opposition. Piero Capponi, ein großer Kaufherr und erprobter, tapferer Staatsmann, rief in die Versammlung hinein: „Nun ist's Zeit, daß wir aus dem Regiment der Knaben herauskommen." Eine neue Gesandtschaft, der auch Savonarola angehörte und die den Piero dei Medici schon ignorirte, wurde in das französische Lager abgeschickt. Jetzt eilte Piero nach Florenz zurück. Als er in den Palast der Signoren mit seinem bewaffneten Gefolge eintreten wollte, bedeutete man ihm, er möge zuerst seine Begleitung entlassen. Darauf allein zurückkehrend, wurde er auch so an der Thür zurückgewiesen. Auf der Piazza verhöhnte ihn das Volk und entwaffnete seine Leute. Auf den Ruf der Stadtglocke strömte die Bürgerschaft auf den Platz. In diesem Momente traf Francesco Valori, ein alter, angesehener Anhänger der Medici, aber schon seit einiger Zeit sich zu Savonarola hinneigend, aus dem Lager ein, schilderte den ehrlosen Handel Piero's und stellte sich an die Spitze des Zuges, der unter dem Rufe: „Herunter mit den Kugeln!" sich gegen den Palast der Medici [1]) in Bewegung setzte. Niemand regte sich zu Gunsten Piero's. Die Signoria erklärte ihn und seinen Bruder, den Cardinal Giuliano (Leo X.), zu Rebellen. Er floh mit wenigen Begleitern nach Bologna und dann nach Venedig; Giuliano fand noch Zeit, die werthvollsten Kostbarkeiten der Familie nach San Marco zu retten. Dann verließ auch er die Stadt. Der Palast wurde von dem Pöbel und den schon anwesenden französischen Fourieren geplündert. Alle von den Medici Verbannten wurden zurückgerufen, dagegen ein hoher Preis auf die Köpfe der Söhne Lorenzo's dei Medici gesetzt.

Florenz befand sich in einer verzweifelten Lage. An dem Tage, an welchem die Medici verjagt wurden, hatte Karl VIII. dem natürlichen Hafen der Stadt, Pisa, die Freiheit wiedergegeben. Auf die Vorstellungen der florentiner Gesandten in Betreff der Vertragsbedingungen, erwiderte er nur: Alles wird sich in der großen Stadt schon arrangiren. Nur Savonarola, der dem König sagte, er habe seine Ankunft längst vorhergesagt, und ihn um Milde gegen die Stadt bat, machte Eindruck auf ihn. Doch ließ er sein Heer gegen die Stadt vorrücken, seine Vortruppen bezeichneten in ihr mit Kreide die Wohnungen, in denen die Massen einquartirt werden sollten. Die Florentiner, das Schlimmste fürchtend,

[1]) Jetzt Palazzo Riccardi genannt. Sechs Kugeln (palle) waren im Wappenschild der Medici.

schleppten Waffen und Lebensmittel in ihre burgartigen Häuser, um sich der äußersten Zumuthungen erwehren zu können. Doch empfing man den einziehenden König festlich und ehrenvoll am Thore von San Frediano und geleitete ihn in farbenreichem Aufzug in den für ihn wieder eingerichteten Palast der Medici. Da der König sich den Bitten der zurückgebliebenen Frauen des mediceischen Hauses geneigt erzeigte, erzürnte er die leitenden Männer der Stadt gegen sich. Das Volk nahm eine drohende Haltung gegen die Franzosen an und setzte sich hier und da gegen sie zur Wehre. Es wurde diesen in den engen Straßen mit den dunklen, thurmhohen Palästen nicht wohl zu Muthe. In dieser Stimmung verhandelte man den Vertrag, durch den der König den Titel eines Protectors der Freiheit von Florenz und das Besatzungsrecht in den Festungen bis zum Abschluß des Friedens erhielt. Als man sich über die Höhe der von der Stadt zu zahlenden Geldsumme nicht einigen konnte, und der König die Bemerkung fallen ließ: „Dann lasse ich die Trompeten blasen," rief Piero Capponi: „Und wir lassen die Glocken läuten." Das wirkte. Der Vertrag wurde abgeschlossen: Pisa soll Verzeihung erhalten und unter die Herrschaft von Florenz zurückkehren, die Medici bleiben verbannt, doch zieht die Stadt den Preis, der auf ihr Leben gesetzt ist, zurück. Obwohl Alles geregelt war, machten jetzt die Franzosen doch keine Miene, Florenz zu verlassen. Sie hatten Zuzug aus der Romagna erhalten. Erst erneutes, kräftiges Zureden Savonarola's bestimmte den König, am 28. November südwärts abzuziehen. Hatten diese Erfolge das Ansehen des Mönches in der Stadt wunderbar gehoben, so erwarb er sich momentan noch dadurch neue Freunde, daß er durch seine Predigten, die nur Versöhnung und Vergebung athmeten, die herrschende Partei, zum ersten Male in der florentinischen Geschichte, zu bestimmen wußte, an ihren Gegnern keine Rache zu üben und die Anhänger der Medici nicht aus der Stadt zu treiben. Allein immer tiefer wurde er damit gegen seinen Willen in das Parteigetriebe verstrickt.

Die sechzig Jahre des mediceischen Cäsarismus waren nicht an Florenz vorübergegangen, ohne tiefe Wunden zurückzulassen. Die Masse des Volkes war verdorben. Die besseren Elemente ohne politische Erfahrung, die bis dahin angesehensten Staatsmänner im Stillen vielfach noch Anhänger der Medici, die nur ihre Zeit abwarteten. Und doch mußte man sich rasch eine neue Verfassung geben, das Geld für Karl VIII. aufbringen, und Pisa, Arezzo und Montepulciano, die abgefallenen Städte, wieder unterwerfen. Es beweist nichts mehr, daß die schöpferische Kraft der vornehmen Geschlechter der Stadt erstorben war, als der Versuch, den sie zunächst machten, sich aus diesen Verlegenheiten zu ziehen. Man copirte einfach die mediceischen Hülfsmittel, berief ein allgemeines Parlament und ließ von diesen zwanzig sogenannte Accoppiatoren bestellen, welche die Magistratsstellen besetzen sollten. Aber diese Wahlherren konnten sich nicht einmal über die Wahl eines Gonfaloniere, des höchsten Beamten der Stadt, einigen! Der Aufbau der Staatsordnung mußte also auf ein ganz neues Fundament gestellt werden.

Wie die römischen Cäsaren hatten die Mediceer die Elemente der alten florentinischen Verfassung bestehen lassen, sie aber doch im Wesentlichen außer Function gesetzt. So existirte noch sowohl der alte Stadtrath (consiglio del

comune), wie der Volksrath (c. del popolo). Zu sagen aber hatten beide nichts mehr. Dagegen hatten die Medici einen engeren Rath der Siebenzig gebildet, der nur aus ihren Anhängern bestand. Dieser Rath war das Instrument, durch das sie die Stadt beherrschten; er besetzte die Aemter. Die wichtigsten dieser Magistrate waren die acht Prioren mit dem Gonfaloniere an ihrer Spitze. Sie bildeten die Signoria und hatten nur noch zwei ältere, machtlose, fast nur auf Repräsentation beschränkte Behörden neben sich, die sechzehn Bannerherren der alten Volksmiliz und die zwölf Rathsherren (buoni uomini), mit denen sie die drei sogenannten Collegien oder Oberämter (maggiori uffici) ausmachten. Verwalteten die Signori ihr Amt nur zwei Monate, so war der Rath der Zehn, der dem Kriegsdepartement vorstand, auf sechs Monate gewählt, und der Rath der Acht auf vier. Dieser urtheilte über Criminal- und politische Verbrechen. Hatten die Medici nun trotz ihres factischen, wenn auch illegitimen Einflusses auf die Wahl der Beamten irgend Etwas nicht durchsetzen können, so wurde ein Parlament einberufen, d. h. die Masse abhängigen niederen Volkes auf der Piazza della Signoria versammelt, welches dann immer der herrschenden Partei das bewilligte, was diese verlangte. Das sogenannte Parlament war das sicherste Hülfsmittel der Tyrannei geworden. Diese aber sollte jetzt vor Allem gebrochen werden.

Ueberblickte man damals die verschiedenen Staaten und Communen Italiens, so hatte von allen die Republik Venedig sich der Gewaltherrscher am erfolgreichsten zu erwehren gewußt. Kein Wunder daher, daß man jetzt auch in Florenz auf ihre Verfassung seine Blicke richtete und auf diese zurückgriff. Für eine ihr nachgebildete Constitution wurde nun der volksthümliche Mönch gewonnen, so weit er nicht schon von selbst für sie aus persönlicher Kenntniß eingenommen war. In mächtiger Rede und durch Schriften trat er für sie ein. Immer blieb aber für ihn die Sittenverbesserung die Voraussetzung der Wiedererlangung der Freiheit. Sein religiöser Idealismus, den thatsächlichen Verhältnissen sich anpassend, rettete die Stadt aus der Verwirrung. Ein großer Rath wurde gebildet, der, wenn vollzählig versammelt, aus ungefähr 3200 Mitgliedern bei achtzig- bis hunderttausend Einwohnern bestand. Doch nur ein Drittel desselben sollte jedesmal zusammentreten und von achtzehn zu achtzehn Monaten wechseln. Seine Mitglieder mußten neunundzwanzig Jahre alt sein und von ihren Angehörigen einmal Jemand den oberen Magistraten angehört haben. Dieser Rath hatte die Gesetze zu berathen und die Beamten zu bestellen. Er erwählte auch den Rath der Achtzig, der, aus mindestens vierzig Jahre alten Männern zusammengesetzt, die Signoria in wöchentlichen Sitzungen berathen sollte.

Nachdem man das erreicht, lösten sich der alte Stadtrath und Volksrath von selbst auf. Die von einem Parlament gewählten zwanzig Accoppiatoren legten, zum Theil moralisch gezwungen, ihr Amt nieder. Denn unter keinen Umständen sollte ein Parlament, das sie allein hätte absetzen können, wieder berufen werden. Die Parlamente überhaupt wurden ganz verboten. Die Signoren mußten in ihren Amtseid das Versprechen aufnehmen, nie ihre Einwilligung zur Berufung derselben zu geben. War so ein Instrument der Tyrannei beseitigt, so sollte noch ein anderes fallen. Da man die alten Magistrate beibehielt, so mußte der Rath der Acht, der in den Händen der Medici ein blutiges Partei-

tribunal geworden war, reformirt werden. Eine Appellationsinstanz von den „sechs Bohnen" (Stimmen), die über Leben und Gut der Bürger entschieden, wurde eingeführt. Aber nicht der Rath der Achtzig wurde dazu bestimmt, wie Savonarola und seine Anhänger es gewollt hatten, sondern der große Rath. Das hatten die Aristokraten durchgesetzt, welche wußten, daß man eine Volksmasse leichter gängeln kann, als ein kleineres Colleg erfahrener Männer. Macchiavellisten hat es vor N. Macchiavelli schon zahlreich in Florenz gegeben. Sie regten sich um so kräftiger gegen den mehr bürgerfreundlichen Mönch, als unter dessen Einfluß jetzt auch Ordnung in das Steuerwesen der Republik gebracht wurde. Auf zehn Procent wurde die Grundsteuer normirt, eine Veranlagung, welche die Optimaten traf, aber doch so gerecht erschien, daß sie fast unverändert bis auf unsere Tage bestanden hat. Von nicht geringerem Belang war die Wiederbelebung in Verfall gerathener Institute zum Schutze des Handels und des Gewerbefleißes, durch die sich der gesunkene Verkehr und die Einnahmequellen der Bürgerschaft wieder hoben.

In ungefähr acht Monaten ist diese Reform der ganzen Staatsverfassung von Florenz unter der wesentlichen Mitwirkung von Savonarola und seiner Ideen von dessen Anhängern und Freunden ohne Blutvergießen ins Leben gerufen worden. Daß ihr Werk als Ganzes keine Dauer hatte, daran trägt allerdings Savonarola selbst einen Theil der Schuld. Aber den weitaus größeren doch die Florentiner selbst und eine Kette der widrigsten Umstände. Die Kunst, sich der vorhandenen Mittel zu bedienen, worin die Aufgabe des Staatsmannes besteht, besaß der Mönch natürlich nicht. Aber waren überhaupt noch Mittel da, deren er sich hätte mit Erfolg bedienen können?

Die Florentiner, in jeder Beziehung hoch begabt, für alle geistigen und künstlerischen Eindrücke überaus empfänglich, hatten sich der Einwirkung, welche ein so gewaltiger, aus tiefster Ueberzeugung schöpfender Prediger, ein so ehrlicher und uneigennütziger Patriot auf sie machen mußte, nicht entziehen können. Ein Erbe echter Frömmigkeit, von einzelnen ausgezeichneten Kirchenfürsten und von trefflichen Frauen und Müttern gepflegt, hatte sich aus längst vergangenen Tagen noch erhalten. Aber nicht auf kirchliche Dinge war der Sinn dieser gewerbthätigen, künstlerischen und gelehrten Genüssen sich hingebenden Bürgerschaft in erster Linie gerichtet. Ihre vornehmste Leidenschaft galt dem Staate und der Betheiligung an dessen Geschäften. Wo hätte da auf die Dauer die Kraft Eines Mannes hinreichen können, die Interessen der Menge an einer kirchlichen Reform, die allerdings auch in eine staatliche auslief, dauernd zu fesseln, namentlich, da der Träger derselben durch seine Visionen, Weissagungen und mönchische Uebertreibungen der Skepsis und Lachlust seiner witzigen Mitbürger Angriffspunkte genug bot? Und konnte sich nicht allzubald die sittliche Verkommenheit und Heuchelei so vieler Angehöriger der höheren Stände, wie so oft, mit dem Mantel der echtesten Kirchlichkeit und Gläubigkeit durch ihre Uebereinstimmung mit dem Haupte der Christenheit, auch wenn dieses ein Alexander VI. war, trefflich drapiren?

Savonarola hatte zahlreiche, treue Anhänger in der Stadt, Piagnoni (Heuler) von ihren Feinden genannt. Es befanden sich einzelne erfahrene, thatkräftige

Männer aus vornehmen Familien unter ihnen, die Masse derselben war aber politisch unbrauchbar. Ihnen zunächst standen die Bianchi (Weißen), die im großen Rath meistens mit den Anhängern des Mönches stimmten, in dem sie den besten Freund der neuen populären Verfassung verehrten. Auf dessen religiöse Bestrebungen legten sie aber keinen Werth. Innerlich noch unabhängiger von dem Frate waren die Bigi (Grauen), die Freunde des gestürzten mediceischen Regiments, die sich ihm vorübergehend verpflichtet fühlten, da er sie vor Hinrichtung, Vertreibung und Verlust ihrer Habe gerettet hatte. Dieser Partei gehörten viele kluge, geschäftskundige Männer an, welche sich einstweilen noch zurückhalten mußten, da alle Uebrigen gegen sie waren. Ihre grimmigsten Feinde theilten sie mit Savonarola. Es waren dieses die vornehmen, durch Tradition und Reichthum einflußreichen Geschlechter, welche mit dem Mönche die Medici gestürzt hatten, jetzt sich aber durch die neue Verfassung um die Früchte der Revolution gebracht sahen, die Arrabbiati (Wüthenden). Die Jugend dieser kaufmännischen Aristokratie der Stadt, in ihrem zügellosen, ausschweifenden Leben durch die mönchischen Reformen gelangweilt, beeinträchtigt und gestört, that sich zusammen, um den Frate und seine Freunde zu verhöhnen und zu stürzen. Ihnen, den „Compagnacci," unter ihrem Haupte Doffo Spini, war jedes Mittel recht, den Mönch bei Seite zu schaffen. Sie waren die würdigen Bundesgenossen des würdigen Stellvertreters Gottes auf Erden. Der erste Angriff auf Savonarola ging von diesen Arrabbiati aus. Ein ihm feindlicher Mönch hatte gegen seine Einmischung in die Politik gepredigt. Das benutzte der Gonfaloniere Corbizzi und lud ihn zu sich in den Palazzo ein. Hier von verschiedenen Theologen wegen seiner angeblichen politischen Thätigkeit unerwartet zur Rede gestellt, beschämte er diese durch seine ruhige würdige Haltung und durch die Gegenfrage, ob dieses der Ort sei, theologische Controversen zu verhandeln, dergestalt, daß er vollständig als Sieger den Palast verließ. Die Bosheit seiner Feinde und die innere Consequenz seines Standpunktes trieben ihn jetzt aber über das rechte Maß hinaus und verwischten ihm die Grenzen des Ideals und der empirischen Gemeinde von Florenz immer mehr. Er verkündete, Christus wolle der König von Florenz sein und Florenz ein neues Leben über Rom, Italien, ja alle Länder ausbreiten. „O Italien, ihr Fürsten, ihr Prälaten der Kirche, der Zorn Gottes schwebt über euch ... Thut Buße, ehe das Schwert aus der Scheide fährt. Sonst wird euch weder Macht noch Weisheit, noch Gewalt retten. Das sind meine letzten Worte: Ich habe Dir Alles mit göttlichen und menschlichen Gründen (ragioni) offenbart, ich habe Dich gebeten, ich habe Dich angefleht, befehlen kann ich Dir nicht. Denn ich bin Dein Vater, nicht Dein Gebieter. Auf, o Florenz! Ich kann den Herrn nur bitten, daß er Dich erleuchte." Solche Worte verfehlten ihre Wirkung nun keineswegs. Die Stadt fing an, einen anderen Charakter anzunehmen. Das heitere, frivole Volk ging in sich, verzichtete auf alte gewohnte Lustbarkeiten, gar viele ließen sich in San Marco unter die Brüder aufnehmen. Das steigerte den Groll seiner Gegner. Sie wendeten sich an den Papst, der Savonarola befahl, in den Fasten 1495 in Lucca, und nicht in Florenz, zu predigen. Der Mönch rüstete sich, dorthinzugehen. Da nahm Alexander VI. auf vielseitiges Bitten aus Florenz sein Breve zurück, und Savonarola hielt nun hier seine berühmten

Predigten über das Buch Hiob. Dieses unsichere Schwanken des Papstes hatte die Hochachtung Savonarola's vor ihm nicht erhöht, das Ansehen des Mönches dagegen in der Stadt abermals gehoben. Da fand eine Erschütterung seiner Stellung durch die äußeren Verhältnisse der Stadt statt. Der wunde Punkt derselben waren seine Beziehungen zu Karl VIII.

Auf seinem Zuge nach dem Süden hatte dieser schwache Fürst sich, sehr gegen das Erwarten Savonarola's, mit dem Papste verständigt und dann Neapel erobert. Es fest zu halten, geschweige denn den geträumten Zug gegen die Türken anzutreten, zeigte sich der Arm dieses Mannes zu schwach. Sein widerspruchsvolles Auftreten in Neapel entfremdete ihm selbst die angiovinische Partei, sein Heer wurde von der Lustseuche zum großen Theile hinweggerafft, und er selbst mußte nach Hinterlassung einer Besatzung in Neapel eiligst den Rückmarsch nach dem Norden antreten. Denn schon war er bedroht, von Frankreich abgeschnitten zu werden. Ludwig der Mohr hatte nämlich im März 1495 mit Venedig, dem Papst, Ferdinand dem Katholischen von Spanien und dem Kaiser Maximilian ein Bündniß abgeschlossen, welches sich nominell gegen die Türken richtete, factisch aber gegen König Karl VIII., den man aus Italien jetzt wieder entfernen wollte, gemünzt war. Vor dieser Coalition gelang es dem König kaum sich zu retten. Auf seinem Rückzuge kam er auch in die Nähe von Florenz. Da er Piero dei Medici in seinem Gefolge bei sich hatte, fürchtete man in der Stadt, der Tyrann sollte ihr wieder gewaltsam aufgezwungen werden. Das zu verhindern und womöglich einen Vortheil für sie herauszuschlagen, wurde Savonarola, der in brieflichem Verkehr mit dem König geblieben war, an ihn abgeschickt. In der That hatte der Mönch eine längere Zusammenkunft mit ihm, von der er persönlich befriedigt nach Florenz zurückkehrte. Der König zog an Florenz vorüber. Er hatte gelobt, die dem Mönche gegebene Zusage in Betreff der Reform der Kirche zur rechten Zeit zu erfüllen und die Florenz gegebenen Versprechungen zu halten. Wäre Savonarola nicht durch seine kirchlichen Reformpläne an den König innerlich gebunden gewesen, er hätte jetzt schon das Bündniß seiner Heimath mit dem schwachen, unzuverlässigen Herrscher lösen müssen, den nur die Tapferkeit seines Heeres am Taro vor der Gefangennahme durch die Alliirten rettete. Sicherlich hätten auch die Florentiner diesen Bund, der ihnen nur die Feindschaft Italiens, den Verlust von Pisa und großen Geldsummen eingetragen hatte, selbst gelöst, wenn nicht in dem Hexenkessel der damaligen italienischen Politik sich eine neue Wandlung vollzogen hätte: Piero dei Medici, der soeben noch der Begleiter Karl's VIII. gewesen war, wurde der Schützling Alexander's VI. und von dessen Alliirten. Hofften diese durch ihn Florenz am sichersten auf ihre Seite hinüber zu ziehen, so hielt jetzt, vorläufig wenigstens, der gemeinsame Haß gegen den Tyrannen, Savonarola und dessen städtische Gegner noch zusammen. Entschlossen sich aber die Alliirten, Piero dei Medici endgültig fallen zu lassen, so war das Geschick des Mönches und seiner Politik entschieden. Daß Piero Ende 1495, im Vertrauen auf seine angeblich zahlreichen Bundesgenossen in der Stadt, es unternahm, diese Stadt zu überrumpeln, aber in eiliger Flucht schmachvoll nach Rom zurückkehrte, verstärkte jedoch jetzt noch die Stellung Savonarola's in Florenz.

Da trat Alexander VI. gegen ihn auf den Plan mit Befehlen und Verlockungen. Schon im Sommer 1495 hatte er den Mönch in einem freundlich gehaltenen Schreiben nach Rom citirt. Da dieser wirklich leidend war, lehnte er in einem demüthig gehaltenen Schreiben ab, die Reise zu unternehmen, und der Papst gab sich zunächst zufrieden. Im September aber richtete er ein neues Breve voll von Anklagen gegen den Dominicaner an die Franciscaner von Santa Croce und verlangte, daß die tuscischen Dominicanerklöster wieder der lombardischen Provinz sich unterstellen sollten. Doch auch dieser Angriff ging noch leidlich schadlos an Savonarola vorüber. Selbst das Verbot seiner Predigten nahm der Papst auf den Wunsch der florentinischen Behörden zurück. Ja er suchte ihn, der ihm durch seine fortdauernde Verbindung mit Karl VIII. und dem ihm freundlichen Cardinale immerhin gefährlich erschien, durch das Angebot eines rothen Hutes zu gewinnen. Die Antwort des ehrlichen Mönches bestand in um so heftigeren Angriffen auf die heillosen Zustände der Kirche, welche er in den Fastenpredigten des Jahres 1496 in den schwärzesten Farben schilderte. Unter den kräftigsten Berufungen auf seine kirchliche Rechtgläubigkeit erklärt er, keinen blinden Gehorsam dem gegenwärtigen Inhaber des Stuhles Petri schuldig zu sein. Wenn dieser, falsch berichtet, ihm Etwas zumuthe, das klärlich gegen das Gewissen, gegen das Wohl des Staates und die kirchlichen Ordnungen verstoße, so sei er nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, hierin keinen Gehorsam zu leisten. Wie er damit den Papst kränkte, so erzürnte er auch seine Feinde in Florenz durch seine Reden. Daß man die Welt nicht im Sturme erobern und die Sitten einer lebensfrohen, heiteren Stadt nicht in kürzester Frist umgestalten könne, das kam dem Mönche nicht in den Sinn. Immer tiefer griff er in althergebrachte, der Menge lieb gewordene Gebräuche ein, verpönte die Lustbarkeiten des Carnevals und ersetzte die Faschingsaufzüge durch Processionen fromme Lieder singender Kinder. Schon jetzt mußten die Stadtbehörden den Mönch, wenn er von San Marco nach dem Dome schritt, um dort zu predigen, gegen die Gewaltthätigkeiten seiner politischen Gegner und der in ihren Lustbarkeiten gestörten frivolen aristokratischen Jugend schützen. Man wird Savonarola den Vorwurf nicht ersparen können, daß er in seinem Eifer kein Maß zu halten verstanden. Aber noch wunderbarer ist es doch, daß die schwerste der Klagen, welche der Papst in einer Congregation von vierzehn Dominicanern, die über ihren Ordensbruder richten sollten, erhob, die war, daß er die Hauptschuld an all dem Uebel trage, das Piero dei Medici widerfahren sei. Dagegen konnte das beste Zeugniß, das der florentinische Gesandte in Rom dem sittlichen Wirken des Mönches in der Stadt ausstellte, eben so wenig aufkommen wie der Bischof von Pistoja, der dasselbe dem Papste versicherte. Ihn hatte die Commune besonders abgesendet, um den Zorn ihres gefährlichsten Feindes zu beschwichtigen.

Dazu hatte Florenz alle Ursache. Denn seine Lage wurde immer gefährdeter. Die Franzosen hatten die Grenzfesten Sarzana und Sarzanella an die Genuesen, Pietrasanta an die Lucchesen, die Citadelle von Pisa an die Pisaner verkauft. Diese mußten zunächst wieder unterworfen werden. Aber das Kriegsglück schwankte hier auf und nieder. Ein großes Unglück für die Stadt und Savonarola war es, daß Piero Capponi, der tapfere und energische Befehlshaber der Florentiner

gegen Pisa, getödtet wurde. Sein Tod löste ihr Heer fast auf. Das Gerücht, daß Karl VIII. zu einem neuen Heereszuge nach Italien reiste, erschwerte nur die Bedrängniß seiner Schutzbefohlenen. Denn nun rief Ludwig der Mohr den Kaiser Maximilian herbei, und dieser Phantast erschien wirklich mit einem kleinen Heere und großen Geldbedürfnissen in Italien. Die Pisaner erkannten sofort seine Oberhoheit an. Mit Hülfe einer venetianischen Flotte und einem Contingent von Truppen des Mohrs begann Maximilian die Belagerung des schlecht verproviantirten Livorno, des einzigen Platzes, der den Florentinern noch an der See verblieben war. Wurde dieser nicht gerettet, so war auch Florenz verloren. Die Bürgerschaft befand sich in der größten Erregung. Und das um so mehr, als die Feinde der popularen Regierung Savonarola den Sommer über durch Flugschriften und Pasquille angegriffen und die Stadt aufgeregt hatten. Eine schlechte Ernte hatte viele arme Bauern von dem Lande in deren Mauern getrieben. Mit ihnen war eine pestartige Seuche eingezogen, welche die Bevölkerung decimirte. Es gehörte wahrlich Gottvertrauen dazu, als es Savonarola auf Bitten der Signoria unternahm, in dieser äußersten Noth das Volk zu trösten und zu standhaftem Ausharren zu bestimmen. Und noch einmal gelang es ihm. Ein Wunder schien seinen Worten zu Hülfe zu kommen. Als eine Procession mit dem hochheiligen Bilde der Madonna della Impruneta durch die Straßen der Stadt zog, sprengte ein Reiter ein, der verkündete, daß französische Getreideschiffe im Hafen von Livorno eingelaufen und die schlimmste Noth vorüber sei. „Die Predigten des Frate haben auch jetzt uns gerettet!" Das war die herrschende Meinung in Florenz.

In demselben Maße als sich das Ansehen des Mönches hier wieder befestigte, stieg aber auch der Groll seiner äußeren Feinde. Alexander VI. hob die Selbständigkeit des Ordens der Dominicaner von Toscana abermals auf und gründete eine römisch-tuscische Congregation. Dadurch hoffte er Savonarola aus Florenz entfernen zu können. (November 1496.) Darum setzten sich dieser und seine Ordensbrüder zur Wehr. Er schrieb eine „Apologie von San Marco" und verhieß, demnächst noch ausführlicher auf den Gegenstand zurückzukommen. Der Streit zog sich in die Länge, da der Mönch festen Rückhalt an der Signoria hatte. Denn die Florentiner waren am Ausgange des Jahres 1496 von den schlimmsten Bedrängnissen befreit, das verbündete Heer von Livorno löste sich auf, Maximilian, „müde gegen Gott und die Menschen zu kämpfen", trat den Rückzug unter lebhaften Klagen gegen den Mohr und die Venetianer an. Savonarola beutete das natürlich aufs Eifrigste in seinen Predigten aus, und seine Anhänger, welche unter F. Valori die erste Signoria von 1497 beherrschten, suchten das Stadtregiment noch populärer zu machen. Man setzte thörichter Weise das Alter der zum großen Rathe Wählbaren auf vierundzwanzig Jahre herab, und versuchte eine progressive Einkommensteuer einzuführen, welche die vornehmen Familien besonders belasten mußte. Dieser Plan scheiterte jedoch. Ob Savonarola die Neuerungen gebilligt hat, wissen wir nicht. Er war in dieser Zeit mit der Ausgabe der angekündigten Schrift „Triumph des Kreuzes" ganz beschäftigt. Sie enthält die zusammenfassendste Darstellung und Begründung des christlichen Glaubens, wie er ihn verstand, die Rechtfertigung seines

Wirkens. Daneben war er noch für eine kirchliche Demonstration thätig, welche sein getreuer Domenico da Pescia beabsichtigte. Die Compagnacci wollten den Carneval dieses Mal in ausgelassenster Weise begehen. Dem sollte entgegengewirkt werden. Es wurden deshalb Kinderprocessionen arrangirt, welche statt der üblichen lustigen Lieder fromme Gesänge des Fra Benivieni sangen und im Reigen tanzten. Sie bettelten die Vorübergehenden um kleine Gaben für fromme Zwecke an und sammelten in den Häusern eine Menge von Gegenständen aller Art, welche zu den Carnevalslustbarkeiten gedient hatten, Masken, obscöne Bilder und Bücher. Dieses und vieles Andere wurde am 7. Februar 1497, am letzten Tage des Carnevals, auf der Piazza della Signoria kunstgerecht aufgeschichtet und in Brand gesteckt. Die Trompeter der Signoria bliesen und die Glöckner des Palazzo läuteten zu diesem halbkindischen, halbmönchischen Autodafé „der Eitelkeiten". Wenn auch nicht nachgewiesen werden kann, daß dabei irgendwelche Gegenstände von größerem Kunstwerthe, werthvolle Handschriften u. dergl. mit verbrannt worden sind, so hat doch diese Zerstörung vieler kleinerer, gewiß zum Theil höchst harmloser und werthvoller Werke heiteren Lebensgenusses das Werk Savonarola's mit einem Fluche der Lächerlichkeit belastet. Wenn man ihn wegen dieses Excesses aber zu einem abgesagten Feinde der Kunst und höheren Cultur überhaupt hat ausgeben wollen, so vergessen diese Ankläger, daß Savonarola, der sich in kleineren Schriften selbst über die Theorie der Kunst ausgesprochen, in San Marco eine Malerschule, welche für die Bedürfnisse des Klosters arbeiten sollte, gegründet hat, und daß unter seinem Einflusse die unvergleichliche Handschriftensammlung der Laurentiana von Florenz, welche als den Medici gehörig von Staatswegen verkauft werden sollte, durch die Mönche von San Marco für viertausend Gulden angekauft und damit vor dem Untergange gerettet worden ist. Und würden die größten Künstler der Zeit einem fanatischen Gegner der Kunst sich in Verehrung und Treue verbunden gefühlt haben? Savonarola war ein Mann voll tiefen inneren Lebens. Das wissen vor Allen Künstler zu beurtheilen und zu schätzen.

III.

Wer die römische Kirche als ein rein religiöses Institut ansieht, das nur dieselben Intentionen und Aufgaben verwirklichen solle, zu deren Erfüllung der Stifter des Reiches Gottes auf Erden dieses gegründet hat, wird es unnatürlich finden, daß sich das sichtbare Haupt der Christenheit in einem Conflicte mit einem Manne befinden konnte, den der Eifer für dieses Reich verzehrte, der nichts Höheres erstrebte als die Ehre Gottes. Die hingegen, welche die actuell vorhandene römische Kirche als die möglichst vollkommene Verwirklichung dieses Reiches Gottes auf Erden in jeder Phase ihrer Entwickelung auffassen müssen, weil dieses die Lehre ihrer Kirche ist, die können die Auflehnung Savonarola's selbst gegen einen Alexander VI. nur als einen Akt der Insubordination gegen die einzig rechtmäßige Kirchengewalt, und in Folge davon die Verfolgung und Vernichtung Savonarola's durch Alexander VI. nur als einen ganz natürlichen und nothwendigen Proceß ansehen. Für das rein historische Urtheil mildern sich freilich diese Gegensätze. Denn einmal war das römische Curialsystem am Ende des

15. Jahrhunderts noch keineswegs theoretisch so ausgebildet wie heutigen Tages, es herrschten vielmehr damals noch vielfach in streng kirchlichen Kreisen Anschauungen, die heute als häretische gelten. Und dann ist doch auch einem Alexander VI. gegenüber, der alle Fragen rein opportunistisch behandelte, ein Widerspruch und ein Sichhinwegsetzen über dessen Befehle oder Verbote, wobei der Mönch damals bestehenden Anschauungen gemäß vollkommen in seinem Rechte war, ganz begreiflich und verzeihlich. Der Opponent war durchaus nicht sicher, daß ihm das, was ihm heute zum Verbrechen gemacht wurde, nicht morgen unter Umständen werde als verdienstlich angerechnet werden. Heute wurde ihm mit dem rothen Hute gewinkt, und morgen mit der Märtyrerkrone gedroht. Ein Mensch, der in Zeiten, in welchen alle Fragen als Machtfragen behandelt werden, der Stimme seines Gewissens allein folgt, wird selbst in den Fällen, in denen er geirrt hat, von der Nachwelt milder beurtheilt werden, als der, welcher mit Hülfe der Macht und des positiven Rechtes seinen Feind zerschmettert, ganz abgesehen von der Schätzung des moralischen Gesammtwerthes der beiden mit einander ringenden Gegner.

Wer die Richtigkeit dieser allgemeinen Sätze nicht anzuerkennen vermag, wird unser Drama, das sich jetzt seinem Ende nähert, mit anderen Stimmungen begleiten müssen, als die des Erzählers sind. Der kurze historische Bericht über dasselbe wird aber nur den geschichtlichen Thatsachen folgen, die keinen Streit zulassen.

Dem Gonfalonierate Francesco Valoris war das eines angesehenen und nicht unwürdigen Freundes der Medici, B. del Nero's, gefolgt. Hätte Piero dei Medici, welcher in Rom ein Leben führte, das doch noch schlimmer gewesen zu sein scheint als das des Grafen von Artois in Coblenz, nur etwas von dem staatsmännischen Geiste seiner Vorfahren besessen, so hätte diese Wahl ihm große Vortheile bringen können. Denn den Bigi gehörten die geschäftskundigen Männer des mediceischen Regimes an und jetzt hatten diese sogar die Macht in ihrer Hand. Piero wollte aber mit Gewalt in die Stadt dringen, um keiner Partei gegenüber Verpflichtungen zu haben. Die Folge davon war, daß der zweite Versuch, den er machte, sich der Stadt mit Heeresmacht zu bemächtigen (Ende April 1497), auch kläglich scheiterte. Seine Freunde in der Stadt wagten keine Schilderhebung für ihn, als das Volk ihm entschlossen die Thore versperrte. Ein Zusammenhang in dem Unternehmen Piero's mit der höchsten Stadtbehörde schien den Meisten wahrscheinlich, und es wurde eine Commission mit Untersuchung der Vorgänge eingesetzt. Diese war nicht allzu eifrig in ihrem Geschäfte. Aber ein Rückschlag anderer Art trat sofort ein. Die energischsten Gegner der Medici, die zugleich aber auch Feinde Savonarola's waren, die Arrabbiati, kamen nun an das Ruder und besetzten das dritte Gonfalonierat von 1497 mit einem der Ihrigen. Die jungen Lebemänner des reichen Kaufmannsstandes unter der Führung Doffo Spini's hielten jetzt ihre Zeit für gekommen. Nicht genug damit, daß sie in Rom durch ihre Freunde und durch Fra Marianno da Gennazano, dessen Eitelkeit durch Savonarola einst so stark verletzt worden war, den Papst gegen den Feind des aristokratischen Stadtregimentes und des wüsten Lebens in ihr aufhetzten, suchten sie den Mönch in Florenz selbst zu demüthigen und zu vernichten. Der Papst nahm den Anschein eines großen italienischen Patrioten an, hielt dem

Gesandten der florentinischen Republik, Bracca, gegenüber eine Rede, deren sich die eifrigsten italienischen Unitarier unserer Tage nicht zu schämen brauchten, ermahnte, von dem französischen Bündnisse zurückzutreten, und ließ einfließen, für diesen Fall könne er Florenz die Rückgabe von Pisa in Aussicht stellen. Das war natürlich nur eine Finte; denn die Bundesgenossen des Papstes waren damit keineswegs einverstanden und der italienische Patriotismus des Borgia wurzelte nur in der Angst vor einem Concile, das von Frankreich allein ausgehen konnte. War er den Frate in Florenz los, so fehlte in Italien für derartige conciliare Tendenzen die einzige Anknüpfung. Als vorsichtiger, Alles kühl abwägender Politiker wäre es ihm am liebsten gewesen, wenn der Frate in Florenz selbst ohne seine directe Einmischung gestürzt worden wäre. Und das schien möglich. Die kaufmännischen Junker boten dazu ihre Hand.

Als Savonarola am Himmelfahrtstage 1497 im Dom predigen wollte, erregten sie, nachdem sie in der Nacht durch eine Eselshaut und eingeschlagene Nägel u. s. w. die Kanzel besudelt und für ihn unpraktikabel gemacht zu haben glaubten, durch wüstes Schreien und Toben einen furchtbaren Tumult in der Kirche, in Mitte dessen sie den Mönch niederstoßen zu können hoffen durften. Dieser aber ließ sich in ein brünstiges Gebet versunken auf der Kanzel auf seine Kniee nieder, und seine Anhänger schützten ihn mit den Waffen vor jedem Angriffe. Als zwei Mitglieder des Rathes der Acht auf ihn eindrangen, erhielt einer von ihm, trotz seines hohen Amtes, eine solche Ohrfeige, daß sie gern zurückwichen. Es ist doch ein Zeichen der allgemeinen Auflösung der Ordnung, daß die Signoria solchen Frevel ungeahndet begehen ließ. Aber als wäre solcher Unfug an heiliger Stätte noch nicht genug, um die Achtung vor der Kirche herabzumindern, griff Alexander VI. jetzt durch die Excommunication Savonarola's, die vom 13. Mai datirt ist, in die florentinischen Parteihändel ein.

Die Excommunicationsbulle in ungewöhnlicher Form ausgestellt und von keinem expressen Boten — ein solcher hatte in Siena umkehren müssen — nach Florenz überbracht, wirft Savonarola Irrlehren vor, welche er verkünden *solle*, ferner hartnäckigen Ungehorsam gegen päpstliche Befehle und Anordnungen. Am 18. Juni wurde die Excommunication in verschiedenen Kirchen von Florenz, an welche sie gesendet war, verkündigt. Am 19. antwortete Savonarola durch einen Brief auf diese erschlichene Excommunication an alle Christen und Freunde Gottes. Er widerlegt die ihm gemachten Vorwürfe und citirt in einem zweiten Briefe lange Stellen aus einer Schrift des berühmten Kanzlers der Pariser Hochschule Johann Gerson, nach der sich jeder päpstlichen Sentenz zu unterwerfen nur „eine Eselsgeduld und eine Hasenfurcht" verrathen heiße.

Es würde den florentinischen Feinden Savonarola's jetzt nicht schwer geworden sein, sich auf Grund dieser päpstlichen Excommunication des unbequemen Sittenpredigers zu entledigen, wenn nicht zwei Umstände dem Mönche zu Hülfe gekommen wären. Mit dem 1. Juli kam eine neue Signoria ans Ruder der Stadt, welche Savonarola, wie alle folgenden des Jahres, freundlich gesinnt war. Die Excesse der Compagnacci Doffo Spini hatten vielleicht hierzu mitgewirkt; eine pestartige Seuche, die in der Stadt ausbrach und täglich sechzig bis achtzig Leben forderte, hatte die Lebemänner größtentheils aus der Stadt

auf die Villen getrieben. Die neue Signoria richtete ein Schreiben an den Papst, in welchem sie ihn ehrerbietig und dringend bat, die Excommunication gegen den „ganz unschuldigen, guten, frommen und in christlichen Dingen wohl erfahrenen Mann" zurückzunehmen. Gleichzeitig wurden die florentinischen Gesandten instruirt, sich beim Papste und den Cardinälen in gleicher Richtung eifrigst zu verwenden. Und diese Bemühungen schienen auf keinen schlechten Boden zu fallen. Der Papst wurde schwankend. Der Cardinal von Siena (ein Piccolomini, nachher Pius III.) ließ Savonarola die Rücknahme der Excommunication für viertausend Ducaten anbieten. Das lehnte dieser stolz ab. Dagegen wendete er sich direct in einem merkwürdigen Briefe an den niedergebeugten Papst. Diesen Menschen, von dem es hieß, daß kein unangenehmer Eindruck länger als vierundzwanzig Stunden bei ihm Stand gehalten habe, war doch durch die Greuel in seiner Familie einmal nachdenklich geworden. Sein ältester Sohn, der Herzog von Gandia, war im Juni 1497 durch Meuchelmörder, die sein jüngerer Bruder, der Cardinal von Valenza (Cesare Borgia), gedungen hatte, ermordet und in die Tiber geworfen worden. Blutschänderische Liebe zur Schwester Lucrezia sollte die Ursache des Verbrechens gewesen sein. Das war doch auch einem so hart gesottenen Sünder wie Alexander VI. etwas zu stark, und er hatte eine Commission von sechs Cardinälen zur Reform der Kirche eingesetzt. Davon hatte Savonarola gehört und in seinem guten Glauben, daß dadurch auch die von ihm so sehnlichst herbeigewünschte Kirchenverbesserung gefördert werden könne, einen Brief an Alexander VI. geschrieben, in welchem er ihn zu trösten sucht und auf die Gnade Gottes, aber auch auf dessen Zorn, der bald losbrechen werde, hinweist. Der Papst nahm zunächst diesen Brief des Excommunicirten Ende Juni nicht ungnädig auf. Er war noch tief ergriffen. Bald aber gewann sein Leichtsinn wieder die Oberhand, und das geknickte Selbstbewußtsein kehrte zurück. Damit natürlich aber auch ein um so erbitterter Haß gegen den niedrigen Mönch, der gewagt hatte, ihm in das Gewissen zu reden. Doch wäre vielleicht auch der daher drohende Sturm noch zu besänftigen gewesen, wenn nicht ein ganz unerwartetes Ereigniß die sich consilidirenden Verhältnisse von Florenz neuerdings in die größte Aufregung gebracht hätte. Jene Untersuchungscommission, welche den Verbindungen der Medici mit ihren Anhängern in Florenz nachspüren sollte, fand unvorhergesehen ein überreiches, allzu gravirendes Material. Ein Anhänger der vertriebenen Familie, der sammt seinem Bruder von Piero schmählich behandelt worden war, enthüllte ihr und dem Rathe der Acht das ganze Gewebe der Verbindungen, welche von Florenz nach Rom liefen und zum letzten Attentat Piero's auf Florenz geführt hatten. Angehörige der vornehmsten Familien waren darein verwickelt und selbst der angesehene fünfundsiebzig Jahre alte Gonfaloniere B. del Nero war insofern schuldig, als er von diesen Dingen gewußt, sie aber verheimlicht hatte. Die Schuldigen wurden verhaftet. Aber es war weit entfernt davon, daß die Gerechtigkeit gegen sie freien Lauf erhielt. Der Rath der Acht scheute sich, gegen solch vornehme Leute vorzugehen, wie es sein Recht und seine Pflicht gewesen wäre; die Signoria selbst war nicht einig. Bei dieser Lage der Dinge mußte es den Vertheidigern und Freunden der Bedrohten nur darauf ankommen, Zeit

zu gewinnen. Die nachfolgende Signoria konnte ja günstig für sie gestimmt sein, die fremden Mächte für die Parteigänger ihrer Freunde eintreten. Sie lehnten es deshalb ab, die Entscheidung an den großen Rath zu bringen und suchten die Verhandlungen immer weiter hinaus zu schieben. Doch endlich mußte die Signoria Ernst machen. Man berief eine außerordentliche Versammlung aller irgendwie angesehenen Magistratspersonen, der Zunftvorstände, des Rathes der Achtzig und angesehener Bürger. Hundertundsechsunddreißig Köpfe zählte die Versammlung, welche die Angeklagten für schuldig erklärte; es legten die Freunde der Angeklagten die Berufung an den großen Rath ein und setzten es durch, daß in einer neuen Versammlung am 21. August hierüber beschlossen werden solle. Die Rechtslage war eine sehr zweifelhafte. Die Appellation war gesetzlich nur gestattet von dem Urtheil der Acht, wenn sechs Bohnen (Stimmen) für die Verurtheilung sich erklärt hätten. Jetzt hatte man ja aber schon Berathungen der angesehensten Männer der ganzen Stadt gehalten. Was sollte danach noch die Appellation? Und doch wäre vielleicht auch die neue, ungemein tumultuarische Versammlung wieder ohne Endresultat verlaufen, wenn nicht an sie Berichte der florentinischen Geschäftsträger eingelaufen wären, welche die Lage der Republik als sehr bedroht dargestellt hätten. Da brach der energische F. Valori durch eine drohende Rede den Widerspruch der bis dahin zögernden Mitglieder der Signoria, und die Hinrichtung von fünf der angesehensten Bürger der Republik, B. del Nero an der Spitze, wurde vollzogen.

Man hat Savonarola von vielen Seiten den Vorwurf gemacht, daß er durch seinen Einfluß diese Hinrichtung, die man, wie ich glaube, nicht mit Recht als einen Justizmord vielfach anzunehmen geneigt ist, nicht verhindert habe. Allein es fragt sich, ob Savonarola, der auf keinen Fall als eine irgendwie treibende Kraft bei diesen Vorgängen hervortritt, im Stande gewesen wäre, den Ereignissen einen anderen Lauf zu geben, als den sie nahmen, selbst wenn er ernstlich eingegriffen hätte. Er saß excommunicirt in seinem Kloster, ganz beschäftigt mit der Correctur seines Werkes, welches eine zusammenfassende Apologie des christlichen Glaubens und seiner Lehre werden sollte, der Schrift über „den Triumph des Kreuzes". Er hatte es stets abgelehnt, sich in „die Geschäfte des Palastes" zu mischen und wollte vielleicht weder dem Protector der Medici, dem Papst, noch seinem Freunde Fr. Valori jetzt Anstoß geben. Er hatte die Begnadigung der Freunde der Medici nach der Vertreibung Piero's durch seine Predigten bewirkt, jetzt sah er, wie diese, welche sich zum Theil um des Scheines willen an ihn angeschlossen hatten, sich doch wieder zu Gunsten des Tyrannen regten. Die Appellation von den „sechs Bohnen" an den großen Rath hatte nie seinen Beifall gehabt: Gründe genug, sich zurückzuhalten und der Justiz freien Lauf zu lassen. Und doch wäre es vielleicht klug von ihm gewesen, wenn er mäßigend auf seine Anhänger eingewirkt hätte. Die drei großen Parteien der Stadt hatten sich bisher deshalb die Wage gehalten, weil die Bigi sich nicht entschieden vorgewagt hatten. Das war nun geschehen. Dadurch aber, daß sie jetzt von der Partei des Frate bis aufs Blut verfolgt wurden, kamen zu den Arrabbiati, den geschworenen Feinden Savonarola's, neue und ganz unversöhnliche und racherfüllte Gegner hinzu. Das machte die Schale zu Ungunsten der Frateschi sinken. Die Folgen davon blieben auch nicht aus.

Das Jahr 1497 und die beiden ersten Monate von 1498 hindurch behauptete sich die populäre Partei am Ruder. Die Signorien waren in ihrer Hand. Sie zu unterstützen und auf ihre Aufforderung hin schrieb Savonarola noch im Anfang des Jahres 1498 seine Abhandlung „über das Regiment und die Verfassung der Stadt Florenz." Es ist eine Schrift voll von Invectiven gegen die Tyrannei und eine beredte Vertheidigung der bestehenden Verfassung. Damit nicht genug, begann Savonarola auch wieder in den Fasten zu predigen, um die wilden Lustbarkeiten des Carnevals einzuschränken. Das gelang ihm auch. Am letzten Tage des Carnevals reichte er selbst einer Menge Gläubigen das heilige Abendmahl; Processionen zogen durch die Stadt, und es fand eine neue Verbannung der Eitelkeiten (delle vanità) statt. An Stelle des Carnevals stimmten auf dem Platze vor San Marco die Frateschi fromme Gesänge an und bewegten sich in ceremoniösen Reigen.

Es waren das, von außen angesehen, die Tage, in welchen die Heiligherrschaft in Florenz ihren Gipfel erreicht hatte. Aber keine in sich gefestete Entwicklung der Dinge war es, welche sie geschaffen hatte.

Die Florentiner waren ihrem eigensten Wesen nach religiösen Eindrücken allerdings leicht zugänglich, aber durchaus nicht fähig, dieselben im Gegensatze zu anderen Meinungen dauernd festzuhalten. Nüchterne, regsame und kühle selbstsüchtige Beobachter des Weltlaufs, witzig und zu allen Schelmenstückchen geneigt, hatten sie in einem Augenblicke, da ihr Staatswesen durch die Schuld eines rohen und kopflosen Tyrannen zusammenzubrechen schien, der kühne und gewaltige Idealismus eines Mannes, man kann nicht anders sagen, nach oben gerissen und sie für des Lebens höchste Güter, für Freiheit und Liebe zum Vaterlande und zu allem Guten begeistert. Aber einem Volke ist es noch weniger als einem einzelnen Menschen beschieden, längere Zeit auf dem Berge der Verklärung zu weilen. Hier wirkten noch besondere widrige Umstände mit, um den Aufschwung zu dämpfen. Die sittliche Regeneration des florentinischen Volkes war in wenigen Jahren um so weniger für die Dauer zu erzwingen gewesen, als nicht der moralische Geist des Mönches für die Mehrzahl seiner Anhänger den Ausschlag gegeben hatte, sondern seine politischen Tendenzen und das Eintreffen so mancher seiner angeblichen Prophezeihungen. Aber Wunder und Weissagungen haben niemals und nirgends bei einem geweckten Volke ein festes Bindemittel zwischen der großen Menge und dem, welchen sie für einen Wunderthäter hält, gebildet. Und wenn dann zu dem beginnenden Zweifel an dem Wunder noch die Einsprache der gewohnten Autorität in Glaubensdingen hinzukommt und äußere Umstände den Wundermann unbequem machen, dann verstummen gegen diese Instanzen alle Einreden des besseren Menschen, und die neue Liebe geht treulos in Rauch auf. Will das Geschick es, daß noch rohe äußere Gewalten zufällig in das sich von selbst auflösende Gewebe mit heftigem Rucke eingreifen, dann erfolgt eine jener gewaltsamen Katastrophen, deren einzelne Zusammenhänge uns zwar sichtbar sind, die aber doch als Ganzes nicht den Eindruck des Nothwendigen hervorbringen und darum mit einer Dissonanz gellend und unversöhnend abschließen.

Für das zweite Bimester von 1498 wurde eine Signoria gewählt, in welcher die Arrabbiati die unzweifelhafte Mehrheit hatten. Der Gonfaloniere P. Popoleschi war ein persönlicher Widersacher des Mönches. Kein Wunder daher, daß die zornigen Anschreiben des Papstes und die noch zornigeren Auslassungen desselben gegen die florentinischen Gesandten in Rom einen ganz anderen Widerhall bei dieser Signoria fanden als früher. Nur die „Zehnmänner des Krieges", jetzt der „Freiheit und des Friedens" genannt, welche auf sechs Monate gewählt wurden, waren und blieben Savonarola wohl geneigt. Doch auch sie konnten ihn auf die Dauer nicht mehr schützen. Zu der persönlichen Abneigung der Signoren gegen den Frate kamen äußere Zwangsumstände hinzu.

Zunächst wies die Signoria in einem an die florentinischen Gesandten zu Rom gerichteten Schreiben die Vorwürfe des Papstes gegen die Republik ziemlich brüsk zurück und erklärte, um der Ehre des Staates willen den Befehlen des Papstes nicht gehorchen zu können. Der Verdacht liegt nahe, daß die Savonarola feindliche Signoria nur so decidirt geschrieben habe, um den Papst zu reizen und zu energischerem Vorgehen anzutreiben.

Er scheint in der That begründet zu sein, da man Savonarola gegen einen Beschluß der höchsten Behörde fortdauernd gestattete, gegen den Papst und dessen Unfehlbarkeit in verschiedenen Kirchen zu predigen. Wäre das die Absicht der Signoria wirklich gewesen, sie hätte in der That nicht besser erreicht werden können. Der Papst fuhr die florentinischen Gesandten aufs heftigste an und bedrohte die Stadt mit dem Interdict, wenn der excommunicirte Mönch nicht sofort zu predigen aufhöre. Nicht um seiner guten Werke und um seiner Verdienste um die Republik willen, auch nicht auf die Aufreizung und falschen Angaben Dritter hin habe er ihn verurtheilt, so erklärte er jetzt in einem neuen Briefe, sondern allein wegen seines fortgesetzten Ungehorsams. Die Republik, die den Frate zu ihrem Orakel des Apollo gemacht, habe ihn aufs Tiefste beleidigt; der Briefe seien jetzt genug gewechselt, sie sollten mit Thaten antworten. Zu diesem und einem in der Form etwas milderen zweiten Schreiben des Papstes[1]) mußte die Signoria sofort Stellung nehmen. Sie that es in einer Rathsversammlung vom 14. März. In dieser platzten die Parteien auf einander. Von zweiunddreißig traten aber nur acht ganz unbedingt für Savonarola ein, siebzehn riethen, dem Frate das Predigen zu untersagen, der Rest sprach sich unentschieden aus. Die Discussion behauptete sich nicht auf der Höhe des Gegenstandes. Entscheidend war für die Mehrzahl die Erwägung, daß, wenn der Papst das Interdict ausspreche, der Handel von Florenz aufs Empfindlichste geschädigt werde[2]). Was galt auch den Feinden Savonarola's dieser einzige Mensch solchen Verlusten gegenüber! Seine Vertheidiger beriefen sich mehr auf seine Prophezeihungen und Wunder, durch welche auch jetzt sich Alles wieder ins Gleichgewicht setzen werde, als auf Principien, deren Entscheidung jetzt auf dem Spiele stand. Trotzdem, daß die Signoria sich der Mehrheit der Versammlung versichert

[1]) Das Verhältniß der beiden Schreiben zu einander ist mir doch trotz der Ausführungen Villari's, Bd. II, S. 115, nicht ganz klar.

[2]) Das Besitzthum der Bürger einer mit dem Interdict belegten Stadt war vogelfrei.

halten durfte, berief sie eine neue, viel beschränktere auf den 17. März. In ihr wurde beschlossen, Savonarola aufzufordern, von dem Predigen abzulassen. Er gehorchte, und am 3. Sonntag der Fasten 1498, am 18. März, hielt er die Abschiedspredigt an das Volk, das acht Jahre lang seinen Worten andächtig und begeistert gelauscht hatte. Der Beschluß der Signoria und die Unterwerfung Savonarola's wurden sofort dem Papste mitgetheilt. Anfänglich zeigte er sich befriedigt, dann aber wollte er urplötzlich den florentinischen Gesandten gar nicht mehr empfangen. Und doch hatte die Signoria selbst den Mönchen von San Marco, welche Savonarola besonders nahe standen, verboten zu predigen. Der Papst fühlte sich auf seinem Throne nicht sicher, so lange dieser Mönch mit den conciliaren Tendenzen noch am Leben war, und seine Bundesgenossen sahen keinen anderen Weg, die immerhin noch bedeutende Stadt von ihrem Bündnisse mit Frankreich loszureißen, als den, diesen Hort ihrer freien Verfassung unschädlich zu machen. In der That hatte sich der Papst auch von dem Mönche des Schlimmsten zu versehen. Dieser richtete nämlich, vorzugsweise auf die Beihülfe Frankreichs und der zu ihm haltenden Cardinäle sich verlassend, Briefe an die Potentaten Europa's, an den Kaiser Maximilian, an die Könige von Frankreich, Spanien, England, Ungarn u. s. w., in welchen er diese aufforderte, an einem passenden und freien Orte ein allgemeines Concil zu berufen; denn der gegenwärtige Papst sei kein legitimer Papst, weil er, abgesehen von seiner simonistischen Wahl, nicht einmal an Gott glaube und jedes Maß des Unglaubens überschreite.

Es ist klar, damit hatte Savonarola alle Brücken hinter sich abgebrochen. Es bedurfte nicht der Auslieferung eines dieser durch Ludwig den Mohren aufgefangenen Briefe an den Papst, um diesen über die Intentionen des Mönches aufzuklären. Und doch sollte die Veranlassung zu dem Untergange Savonarola's von einer ganz anderen Seite ausgehen, und diese Briefe hierbei nur eine untergeordnete Rolle spielen. Ein elendes Mönchsgezänk sollte den Knoten schürzen.

Die beiden Bettelorden, Franciscaner und Dominicaner, waren fast seit ihrer Entstehung auf einander eifersüchtig, und so fand auch Savonarola unter den Nachfolgern des hl. Franciscus seine ärgsten mönchischen Gegner. In den Fasten 1498 predigte ein Minderbruder Francesco di Puglia aufs Heftigste gegen ihn, wie er das schon im Jahre zuvor in Prato gethan hatte. Da Savonarola das Predigen untersagt war, antwortete ihm der Treueste seiner Getreuen, Domenico da Pescia, und erbat sich, für die Wahrheit des von seinem Prior Gelehrten die Feuerprobe zu bestehen. Alte Erinnerungen spielten hierbei mit. Als vor Zeiten der Streit der Gregorianer und der Kaiserlichen in Florenz entbrannt war, hatte ein Mönch von Vallombrosa die simonistische Wahl des Bischofs von Florenz durch die Feuerprobe erhärtet. Das, was im elften Jahrhundert aus gutem Glauben hier erprobt worden war, sollte jetzt nur zu einem Scandal herabgewürdigt werden. Nicht als ob jener Domenico nicht an die Feuerprobe und das Hereingreifen der göttlichen Allmacht in den Lauf dieser Welt geglaubt hätte. Nur für die freigeistigen Lebemänner des fünfzehnten Jahrhunderts war dieser Zwischenfall ein wahrhaft teuflisches Mittel, um sich des verhaßten Frate zu entledigen. Sie wußten ganz bestimmt, daß, wenn sie es dahin brächten, ihn selbst ins Feuer zu schicken, er verbrennen werde; würde

er sich dagegen weigern, es auf die Probe ankommen zu lassen, dann müßte er sein Ansehen bei dem wundersüchtigen und wundergläubigen großen Haufen nothwendiger Weise verlieren. Darauf, daß vielleicht ein Frate mehr oder weniger mit verbrenne, kam es ihnen nicht an. Sie beschlossen also, das Gottesgericht auf alle Weise zu fördern. Die Signoria pflichtete dieser Tendenz um so mehr bei, als der Franciscaner darauf bestand, nur mit Savonarola selbst das sonderbare Duell auszufechten. Man brachte ihn dazu auf Zureden und Verlangen der Signoria, indem man ihm unter der Hand versprach, sich seiner bei der Probe selbst anzunehmen, so daß er keine Gefahr laufe.

Es ist wirklich widerwärtig, diesen ganzen perfiden Handel in seinen Einzelheiten zu verfolgen. Zur Ehre der Florentiner mag es jedoch gesagt werden, daß sich in einer von der Signoria berufenen Versammlung (prattica) selbst Gegner Savonarola's gegen denselben aussprachen. Aber die Mehrzahl war für die Feuerprobe und bestimmte, daß, wenn einer der Dominicaner bei ihr zu Grunde gehen solle, Savonarola, wenn dagegen einer der Minderbrüder Schaden nehme, Francesco di Puglia ausgewiesen werden solle.

Die Nachricht von dem bevorstehenden wunderlichen Vorgange verbreitete sich rasch durch ganz Italien. Der Papst erfuhr zuerst von ihm. Er sprach sich officiell gegen den florentinischen Gesandten Banchi, der allmälig aus einem Freunde Savonarola's sein Gegner geworden war, gegen die Statthaftigkeit der Feuerprobe aus, that aber doch nichts, sie energisch zu hintertreiben. Es mag bei diesem zwiespältigen Verhalten schlaue Berechnung mit im Spiele gewesen sein. Vielleicht war es aber auch nur die Folge innerer Unschlüssigkeit. Denn war selbst Savonarola sich vollkommen klar über die Sachlage? Er schrieb eine kleine Schrift über die in Betracht kommenden Fragen und erklärte, sich der Probe nicht unterziehen zu können. Verhinderte er aber den Fra Domenico, sich der Gefahr auszusetzen? Keineswegs. Dreihundert Dominicaner von San Marco erklärten sich in einem Schreiben an den Papst bereit, die Probe mit zu bestehen. Savonarola glaubte an die Gerechtigkeit seiner Sache und daß Gott sie nicht werde fallen lassen. Vielleicht that das der Papst im Stillen auch. That er es nicht, so meinte er möglicher Weise, wenn der Mönch durch das Feuer hindurchschreite, so sei das schlimmer für ihn als gar keine Probe. Wer will mit Sicherheit in der Seele eines Menschen des fünfzehnten Jahrhunderts, und gar der eines Borgia lesen?

Auf den 7. April war nach manchen Aenderungen von der Signoria die Probe festgesetzt. Fra Domenico und ein Minderbruder, Giuliano Rondinelli, wurden schließlich von ihrem Conventen zur Ausführung desselben designirt und die Modalitäten im Einzelnen schriftlich festgestellt. Die Probe bestand darin, daß sich die beiden Mönche auf einem vierzig Ellen langen und an seiner Basis fünf Ellen breiten Damm, der sich von dem Palazzo der Signoria schräg in die Piazza hineinstreckte, zwischen zwei mit allerlei leicht brennbaren Stoffen und Holz genährten Flammen, welche nur durch einen, eine Elle (braccio) breiten, feuerfreien Raum getrennt waren, unversehrt hindurch zu bewegen hatten.

Es kam nicht zu der grausigen Probe. Die Franciscaner zögerten, mit Hülfe der Signoria, dieselbe beginnen zu lassen. Immer neue Schwierigkeiten

und Ausreden erhoben sie; bald sollten die Kleider Domenico's verzaubert sein. Waren sie abgelegt, so verlangte man, er solle das Crucifix, das er in der Hand hielt, niederlegen. Auch das geschah. Dann forderten sie, Domenico solle das Sacrament nicht mit zur Probe nehmen. Darüber entstand ein langes, widerwärtiges Hin- und Herreden. Inzwischen war ein heftiger Platzregen herniedergegangen, und da sich die Nacht schon über das traurige Schauspiel herabsenkte, löste die Signoria die Versammlung auf, welche, über die Verzögerung des interessanten Schauactes schon aufgeregt und wüthend geworden, zum größten Theile aus Feinden Savonarola's bestand. Diese schoben ihm alle Schuld zu, daß sie um den erhofften Genuß gekommen waren. Aber auch seine Freunde meinten, wäre er seiner Sache so sicher gewesen, wie sie, nicht er, angenommen hatten, so hätte er selbst durch das Feuer hindurchschreiten und seine Feinde beschämen müssen. Nichts hat zu allen Zeiten den großen Haufen mehr verdrossen, als um eine lang erwartete Aufregung gebracht zu sein.

Die Volksstimmung hatte sich dadurch gar sehr zu Ungunsten Savonarola's gewendet. Das sahen seine Freunde ein. Sie riethen daher, dem drohenden Sturme durch einen Angriff ihrerseits zuvorzukommen. Davon wollte aber F. Valori nichts wissen. So gingen die Ereignisse ihren Gang. Der Morgen des 8. April, des Palmsonntags, verlief noch ziemlich ruhig. Doch wurden die Savonarola treu Gebliebenen auf ihrem Wege nach San Marco schon von den durch die Arrabbiati und Compagnacci aufgestachelten Volksmassen insultirt. Am Nachmittage kam es vor dem Dome, in welchem ein Dominicaner von San Marco predigen wollte, zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Parteien. Einzelne Personen wurden von den Compagnacci niedergemacht. Die aufgeregte Masse hatte Blut gerochen und wälzte sich jetzt gegen San Marco. Dort war man aber nicht unvorbereitet. Eine nicht große Anzahl Waffen war ins Kloster geschafft worden, und während Savonarola abmahnte, Blut zu vergießen, setzten seine kriegsgeübten Freunde in Verbindung mit einzelnen Mönchen eine energische Gegenwehr ins Werk. Aber immer mehr schwoll der Haufe an, denen sich die Scharwachen der Signoria zugesellten. Die Fenster des Klosters wurden eingeworfen, Feuer an die Thüren gelegt, so daß sich die Gänge und die Kirche mit Rauch füllten. Jetzt beschloß F. Valori, sich heimlich aus dem Kloster zu entfernen, um mit Hülfe seiner Anhänger in der Stadt die Belagerer des Klosters im Rücken zu fassen. Glücklich kam er in sein Haus. Von da rief ihn ein Bote der Signoria in den Palast; er gehorchte sofort und ging in Begleitung des Dieners der Signoria erhobenen Hauptes durch die sich um ihn sammelnden feindlichen Haufen. Da erschlugen ihn Angehörige der Ridolfi und Tornabuoni, Blutsverwandte der im Vorjahre hingerichteten Anhänger der Medici. Seine Frau streckte ein Wurfgeschoß im Fenster nieder, sein Haus wurde geplündert und ausgeraubt. Die Signoria hat es nie für nöthig gefunden, eine Untersuchung über diesen Mord anzustellen, geschweige die Allen bekannten Mörder zu strafen.

Mit F. Valori war der Mann dahingesunken, welcher die Geschicke Savonarola's vielleicht noch hätte wenden können. Die Signoria fühlte sich sofort wie von einem Alpe befreit und nahm nun gar keine Rücksichten mehr.

Sie griff jetzt in den Kampf um San Marco, der mit wechselndem Erfolg geführt worden war, direct ein, erließ Proclamationen, nach welchen Savonarola binnen zwölf Stunden die Stadt verlassen sollte, die die Vertheidiger und alle in San Marco Anwesenden aufforderten, das Kloster zu räumen und schließlich die Abführung Savonarola's, Fra Domenico's da Pescia und jenes Visionärs Fra Salvestro Maruffi anordneten; keinerlei Unbilde sollte ihnen zugefügt werden. Die ergreifendsten Scenen, welche die Phantasie sich auszumalen vermag von einem Kampfe zwischen religiös tief ergriffenen und zu gewaltsamem Widerstand gegen rohe, wüste Volksmassen gezwungenen Einzelstreitern, von einem Kampfe, in welchem gebetet, das Abendmahl gereicht, sterbende Novizen in den Orden aufgenommen, und ein blonder, deutscher Jüngling von der Kanzel aus, von welcher Savonarola so oft gepredigt, mit nie fehlender Büchse die Angreifer der Pforten der Kirche zu Boden streckte, spielten sich bis tief in die Nacht hinein ab. Schließlich ließ sich Savonarola, der nicht von seiner Herde fliehen wollte, mit Fra Domenico abführen. Fra Salvestro hatte sich versteckt, wurde aber am folgenden Tage von einem Judas verrathen. Die Gefangenen, von den Sbirren der Signoria umgeben, hatten nichtsdestoweniger alle die Verhöhnungen zu ertragen, in welche Glieder des gemeinen und vornehmen Pöbels den ganzen Schmutz ihrer Seelen ausschütten.

Schon am folgenden Tage, dem ersten Tage der Charwoche, begann die Signoria den drei Verhafteten, denen man versprochen hatte, keine Unbilde zuzufügen, „zur Ehre der Republik" den Proceß zu machen. Ich will denselben hier nur kurz erzählen. Denn er ist empörend. Alle die Mittel, durch welche eine nichtswürdige Justiz zu allen Zeiten Unschuld in Schuld zu verwandeln versucht hat, sind in ihm zur ausgiebigsten Verwendung gekommen: das Gericht wurde aus den Feinden der Angeklagten gebildet, deren Aussagen durch die Folter erzwungen und dann gefälscht. Wer die Neigung empfindet, sich über die kaltblütige Herzenshärtigkeit der Widersacher Savonarola's aufzuregen, mag die sehr sorgfältige und plastische Darstellung dieses Justizmordes nachlesen, die Villari in den letzten Capiteln seines Werkes entworfen hat.

Die Signoria leitete die Untersuchung gegen Savonarola mit einem Verfassungsbruche ein. Da der Rath der Zehn und der Achtmänner der Guardia Savonarola gewogen waren, so wurden diese Behörden durch ebenso viele neu zu ihr Gewählte ergänzt, obwohl die Amtszeit der alten noch nicht abgelaufen war. Dem Papste zeigte man den guten Fang, den man gethan, sofort an. Vielleicht, daß er sich schon jetzt bereit finden lassen möchte, den geistlichen Zehnten, welchen man zur Fortsetzung des Krieges gegen Pisa hoch nöthig hatte, der Republik gnädigst zu gewähren. Aber Alexander VI. ertheilte einstweilen der Signoria nur die Absolution dafür, daß sie geistliche Personen eingekerkert und gefoltert habe. Am 9. April war dieses schon vor einer Commission geschehen, welcher die wüthendsten Feinde Savonarola's, z. B. jener Doffo Spini, angehörten. Der nervöse Mönch war gegen die Schmerzen, welche die Marterinstrumente hervorriefen, sehr empfindlich. Seine feindlichen Richter versicherten dagegen, um ihre geringfügigen Resultate zu erklären, er besitze eine große Widerstandskraft gegen derartige gewaltthätige Eingriffe. Die Aufzeichnungen, welche Savonarola selbst nach dieser ersten Folterung zu Papier gebracht hat, sind

von der Commission vernichtet worden. Hierauf ruhte der Proceß vom 10. April, bis man einen Protocollführer gefunden, der für vierhundert Ducaten ein Verhörsinstrument zu Stande zu bringen versprach, auf Grund dessen die Verurtheilung erfolgen könne. Nun begann die Tortur von Neuem. Dieses Mal wurden Savonarola Geständnisse abgepreßt, in denen er sich, was seine Prophetengabe betraf, der Heuchelei schuldig bekannte. Der schwache Punkt seines Lebens brach auch hier durch. Sicher war er über ihn, der Natur der Sache nach, selbst nie zur Klarheit gekommen. In Betreff seiner religiösen Ueberzeugungen und seiner politischen Ansichten blieb er fest. Freilich müssen wir hierbei über Alles einschränkend sagen: so weit wir sehen können. Denn die Protocolle sind gefälscht. Savonarola hat sie zwar unterschrieben; aber wirklich vorgelesen sind sie ihm nicht worden. Als sie dann nochmals alterirt im Drucke ausgegeben wurden, fand man sie in Florenz vollkommen ungenügend, eine Schuld zu erweisen. Man beschloß deshalb, einen neuen Proceß anzustellen. Derselbe begann am 21. April und wurde am 25. von Savonarola mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß jener Protocollführer Zusätze gemacht, unterschrieben. Aber auch dieses Protocoll enthält nichts besonders Gravirendes. Man verabschiedete deshalb jenen treulosen Fälscher mit dreißig Ducaten.

Von den beiden Mitgefangenen behauptete sich Fra Domenico da Pescia mit größtem Heldenmuthe gegen alle Qualen der Tortur. Er war nicht zu beugen, während jener krankhafte Visionär Fra Salvestro sofort zusammenbrach und gegen seinen Meister Zeugniß ablegte. Er suchte ihn in jeder Weise geistig herabzusetzen, aber unmoralischer Handlungen oder politischer Conspirationen vermochte er ihn nicht zu zeihen. Auch die übrigen neunzehn Mitgefangenen Savonarola's, Mönche und Laien, die man nachträglich eingezogen hatte, weil sie an der Vertheidigung von San Marco Theil genommen hätten, hielten nicht sämmtlich der Folter gegenüber Stand. Doch beweisen ihre Aussagen nichts weniger als eine Schuld auf Seiten ihres Meisters. Sie erkennen sein untadelhaftes Leben an und wissen nichts von seinen politischen Ränken. Das größte Verbrechen, das dieser in ihren Augen begangen, war offenbar ein negatives: er hatte schließlich kein Wunder gethan, worauf sie sicher gerechnet hatten. Diese Ueberschätzung ihres Meisters schlug jetzt in ihr Gegentheil um, und wenn nun auch die Mönche von San Marco sich in einem Schreiben von Savonarola lossagten und sich einem Alexander VI. demüthig unterwarfen, so sollten dieses Factum wenigstens Die nicht gegen Savonarola ausbeuten, welche ihre Kirche als auf den gegründet ansehen, der seinen Heiland verrieth, „ehe denn dreimal der Hahn krähte". Der Papst nahm dieses Schreiben der reumüthigen Mönche natürlich gnädigst auf und ertheilte allen Denen, welche sich bei der Gefangennahme Savonarola's betheiligt, selbst wenn sie dabei einen Mord begangen, die Absolution. Nur mit der Signoria war er noch nicht ganz handelseinig und verlangte von dieser die Auslieferung des Mönches. Diese wollte aber das nicht concediren, sondern begehrte zunächst die Ueberlassung der geistlichen Zehnten für die Republik. Da die neue Signoria ganz der Partei der vorigen angehörte — man hatte eine große Anzahl von stimmberechtigten Bürgern von der Wahl im großen Rath rechtswidrig ausgeschlossen — und diese Alexander VI. um die Entsendung von zwei Commissaren bat, welche über Savonarola zu Florenz zu Gericht sitzen

sollten, so befürchtete jener nun nicht mehr, daß ihm der gefährliche Mönch entgehen könne und bewilligte den Florentinern den kirchlichen Zehnten auf drei Jahre. „Savonarola ist um dreißig Silberlinge verrathen worden", sagten deshalb dessen Verehrer, „wie der Heiland. Denn dreimal zehn macht dreißig."

Am 19. Mai zogen die beiden Commissare des Papstes, der Dominicanergeneral Gioachino Turriano, bis dahin ein Freund Savonarola's, und der Spanier Francesco Romolino, vom niederen Volk mit dem Rufe: „Tod dem Frate!" empfangen, in Florenz ein. Romolino, der als Cardinal an der Krankheit zu Grunde ging, welche die Römlinge Ulrich von Hutten vorzurücken nicht müde werden, antwortete: „Er wird jedenfalls sterben." Darüber war denn auch der Frate schon längst mit sich einig. Doch hatte er in seinem Gefängnisse, während die Verhandlungen zwischen der Signoria und Rom hin und her liefen, Zeit und Seelenruhe gefunden, die innersten Gedanken seines Lebens in zwei Schriften auszusprechen, welche er an die Psalmen 50 (Miserere mei Deus) und 30 (In te, Domine, speravi) anknüpfte. Es sind das nicht nur in Anbetracht der Lage dieses Auslegers der beiden Psalmen das Ergreifendste, sondern auch das Tiefste, was Savonarola geschrieben hat. Aus dem Abgrunde des Zweifels, ob er nicht am Ende doch ein von Gott Verworfener sei, erhebt sich die Seele des dem baldigen, gewaltsamen Tode Entgegengehenden zum Frieden des seiner Gnade durch den Glauben sicheren Christen. In diesen Schriften haben sowohl Luther, als auch Ranke, die doch wohl wußten, welches die evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben sei, diese Lehre ausgesprochen gefunden. Daß Savonarola darum kein Protestant gewesen, versteht sich von selbst. Daß er am Ende seines Lebens aber dieselbe Ueberzeugung für die allein unumstößliche Sicherheit schaffende erkannt, in welcher Luther vom Anfange seines Wirkens an die Rechtfertigung seines Thuns und den Punkt gefunden hat, von dem aus er das römische System aus den Angeln hob, das ist ebenso unzweifelhaft. — Am Tage nach der Ankunft der päpstlichen Commissare wurde Savonarola vor diesen und einem Ausschusse von florentinischen Staatsbeamten aufs Neue verhört, besonders nach seinen Plänen mit dem Concil befragt und dann gefoltert. Jener Romolino zeigte sich als den schlimmsten Henkermeister. Am 22. wurde das Verfahren wiederholt. Die Aussagen des von den furchtbarsten Schmerzen Gepeinigten lauteten verwirrt, enthielten aber nichts, was im Geringsten seine Verurtheilung auch nur scheinbar hätte rechtfertigen können. Nichts desto weniger wurde sie noch an diesem Abend von den Commissaren im Beisein des florentinischen Ausschusses ausgesprochen. In Betreff Savonarola's und des Fra Salvestro war man ganz einig. An dem heldenmüthigen Fra Domenico hatte man offenbar gar nichts gefunden. Romolino wollte ihm das Leben lassen. Da bemerkte ein Florentiner, dann werde die Lehre Savonarola's von Neuem auftreten. Darauf Romolino: „Ein Frataccio mehr oder weniger macht nicht viel aus; schickt auch ihn zum Henker." So die Richter. Anders die Verurtheilten. Ihnen wurde die Sentenz noch in der Nacht verkündet. Fra Salvestro schien erschreckt. Fra Domenico bat, ihn nicht zu hängen und dann zu verbrennen, sondern ihn lebendig zu verbrennen, damit er dadurch im Tode Christo ähnlicher werde. Ruhigen Herzens schrieb er einen ergreifenden Brief an die Dominicaner von Fiesole, deren Prior er gewesen. Savonarola lag im Gebet auf den Knien, als ihm seine Todesbotschaft über-

bracht wurde; er nahm sie ohne ein Zeichen der Freude oder des Schmerzes auf, verharrte im Gebet und lehnte die ihm angebotene Mahlzeit ab. Einem Abgesandten der Compagnia del Tempio, welche Verurtheilten in den letzten Lebensstunden beizustehen die Aufgabe hatte, sprach er den Wunsch aus, daß es ihm verstattet sein möge, seine Genossen noch einmal zu sprechen. J. Niccolini wirkte das bei der Signoria aus. Darauf sahen sich die seit vierzig Tagen getrennten Brüder. Savonarola verbot dem Fra Domenico, den Wunsch auszusprechen, lebendig verbrannt zu werden, dem Fra Salvestro, das Volk vor seinem Tode anzureden und ihm seine Unschuld zu versichern. Darauf knieten die Mönche vor ihrem Prior nieder und empfingen dessen Segen.

Schon am folgenden Tage fand die Hinrichtung auf der Piazza statt. Vor dem Palazzo saßen die drei richtenden Behörden: ein Suffraganbischof des Erzbischofs von Florenz, die päpstlichen Commissare und die Achtmänner der Gerechtigkeit. Die Verurtheilten wurden, nachdem sie die h. Communion empfangen hatten, herabgeführt, an den Händen gefesselt. Daß man ihnen ihr Dominicanergewand auszog, bewegte Savonarola tief. Doch faßte er sich rasch. Mit zitternder Stimme trennte der Bischof die Verurtheilten von der streitenden und der triumphirenden Kirche. „Nicht von der triumphirenden," sprach ruhig Savonarola, „denn das ist nicht Deines Amtes." Darauf wurden die Verurtheilten dem „weltlichen Arm" übergeben. Von den päpstlichen Commissaren hörten sie ihre Verurtheilung als Schismatiker und Häretiker. Nichts desto weniger ertheilte ihnen Romolino die Absolution. Darauf sprachen die Acht ihr Urtheil über sie, und sie wurden zum Galgen geführt, an dem drei Stricke und drei eiserne Ketten herabhingen. Alle drei bewahrten eine feste Haltung. Savonarola antwortete gleichmüthig den Beschimpfungen des Pöbels, der sich an ihn herandrängte, und den tröstlichen Zusprachen Gutgesinnter. Fra Salvestro bestieg zuerst die Treppe des Schaffots. Er empfahl sterbend seine Seele Gott. Nach ihm schritt leichten Ganges die Treppe hinauf Fra Domenico, der mit seinen Begleitern leise das Tedeum gesungen hatte. Zwischen seinen Genossen wurde Savonarola an den Galgen gehangen. Als der Henker noch einen Scherz mit der zuckenden Leiche treiben wollte, empörte das sogar seine Richter. Es war zehn Uhr Vormittags, als diese drei Märtyrer ihr Leben ließen. Ihre Leiber wurden unter Steinwürfen der von den Compagnacci aufgehetzten Straßenjungen verbrannt. Als Freunde und vornehme Anhängerinnen Savonarola's in Mägdegewändern sich an den Scheiterhaufen herandrängten, um ein Andenken zu erfassen, ließ die Signoria sie zurücktreiben, die Ueberreste auf Karren laden und von dem Ponte vecchio in den Arno werfen. Nichts desto weniger hat sich manche Reliquie, die glaubwürdig von diesem schlimmsten Brande herrührt, der das Andenken von Florenz befleckt hat, bis auf unsere Tage erhalten.

Lebendiger aber und dauernder als in diesen verkohlten Resten lebt Savonarola in den Herzen aller Derer fort, welche in ihm den Mann verehren, der in einer Zeit der tiefsten sittlichen Verderbniß der Kirche und der gebildeten Stände Italiens die Stimme des Gewissens gegen diese Zustände laut und vernehmlich erhoben und, wenn auch nicht selbst ohne Fehl, die Ehre der Christenheit einem Alexander VI. gegenüber, äußerlich unterliegend, aber doch siegreich, gerettet hat.

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

Der Theaterintendant und Freiherr.

I. München.
(1851—1857.)

„Ade, König Max! Ade, Du, in Deinem lichten Blauweiß so heiter dreinschauendes Bayernland! Ade, mein fernes, farbiges München! Euch dank' ich, wenn auch nicht die beste Zeit meines Lebens, — denn ich habe anderwärts ruhigere, wiederum anderwärts glänzendere Jahre gehabt, — so sicher doch die glücklichste. Solche Freunde und solche Freuden, so fröhlichen Krieg, so berauschenden Sieg: ich finde sie nimmer und nimmermehr. Versunken im See. Ade, ade!"

Mit diesen Worten, den Schlußworten seiner „Münchener Bilderbogen", nimmt Dingelstedt noch einmal Abschied von Vielem, was schon ein Schatten war, als er sie schrieb — einen Abschied, in welchem, frei von den letzten Bitterkeiten, nur noch die sonnigen Erinnerungen sich spiegelten. Viele Jahre waren verflossen und König Max, der Edle, lange todt. Da passirte, auf dem Wege von Wien ins Engadin, Dingelstedt die Stelle, wo zu Lindau am Bodensee, zwischen Bahnhof und Dampfschiff, „des Verstorbenen Standbild, an der schönen Schwelle seines schönen Landes den Wanderer, den nahenden wie den scheidenden, königlich grüßt ..... Ich erschrak, da ich, urplötzlich, unvermuthet, vor meinem ehemaligen Könige und Herrn stand." Leise will sich im Herzen Dessen, der diesem Könige für so vieles Gute dankbar ist, ein Vorwurf regen. „O Max, Max, wärst Du damals ehern gewesen, wie Du es jetzt bist ... So wollt' ich aufseufzen, stehen bleiben, rasten; da rief das letzte Glockenzeichen ..." und — „versunken im See. Ade, ade!" Das Wiedersehen war eine Versöhnung.

Dingelstedt selber hat die Geschichte seiner Münchener Jahre geschrieben. Es wird immer zu den liebsten Erinnerungen meiner, nicht immer ganz so angenehmen, Redactionsthätigkeit gehören, wie von dem damaligen Director des Wiener Burgtheaters, Ende 1878 und Anfang 1879, Blatt nach Blatt, diese „Bilderbogen" mir zugingen, welche zuerst in der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht wurden[1]). Alle Welt hat sie damals gelesen, mit Entzücken gelesen, darf ich hinzusetzen, und da sie seitdem in der festeren Form einer Buchausgabe[2]), in der Literatur ihren Platz eingenommen haben, so kann, statt jeder Recapitulation des Inhalts, einfach darauf verwiesen werden. Freilich abermals nicht ohne jenes wehmüthige Bedauern, welches auch hier nicht dem Herausgeber seines Nachlasses erspart sein soll. Denn die „Münchener Bilderbogen" sind ja gleichfalls nur Fragment — und zwar ein glänzendes, welches, keck aus der Mitte der beabsichtigten Autobiographie herausgegriffen, uns zeigt, was wir von dieser hätten erwarten mögen. Aber dennoch, wie das Bändchen vor uns liegt, mit dem von Kaulbach gezeichneten Porträt Dingelstedt's, welches den damals Dreiunddreißigjährigen in der vollen Kraft seiner männlichen Schönheit darstellt — die hohe, imponirende Gestalt, das länglich edle Oval seines Antlitzes, die offene, freie Stirn, leicht umwallt von dem lockigen braunen Haar, die sprechenden Augen, den Zug von Entschlossenheit um den Mund, die wohlgepflegten mächtigen Schnauz-, Kinn- und Backenbärte, die fast etwas Militärisches ihm gaben — und wenn wir nun, von dem Bilde zu dem Buch uns wendend, die wohlbekannten Blätter noch einmal durchfliegen: da scheint er wieder lebendig zu werden, und mit ihm diese Jahre „fröhlichen Krieges", „berauschenden Sieges", welche trotzdem mit einem Rückzug endeten — nicht ganz schmerzlos, aber um so viel ehrenvoller für ihn. Sein alter Feind — oder sagen wir dennoch nicht richtiger: sein alter Freund? — Heinrich Heine, mit der feinen Witterung, welche durch die nervöse Gereiztheit des Kranken verschärft worden war, hatte das Rechte getroffen, als er den schon mehrfach und zuletzt als „Tyrannenvorleser" Besungenen nunmehr als „Ex-Nachtwächter" apostrophirte:

Mißgelaunt, sagt man, verließ er
Stuttgart an dem Neckarstrand,
Und zu München an der Isar
Ward er Schauspielintendant.

Und dann, „Monacho Monachorum" als den Sitz der heutigen „Virorum Obscurorum" geißelnd, beschwört er Hutten's Witz herauf:

Wie du zuckst beim Namen Hutten!
Ex-Nachtwächter, wache auf!
Hier die Pritsche, dort die Kutten,
Und wie ehmals schlage drauf!

Er glaubt nicht recht daran, der todtwunde Spötter der Rue d'Amsterdam; er läßt Dingelstedt erwidern:

Meine langen Fortschrittsbeine
Sind europamüde jetzt.

---

[1]) Deutsche Rundschau, Februar und März, Mai und Juni 1879.

[2]) Münchener Bilderbogen. Von Franz Dingelstedt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

Meine Hühneraugen jücken,
Habe deutsche, enge Schuh',
Und wo mich die Schuhe drücken
Weiß ich wohl — laß mich in Ruh!

Wenn Heine, was wir nicht einmal wünschen können, zwei Jahre länger gelebt hätte, — leben hieß für ihn damals nur noch sterben — er würde mit einer anderen, besseren Meinung von Dingelstedt's Charakter geschieden sein. Denn was er ihm höhnisch-zweifelnd zugerufen, das hat dieser — zwar nicht durch Lieder und Gedichte — wohl aber mit dem Einsatz seiner Persönlichkeit wirklich erfüllt; nur mit dem Unterschiede, daß nicht die Kutten, nicht die groben, noch die feinen, sondern einzig und allein er selber der Geschlagene war.

Aber dennoch nennt Dingelstedt die Münchener Zeit die glücklichste seines Lebens; und sie war es. Denn hier fand er den Beruf, der ihn fortan ganz ausfüllte. Geistreich in der Antithese, wie immer, setzt er über das dritte Capitel seiner „Bilderbogen", in welchem die Schilderung seiner Kämpfe beginnt, die Ueberschrift: „Der Anfang des Endes", und über das letzte: „Das Ende des Anfangs". In der That waren die Jahre seiner Münchener Bühnenleitung der Anfang einer neuen Laufbahn, welche nicht reicher an äußeren Ehren als an innerer Befriedigung für ihn gewesen ist.

Die Briefe jener Zeit an den Vater erzählen von dem Leben in der Häuslichkeit, lassen manchen Blick in die große Welt thun und zeigen Dingelstedt immer als den gehorsamen, guten Sohn, der den Excellenzen, Hofchargen und Würdenträgern gegenüber es wohl sehr ernst nimmt, dem Alten in Rinteln gegenüber sich aber die Miene gibt, als ob er nur Scherz treibe mit all' jenen Titeln und Orden, wie mit einem Kinderspielzeug. Seltsamer Widerspruch auch dies, vor den Menschen sich offen zu Dingen bekennen, die man vor sich selber nur durch Ironie zu rechtfertigen vermag — dieser Grundzug Dingelstedt'schen Wesens, der das Urtheil über ihn so sehr erschwert und so vielfach irre geführt hat!

Lieber Vater!

Meinem Glückwunsch zum neuen Jahr ritt noch eine Nachricht voraus, die Dir, wie ich hoffe, Freude machen wird. Der König hat mich gestern, an seinem Geburtstage, unter die Mitglieder des neuen Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst aufgenommen. Alles weitere findest Du im beiliegenden Regierungsblatte und wirst daraus, mit väterlichem Plaisir, ersehen, daß Dein Erstgeborener unter den sechzig berühmtesten Namen der Gegenwart figurirt und nicht wie andere Menschenkinder mit einem gewöhnlichen Ritterkreuz seine Carrière in Decorationen anfängt, sondern mit einem um den Hals getragenen Commandeur-Kreuz und mit einem Ehrenzeichen für Verdienst, das nicht jeder Kammerjunker herumschleppen kann.

Im Übrigen geht es uns Allen recht wohl. Die beiden ältesten Kinder lernen wacker, der dritte ist der Hanswurst des ganzen Hauses und der Liebling der ganzen Stadt bis zum Hof hinauf, Susanna endlich singt ihrer Mama weidlich nach.

Im Spätherbst 1854 erscheinen wir im lieben Weserthal als Zugvögel, so Gott will, wieder. Ich will nicht vergessen, den Orden mitzubringen, damit Ihr mich doch auch einmal im vollen Staate sehet und — auslachet.

Tausend Grüße von Allen an Alle.

Dein
treugehorsamer Sohn
Franz.

M. 29. Novbr. 53.

Zwischen diesem Brief und dem folgenden liegt ein großes und trauriges Jahr für München und seinen Theaterintendanten: das Jahr der ersten Deutschen Industrie-Ausstellung im Glaspalast, des Gesammt-Gastspiels und — der furchtbaren Cholera-Epidemie, deren erschütterndes Bild Dingelstedt in den „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München 1854", einer seiner vollendetsten Dichtungen, fixirt hat[1]).

Mein lieber Vater!

Auch ohne Bornemann's freundlich theilnehmende Nachfrage würde ich Dir dieser Tage geschrieben haben, um Dir zu melden, daß ich noch lebe, aber freilich den Dir angedrohten Besuch auf den Herbst, wenn nicht gar auf nächstes Jahr aufzuschieben mich genöthigt sehe. Das heurige ist ein recht hartes für mich und meine Nächsten bisher gewesen.

Im April und Mai hatte ich die schwierigen Vorarbeiten für mein Gesammt-Gastspiel zu machen, welche mich dergestalt angriffen, daß ich im Juni auf drei Wochen Ruhe, Luft und Molken in Gais, Kanton Appenzell, suchen mußte, freilich neben ihnen auch Kälte, Regen und Langeweile fand. An meinem Geburtstag hieher zurückgekehrt, fand ich die heißesten vier Wochen meines Lebens, natürlich und figürlich, vor mir, den Juli, mit Industrie-Ausstellung, Gesammt-Gastspiel, Fürsten- und Fremden-Fluth, Ärger, Plage, Hetze, Kampf ohne Namen. Daß Alles glücklich überstanden ist, weißt Du bereits; die Unternehmung hatte in jeder Hinsicht glänzende Erfolge, brachte, außer Ruhm und Auszeichnung jeder Art für mich, der Theater-Casse einen Reingewinn von 10,500 Gulden und schloß, Gott sei Lob und Dank, ehe der furchtbare Gast, Cholera, sein Spiel bei und mit uns anfing. In den ersten Tagen Augusts fielen die ersten Opfer. München, damals belebt, heiter, reich, wie ich nie eine Stadt in Deutschland gesehen, ist jetzt — ein Kirchhof; alle Fremden fliehen oder bleiben aus, die Einheimischen trauern oder fliehen ebenfalls, der Glaspalast, das Theater, der Zirkus, alle Gasthöfe stehen verödet .... ein herzzerreißender Anblick, namentlich im Gegensatz zu dem herrlichen, der unmittelbar vorausgieng[2]).

---

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. VII, S. 222 ff.

[2]) Eine der rührendsten Episoden dieser Schreckenszeit hat Dingelstedt uns in dem zweiten seiner „Stücklein aus dem Todtentanz" aufbewahrt. In einem bayerischen Gebirgsdorf, auf einer Wanderbühne, hatte Paul Heyse zufällig einen noch ganz jugendlichen, aber höchst genialen Anfänger gesehen, der einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er ihn Dingelstedt dringend empfahl. Dieser erinnerte sich, daß er bereits früher von demselben jungen Mann ein Schreiben erhalten, in welchem sich das heiße Verlangen aussprach, an ein größeres Theater zu kommen. Nachdem Dingelstedt, ohne dessen Vorwissen, den angehenden Künstler auch gesehen, erhielt dieser einen Ruf an das Hoftheater nach München, und fuhr nun, überselig, mit seinem alten Mütterchen, an einem Augustabend jenes grausigen Cholerasommers dort ein. Als die Alte sich zur Ruhe begeben, eilt er hinaus „in die todesschwangere Nacht", um das Schauspielhaus zu sehen:

Und als es hoch und helle
Im Mondlicht vor ihm stand,
Da küßte er die Schwelle,
Umschlang der Säulen Rand,
Und rief, die Händ' erhoben,
Durch Thränen vor sich hin:
„Ich danke dir da droben,
Daß ich am Ziele bin!"
Er war es. Nachts gekommen,
Erkrankt am Morgen d'rauf
Und Abends — fortgenommen:
Gewöhnlicher Verlauf!
— — — — — —

Der junge Schauspieler hieß Fritz Seidel, und seine traurige Geschichte hat sich buchstäblich so zugetragen, wie Grans („Genrebilder aus dem Schauspielerleben", 1890, S. 72) versichert, der sie nachmals von Dingelstedt in Weimar selbst hat erzählen hören.

Ich persönlich bin weder im Geschäft, noch in der Gesundheit bis jetzt nachtheilig berührt worden. Meine Ärnte war eingebracht; was noch kommt, ist vom Überfluß, nicht mehr Bedarf. Auch wohl fühlte und fühle ich mich, kleine Anwandlungen abgerechnet, die ich durch Vorsicht und Diät, noch mehr durch moralische Kraft niederhalte. Ich darf meinen Posten nicht verlassen; um mein Personal zusammenzuhalten, muß ich selbst da- und einstehen. Frau und Kinder habe ich aber gestern nach Ischl geschickt; nicht früher, weil Jenny einen Anfall von Cholerine zu überstehen hatte — meine alte, treue Kindsfrau, auf den Tod an der heftigsten Art der Seuche erkrankt, im Spital lag und noch liegt, aber Gott Lob gerettet — und der Bediente ebenfalls von einem Anfall litt und leidet. Es war eine angstvolle, arge Zeit; Jenny mit vier Kindern, so gut wie ohne Hilfe, ich im Theater geplagt, um uns Nichts als Leere und Leichen. Nun ist das Haus wenigstens in Sicherheit; für mich wird der Himmel sorgen. Ich gehe nach Ischl, sobald die Seuche nachläßt; mit den Kindern nach Rinteln kommen, hieße Jenny und Euch ungebührlich belästigen, auch muß für sie und für uns alle eine ordentliche Kur gebraucht werden, um Schlimmes zu verhüten, Nachwehen zu beseitigen. Sind wir im October wieder alle gesund und gerettet hier, so machen wir gewiß noch einen kurzen Herbstausflug in die hessische Heimat. Es war ein Glück, daß keins von Euch in unser Elend kam; viele Fremde sind — hier geblieben auf immer! . . . .

München, am Geburtstage S. K. H. des Kurfürsten[1],
Höstwelcher wieder hier und äußerst gnädig mit mir
zu sein geruhten!!

Mein lieber Vater!

Zum eilften Juni kommen unsere herzlichsten Grüße und Wünsche, denen auch mein ältestes Töchterlein in anliegendem Meisterwerk Worte zu leihen versucht[2].

Daß wir nicht persönlich zum Feste unseres „Alten" uns einstellen, thut uns recht leid. Allein es sind da der Hindernisse gar viele. — Das nächste ist ein ganz kleines und doch sehr großes: das neue Enkelchen, welches Jenny im Juli oder August Dir zu liefern hofft. Neben dem hält mich die längere Anwesenheit des Königs hier fest, der sonst um diese Zeit längst auf dem Lande war. Endlich liegt auf uns, wie auf der gesammten Welt, der Druck schwerer Zeiten und trüber Aussichten.

Unter solchen Zu-, Um- und Mis-Ständen haben wir einen harten Winter gehabt: Jenny fortwährend leidend, — ich unter der Last des Amtes gebeugt, das nicht, wie ehedem, durch glänzende Ergebnisse, Einnahmen ꝛc. die Arbeit lohnte, — die Kinder dafür gesund und arglos aufwachsend.

Neues, der Meldung Werthes hat es nichts gegeben: ich hätte sonst geschrieben.

Unsere Reiseplane haben bis jetzt an dem Besuche im lieben Vaterhause festgehalten. Gerne möchte ich Dir wenigstens die zwei ältesten Kinder dahin mitbringen; wo dann freilich die anderen lassen? Seit dem Tode unserer schwäbischen Kindsfrau ist das ganze Haus auf Jenny angewiesen; wir stehen ohne Verwandte, ohne Hilfe, ohne Rath, in einem fremden Lande, das uns immer fremd bleiben wird, und der gesellige Kreis, der uns umgibt, ist nicht danach angethan, in häuslichen Nöthen zu fördern.

Was sonst noch an Gutem und Bösem zu erörtern wäre, das wollen wir, mein lieber Papa demnächst unter Deinem alten Birnbaum bei einem Glase Deines höchst vortrefflichen Rothweins uns sagen. — Halte Küche und Keller nur brav bereit; die bayrische Einquartierung ist ja in Kurhessen weidlich bekannt, und meine Kinder sind nicht blos in der Gestalt, sondern

---

[1]) Gemeint ist der 20. August 1854.

[2]) Wir bedauern, das Geburtstagecarmen nicht mittheilen zu können: es lag nicht bei den Acten; doch spricht der Papa sich in den Briefen an den Großpapa mehrfach über das Talent Jella's aus, welche, „nachdem ich das Geschäft, hochdeutsche Gelegenheitsgedichte im Schweiße meines Angesichts zu erzielen, aufgegeben habe, dasselbe mit entschieden mehr Glück als Verstand fortsetzt."

auch in der Freßkunst wahre Heuschrecken. Sie alle und die Mama mit ihnen grüßen Dich und die Großmama noch einmal, noch hundert Male; ich aber bin und bleibe in der Hoffnung baldigen und frohen Wiedersehens

Dein
treugehorsamer Sohn
Franz.

M. 7. Juni 1855.

München, 12. October 1856.

Sei nicht böse, mein lieber alter Herr und Papa, wenn der Sommer vorübergegangen ist, ohne die südlichen Zugvögel versprochener Maßen Deinem Neste zugeführt zu haben. Es ließ sich heuer mit dem besten Willen nicht machen. Zwei Monate lang, Juli und August, war unser Haus von Kinder-Krankheiten heimgesucht, die alles Reisen verboten; meine arme Frau kam von den Kleinen-Betten kaum weg und mußte ihr ganzes Sommervergnügen auf einem Landaufenthalt im nahen Tegernsee beschränken. Ich allein wagte nicht, Dir unter die Augen zu treten; so ging ich denn, um meine jahrelange Sehnsucht endlich einmal, halb wenigstens, zu stillen, über die Alpen, nach Genua, Florenz, Venedig, Mailand, von wo ich, — nicht satt des Schönen, aber doch beruhigt und entzückt, erst vor acht Tagen in die gewohnten Arbeiten zurückgekehrt bin.

Das Haus und „die Häupter meiner Lieben" drinnen habe ich wohl und gesund wiedergefunden. Jenny waltet darin mit aufopfernder Sorge, immer noch der feldflüchtigen Tante Amalie mit Ungeduld harrend. Die zwei ältesten Kinder schreiten in körperlichem Wachsthum und auch im Lernen fast gleichen Fußes weiter. Wilhelm, mein Dritter, wird diesen Winter anfangen zu lesen, langsam, weil er körperlich zurück ist und von schier zu zarter Art. Die dicke Susanne überstrotzt ihn dafür mit echt bayerischer Urgesundheit, und Ernst — Nummer fünf — und, so Gott will, letzte Nummer — wickelt sich eben aus den letzten Windeln heraus. Da hast Du die bayerische Linie Deiner Familie, lieber Patriarch und Stammhalter, in kurzen, aber getreuen Zügen vor Dir.

Vom Geschäft kann ich, wie vom Haus nur Erfreuliches melden. Das letzte Rechnungsjahr, October 1855 bis September 1856, schließt mit einem sehr hübschen Activ-Rest von fast 6000 Gulden; die Schulden des vorletzten Jahres sind getilgt, die Ordnung kehrt zurück. Freilich hat das Mühe und Noth genug gekostet, daneben auch des Glücks bedurft; was die Cholera verdorben, ist durch den reichen Fremdenzug des letzten Jahres wieder in's Gleiche gekommen. So ist's ein stätes Auf und Ab, bei welchem dann freilich an eigenen Gewinn oder Ergebnis der Arbeit nicht gedacht werden kann.

Ein Band Theater-Zettel bleibt von vielen schlaflosen Nächten und dem alltäglichen Kampf, Sturm und Drang allein übrig.

Nun bist Du, lieber Vater, mit unserem Leben und Treiben wieder auf dem Laufenden. Laß mich also nur noch herzliche Grüße von Jenny und den Kindern an Dich und die Mama hinzufügen, sammt der Bitte, uns recht bald, — jedoch natürlich nicht mit eigener Hand, die ihre Ruhe wohl verdient hat, und noch lange, lange genießen möge, — sondern durch eine der Nichten erwünschte Nachricht von Deinem Wohlergehen zu geben.

In stäter Liebe und Treue

Dein gehorsamer Sohn
Franz.

Nachschrift an Schwager Karl (Bornemann).

Dein langes Schweigen, Bruderherz, hat uns um Dich und die Deinen so besorgt gemacht, brich es doch recht bald, sage Augusten alles Schöne von uns und segne Dein halb Dutzend mit dem Pathchen Nummer sieben von ihrem langen Onkel herzlichst.

Damit Du aber nicht aus der Uebung guter Dienste kommst, schicke mir gleich nach Empfang dieses, per Eisenbahn, Eilfuhr nicht nöthig, einhundert Flaschen Steh-Julchen[1]), womöglich von der alten Sorte; Latour, Port, Champagner habe ich noch mehr als genug für ein volles Jahr, aber St. Julien ist nicht eine Flasche mehr im Keller. Die nächste Bestellung mache ich persönlich.

Treulichst Dein Dich liebender Bruder
Franz.

[1]) So nannten wir damals in Hessen (und vielleicht auch anderwärts) den „St. Julien".

Diese „Nachschrift an Schwager Karl" deutet darauf, daß im Hause Dingelstedt zu München, trotz aller Mühsal und Beschwerden, die sich mehr und mehr häufen mochten, ein frohes, geselliges Leben herrschte. Wie hätte das auch anders sein können in einem Kreise, den man „König Maximilian's Tafelrunde" nannte, und deren Mitglieder sämmtlich nicht nur Dichter oder Gelehrte ersten Ranges waren, sondern ebenso sehr das Talent besaßen, die Freuden des Symposions zu würdigen und zu erhöhen. „Karl von Pfeufer, einer der Auserwählten unter den Berufenen, gleich berühmt als ausübender Arzt wie als Universitätslehrer," so charakterisirt Dingelstedt in seinen „Münchener Bilderbogen" [1]) die Maximiliansritter von dieser letzteren Seite, „Pfeufer galt, nächst Liebig, für die feinste Zunge in unserem Kreise, der an Weinkennern und Küchenrichtern nicht arm war . . . Beide, Liebig und Pfeufer, standen als geborene Süddeutsche für den Rheinwein ein, wogegen Dönniges, Sybel und ich zum Bordeaux, l'ami de l'homme, hielten. . . Unser deutschester Meistersinger, Emanuel Geibel, trank niemals etwas Anderes, als den französischesten aller Weine, Champagner. Als Specialität in Bowlen glänzte Bischoff, der treffliche Anatom und Physiologe. Eine Waldmeister- oder Erdbeerbowle von ihm gebraut, auf der Menterschweig, so zu sagen: an der Quelle genossen, ringsum der heitere Kranz unserer Frauen, Töchter, Kinder, bis auf die Kleinsten herab, die sich im Grase balgten, zu unseren Füßen die rasch und hell dahinschießende Isar, über uns der grüne Wald und der tiefblaue Sommerhimmel, der sich über der Münchener Hochebene höher und fester als irgendwo in den deutschen Landen zu wölben scheint, zum Schluß ein Gesangsstück meiner Frau mit ihren unvergleichlichen Lerchentrillern und Nachtigallencadenzen, oder ein Improvisationswettstreit zwischen Geibel, Bodenstedt und mir, . . . o, über solchen Stunden liegt ein Schimmer höchsten Glückes, der Duft inniger Herzenszufriedenheit, den nicht blos der verklärende Zauber der Erinnerung hinterdrein darüber breitet, sondern der im vollen Sonnenschein der Wahrheit, der Wirklichkeit von uns Allen und von jedem Einzelnen erkannt und genossen wurde."

Trotzdem aber stiegen, erst langsam, dann immer rascher und dunkler Wolken auf an dem blauen Sommerhimmel, und fast alle der Berufenen und Erwählten sollten, Einer nach dem Andern, für das Schicksal büßen, Fremde zu sein in diesem Land und auf diesem Boden. Der Erste, welcher fiel, war Dönniges selbst, er, der doch das Meiste beigetragen hatte zu der Berufung der Anderen. Ihm, „seinem Freunde Wilhelm Dönniges", hat Dingelstedt damals folgendes Blatt gewidmet:

Nachtwächters Silvester-Spruch.
1854—1855.

— Und nun, da wir dem Schwank und Spas
So Manches heut' geschenkt,
Wie wär's, wenn Ihr beim letzten Glas
Auch etwas Ernstes denkt!?
Die Stunde naht, die Uhr bewegt
Der großen Zwölf sich zu,
Nur noch ein Weilchen, — und Ihr legt
Ein müdes Jahr zur Ruh!

[1]) S. 50, 51.

Wie dies gewesen ist, so sind
Der Jahre wenig nur:
Es war ein wunderliches Kind.
In Leben und Natur;
Viel gab es, mehr noch nahm es fort,
Still . . . . . laßt uns fürbas gehn,
Ich sehe frische Gräber dort,
Seh' blanke Kreuze stehn.

Ein später Lenz, ein früher Herbst,
Vom Sommer nur ein Traum, —
Das ist, was Du vom alten erbst,
Jung Jahr, nur Duft und Schaum;
Und was Du selbst uns bringen willst,
O junges Jahr, wer weiß?
Ob Du die Ströme weckst, ob stillst,
Von Thränen, Blut und Schweiß?!

Vorbei! Was gilt uns dies und das,
Was kümmert uns die Welt?
Wir haben bei gefülltem Glas
Vertraulich uns gesellt,
Wir denken nur an uns allein,
An uns zuerst, zuletzt;
Wie jetzo soll die Mode sein,
So haben wir's gesetzt!

Doch auch der Kranz, der uns umschließt,
Heut' fehlt ihm manches Glied, —
Wer weiß, was draus geworden ist,
Wenn noch ein Jahr verschied?
Wir sind nur Blätter, Du, und ich,
Und Ihr, wir alle sind's,
Heut' noch verbunden äußerlich,
Morgen ein Spiel des Winds.

Die Stelle, wo wir stehn, Ihr kennt
Sie alle nur zu wohl:
Hoch über uns — kein Firmament,
Und unten — — hu, wie hohl.
Nomadisch ziehn wir unsre Bahn,
Wie just die Sterne stehn;
Seht um Euch! Ist's nicht ein Vulkan,
Auf dem wir siedeln gehn?

Er sei's! Er speie noch so hoch!
Wir wollen doch ihn baun,
Aus seiner eig'nen Lava noch
Uns schöne Becher haun,
An seinen Feuern unsren Wein
In treuer Arbeit ziehn,
Und fällt auch manche Thräne d'rein,
Ei was! sie würzen ihn!

Nur Eines laßt uns immerdar
Festhalten: Jeder — Sich,
Und Wir — Uns Alle — Jahr für Jahr,
Männiglich, brüderlich!
Sind wir nicht Einem Geist entstammt,
Von Einem Rufe all' entflammt,
Auch von demselben Fluch verdammt?
Wohl! Bleiben wir denn insgesammt!!

Darauf erheben wir das Glas
Und trinken unsren Wein:
Auf Sieg und Fall, in Ernst und Spas
Ein dauernder Verein!
Will's Gott, so stehn wir, Hand in Hand,
Im Jahre wieder so —
Wenn nicht, zerreißt hier unser Band,
So knüpft sich's — anderswo!!

Als die Freunde sich im Herbst 1855 wieder sammelten, da „fehlte Einer in unserem Kreise, der Mittelpunkt: Dönniges. Er war ins Exil gegangen ... nach Sardinien, das classische Verbannungsland in alter Römerzeit" — dort vielleicht, den Ereignissen lange voraus, den Traum träumend von einer Waffenbrüderschaft zwischen dem — geeinten Deutschland und dem geeinten Italien! ...

Der zweite nach ihm war — Franz Dingelstedt; sein Sturz, wenn wir der Darstellung in den „Münchener Bilderbogen" glauben dürfen, war bereits im Jahre 1856 beschlossene Sache, wenngleich es sich noch ziemlich heiter und harmlos anließ. Wir haben aus dem Beginn desselben, Februar 1856, den Prolog zur Eröffnung des Haustheaters bei einer der gräflichen Excellenzen des Hofes — eine Dichtung, welche nicht auf so baldige Verfinsterung des Horizontes zu deuten scheint:

Wohl überstanden ist der Carneval
Mit seinen Maskenscherzen, seinen Tänzen;
Bald naht der Frühling, um Gebirg und Thal
Mit neuem Grün lebendig zu bekränzen:
Da öffnet ein Salon sich noch einmal,
Der Lüster flammt, erstaunte Kerzen glänzen,
Und wogend sieht man sich die Räume füllen
Mit winterlichen Fracks und Seidenhüllen.

Wer wagt's, bei solchem Wetter noch Soiree
Zu geben, Feste zum Beginn der Fasten?
Das holde Einerlei von Spiel und Thee
Und Thee und Spiel, soll nochmals uns belasten?
Mir thut vom Cotillon der Fuß noch weh,
Mir gar der Kopf! Soll man denn nimmer rasten?
In der Gesellschaft hat, gleich jedem Tage,
Auch jede Jahrszeit ihre eig'ne Plage!

So hör' ich mit verdrüßlichem Gesicht
Blasirte Herrn und müde Damen sprechen;
Geduld! Noch ist des Tages Abend nicht,
Heut' giebt's ein ungewöhnliches Verbrechen!

Ganz ohne Beispiel in der Weltgeschicht'
Ist, was wir uns auf diesem Platz erfrechen:
Komödie zu spielen will man wagen,
Und gar noch deutsche, mit Respekt zu sagen!

Ein Stücklein, das ein Münch'ner Stadtpoët
Geschrieben, dargestellt von Dilettanten,
Tableaux, so gut es ohne Maler geht,
Musik aus Opern, ach! aus längst bekannten:
Das ist es, was auf uns'rem Zettel steht,
Wofür die Andren mich als Herold sandten,
Um von der neuen Bühne heißen Stufen
Der Hörer Nachsicht furchtsam anzurufen.

Der Hausherr, der die Bretter hier gebaut,
Wir, die wir als Rekruten sie betreten,
Wir haben nur auf Eure Huld vertraut,
Euch nur zum Scherz, und nicht zur Kunst gebeten;
Bedenkt drum, wenn Ihr unser Spiel beschaut,
Daß wir nicht Mimen sind und nicht Poeten,
Und daß es, wo wir ohne Kunst agiren,
Auch keine Kunst ist, uns zu rezensiren.

Wir dürsten nicht nach Lorbeer oder Ruhm,
Doch wären wir für Beifall sehr verbunden;
Wir möchten, hochverehrtes Publikum,
Dich unterhalten ein paar müß'ge Stunden:
Geht dieser Abend heiter Dir herum
Und anders, als so mancher hingeschwunden,
So stehen wir am wünschenswerthen Ziele,
Auch wenn nicht Alles Allen just gefiele.

Die Stadt des Münch'ner Kindels ist Asyl
Für manchen kunstlos-schlichten Thespis-Wagen;
So mag darin auch unser Gaukelspiel
Sein Burzelbäumchen unbedenklich schlagen!
Gelangt es nicht an das ersehnte Ziel,
So laßt Euch bittend und uns tröstend sagen:
Anstatt im Stillen über uns zu lachen,
Versucht mit uns es besser hier zu machen!

Vorwände für das Verfahren gegen Dingelstedt gab es; stichhaltige Gründe nicht. Veranlaßt ward es durch ein Deficit von 20,000 Gulden, welches, bei der Ungunst der Zeiten, alle Gewissenhaftigkeit des in der strengen Schule des Herrn Klostervogts zu Rinteln aufgewachsenen Beamten nicht abzuwenden vermochte; weiter geführt infolge des Auftretens der Señora Pepita, welches in unliebsamer Weise das Gedächtniß einer anderen spanischen Tänzerin, Lola Montez, zurückrufen sollte; besiegelt endlich mit der Bacherl-Affaire, lächerlichen und unwürdigen Andenkens. Vergessene Namen, vergessene Dinge jetzt, das Eine, wie das Andere. Nur die älteren meiner Leser werden sich noch entsinnen, wie Mitte der fünfziger Jahre Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna", zuerst anonym aufgeführt, einen ungeheuren Erfolg auf den deutschen Bühnen errang, wie ein lebhaft geführter Streit, wer der Autor sei, die Gemüther bewegte, wie mitten

in der Debatte, in welcher alle möglichen Namen genannt wurden, plötzlich ein bayrisches Schulmeisterlein, des Namens Franz Bacherl aus Pfaffenhofen, mit dem Anspruch auftauchte, für den Verfasser zu gelten und in dem Augenblick, wo der edle Dichter der „Griseldis" und des „Sohnes der Wildniß" sich als solchen öffentlich bekannte, diesen des Plagiats zieh! Bei einer von Wien ausgeschriebenen Dramenconcurrenz wollte Bacherl das Stück eingereicht haben, welches — es nannte sich „die Cherusker in Rom" — nun dem Baron von Münch-Bellinghausen, einem der damaligen Preisrichter, goldene Ernten trug! Dingelstedt hatte den Muth, sobald sein Freund in Wien aus der Anonymität herausgetreten, als Verfasser des „Fechters von Ravenna" auf den Theaterzettel Friedrich Halm zu setzen — und das in München, der Hauptstadt des Landes, in welchem eine mächtige, höchst einflußreiche Partei sich für Bacherl, den Landsmann, gegen Dingelstedt, den Fremdling, verschworen hatte. Nicht umsonst ist damals schon auf einen Anklang im Ortsnamen von Bacherl's Heimath aufmerksam gemacht worden. Nomen et omen noch einmal! Der Abend, welcher folgte, war fürchterlich und hat in Dingelstedt's Leben nur einen einzigen ähnlichen gehabt: den zu Fulda, in Pult's Theaterlocal; mit dem Unterschiede freilich, daß es damals, an jenem Februarabend 1840, nur „das Gespenst der Ehre" war, welches fiel, daß es dießmal aber, am Abend des 15. April 1856, um Höheres, um das Höchste ging: um die Ehre selbst! Entblödete sich doch das wortführende Organ jener Partei nicht, den in Allerhöchste Ungnade Gefallenen des — Unterschleifs zu bezichtigen, ihn, den Sohn seines Vaters, der eine reine Hand und ein reines Gewissen über alle Erdengüter schätzte und dessen unbestechlichem Richterblick er die Rechnungsschlüsse des Theaterleiters vorzulegen pflegte, wie er einst, als Knabe, ihm die Abschriften der Kämmereirechnungen vorgelegt hatte! Kein Vorwurf konnte kränkender sein, keiner aber auch leichter zurückzuweisen. In dem von Dingelstedt angestrengten Injurienproceß ward der Redacteur der betreffenden Zeitung, ein geistlicher Herr, zu der höchsten gesetzlichen Strafe, vierzehntägigem Arrest verurtheilt.

Hier, nach langer Pause, begegnen wir wieder einem Schreiben an den, inzwischen zum Redacteur des „Frankfurter Journals" emporgestiegenen alten Freund Vogel, datirt München, 5. Mai 1857, und Dingelstedt selbst mag uns den Verlauf des Processes erzählen:

Die Verhandlung währte von Morgens acht Uhr, bis Abends gegen sieben; ein gedrängt volles Auditorium wohnte bei. Mein Anwalt, Advokat Herrmann, früher in München, jetzt in Nürnberg, eine berühmte Spezialität in Tendenz- und Preß-Prozessen, hielt ein förmliches Gericht über die ultramontane Partei und schmetterte mit wahren Keulenschlägen, immer die offiziellen Aktenstücke in der Hand, nicht nur alle gegen meine Theater-Verwaltung und meine Persönlichkeit gerichteten Verläumdungen, sondern auch die Machinationen der ganzen Partei zu Boden, welche schon so viel Unheil über Bayern und Deutschland gebracht. Es war ein vollkommener Sieg für mich, im höheren Sinne für das Prinzip; das Licht überwand die Finsternis, die Lüge sank in Staub vor der Wahrheit.

Da die Presse, auch Euer Frankf. Journal, und zwar mit einer energischen Redactions-Note gegen das ultramontane Gezücht, seiner Zeit von meiner Klage gegen die Augsb. Post-Zeitung Act genommen hat, so bitte ich Dich, auch deren Erfolg zu registriren, zunächst im Document, dann weiter, so weit Du es magst, besonders Schwäbischer Merkur, Hamburger Nachrichten und National-Zeitung, wo überall die Parteifarbe zu accentuiren sein wird. Die Verhandlungen selbst, welche ich stenographiren ließ, können, wenn Raum da ist, ausführlich nachgeliefert werden.

Das Blatt scheint sich denn doch entschieden zu meinen Gunsten zu wenden. Auf die glänzende Genugthuung, die mir Weimar gegen München gegeben, folgt die nicht minder glänzende Rechtfertigung vor Gericht. Doch auch im Theater wird es nicht an Rechtfertigung und Genugthuung für mich fehlen; Freunde und Feinde arbeiten mir gleich ämsig in die Hand. Die gemüthliche Anarchie des vielköpfigen Regisseure-Regiments ist Frays[1]) selbst schon dergestalt über den Kopf gewachsen, daß er wiederholt um seine Entlassung fleht. Des Königs Rückkehr, zu Juni's Anfang erwartet, bringt jedes Falls schon wieder eine Intendanz-Krisis mit. Gut Wetter für Intriguanten; aber Gott Lob, daß ich im Trocknen bin.

Gott befohlen, alter Junge; schreibe bald einmal heiter

Deinem
treu-eignen
Fr. Dingelstedt.

Daß es Franz Liszt gewesen, welcher die Berufung Dingelstedt's nach Weimar vermittelt hat, ist bekannt. Nicht bekannt dagegen ist, woraus wir heute kein Geheimniß mehr zu machen brauchen, daß, umgekehrt, einige Jahre zuvor, in den fröhlichen und verheißungsvollen Tagen des Anfangs, Dingelstedt ernstlich bemüht war, seinen „berühmten und bewährten Freund" nach München zu ziehen. Wir haben hierüber folgenden Brief:

Mein theueurer Liszt!

Die Zeitungen melden, Du wolleſt Weimar verlassen. Darauf stütze ich meine Anfrage an Dich: ob es möglich zu machen ist, daß Du München mit Weimar vertauscheſt? — Musikdirector Ignaz Lachner verläßt uns, um einem Rufe nach Hamburg zu folgen. Wenn nun seine Stelle zu einer wirklichen, würdigen Kapellmeisterschaft ausgedehnt, neben, nicht unter diejenige des General-Musikdirectors Franz Lachner gehoben, in bestimmter Abgränzung gegen diese bezeichnet und zwischen Theater und Kapelle fixirt wird: biſt Du geneigt, sie anzunehmen, an dem Bau des neuen Münchens als Steine bewegender Amphion theilzunehmen, und meinem Streben diejenige Hilfe und Ergänzung zu geben, welche, wie ich längst gefühlt, aber bis jetzt nicht zu ändern vermocht, ihm noch fehlt: die Richtung auf romantische Musik? — Ueberlege dies, mein edler Freund, und sagst Du nicht unbedingt Nein, so bestimme mir gegen Mitte Januar einen Tag, an welchem ich Dich im Hôtel de Bavière zu Leipzig finden und mündlich mit Dir verhandeln kann. Außer dem König, meinem gnädigsten Herrn, weiß noch Niemand um die Sache; Er hat mich ermächtiget, mit Dir einzuleiten und abzuschließen. Daß jedoch die Sache Geheimnis bleiben muß, bis sie fertig, versteht sich von selbst. Adieu, puis je dire à revoir?!

München 28/12. 52. Treulichſt Dein Fr. D.

N. S. Du verstehſt, warum ich nicht nach Weimar selbst komme: gegenüber den Herrschaften des dortigen Hofes darf ich nicht als Dein Entführer erscheinen; auch ist die Stadt so klein, daß, was wir beide miteinander flüstern würden, leicht in allen Blättern widerhallte. — Also in Leipzig — bitte, komm! — Du passeſt für uns, und wir werden uns Mühe geben, zu Dir zu passen! —

Unter den von Dingelstedt aufbewahrten Briefen sind diejenigen von Franz Liszt von einem ganz besonderen, eigenartigen und intimen Interesse. Voll Feuer, voll Enthusiasmus, voll Geist und Liebenswürdigkeit, graziös im Ausdruck, fast unleserlich in der Schrift und in jenem frappanten Styl, der, mit seinem unvermittelten Wechsel von Französisch zu Deutsch, gleichsam den inneren Vorgang der Gedankenbildung verräth, spricht sich auch in ihnen die selbstlos edle Seele dieses einzigen Mannes aus, der mehr in den Freunden und für die Freunde gelebt zu haben scheint, als für sich; und, wiewohl durchaus eine Künstlernatur,

[1]) Dieser und nach ihm Schmitt führten, „während eines zehnjährigen Interregnums", nach Dingelstedt die Verwaltung des Münchener Hoftheaters.

doch keinem großen Anliegen der Menschheit fremd ist. Niemals in dieser umfangreichen Correspondenz, die frühe schon, in den vierziger Jahren beginnt, wendet Liszt in eigener Sache sich an Dingelstedt — es müßte denn in der späteren Zeit der gemeinsamen Weimarer Thätigkeit gewesen sein, wo er, als Hofkapellmeister, den „General-Intendanten der Capelle und des Hoftheaters" um die Verlängerung eines Urlaubs bittet; immer ist es die gütige Fürsorge für Andere, die Oper irgend eines Componisten, das Drama irgend eines Dichters, welches er der Aufmerksamkeit des Freundes empfiehlt, und zumeist sind es Dingelstedt's eigene Angelegenheiten, welche ihn in diesen Briefen beschäftigen. Denn selbst, wo er ihn um ein Festgedicht bittet, ist es in der klar erkennbaren Absicht, die Interessen Dingelstedt's in Weimar zu fördern.

Von allen Freunden auch ist es Franz Liszt, der zu keiner Zeit an der völligen Integrität Dingelstedt's gezweifelt, auch damals nicht, als die meisten seiner literarischen Genossen sich gegen ihn erklärt hatten. „Denn," so bezeugt ihm dieser, selbst auf den Höhen des Lebens Wandelnde, für den es Vorurtheile weder nach Rechts noch nach Links gab, „trotz der albernen und feigen Verläumdungen, von denen Du so wenig verschont geblieben bist, als irgend ein anderer der wirklich werthvollen (vaillamment valables) Männer unserer Zeit, hat Dein Herz niemals aufgehört für das, was groß und wahr ist, zu schlagen." Endlich verband die beiden Männer die Begeisterung für Richard Wagner, welcher Dingelstedt, als der Componist noch lange ein Verbannter war, in dem, zur ersten Aufführung des „Lohengrin" in Weimar, am Herderfest 1850, gedichteten und unter seinen „Theaterreden" gedrucktem Prolog[1]) lauten und beredten Ausdruck gab. „Prologue de Dingelstedt et Lohengrin, Grand opéra, non encore representé de Richard Wagner," ruft Liszt triumphirend in einem undatirten Briefe jenes Jahres aus.

Schon jetzt denkt er ernsthaft daran, Dingelstedt nach Weimar zu ziehen, wenn auch nur in der bescheideneren Stellung und Eigenschaft eines Dramaturgen. Dem großen Musiker, der, genial auf allen Gebieten, kein Deutscher war, und dennoch für Deutsche Kunst, für Deutsche Dichtung sein Bestes, sich selbst, einsetzte, schwebt als ein schöner, nicht unerfüllbarer Traum vor, diesen alten Musenhof von Weimar noch einmal, zum dritten Mal seit dem Sängerkrieg auf der Wartburg, in dem Glanz einer neuen Zeit, einer Periode „de régéneration, ou, si vous aimez, de génération nouvelle" strahlen zu sehen. Das Mittel der Verwirklichung erblickt er in einer „Goethe-Stiftung", welche den concentrischen und fruchtbaren Sammelpunkt der deutschen Intelligenz und der deutschen Talente bilden und deren Sitz Weimar sein sollte. Man bedenke, daß es Deutschland, wie an jeder politischen, so damals, neun Jahre vor der Schillerstiftung, auch noch an jeder äußerlich manifestirten geistigen Vereinigung fehlte. Mit dem ganzen Feuer seiner schönen Begeisterung und seiner schwer zu beugenden Energie war Liszt Jahre lang, wie gleichfalls von anderer Seite bestätigt wird[2]), für den Plan der Goethe-Stiftung unablässig thätig,

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. IX, S. 27.

[2]) Erinnerungen an Franz Liszt. Von Fanny Lewald. „Deutsche Rundschau", 1887, Bd. LII, S. 286, 287.

hat Propaganda für ihn gemacht, Anhänger für ihn geworben, und auch in den Briefen an Dingelstedt ist vielfach in eindringlicher Weise die Rede davon. Am Herderfest sollte die Goethe-Stiftung ins Leben treten, durch die erste Aufführung des „Lohengrin" inaugurirt werden. Herder, Goethe, Wagner — die Gedankenverbindung mag dem heute lebenden Geschlecht verständlich sein, für das damalige war sie zu kühn. Dennoch hat Liszt Beides noch erlebt: die Bayreuther Festspiele und die Stiftung der Deutschen Goethe-Gesellschaft; und er am wenigsten, nachdem er so viel, ja das Meiste dafür gethan, der „nouvelle génération" zum Siege und zur Herrschaft zu verhelfen, wird darüber geklagt haben, daß der classische Boden von Weimar sich in einem anderen Sinne „regenerirt" hat, indem er von nun ab der feste Hort und das unantastbare Heiligthum unserer classischen Dichtung geworden ist.

Das Anerbieten, welches Dingelstedt dem Freunde 1852 machte, ist, so viel ich sehe, ohne Antwort und, wie man weiß, ohne Folge geblieben. Aber kaum hat, im Januar 1857, Dingelstedt in München seine Entlassung erhalten, so erscheint Ende Februar der Getreue aus Weimar wieder, um ihn, im speciellen Auftrag des Großherzogs, zu einem Besuch einzuladen; und abermals wenige Wochen später findet sich in einer Nummer des „Frankfurter Journals", welche der gute Vogel sorglich bei seinen Papieren aufbewahrt, die folgende, „Weimar, den 24. April" datirte Notiz:

„Heute verläßt uns Dr. Dingelstedt, welcher eine Zeit lang der Gast des hiesigen und des benachbarten gotha'schen Hofes gewesen, jedoch um bald als einer der Unsrigen zu uns zurückzukehren. Es hat sich nämlich, was ich in meinem letzten Schreiben nur als Gerücht melden konnte, inzwischen zur Thatsache gestaltet: Dingelstedt übernimmt vom 1. October d. J. an die oberste Leitung der hiesigen Hofbühne .... Er wird, als General-Intendant der Capelle und des Hoftheaters, vollkommen selbständig in seiner Stellung sein und sie als eine für sich bestehende Hofcharge bekleiden, während seit Goethe's Rücktritt von der Intendanz dieselbe nur als Accessorium mit einer anderen Hofcharge hier bestand ꝛc."

Er hatte nun erreicht, was ihm vorgeschwebt, seitdem er, ein Knabe von acht Jahren, an der Hand seiner sechsjährigen Jugendgespielin, zum ersten Mal ein Theater betreten, das Reithaus zu Rinteln, „das liebe Reithaus, das größte Gebäude, welches ich mir denken konnte", in welchem von wandernden Comödianten eine Bühne aufgeschlagen und an jenem Abend der „Freischütz" gegeben worden war. Er hatte mehr erreicht; auch der andere Traum seiner Jugend war erfüllt: Beides hatte sich ihm in Einem verwirklicht, er sollte von jetzt ab, als ein hoher Hofbeamter, geschmückt mit einem Orden, der den Adel verlieh, die höchste Stelle beim Theater bekleiden. Er hätte glücklich, er hätte zufrieden sein dürfen, wenn sich in ihm nicht das Gewissen geregt hätte — das Gewissen des Schriftstellers, des Dichters. Unablässig hatte es ihn vorwärts gedrängt bis an dieses Ziel, welches zu verfolgen, niemals aus dem Auge zu verlieren und schließlich zu gewinnen nicht nur eine Summe geistigen Vermögens erforderte, sondern auch ungemeine Kraft und Ausdauer des Willens. Und nun, angelangt auf der erstrebten Höhe, wenn er den Blick rückwärts wandte, wachte noch einmal die Sehnsucht auf nach dem, was dahinten geblieben und immer weiter entschwand, nach den stilleren Freuden einer Laufbahn, deren Preise mit keiner Aufopferung des besseren Selbst in uns bezahlt werden, nach den Idealen

einer Vergangenheit, in deren genialem Uebermuth der Jüngling immer nur als Mittel betrachtet, was dem gereiften Manne mehr und mehr zum Zweck zu werden drohte? Er hätte voraus fühlen können — und fühlte voraus — was er, sieben Jahre später, — und da war es wirklich zu spät — dem alten Freunde in Augsburg schrieb, ermüdet von dem wirren Treiben, das bald Rechnungsabschlüsse, bald ein Gelegenheitsgedicht, bald ein Hoffest von ihm verlangt: „Eitle Arbeiten, unfruchtbar im höheren Sinn, unfruchtbar in jedem, auch dem niedrigsten. Aber ich muß sie machen, so lange ich mich nicht dem ganzen Hof- und Theater-Dienst entziehe. Mich dünkt, ich sollte es; und doch fehlt mir die Kraft dazu, der Entschluß. Hätte ich nur Jemanden, der mich berieth und leitete, gleich Ihnen . . . Nun Freundschaften schließen sich in unseren Jahren nicht mehr, und so tappt man einsam seines Weges fort, bis eines schönen Morgens das fatale Kreuz in der Allg. Ztg. der Welt die Mittheilung bringt, daß wieder Einer abgegangen ist. Dann, im besten Falle, noch ein obligater Nekrolog, so lange Sie Redacteur sind, und — der Rest ist Schweigen. Und doch fühle ich, daß ich was Ordentliches hätte leisten und zurücklassen können, Eigenes und Dauerhaftes, wäre ich nicht von meiner rechten Bahn abgelenkt worden . . ." [1]).

Und doch darf Dingelstedt sich nicht beklagen: diese rathende, warnende Stimme, nach der ihn verlangt, hat ihm nicht ganz gefehlt; sie sprach frühe schon in den Briefen Bardeleben's, sie sprach dann im Schatten der einst Geliebten, sie sprach vor Allem in seiner eigenen Brust, und niemals, bis an sein Ende nicht, hat sie geschwiegen; zu keiner Zeit aber hat sie stärker und lauter in ihm gesprochen, als an dem Wendepunkt zwischen München und Weimar, und jetzt war es noch Zeit, auf sie zu hören. Er mußte sich sagen, und sagte sich in der That, daß das Schicksal ihm noch einmal — zum letzten Mal — die Wahl freigestellt habe; daß es einen Entschluß zu fassen gelte. Diesen Entschluß, er hat ihn gefaßt; aber auch die Literaturgeschichte, die strenge Richterin, hat ihren Spruch gefällt, unbekümmert um das halb trotzige, halb resignirte Wort Dingelstedt's (in den „Münchener Bilderbogen"), daß er in der Theatergeschichte „feßhaft" geworden — ein schlechter Trost, an den er selbst nicht glaubte.

Der Dingelstedt, welcher leben wird, sei's auch nur in unseren Schulbüchern und Anthologieen, ist der, welcher das Gedicht von der Weser, den Jordansgesang, die Nachtwächterlieder, den Roman, die drei Stücklein aus dem Todtentanz und die poetische Chronik seines Hauses geschrieben, nicht der, welcher das Münchener Gesammtgastspiel veranstaltet und Shakespeare's Königsdramen auf der Weimarer und Wiener Bühne zur Darstellung gebracht hat, so blendend deren augenblicklicher Erfolg auch gewesen. Der geringste seiner Verse wiegt für seinen Dichternamen schwerer, als alles Gold und aller Lorbeer jener Aufführungen. Der Dingelstedt der stürmisch bewegten hessischen Zeit, der unendlich verheißungsvollen Rinteler Anfänge, der ersten, wie vom Hauche der heimath-

[1]) Franz Dingelstedt an Gustav Kolb. Sechzehn ungedruckte Briefe. „Wiener Presse", 5. März 1882.

lichen Wälder getragenen Flüge in den Casseler und Fuldaer Tagen: dieser Dingelstedt ist es, dem unsere Sympathie gehört; sie begleitet ihn in die Ferne, mit einem wehmüthigen Vorgefühl und tausend Segenswünschen, erkennt ihn noch einmal, mehr in dem, was Fragment geblieben, als in dem, was zur Ausführung gekommen, während des Stuttgarter Aufenthalts, und steht mit ihm, zweifelnd und fragend, an diesem Scheidewege von München. „Wirf ihnen den Bettel vor die Füße; wir sind, Gottlob, nicht arm; wir können auch noch verdienen, Du schreibst wieder, ich singe wieder," rief sein tapferes Weib ihm zu . . . „Vielleicht sprach mein guter Engel aus ihr," bekennt an dieser Stelle seiner „Münchener Bilderbogen" Dingelstedt; „vergebens, wie es bekanntlich das Loos der guten Engel zu sein pflegt." Dingelstedt war damals noch nicht viel über vierzig Jahre alt. Die Zeit der reifen Production, der Erfüllung alles Dessen, was man auf literarischem Gebiete von ihm erwartet, hätte nun erst kommen sollen. Denn was wir von ihm besitzen, sind doch wesentlich nur Jugendarbeiten; und wohl mochte Dingelstedt, im Rückblick auf jenen Wendepunkt, ausrufen: „wie viel würd' ich in einem Vierteljahrhundert haben schreiben können an eigenen Stücken, statt für fremde sich einzusetzen, an dreibändigen Romanen (niemals drunter, aber auch niemals drüber!), statt allerunterthänigst-treugehorsamsten Rechenschaftsberichte?! Schreiben können, allerdings. Jedoch auch schreiben müssen . . ."[1]). Scheinbar scherzend, in Wahrheit aber tief traurig, wie das stumme Bekenntniß, das sich in den zahllosen Entwürfen und Plänen seines Nachlasses ausspricht — Zeugnissen eines rastlosen Ringens, das nirgends dauernde Befriedigung gefunden, nicht in der Literatur, aber auch nicht im Leben.

Man hat ihm oft, und sicher mit Unrecht, Frivolität vorgeworfen. Denn was, äußerlich betrachtet, als solche wohl erscheinen mag, ist im Grunde doch nur das Bestreben, über den inneren Widerspruch hinwegzukommen, der von allem Anfang an in seiner Natur wurzelt; „den Zwiespalt in der eigenen Brust", vor dem ihn einst, in ferner Jugendzeit, der väterliche Freund gewarnt, er hat ihn nicht überwunden, und wie damals die Mahnung des edlen Generals von Bardeleben, so beantwortet er jetzt die seines Gewissens. Statt durch das enge Thor, geht er abermals durch das weite; jedoch die Dissonanz bleibt übrig. Er ist viel zu sehr Dichter gewesen, als daß er hätte jemals aufhören können, es zu sein. Wenn er die Feder in die Hand nimmt, kommt immer noch etwas Geistreiches, Witziges, pikant Anregendes oder schwermüthig Ergreifendes heraus. Aber er weiß, daß er von nun ab, um sich zu halten, um zu steigen, nur noch das Theater, nicht mehr die Literatur hat — und mag sein Herz auch manchmal noch, wie einst zu der „Verlorenen", so jetzt zur Literatur sich wenden: sein Ehrgeiz, sein Stolz weist ihn nur noch auf das Theater, und auf dem Theater sucht er Ersatz für Alles, was er an edlerem Besitzthum hingegeben. So steht er vor uns: eigentlich, wenn man es recht erwägt, eine tragische Existenz, aber doch keine andere, als sich schon in den Tagebüchern seiner Kindheit angekündigt.

---

[1]) Münchener Bilderbogen, S. 177.

In dieser Stimmung erreicht ihn die Nachricht vom Tode des Vaters. Der Sohn, der wider dessen Willen einst die selbstgewählte Laufbahn betreten, durfte sich sagen, daß er das väterliche Haupt mit Freuden und Ehren überhäuft, wie sie zu gewähren Kindern nur selten verstattet ist. Aber mit dem Hinscheiden des guten Alten in Rinteln war doch auch das letzte sichtbare Band gelöst, welches den Dichter noch mit dem besten Theile seiner Vergangenheit verknüpfte. Von einem Hauche solchen Empfindens durchzittert sind die beiden Briefe, mit welchen wir diesen Abschnitt in Dingelstedt's Leben zu beschließen haben: der Eine, nach langer Pause, an Friedrich Oetker, der im Sommer 1857, bei der inzwischen eingetretenen Umgestaltung in den vaterländischen Geschicken, aus dem fast siebenjährigen Exil zurückkehrt, um als Führer seiner Partei, der liberalen, in Hessen während der folgenden ihm noch vergönnten vierundzwanzig Jahre Theil zu nehmen an den höchsten politischen und staatlichen Entscheidungen des deutschen Einigungswerkes. Wie reich sind diese vierundzwanzig Jahre, verglichen mit den auch Dingelstedt in gleicher Zahl noch zugemessenen, und wie standen am Ende diese beiden Rinteler Schulkameraden sich gegenüber: in bescheidener Lage der Eine, dem die Heimath Alles, im äußersten Glanze der Andere, dem die Fremde so wenig von Dem gewährt hatte, was doch zuletzt der Seele heißestes Verlangen ist! In dem Briefe Dingelstedt's hat Oetker die Stelle, wo Jener ihn „Beneidenswerther" nennt, angestrichen und mit einem Fragezeichen versehen. Aber Dingelstedt war im Ernst, als er das Wort schrieb. Wenn innere Harmonie, wenn das Bewußtsein, in Frieden mit sich und in Uebereinstimmung mit den Besten seines Volkes zu leben, das wahre Glück ausmachen, so war Oetker der Beneidenswerthere von Beiden.

Doch hier ist der Brief.

München 15/6 57.

Willkommen in der Heimath, Jugendfreund und alter Fritze!

Daß ich Deiner Odyssee mit reuer Theilnahme gefolgt bin, wird Dir, falls Du es bezweifeln könntest, Wigandus redivivus[1]) bestätigen, den ich mit wahrer Freude vor Jahr und Tag einmal hier wiedergesehen. Nun weiß ich Dich, aus der Scylla Helgoland und der Charybdis Brüssel, glücklich gerettet und dem verlassenen Lande der Sauhirten und Säue glücklich zurückgegeben. Ruhe aus, Beneidenswerther, aber nicht zu lange und sei Dein eigener Homer, jedoch nicht zu lang.

Mir geht's gut, danke der Nachfrage. Den Meinen desgleichen, ebenfalls. Du willst die Häupter meiner Lieben grüßen? Da sind sie, Gottlob, es fehlt kein theures Haupt. —

Doch eines, das greise meines Vaters. Er hat sich am 11. Mai zur Ruhe gelegt, nicht unerwartet, nach längerem Leiden. Friede seiner Asche, und seinem Namen in den Söhnen und Enkeln Ehre, diesseits und jenseits der großen Wasser.

Man steht denn nun in erster Reihe, der Vormann ist gefallen, im Hinterglied wächst und drängt es auf. Nun, immer vorwärts, wohin der Himmel, so lange der Tod will.

Zu den zwei Kindern, die Du kennst, Gabriele und Franz, sind drei gekommen: Wilhelm mit 8 Jahren, Susanne mit 4, Ernst mit 2. Lauter gesunde, kräftige, ohne Ruhm zu melden auch hübsche Rangen, welche mit den großen braunen Augen der Mutter klar in die Welt gucken und die langen Kinder des Vaters zu ihrer eigenen Länge Maßstab nehmen. Das älteste Paar lernt tüchtig, und Alles, auch lateinisch, selbander; Wilhelm buchstabirt eben, die zwei Kleinen balgen sich mit ihrem Hund. Augenblicklich ist dies niederländische Still-Leben in zwei Stücke

[1]) Der von uns bereits erwähnte, nachmalige Präsidialrath Wigand, einer von den Kasseler Freunden, und in ihrem „Fürstentag" einst „Kaiser von Oesterreich" genannt.

getheilt: Jenny ist mit den drei älteren nach Wien gegangen, ich strohwittwere mit den zwei Jungen hier, wie ein Bär in der Höhle. Sie wollte noch einmal den Boden ihrer Mutter-Erde berühren, um Kraft zu gewinnen für die bedenkliche Passage über die Linie, — die Mainlinie nämlich, welche zwei sehr ungleiche Deutschlands-Hälften, Nord und Süd, als Inäquator theilt[1]). Ich ruhe am Scheideweg behaglich aus, kein Herkules, aber auch nicht ganz mehr der grüne Esel, der so lange unentschlossen zwischen den zwei Heubündeln, Poësie und Prosa, schwankte. Ich gehe nach Weimar nur wie in einen Unterschlupf während des Gewitters, wie durch eine Zwischenstazion, die mich entweder hierher zurück oder in ein größeres Theater hineinführt. Die Kämpfe des letzten Winters waren hart, meine Niederlage so unerwartet, wie unverdient. Aber gebrochen haben sie mich nicht, im Gegentheil nur gesammelt, und an der Rechtfertigung hier hat es so wenig wie an der Genugthuung von außen gefehlt. Im Ganzen habe ich, wie Du sagen wirst, mehr Glück als Ver-[2]) gnügen (nicht -stand, Etsch, Du dummer Bengel!) und falle, wenn ich falle, die Treppe hinauf, nicht herunter. Die Pause zwischen meinen zwei Intendanzen habe ich absichtlich offen gehalten und benützt, um meine dramatischen und dramaturgischen Schriften zu sammeln, die im Spätherbst, drei Bände stark, herauskommen[3]). Du siehst, die Wogen meiner Stimmung gehen noch immer hoch und frisch; ich fühle mich in der That nicht alt geworden, kaum älter, gesund in den Armen eines durch und durch gesunden Weibes, gescheit im Kriege mit zahlreichen und nur theilweise dummen Feinden, glücklich im Genusse einer gesicherten, behaglichen Gegenwart, ruhig durch den Blick in die Zukunft, die mir die rechte Unsterblichkeit, nicht in der Walhalla, sondern in meinem Hause giebt, das ich stifte, halte und hebe.

Geh' in Dich, Einsiedler, Hypochonder, Titan, und thu' desgleichen. Geh vor allen Dingen von Kassel fort, — das halten stärkere Naturen als Du nicht aus, — im Juli mit mir nach Helgoland oder im August mit mir nach Weimar, vor allen Dingen und auf jeden Fall aus Dir heraus. Wenn Du keine Penelope findest, finniger Dulder, such' Dir eine Calypso, da brauchst Du keine Freier umzubringen.

Gottbefohlen, Reisegefährte von ehedem, hoffentlich auch von demnächst. Grüße Deinen Bruder[4]) und dessen Frau, von der ich in Weimar das allerschönste gehört, aber, leider, nichts gesehen; als ich ihre Anwesenheit dort erfuhr, mußte ich abfahren.

Also: auf Nicht-wiederverlieren, auf baldiges Wiedersehen

Dein
treu-eigener
Fr. Dingelstedt.

Der zweite Brief ist der an die Stiefmutter gerichtete:

So eben trifft mich, nicht unerwartet, aber doch tief erschütternd, die Todesbotschaft aus der Heimath. Ich eile, liebe Mutter, Dir, keineswegs zum Troste, nein, nur zur Mittrauer zu schreiben und vor allem Übrigen zu danken für die treue Pflege, welche Du dem heimgegangenen Greise voll Geduld und Hingebung gewidmet hast. Daß keiner seiner Söhne am Sterbebett gestanden, bewegt mich schmerzlich; die Brüder in Amerika werden, wie ich, den Verlust durch die Entfernung nicht weniger empfinden; je weiter und je wilder ein Baum in die Welt hineinwächst, desto fester klammern sich seine Wurzeln an die Scholle an, der er entsprossen. Mir geht mit dem Vater das letzte Stück alten und eigenen Lebens von dannen, ich fühle mich jetzt erst recht eigentlich vereinsamt und fremd dastehn.

Ich hoffe, daß die Nachricht von der raschen und glänzenden Genugthuung, welche mir Weimar für das hier erlittene Unrecht gegeben, die letzten Tage des lieben Alten noch ein bischen tröstlich beleuchtet hat und daß er ohne Sorge und Schmerz für mich entschlafen ist.

---

[1]) Es ist sehr merkwürdig und für den politischen Instinct Dingelstedt's bezeichnend, daß er von der „Mainlinie" spricht, fast zehn Jahre bevor sie durch Bismarck's Wort und Werk praktische Bedeutung erhielt.

[2]) Hier ist, im Original, die Seite des Briefes umzuschlagen.

[3]) Es sind wohl die „Studien und Copien nach Shakespeare" gemeint, die 1858 in Wien herauskamen, aber freilich nur einen Band umfassen.

[4]) Dr. Karl Oetker, Geh. Justizrath, gegenwärtig in Berlin.

Sage mir, Du oder Schwester Auguste, sobald die ersten Schatten tiefster Trauer gewichen sein werden, noch einiges Nähere über die letzten Stunden unseres Seligen, wie er gestorben, in welchem Zimmer, was seine Abschiedsgedanken und Worte gewesen .... Mir ist Alles heilig, was an ihn mahnt, was von ihm kommt!

Die Pflicht, als Ältester der Familie seinen Tod anzuzeigen, hat Karl[1]) wohl für mich erfüllt. In geschäftlicher Beziehung ist nichts zu ordnen; der Vater selbst hat sein Haus so bestellt, daß da nichts zu thun übrig bleibt. Wir, die Ueberlebenden werden nicht nur seinen Willen in allen Stücken ehren, sondern auch sein Andenken durch erneuerte Liebe und unerschütterliche Eintracht unter einander feiern. Für einen einfachen Grabstein, der seine und meiner Mutter letzte Ruhestätte kenntlich macht, möge bald gesorgt werden. Ihn sollen dann meine Kinder, von dem näheren Weimar aus, einmal besuchen; den armen Großvater finden sie nicht mehr.

Jenny vereinigt ihr herzinnigstes Beileid an Dich und an Auguste mit dem meinigen; sie hat so sehr an dem seligen Vater gehangen, daß sie um den eigenen kaum heißere Thränen vergossen. Ihr Wunsch war, Du oder Auguste solltet zur Erholung eine Frühlings-Reise hieher machen; ich glaube aber schwerlich, daß Ihr Beide oder auch nur Eins von Euch gerade jetzt zu Hause entbehrlich seid, und möchte Euch auch lieber einmal in Weimar bei mir sehen, als in München, wo mir alles zuwider geworden ist, wo ich selbst nur so lange, wie unumgänglich nöthig, zu verweilen gedenke. Vielleicht sehen wir uns im Sommer dort; ich muß, nach dieses Winters Stürmen und vor dem Eintritt in das neue Amt ein Nordseebad gebrauchen und ruhe gern ein paar Tage bei Euch aus, wenn es die Zeit erlaubt.

Friede, Ehre und Segen dem Gedächtnis unseres Todten; allen Lebenden Liebe und Gruß von ihrem und Deinem

München, 15. Mai 1857. Franz.

---

[1]) Der Schwager Bornemann.

Der Kampf der Gegenwart um die Lebensanschauung im Lichte der weltgeschichtlichen Arbeit.

Von
Rudolf Eucken.

Nichts ist charakteristischer für die geistige Lage der Gegenwart, als das mächtige Vordringen des Naturalismus, die Einschränkung und Einschüchterung des Idealismus, der harte Kampf um die Welt- und Lebensanschauung. Was immer einen tieferen Einblick in die Beweggründe dieses Kampfes gewährt, das wird das Verständniß der Gegenwart fördern. Solchem Einblick aber muß es dienlich sein, das Problem von den Stimmungen und Interessen des Augenblicks möglichst abzulösen und im Zusammenhang der weltgeschichtlichen Bewegung zu betrachten. Der kleine Beitrag, den die folgenden Zeilen dazu liefern möchten, kann höchstens die Hauptpunkte skizziren, aber eine solche Zusammendrängung hat vielleicht eigenthümliche Vortheile[1]).

I.

Der Naturalismus, mit seiner Einfügung des ganzen Menschen in eine gegebene Naturordnung und seiner Verlegung all' unserer Wirklichkeit in das Verhältniß zur Umgebung, reicht zurück in ferne Zeiten. Alle Verfechtung einer selbständigen Geisteswelt hatte seinen Widerstand zu überwinden; schien er aus der geistigen Arbeit zeitweilig ganz verdrängt, so gab ihm die unmittelbare Empfindung und der nächste Eindruck der Dinge immer wieder frische Nahrung. Aber in den früheren Epochen behielt seine Leistung einen vorwiegend oppositionellen Charakter, bei allem siegreichen Vordringen in den Stimmungen und Meinungen der Individuen kam er nicht zur Gestaltung einer eigenthümlichen, die Verzweigung der Arbeit umfassenden Lebensordnung. Die Bedingungen dafür fanden sich erst auf dem Boden der Neuzeit. Will hier der Idealismus das

[1]) Eine genauere Untersuchung des Gegenstandes und ein Gesammtbild der Geschichte gaben wir im Anschluß an eine möglichst anschauliche Zeichnung der leitenden Persönlichkeiten in einem kürzlich erschienenen Werke „Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart". Leipzig, Veit & Co. 1890.

All in ein freischwebendes Gedankenreich verwandeln und zum Kern des Lebens die Entwicklung einer uns innewohnenden Vernunft machen, so widersteht dem von Anfang an ein naturalistisches Streben, den Menschen als einen Theil der großen Natur zu behandeln und aus dem Verkehr mit der sichtbaren Umgebung, d. h. der Umgebung, wie sie sich dem Blick des Forschers darstellt, allen Inhalt des Daseins zu gewinnen. Ein Montaigne verficht das Recht der unmittelbaren Empfindung, ein Bacon entwirft ein Lebensideal technischer Cultur, ein Hobbes verwandelt mit eiserner Consequenz die ganze Wirklichkeit in ein Getriebe elementarer Naturkräfte. Aber den Naturalismus zu einer allgemeinen Culturmacht zu erheben und ihn in alle einzelnen Gebiete einzuführen, das blieb dem achtzehnten Jahrhundert vorbehalten. Hier werden Philosophie und Literatur, Religion und Moral, Staat und Wirthschaftsleben mächtig von seinem Zuge ergriffen; an der Hand der Natur soll eine durchgängige Erneuerung des Daseins erfolgen; jetzt erst scheint das Leben und Thun seine volle Wahrheit zu erlangen, wo ursprüngliche Empfindungen und unverfälschte Naturtriebe alles Geschehen tragen und alle Leistung messen. Was damals in England umsichtig begründet, in Frankreich lebhaft aufgegriffen und enthusiastisch weitergeführt wurde, das hat dem heutigen Naturalismus weithin die Wege gebahnt und erstreckt sich in manchen Zügen bis in die lebendige Gegenwart. Aber bei aller Verwandtschaft der Jahrhunderte sind erhebliche Unterschiede unverkennbar.

Die ältere Leistung steht weit zurück an scharfer Fassung des Grundgedankens und an kräftiger Einarbeitung in den Gesammtbefund der Wirklichkeit; sie hat ihre Stärke in der Erregung des ganzen Menschen, dem Entwerfen allgemeiner Umrisse, der Ausbreitung einer charakteristischen Empfindungsweise über alle Lebensgebiete. Auch die Arbeit an den Dingen zeigt einen gewaltigen Einfluß subjectiver Stimmung. Von ihm wird der Grundbegriff der Natur selbst erfaßt, das Bild der gegenständlichen Welt geräth weit unter die Herrschaft dessen, was den Menschen innerlich bewegt. Der Lebensdrang, die freudige Zuversicht, die Weichheit der Empfindung, welche damals den Menschen erfüllten, beseelen und erhöhen auch die Natur; im Großen wie im Kleinen vollzieht sich eine Idealisirung der natürlichen Wirklichkeit. Die Natur wird ein Gegenstand schwärmerischer Verehrung, durch den rosigen Schleier einer optimistischen Weltstimmung erscheint Alles, was ihr angehört, in glänzendem Lichte; etwas zur Natur zurückführen, das heißt, es für die Vernunft erobern, die Abschüttelung des Druckes conventioneller Unnatur dünkt unmittelbar ein Freimachen eines unterdrückten Guten. So vornehmlich beim Individuum. Selbst die maßvolleren Lehren der Engländer fassen es seiner natürlichen Anlage nach als kräftig und tüchtig, als zum Wohlwollen geneigt und leicht für alles Gute zu gewinnen. Wo sich aber die Unzufriedenheit mit dem überkommenen Gesellschaftsstande bis zur schroffsten Anklage steigert, wie bei einem Rousseau, da erfolgt geradezu eine romantische Verklärung des in schlichter Natur verharrenden Menschen. Er scheint unberührt von allem Schlechten, voll reiner und edler Gefühle, in sicherem Zusammenhange mit den großen Gewalten des Alls. Auch die Gesellschaft scheint lediglich zu gewinnen, wenn sie in einen natürlichen Stand gebracht, d. h. unter Zurückweisung alles künstlichen Regierens allein auf die elementaren Kräfte

der Individuen gestellt wird. Selbst wo deren Zusammensein zu einem harten Zusammenstoß, zu einem Kampf ums Dasein wird, wie in dem Wirthschaftssystem des A. Smith, ist das Denken gänzlich eingenommen von der Lichtseite der Dinge, erfüllt von der Selbständigkeit der bewegenden Kräfte, der Freimachung alles Vermögens, dem unablässigen Fortschritt des Gesammtprocesses, der gegenseitigen Förderung aller Stände und aller Völker. Normale oder vielmehr ideale Verhältnisse werden ohne Weiteres vorausgesetzt. Auch die Begriffe vom All unterliegen solcher Idealisirung. Indem die Natur in den Begriffen der Menschen zu größerer Selbständigkeit wächst, wird sie zugleich mit innerer Lebenskraft und einer waltenden Vernunft ausgestattet; sie scheint ruhig und fest zum Guten und Schönen zu wirken und auch seelisch mit dem Menschen zu verkehren. Auch hier steigert ein Rousseau die Hochschätzung zu einer romantischen Verehrung. Gegenüber der Verderbtheit und dem Lärm des menschlichen Treibens bildet die Natur ein Reich keuscher Unschuld und seligen Friedens, eine stets geöffnete Zuflucht aus allen Wirren, einen unerschöpflichen Born der Erfrischung und Verjüngung alles dessen, was die gesellschaftliche Cultur ermattet und abgenutzt hat. In träumerischer, sehnsuchtsvoller Stimmung versenkt sich der Denker in das Leben und Weben der geheimnißvollen Naturkräfte, voll Hoffnung, hier das sonst vergebens gesuchte Glück zu finden.

Wie weit hat sich der Naturalismus unseres Jahrhunderts von solchen Stimmungen entfernt! Jener optimistische und sentimentale Schleier ist gefallen; zur Aufgabe ward, alle subjectiven Elemente auszuscheiden und den Thatsachen fest ins Auge zu sehen. Aus dem Stande jugendlicher Schwärmerei tritt damit die Bewegung zur Natur in den männlicher Reife und klarer Besinnung. Im Ja und im Nein verschärft sich die Behauptung; es wächst bei größerer Beruhigung der subjectiven Empfindung die sachliche Eindringlichkeit der Kritik an der überkommenen Lage.

Es erhellt, daß der Schnitt zwischen subjectiver Einbildung und objectivem Thatbestande, welchen der Naturalismus fordert, weit tiefer geht als nach der Vorstellung früherer Zeiten. Aus der echten Wirklichkeit müssen alle Werthe und Zwecke, alle inneren Kräfte und Zusammenhänge, alle Größen reingeistiger Art verschwinden. Zugleich aber gelangt zur Anerkennung die reine Thatsächlichkeit des Wirklichen, das Schwergewicht des bloßen Daseins, die allbeherrschende Triebkraft der Selbsterhaltung, die Macht des bloß factischen Zusammentreffens der Dinge und Wesen. In diesem großen Naturgetriebe seine Stellung zu behaupten und seine Kraft zu entwickeln, das bildet hier den einzigen Inhalt des menschlichen Lebens. Alle vermeintliche Ablösung von jenem Proceß, und eine solche ist im Besonderen die Behauptung einer selbständigen Geistigkeit im Sinne des Idealismus, gilt als eine Verirrung. Und zwar als eine bei aller inneren Nichtigkeit keineswegs harmlose Verirrung. Denn der Wahn, für sich selbst eine Welt zu bedeuten, hindert den Menschen, die Beziehungen zur Umgebung zu entwickeln, an der thatsächlich alle Belebung der Kraft und aller Fortschritt des Daseins liegt. Denn nur in der Richtung auf das gegenständliche Sein kommt die Kraft zur Bethätigung; je enger und vielfacher daher die Verflechtung des Menschen mit der Umgebung, desto mehr wächst sein Leben und zugleich sein Glück. Gegenüber

diesem mit dem realen Wachsthum verbundenen, echten und unmittelbaren Glück scheint Alles, was der Idealismus davon verheißt, phantastisch und imaginär. Auch in seiner näheren Ausführung scheint der Idealismus eine schwere Hemmung der echten Lebensbewegung. Er entwirft allgemeine Typen der Dinge, preßt in sie allen Reichthum der Wirklichkeit und hemmt dadurch die Entfaltung der unzähligen individuellen Bildungen. Er zerreißt das Dasein durch die von außen herangetragene Scheidung nach gut und böse und zerstört damit den thatsächlichen Zusammenhang der Wirklichkeit. Er kann sich nur halten, indem er sich in den Meinungen und Einrichtungen der Gesellschaft möglichst befestigt und von hier aus autoritativ zu den Einzelnen wirkt; so aber entsteht eine bloß conventionelle Lebensführung voll Scheinwesen und Heuchelei. Aber so schroff der Gegensatz zum Idealismus, unser Naturalismus behandelt diesen nicht spöttisch oder wegwerfend in der Art des vorigen Jahrhunderts; er bewährt seine sachlichere und universalere Art darin, auch das Feindliche verstehen und an seinem Platz würdigen zu wollen. Und zwar geschieht das mit Hülfe des Gedankens einer allmälig fortschreitenden Entwicklung. Die Ablösung des Menschen von dem Naturprocesse und das Hineintragen menschlicher Größen in das Weltall entsprach, so heißt es, einer früheren Entwicklungsphase, sie war damals nothwendig und als Mittel zur ersten Erweckung der Kräfte auch nützlich. Aber jetzt ist die Bewegung über jenen Punkt hinausgeschritten; aus dem Stande träumerischer Illusion ist die Menschheit zu klarem und objectivem Bewußtsein ihrer selbst und des Alls erwacht; vor dem hellen Tageslichte, das damit eingebrochen, muß alle verworrene Einbildung, alle nichtige Selbstüberhebung schwinden. Nunmehr erst erreicht der Lebensproceß seine volle Energie; alle frühere Leistung wird zur bloßen Vorstufe der jetzt gewonnenen Höhe, deren Erreichung zugleich eine Rückkehr von künstlichem Wahn zum Einfachen und Nächsten dünkt.

Wie solche Bestrebungen mit ihrer ausgeprägten Eigenart alle Hauptaufgaben ergreifen, z. B. die Ideen des Wahren, Guten und Schönen charakteristisch gestalten, wie sie sich in alle Gebiete kräftig hineinarbeiten, welche eine Gesammtanschauung der Wirklichkeit vertreten, das steht heute viel zu deutlich vor Augen, um irgendwelcher Erörterung zu bedürfen. So kann darüber kein Zweifel walten, daß die naturalistische Bewegung der Gegenwart, sowohl in der Reinheit der Fassung als in der Kraft des Wirkens, den Höhepunkt alles bisherigen Strebens nach dieser Richtung bildet.

Dem allgemeinen Bewußtsein empfiehlt sich dies Lebenssystem zunächst durch seine Klarheit, Einfachheit und Geschlossenheit. Aber nicht in solchen formalen Vorzügen beruht vornehmlich die Macht von Gedankenmassen über die Menschheit; vielmehr wird das die Geister, ja den ganzen Strom des Culturlebens zu sich hinziehen, was am meisten der thatsächlichen Arbeit der Zeit entspricht und eine principielle Formulirung dessen bringt, was in der gemeinsamen Thätigkeit steckt und wirkt: die kräftige und unumwundene Aussprache dessen, was Alle halbbewußt oder bis zu einem gewissen Punkte zu wollen scheinen. Und hier liegt in Wahrheit die Stärke des heutigen Naturalismus. Seiner Behauptung von dem vollen Aufgehen des Menschen in die natürliche Welt kommt ein gutes Stück entgegen die Thatsache, daß diese Welt unserer Arbeit viel bedeutender geworden

ist, daß sie uns größere Aufgaben stellt und unser Denken und Handeln in höherem Maße in Anspruch nimmt als je zuvor. Ein Schritt von da ins Principielle, und wir scheinen mitten im Naturalismus zu stehen.

Jenes Wachsthum der uns umgebenden Wirklichkeit zeigen alle Hauptrichtungen menschlicher Thätigkeie. — Das Erkennen wird an erster Stelle Naturerkennen; nur in der Richtung auf das im Raum ausgebreitete Sein scheint eine objective Wahrheit erreichbar und eine gemeinsame Arbeit der Menschheit möglich. So beherrschen die gewaltig vordringenden Naturwissenschaften immer ausschließlicher die Vorstellungen und Ueberzeugungen; auch die Geisteswissenschaften gerathen stark unter ihren Einfluß. Das Bild aber, welches dabei die Natur und die Welt annimmt, entspricht durchaus den Begriffen des Naturalismus. Aller Fortschritt der Einsicht ist eine Ausführung des mechanischen Naturbegreifens, welches alle inneren Kräfte und Zusammenhänge strengstens ausschließt und alle Ordnung aus dem thatsächlichen Zusammentreffen und der allmäligen Verbindung kleinster, von Haus aus bewegter Theilchen ableitet. Was Galilei und Descartes in großen Zügen entwarfen, das erhält eine wachsende Macht für das menschliche Leben und Empfinden, indem es sich immer tiefer in den Gesammtbestand der Wirklichkeit einarbeitet, ganz besonders aber, indem es mit Hülfe der neuesten Entwicklungslehre auch das Gebiet des Organischen ergreift. Indem diese Lehre vom Niedersten bis zum Höchsten eine fortlaufende Kette herstellt und jedes besondere Gebilde aus dem Leben des Ganzen entstehen läßt, zugleich aber das Seelenleben zu einer Begleiterscheinung der stofflichen Vorgänge macht, wird auch der Mensch mit seinem ganzen Dasein unwiderstehlich in den Naturproceß hineingezogen; auch sein Seelenleben scheint bis in die einzelnen Fasern ein Erzeugniß dieses Processes und ein verschwindendes Theilchen im gewaltigen Getriebe des Weltmechanismus. Nirgends bleibt hier ein Raum für Eigenleben und Freiheit, nirgends eine Möglichkeit innerer Ziele und Werthe. Das behält seine volle Geltung, auch wenn jene Welt nur die Erscheinung eines tieferliegenden, uns unerforschlichen Seins bilden sollte. Denn auch so ist sie für unser Wirken und Leben die ganze Welt.

Das mechanische Naturbegreifen mit seiner Zerlegung des Geschehens in lauter einzelne Fäden und seinem Aufweis exacter Gesetze legt überaus nahe die Umsetzung der Erkenntniß in That, die Verwendung der Einsichten für die Zwecke des Menschen; es stand von Anfang an in engstem Zusammenhange mit dem Verlangen einer technischen Beherrschung der Natur. Schon vor der entscheidenden Wendung zu klaren Begriffen verkündete Bacon begeistert das Aufgehen eines neuen technischen Zeitalters. Was er ersehnte, ist in unserem Jahrhundert zur vollen Wahrheit geworden, es hat die Gesammtart der Arbeit verwandelt und beherrscht mächtig das Leben, es hat nach allen glänzenden Erfolgen einen rastlosen Trieb zu immer neuen Leistungen und eine sichere Aussicht unaufhörlichen Fortschreitens. Die Entwicklung dieser Bewegung, mit der unbegrenzten Möglichkeit, die Naturkräfte für die Steigerung menschlichen Wohles zu gewinnen, muß die umgebende Welt uns immer bedeutender machen und unsere Arbeit stärker bei ihr festhalten. Nicht nur das Fortkommen der Individuen, auch die Machtstellung und das Gedeihen der Nationen liegt daran, hier auf der Höhe der

Arbeit zu bleiben; jeder wesentliche Fortschritt hier erhöht den Lebensproceß der Menschheit. Wird dabei einerseits das Selbstgefühl des Menschen mächtig gehoben, so erfolgt andererseits eine Bindung alles Unternehmens an das Wirken von Naturkräften; ohne sie ist der Mensch völlig ohnmächtig, nur als Diener kann er jene Kräfte aneinanderbringen, um dann alles Weitere ihrer eigenen Leistung zu überlassen. So wird er eben bei der Herrschaft über die Natur in der Art der Arbeit ihrem Mechanismus strengstens unterworfen; die Bedeutung dessen, was seine eigne Kraft unmittelbar vermag, sinkt zur Unscheinbarkeit herab.

Die technische Bewältigung der Natur hat in nahem Gefolge eine erhebliche Steigerung der materiellen Güter. Sie erschöpfen jetzt ihre Bedeutung nicht, wie in früheren Zeiten, in dem sinnlichen Genuß, sondern sie werden zu Hebeln der Bewegung und Verbindung der Naturkräfte, sie dienen der Anknüpfung von Beziehungen zur Umgebung, der Entwicklung aller Anlagen, der Beherrschung der Verhältnisse. Sie scheinen die nothwendige Grundlage und der sicherste Angriffspunkt für alle Erhebung des menschlichen Daseins aus thierischen Anfängen in einen höheren Lebensstand. Zugleich wächst, bei sich selbst und in der allgemeinen Schätzung, die ihnen zugewandte Thätigkeit; was sonst Sache eines bloßen Egoismus der Individuen, das wird nun zur unentbehrlichen und unverwerflichen Triebkraft der gesammten Culturarbeit. Zugleich erhellt, wie die sociale Frage mit ihrem Aufnehmen des Problems für das Ganze der Menschheit zur Hauptfrage werden kann, und daß es sich bei ihr in diesem Zusammenhange nicht bloß um eine leidliche physische Versorgung der „unteren" Klassen, sondern um ein Hineinziehen der ganzen Menschheit in den Proceß der Kraftentwicklung und Lebenssteigerung handelt. Diese Aufgabe beherrscht um so mehr das Interesse und die Kraft, seit der Optimismus des 18. Jahrhunderts auch in wirthschaftlichen Dingen geschwunden ist und der Kampf ums Dasein seine ganze Härte gezeigt hat. So wenig deswegen die sociale Arbeit bei den Individuen auf naturalistischen Ueberzeugungen zu ruhen braucht, eine gemeinsame Thatsache bleibt das Wachsthum der Probleme im unmittelbaren Dasein, die stärkere Inanspruchnahme der Menschheit durch seine Aufgaben.

Mit dem allen wird auch die Empfindung weit mehr bei der nächsten Wirklichkeit festgehalten, wo es so viel zu erkennen und zu thun gibt. Auch wirkt zu ihrer fortwährenden Erregung die größere Beweglichkeit der Individuen und das stete Zuströmen aller menschlichen Ereignisse an jeden Einzelnen. Die bunte und rasche Folge der Eindrücke versetzt sein Gefühl in unabläßige Schwingung. Durch die Aufgaben, Sorgen und Leiden des nächsten Daseins, durch Alles, was der wechselnde Augenblick immer neu bringt, wird der Mensch so beschäftigt, daß kein Interesse, ja keine Zeit bleibt, über jenes Dasein hinauszudenken und Problemen unsichtbarer und ewiger Art nachzuhängen.

So gewaltig jedoch diese Bewegung zur unmittelbaren Wirklichkeit, sie könnte nicht so leicht den ganzen Menschen einnehmen, wenn ihr von idealistischer Seite kräftige Mächte entgegenwirkten. Aber das geschieht thatsächlich auf dem Boden des Zeitbewußtseins nicht. Wohl erhält sich und wirkt der Idealismus, und zwar in zwei verschiedenen Formen: hier in der Fassung der Religion, dort als

ein Idealismus der Culturentwicklung, der Erhebung des Menschen zu einem Weltleben geistiger Arbeit und geistigen Schaffens, wie er sowohl große Geister zu klassischen Werken beseelte, als die Massen für Humanität, Aufklärung und Fortschritt erwärmte. Aber beide Arten stoßen im Bewußtsein der Zeitgenossen auf schwere Hemmungen und beherrschen nicht mehr, wie in früheren Zeiten, die Culturarbeit. Es fehlt ihnen die volle Ursprünglichkeit mit ihrer hinreißenden Kraft und ihrem Berge versetzenden Glauben. Daher können sie bei allem Beharren in den Gemüthern der Einzelnen dem gewaltig vordringenden Strome des Naturalismus keinen genügenden Widerstand leisten, nicht verhindern, daß er die Arbeit der Zeit an sich zieht und in seinem Sinne verwerthet. So scheint vom Zeitbewußtsein aus über seinen endgültigen Sieg kaum noch ein Zweifel zu sein.

II.

Aber dieses Zeitbewußtsein selbst, kann es so, wie es vorliegt, als das Ganze der menschlichen Existenz gelten, umfaßt es Alles, was thatsächlich in uns geschieht? Eine Bejahung dessen ist keineswegs selbstverständlich. Der Mensch in seiner geistigen Arbeit ist ein geschichtliches Wesen, er hat hinter sich eine lange Erfahrung; es könnte sein, daß diese Erfahrung in ihm selbst ihre Spuren hinterlassen, daß sie mannigfache Kräfte entwickelt, ja sein gesammtes Leben und Sein in eine bestimmte Verfassung gebracht hätte; aus solcher Verfassung müßte er dann Alles erleben und gestalten, was die Umgebung und die Zeit ihm zuführen. Ohne Zweifel bekommt die Gegenwart gerade bei diesen letzten Fragen keinen fertigen Ertrag aus der Geschichte mitgetheilt, die Spannung und die Gefahr des Kampfes um die Wahrheit wird ihr nicht abgenommen. Am wenigsten läßt sich der Gedankenkreis einer einzelnen Epoche der Vergangenheit einfach wieder aufnehmen. Aber wenn die Frage nach dem Gesammtinhalt des Daseins stets eine unmittelbare Beantwortung fordert, so wird ihre Behandlung durch das Ganze der geschichtlichen Erfahrung in eine bestimmte Bahn gedrängt; mag der Abschluß, der frühere Zeiten befriedigte, für uns hinfällig geworden sein, in dem Schaffen sind Kräfte entwickelt, Probleme gestellt, Umwälzungen vollzogen, die, einmal vorhanden, über die besondere Leistung und namentlich über die Vorstellungsweise der ersten Zeit hinausreichen; in aller Zufälligkeit und Irrung der jeweiligen Zeitlage mag nach Seite des Reinmenschlichen etwas Bleibendes zur Entfaltung kommen; ja, es entsteht nichts wahrhaft Großes, ohne etwas im menschlichen Wesen Begründetes und daher dem Wandel der Zeit Entzogenes zur kräftigen Verkörperung zu bringen. Soweit es möglich ist, bei den früheren Leistungen von dem fertigen Ergebniß zu den treibenden Kräften, von der Verwicklung der Weltprobleme auf eine Bewegung im Reinmenschlichen zurückzugehen, läßt sich aus der Geschichte eine lebendige Gegenwart herausarbeiten. Hier zeigt sich ein innerer Factor, der aus der Lebensgestaltung unmöglich zu entfernen ist. Von ihm erfolgt eine unablässige Bearbeitung alles dessen, was die Weltumgebung übermittelt; seine Beschaffenheit enthält Forderungen, denen Alles entsprechen muß, was den ganzen Menschen bewegen und befriedigen soll. Denn mag das Bewußtsein der Einzelnen andere Wege gehen, jene Forderungen stecken im Ganzen der Culturarbeit, sie wirken aus aller

Ordnung des gemeinsamen Lebens, sie sind verkörpert im Stande von Wissenschaft und Kunst, von Recht, Moral und Religion, sie beherrschen von da aus auch jeden Einzelnen, soweit er an der geistigen Bewegung Theil nimmt.

Damit erwächst eine neue Betrachtung des menschlichen Daseins und zugleich ein neuer Angriffspunkt unseres Hauptproblems; es gilt im Gesammtüberblick zu ermitteln, was der Mensch aus der Geschichte innerlich mitbringt, und zu prüfen, ob es zu dem stimmt, was der Naturalismus aus ihm machen will; zur Aufgabe wird eine Entwicklungsgeschichte der geistigen Existenz des Menschen. Dieses Problem vornehmlich leitete unsere Untersuchungen über die Lebensanschauungen der großen Denker. Hier sei in Beziehung auf den Gegensatz des Naturalismus und des Idealismus und im Rückblick vom Stande der Gegenwart nur der großen Wendepunkte gedacht, von denen aus die Arbeit der Geschichte im heutigen Denken und Leben fortwirkt.

Durch die Arbeit unseres Jahrhunderts geht bei allem Gegensatz der Richtungen ein gemeinsamer Grundzug: der kritische Geist, das kritische Verfahren. Als Kinder unserer Zeit können wir nicht einfach dem vertrauen, was die Umgebung oder die Ueberlieferung im unmittelbaren Eindruck an uns bringt, sondern wir knüpfen unsere Anerkennung an gewisse Bedingungen; wir wollen die Lage des Ganzen übersehen, bevor wir uns mit dem Einzelnen befassen; wir erweisen in dem allen eine Ueberlegenheit der Denkthätigkeit über den bloßen Stoff. So beherrscht die Kritik die einzelnen Gebiete und gibt ihnen den Charakter sicherer Begründung wie klarer Bewußtheit; so erstreckt sie sich aber auch auf die Gesammtheit des Lebens. An der Schwelle des Jahrhunderts steht hier die gewaltige Leistung eines Kant, der reinste Typus kritischen Verfahrens. Wir sehen bei ihm die Dankbarkeit durch die Verwicklungen und Widersprüche des bisherigen Thuns auf sich selbst zurückgeworfen und zu einer grundlegenden Untersuchung des Gesammtverhältnisses des Menschen zur Welt getrieben. Am Ganzen der Aufgabe wird hier das Ganze des Vermögens gemessen, und zwar von innen her, in systematischer Gedankenarbeit und mit Zerlegung des ersten Weltbildes. Dabei ergeben sich feste und unüberwindliche Schranken dieses Vermögens, und unverkennbar erfolgt eine gewisse Demüthigung des Menschen. Aber sofern es unsere eigne Arbeit ist, welche uns die Gebundenheit zum Bewußtsein bringt, vollzieht sich zugleich eine Befreiung und Erhöhung; nicht das ganze Sein des Menschen kann innerhalb der Schranken liegen, welche er nicht nur dunkel zu empfinden, sondern klar zu erkennen und bestimmt zu bezeichnen vermag. Der Mensch zeigt sich in Wahrheit als zwei Lebenskreisen angehörig, einem weiteren universellen Denkens und einem engeren specifisch menschlicher Leistung. Mag sich fruchtbare Arbeit nur in diesem letzteren finden und hier alles Gelingen an die Mitwirkung eines erfahrungsmäßig gegebenen Vorwurfes gebunden sein, die überlegene Gedankenarbeit, welche jenen Kreis umfaßt, hält stets weitere Probleme gegenwärtig, ja sie richtet das Sinnen des Menschen auf ein Unendliches und Absolutes. Der Erfahrung selbst aber gibt in diesen Zusammenhängen ihren Vorzug nicht die sinnliche Handgreiflichkeit, sondern das, was sie mit ihren allgemeinen Gesetzen und festen Verkettungen dem Gedanken logisch bietet. So zeigt diese Wendung zu einer Kritik, welche die Thätigkeit nicht bloß an den einzelnen Punkten reflec-

tirend begleitet, sondern ihre Grundlage untersucht und ihr eignes Werk als Ganzes verrichtet, ebenso eine Ueberlegenheit des Menschen über die unmittelbare Umgebung und die blinde Thatsächlichkeit, wie sich mit ihr eine Verlegung des Daseins ins Gedankenhafte vollzieht. Eine wachere und selbstthätigere Art des Lebens beginnt hier und läßt sich nicht wieder aufgeben; mag die kantische Philosophie in dem Technischen ihrer Ausführung noch so angreifbar sein, die kritische Gesinnung und das kritische Verfahren sind ein bleibender Besitz der Menschheit.

Der kantischen Denkart ist bei der Unterscheidung eines menschlichen Sonderkreises und einer universalen Gedankenwelt vornehmlich der Abstand beider gegenwärtig. Anderer Ueberzeugung waren die speculativen Philosophen vor Kant, ein Leibniz, ein Spinoza, ein Descartes. Auch sie vertreten mit größtem Nachdruck das Auseinanderhalten eines menschlichen und eines kosmischen Lebens, aber sie glauben, die Kluft durch das Abstreifen alles Kleinmenschlichen völlig überwinden zu können. Mit dem Aufsteigen von dem selbstischen und subjectiven Affectleben des bloßen Individuums zur reinen Gedankenarbeit und dem Ausscheiden Alles dessen, was uns kleine Wesen zum Mittelpunkt des Alls macht, scheint der Mensch ganz und gar in ein Weltleben aufgenommen und von allen Schranken einer Sondernatur befreit. Dem Verzicht auf alles menschliche Wollen entspricht ein Weitwerden des geistigen Wesens, ein Leben aus einer Einheit und Ewigkeit der Dinge. Damit eröffnet sich eine unermeßliche Steigerung der Kraft und eine allem sonstigen Glück unvergleichbare Seligkeit.

Wie viel sich gegen diesen Versuch, die letzten Gründe der Wirklichkeit zu erschließen und unser Leben ganz in sie hineinzustellen, an Widerständen erhoben hat, das ist heute in Aller Bewußtsein; wir sind einig, in ihm eine Ueberspannung des menschlichen Vermögens zu sehen. Aber unberührt von allem Problematischen und Verfehlten, welches das hier behauptete Verhältniß des Menschen zum großen All haben mag, bleibt eine bedeutsame Leistung im eigenen Kreise des Menschen. Die mächtige Arbeit jener Denker hat hier eine deutliche Scheidung vollzogen zwischen dem, was das menschliche Subject in der Richtung auf seinen eigenen Zustand empfindet und begehrt, und einem Reiche, wo die geistige Arbeit auf sich selbst steht, an einer Wahrheit der Dinge Theil hat und durch eine sachliche Nothwendigkeit, durch die eigenen Kräfte und Gesetze des Gegenständlichen bewegt wird. Damit ist eine Befreiung von der dumpfen Enge eines punktuellen Selbst vollzogen; die Entwicklung einer Welt im eigenen Lebenskreise gibt dem menschlichen Dasein eine unermeßliche Bereicherung. Erst indem sich der Mensch eines Verkehrs mit den Dingen fähig zeigt, nicht bloß durch die Vermittelung eines subjectiven Befindens und eines selbstischen Interessenkreises, sondern in directer Beziehung auf ihren Sachgehalt, gelangt zu vollem Bewußtsein, was von jeher die Grundbedingung aller Kulturentwicklung und aller Gemeinschaft der Arbeit war: die Selbständigkeit eines geistigen Geschehens gegen die nächste subjectiv menschliche Lebensform. Sie ist ganz besonders durch die Leistungen der folgenden Jahrhunderte weiter bestätigt. Solche Richtung auf einen Sachgehalt der Dinge hat aber zur Voraussetzung eine kräftige Erhebung über ihren nächsten sinnlichen Eindruck, sie kann sich nur entwickeln in

einem Reich der Gedanken. Eine Umwandlung des Daseins in Gedankengrößen ist daher mit jener Erhebung der geistigen Arbeit zur Selbständigkeit untrennbar verbunden.

Die Ausbildung einer Gedankenwelt sachlicher Wahrheit ist aber nur der Höhepunkt einer allgemeineren Bewegung, eines durchgängigen Vorantretens geistiger Selbstthätigkeit, einer Verwandlung des ganzen Daseins in Gedankengrößen. Mit dem „Ich denke, also bin ich" des Descartes beginnt anerkanntermaßen die Philosophie eine neue Epoche. Eine Umwälzung aber konnte jener Satz nur bedeuten als der wissenschaftliche Ausdruck einer Veränderung des gesammten Lebens. In Wahrheit beginnt eben damit die Neuzeit, daß die Menschheit, unbefriedigt durch alle Ueberlieferung und an aller bloßen Autorität verzweifelnd, einen festen Punkt in der eigenen Geistesthätigkeit sucht und aus ihr allen Lebensinhalt entwickeln will. Diese Selbstthätigkeit der Lebensführung aber findet ihre Verwirklichung im Denken. Das Denken bedeutet hier keineswegs ein besonderes Seelenvermögen im Gegensatz zu anderen, sondern es ist die das ganze Dasein umfassende und erhöhende Centralkraft. Mit seinem Vortreten gelangt nicht nur das menschliche Subject zu größerer Spannung und hellerem Bewußtsein, sondern die Veränderung ergreift auch das Gegenständliche; die Dinge erfahren eine Umwandlung, indem das an ihnen zum Ursprünglichen und Hauptsächlichen wird, was das Denken von ihnen aussagt und aus ihnen macht. Die Gedankengrößen gelten hier nicht als aus der Sinnlichkeit mittels Abstraction hergeleitet, sondern sie sind bei sich selbst, als Schöpfungen des zu sich selbst zurückkehrenden Geistesprocesses, das Ursprüngliche und Frühere, sie sind es, welche dem Sinnlichen allererst einen Halt und einen Werth geben. Die Denkarbeit selbst erzeugt hier ihren Vorwurf und entwickelt ein Reich der Thatsachen bei sich selbst. Zugleich vollziehen sich im Culturleben gewaltige Wandlungen.

Es beginnt eine schärfere Unterscheidung, ja eine Entgegensetzung des Geistigen und des Sinnlichen, d. h. dessen, was aus der eigenen Thätigkeit entspringt oder doch voll in sie eingeht, und dessen, was den Menschen nur in gewissen Wirkungen berührt und einer Umsetzung in reine Activität widersteht. Es erfolgt zugleich im Verhältniß beider Gebiete eine völlige Umkehrung der naiven Weltansicht. Was uns sinnfällig umgibt und handgreiflich zu berühren scheint, das weicht zurück in die Ferne und kann nur mit Hülfe des Gedankens an uns gelangen; die Gedankengrößen dagegen werden das Nächste und Unmittelbare. Mittelalterliche Art war es, im Leben und Schaffen die sinnliche Verkörperung mit dem Geistesgehalt zu gänzlicher Untrennbarkeit zu verschmelzen, z. B. kein Reich Gottes, ja kein Vernunftreich anzuerkennen ohne eine sichtbare Kirche, keine religiöse oder politische Einigung der Menschheit ohne ein sichtbares Oberhaupt; das Sinnliche, gewöhnlich in einer festbestimmten, autoritativ gegebenen Form, bildete einen wesentlichen Bestandtheil der Sache. Jetzt dagegen werden die Gedankengrößen bei sich selbst eine volle Wirklichkeit, ja die Substanz aller menschlichen Wirklichkeit; ihre Entwicklung und Befriedigung gilt als das Hauptziel alles Strebens. Das Sinnliche dagegen wird eine bloße Erscheinung, ein seiner näheren Beschaffenheit nach gleichgültiges Zeichen. Das erstreckt sein umwandelndes

Wirken in alle einzelnen Gebiete, überall verschiebt sich der Lebensproceß ins Ideelle und Principielle. In sich selbst sieht der Mensch vornehmlich das Ich, die Individualität, die Persönlichkeit, also lauter Gedankengrößen, und bezieht auf ihr Ergehen alles Erlebniß; die menschlichen Gemeinschaften — Staat, Kirche, Gesellschaft, Menschheit als Ganzes — werden in weit höherem Grade unsinnliche Mächte, entwickeln die Consequenzen ihres Begriffes und kämpfen um unsinnliche Güter, um Principien; das Schaffen der einzelnen Arbeitsgebiete, z. B. in Wissenschaft, Kunst, Religion, wird von kräftiger Gedankenarbeit getragen und bis zum Grunde durchwirkt, es wird zusammengehalten nicht durch ein sinnliches Nebeneinander, sondern durch Gedankeneinheiten. Ueberall sind es die Principienfragen, welche vornehmlich Kampf und Leidenschaft erregen. Zugleich verändert sich auch die Art und der Verlauf der Arbeit. Der Gedanke hat überall den Weg zu bahnen, die Begründung des Principes und die ausführende Leistung trennen sich weiter, die Wissenschaft erhält im Kulturleben eine leitende Stellung wie nie zuvor. Ihr liegt es ob, die Flamme zu entzünden, die dem ganzen Dasein Licht und Wärme geben soll.

Auch hier enthält die nähere wissenschaftliche Ausführung des Hauptstrebens schwere Probleme und Verwicklungen. Vornehmlich dadurch, daß sich das Denken meist zum Erkennen verengte und der bloße Erkenntnißgehalt die ganze Wirklichkeit bilden sollte, ist die ursprünglich größer angelegte Bewegung in verfehlte Bahnen gerathen und aus dem gewaltigen geistigen Aufschwunge eine bloße Aufklärung geworden. Aber damit wird weder das Recht noch ein Fortwirken der Grundidee aufgehoben. Das Erwachen des Geisteslebens zu größerer Selbstthätigkeit, das activere Verhalten des Menschen zur Wirklichkeit, sie tragen und durchdringen die Arbeit der folgenden Jahrhunderte, und es reicht hier von den Anfängen durch die weitere Entwicklung hindurch eine fortlaufende Kette bis zur Gegenwart.

Jenes Erwachen zur Selbstthätigkeit und das Verlangen, die Wirklichkeit bis zum Grunde aus eigener Arbeit zu gestalten, hat zur Voraussetzung ein gewaltiges Kraftgefühl des Menschen, das Bewußtsein, einer Welt gewachsen zu sein. Solche Schätzung wurzelt in der Renaissance. Die stürmische Erregung und flammende Begeisterung, in welche sie die Menschheit versetzte, bilden die Grundlage der sachlichen, oft nüchternen Arbeit des 17. Jahrhunderts; nur weil die weltumspannende Phantasie jener Zeit in den klareren Schöpfungen dieser fortwirkte, konnten sie die Höhe klassischer Leistungen erreichen. Darin namentlich vollzieht sich der Bruch mit dem Mittelalter, daß der Mensch einer ursprünglichen Weltnatur, einer Unermeßlichkeit seines Wesens, einer unbegrenzten Dehnbarkeit seiner Kräfte inne wird. Das alles faßt sich zusammen zur mächtigen Erhöhung des geisterfüllten Individuums. Dies zersprengt die Enge der bisherigen Existenz, welche ihm in einer gegebenen Ordnung eine abgegrenzte Aufgabe zuertheilte und die Tiefen des Geisteslebens nur durch die Vermittelung einer sichtbaren Gemeinschaft an es kommen ließ; es erzeugt aus seiner Innerlichkeit einen selbständigen Lebensproceß, will mit ihm das ganze All umspannen, an Allem eigenes Denken und Wollen, eigenes Lieben und Hassen erweisen, zugleich aber bei sich selbst in allseitiger Entwicklung und unbegrenztem Glücksverlangen eine ganze Welt, ein Mikrokosmus werden. Der Hauptschauplatz des Lebens verlegt sich hier von

den Gemeinschaften in die Einzelnen; aus der Tiefe ihres Lebens scheinen die schaffenden Kräfte ursprünglich aufzusteigen und sich von dort allen weiteren Ordnungen mitzutheilen. Dies titanenhafte Ringen verändert auch das Verhältniß des Handelns zur vorgefundenen Welt. Der Mensch kann die Dinge nicht einfach hinnehmen, wie sie an ihn kommen, sondern er macht die ganze Wirklichkeit zum Widerschein eines reicherfüllten Seelenlebens und zum Mittel der eigenen geistigen Erhöhung. Er mißt und verwandelt alle Umgebung nach den eigenen Zwecken des Geistes; was er als Ideal anerkennt, das soll ohne Abzug zur Wirklichkeit werden. So ein rastloses Arbeiten und Schaffen zur Erneuerung des gesammten Daseins. Dieses Frei- und Weitwerden des Individuums ist nicht nur die Einleitung der Neuzeit, es bleibt ein Hauptstück aller geistigen Arbeit.

Aber diese Selbständigkeit und Weltüberlegenheit des Individuums hat wiederum ihre Voraussetzungen, im Besonderen die Voraussetzung eines Beisichselbstseins und einer Vollgenugsamkeit des Innenlebens, einer Ueberlegenheit seiner gegen alles sinnliche Dasein. Denn in diesem ist das Individuum offenbar ein unscheinbarer Ring einer unermeßlichen Kette, ein verschwindendes Nichts gegenüber den großen Naturgewalten. Jene Steigerung der Innerlichkeit zu einer Innenwelt aber selbst hervorzubringen, dazu war die Renaissance viel zu sehr auf das Wirken ins Weite gerichtet; sie übernimmt sie als Erbtheil aus früheren Zeiten. Und zwar ist jene Vertiefung des Daseins weniger das Werk des Mittelalters, als das der Begegnung und Ausgleichung des sinkenden Alterthums mit dem aufsteigenden Christenthum, das Werk jener Ausgangszeit, deren Führer Augustin und Plotin waren. In einer kulturmüden und ruhebegehrenden, zugleich aber sehnlich, ja leidenschaftlich nach Glück verlangenden Zeit erwuchs aus dem Zusammentreffen der seelischen Tiefe des Christenthums und der weltumspannenden Gedankenarbeit des Alterthums eine weltüberlegene Innerlichkeit des Geistes. Von dort wirkte dazu ein stärkerer menschlicher Impuls und ein kräftigerer Inhalt, von hier eine klarere Form und ein energischeres Denken. Die neu entdeckte Innenwelt stellte sich unter den damaligen Verhältnissen in einen schroffen Gegensatz nicht nur zur nächsten Wirklichkeit, sondern zu aller und jeder Mannigfaltigkeit der Dinge; nur bei einem Fallenlassen aller besonderen Gestalt, einem Abweisen aller festen Begrenzung schien die Gedankenarbeit zum letzten Grunde der Dinge, der sich selbst schaffenden Einheit, durchzudringen und damit eine volle Innerlichkeit zu erreichen. So wird die wahre Welt des Menschen ein Reich farbloser Umrisse; von einer Arbeit an der Umgebung, einem cultivirenden Gestalten der Wirklichkeit ist keine Rede. Das ergab zahllose Mißstände, ja einen krankhaften Zug des Ganzen, und es pflegt dieser Zug in dem Bilde jener Zeit besonders stark hervorzutreten. Aber über dem Verfehlten sei nicht verkannt die gewaltige positive Leistung, welche in Wahrheit den Uebergang von der Antike zur Neuzeit vollzieht. Diese Leistung besteht in der Erweckung einer Wesenseinheit des Menschen jenseits aller besonderen Bethätigung, einem Aufrufen zu einem grundbewegenden Gesammtwirken, einem Bewußtwerden der Unendlichkeit des Geistes, einer ausschließlichen Richtung der Vernunftarbeit auf sich selbst. Bei allen Aufgaben des Wahren, Guten und Schönen handelt es sich hier um ein Sichbefassen des Geistes mit seinem eigenen Wesen und Leben, und es erfährt damit

Alles eine durchgreifende Verinnerlichung. Als einem einzigen unerschöpflichen Lebensproceß angehörig, geräth alles Gegebene in Bewegung und Fluß, die Vielheit verliert ihre Zerstreutheit, die Gegensätze des Daseins überwinden ihre Starrheit; allem Stofflichen überlegen zeigt sich die Selbstthätigkeit des Geistes, allen sichtbaren Leistungen das Leben und Weben eines tiefinnerlichen Gemüthes. Daher eine mächtige Erregung des ganzen Wesens, ein Verwandeln des Daseins in Stimmung und Empfindung, zumal bei jener Ablösung von der Culturarbeit; statt eines Wirkens am Gegenständlichen ein unabläßiges Hin- und Herwogen des Seelenlebens.

Was dabei Plotin für das große Ganze der Welt entwirft, das erhält eine kräftige Anwendung auf das persönliche und moralische Leben bei Augustin. Das innere Erlebniß des nach Frieden und Seligkeit dürstenden Menschen drängt alles übrige Vorgehen weit zurück. Zugleich wird das moralische Thun über alles Naturgeschehen, auch über die edelste Naturanlage, hoch hinausgehoben; es erscheint damit im Menschen ein ungeheurer Widerspruch, eine radicale Umwandlung seines ganzen Wesens wird zur Nothwendigkeit. Bei solchem Wachsthum der Aufgabe wird der Mensch in alle Weltschicksale verwickelt, große Weltmächte kämpfen um ihn und sind seiner Lebensarbeit gegenwärtig, sein Dasein erhält eine geheimnißvolle Tiefe und eine ungeheure Spannung.

Das alles ergibt eine völlige Zerstörung der antiken Lebensführung mit ihrem Gleichgewicht von Geist und Natur, ihrem Binden des Menschen an eine Welt neben ihm, ihrem plastischen Gestalten, ihrem Hochhalten von Maß und Grenze. Aber mit seiner unermeßlichen Steigerung der Innerlichkeit und Beweglichkeit des Geisteslebens entwickelt es zugleich die Grundbedingungen der modernen Lebensführung. Jene Zeit des Unterganges der Antike ist in Wahrheit die Geburtsstätte des modernen Geistes.

Diese weltgeschichtliche Bewegung kam zu Stande durch das Zusammentreffen zwei verschiedener Ströme. Aber weder das Alterthum noch das alte Christenthum erschöpft sich mit seinem ganzen Bestande in die Verbindungen, vielmehr mußte jedes von der Ausgeprägtheit der ursprünglichen Art Manches ablegen, um so mit einander verschmelzen zu können. Aber das Charakteristische erlischt damit keineswegs, es wirkt aus eigner Kraft mächtig fort und gehört wesentlich zu allem ferneren Geistesleben, das Christliche ebenso wie das Antike.

Im alten Christenthum eröffnet sich mit ursprünglicher Kraft ein Leben von Person zu Person, und es zeigt sich dies Leben mächtig genug, eine eigne Welt hervorzubringen und sie zur Seele alles Geschehens zu machen. Im reinen Wesensverhältniß des Menschen zur Gottheit, und von da der Menschen untereinander, entwickelt sich ein Reich hingebender Liebe, barmherziger Fürsorge, gläubigen Vertrauens. Das neue Leben überwindet die Starrheit äußerlicher Gesetzlichkeit und die Schranken der bloßen Natur; aus unerschöpflichen Tiefen aufquellend, vermag es das Dasein umzuwandeln, ja ein neues Wesen zu schaffen. Gesinnungen, die sonst unmöglich dünkten oder eine Sache des rhetorischen Pathos blieben, wie eine unbedingte Friedfertigkeit und eine aufopfernde Feindesliebe, werden zur lebendigen Wirklichkeit, wo ein unbegrenztes Dankgefühl für die durch Liebe und Gnade eröffnete Theilnahme an der Seligkeit eines „ewigen" Lebens das

ganze Dasein durchdringt. Auch sonst vollzieht sich eine Umkehrung der bisherigen Größen und Güter. Nicht die glänzende Erweisung geistiger Kraft, sondern die volle Hingebung der Gesinnung an die Lebensaufgabe wird zur Hauptsache; gegenüber dem Heroismus großer Thaten entwickelt sich hier ein anderer Heroismus dienender Liebe und eines unbeirrten Festhaltens der innerlich ergriffenen Welt gegenüber allem Widerspruch der umgebenden Wirklichkeit. Die schlichteste Einfalt zeigt hier eine unermeßliche Tiefe, und ein reiner Kindersinn wird die Vollendung des Lebens. Das Leid mit aller Schwere verliert seine Unvernunft, indem es das Hauptmittel zur Erweckung innigen Verlangens, zur Erweisung barmherziger Liebe wird. Als Glied dieser neuen Wirklichkeit erhält das menschliche Individuum einen unermeßlichen Werth und wird zu aller Vollkommenheit und Seligkeit berufen. Aber diese Seligkeit ist keineswegs eine bloß subjective Befriedigung, ein Genießen, und damit eine Sache subjectiven Beliebens, sondern das höchste Ziel erscheint als eine aller Willkür überlegene Aufgabe; es handelt sich für den Menschen um die Rettung seines geistigen Selbst, der „Seele", die ihm als kostbarstes aller Schätze anvertraut ist; die Folgen seiner hier getroffenen Entscheidung reichen in alle Ewigkeit. Bei solchem Ernst bleibt das neue Leben in aller Milde und Weichheit fern von einer gefühlsseligen Weichlichkeit.

In dem allen sehen wir eine aller besonderen Einkleidung der Zeit überlegene, tiefinnerliche Wirklichkeit aufsteigen, und es hat diese Wirklichkeit eine unwiderstehliche Macht über die Menschheit gewonnen. Freilich ist sie selbst auf dem eigenen Boden des Christenthums oft durch andere Strömungen weit zurückgedrängt bis zur Geringachtung, aber in aller Unscheinbarkeit hat sie nie aufgehört, eine beseelende Wirkung zu üben; auch ist sie an großen Wendepunkten der Zeiten immer von neuem mit ursprünglicher Kraft hervorgebrochen. So zu Beginn der Neuzeit in der Reformation, so beim Eintritt in die kritische Epoche mit der die Vernunftkritik begleitenden Entwicklung eines Reiches praktischer Vernunft, sittlicher Selbstbestimmung, naturüberlegener Persönlichkeit. Denn trotz aller Veränderung der Vorstellungsart ist hier im Kern der Sache weithin eine Verwandtschaft mit jenen begründenden Anfängen unverkennbar. Bei allem Fortschritt der Cultur hat jene rein menschliche Wesensaufgabe ihre Ueberlegenheit behauptet, und der Glaube an den unvergleichlichen Werth und den schließlichen Sieg dieser Wirklichkeit bildet den sichersten Halt in allen Wirren des Daseins und allen Verwicklungen der Weltarbeit.

Die Stärke der antiken Lebensführung befindet sich an ganz anderer Stelle; sie besteht nicht in der Concentration des persönlichen Lebens bei sich selbst, sondern in dem Verhältniß der menschlichen Arbeit zu einem gegenständlichen Sein, in einem untrennbaren Zusammenhang seelischer Kraft und sachlicher Leistung. Das Ganze der Wirklichkeit wird hier von geistiger Thätigkeit umspannt und bis in alle Verzweigung ähnlich gestaltet. Die besondere Art dieser Gestaltung ist bedingt durch die Lage der Zeit und kann die Späteren nicht binden. Ihnen kann der Lebensproceß nicht mehr wie dort ein Verkehren des Menschen mit einer neben ihm befindlichen Welt sein, der Gedankenkreis hat sich unermeßlich erweitert, ungeheure Probleme und Conflicte im menschlichen Dasein sind zum Bewußtsein gekommen. Aber wenn ein Abschluß da, wo die

Antike ihn suchte, dauernd unmöglich war, wesentliche Seiten der menschlichen Existenz sind hier zur Entwicklung gelangt, und oft betrifft die Abweichung weniger die Ziele als die Weise, wie sie dort aus der unmittelbaren menschlichen Lage rasch verwirklicht werden sollten.

Auch abgesehen von der besonderen Art, ist das Ganze ein Muster einer charakteristisch durchgebildeten, alle Mannigfaltigkeit kräftig umspannenden und durchdringenden Lebensordnung. Das Eigenthümliche der Leistung aber liegt in der Gestaltung und Formgebung mit ihrem Verbinden alles Zerstreuten, ihrem Ausprägen alles Unbestimmten, ihrem Herausarbeiten alles bloß Angelegten. Indem alles Einzelne an dem Andern und dem Ganzen sein Maß findet und sich deutlich abzugrenzen hat, indem zugleich alle rohe Kraft gebändigt oder ausgeschieden wird, erfolgt eine Gliederung, Klärung und Veredlung des Ganzen, das Herausarbeiten eines plastischen Kunstwerkes; alles Innere wird zur kräftigen Bethätigung angehalten, alles Aeußere aber durch die Form dem Gedanken unterworfen. Als Lebensideal gilt den Denkern die Darstellung der geistigen Thätigkeit, und zwar nicht für etwas Fremdes und Aeußeres, sondern für sich selbst; ein Sichselbstanschauen des unablässig wirksamen Geistes wird die Höhe und Freude des Daseins.

Diese Lebensführung ist voll lebendiger Kraft und freudigen Selbstvertrauens, sie will die Glückseligkeit des Menschen und setzt dafür Alles in Bewegung. Aber mit jener Fassung des höchsten Zieles als der Selbstdarstellung der uns innewohnenden Vernunft ist das Glücksstreben inhaltlich erfüllt und über den selbstischen Genuß hinausgehoben; wie das Ganze des Lebens, so haben alle Kräfte ihren Werth nicht darin, für andere Zwecke etwas zu leisten, sondern unmittelbar bei sich selbst, in der Entfaltung ihrer eignen Tüchtigkeit zu gefallen; nicht das Nützliche, sondern das Schöne bildet das Ziel des Strebens. Ferner enthält jenes Ideal der Selbstdarstellung der geistigen Thätigkeit eine Ueberwindung des Gegensatzes von Ruhe und Bewegung; das Dasein ist hier in ein unermüdliches Wirken verwandelt, aber dies Wirken geht nicht in ungestümer Hast weiter und weiter ins Grenzenlose, sondern mit dem steten Zurückkehren zum Ausgangspunkte erlangt es in sich selbst eine Ruhe und Befriedigung; der Lebensproceß findet in sich selbst seine Vollendung. So der Begriff einer edlen, bei sich selbst beschäftigten Muße. Endlich verbindet jenes Ideal mit seiner inneren Bildung zur Form untrennbar Inhalt und Darstellung, Gutes und Schönes; jede Seite erreicht hier erst mit der anderen ihre eigene Höhe.

Aus Allem zusammen wirkt der mächtigste Antrieb, den ganzen Menschen von einer Stufe roher Natur zu der geistiger Klarheit und Schönheit zu erheben, alle Kräfte zu entfalten, aber sie zugleich in ein sicheres Gleichgewicht zu setzen, alles subjective Vermögen durch die Arbeit an den Dingen zu befestigen und zu läutern, den ganzen Umfang des Daseins durch Unterordnung unter ein Ideal harmonischer Durchbildung zu veredeln.

Daß darin eine bleibende Aufgabe liegt, bestätigt die Erfahrung der Geschichte ähnlich wie beim alten Christenthum. Auch das Alterthum hat nicht nur durch den ganzen weiteren Verlauf fortgewirkt und sich auch da immer wieder zur Geltung gebracht, wo man seiner entrathen zu können glaubte, es ist auch unter neuen Zeitbedingungen mit neuer Lebenserweisung hervorgebrochen,

zunächst in der Renaissance, sodann im neueren Humanismus, dessen Höhepunkt wir in Goethe finden.

Die antike Lebensführung bildet in wesentlichen Punkten den gerade entgegengesetzten Pol zur christlichen; aber es scheint, daß die Menschheit für ein kräftiges und innerliches Leben ihrer beider bedarf. Zusammen ergeben sie einen Reichthum realen Inhaltes, der ein unentbehrliches Gegenstück bildet zu der gewaltigen Steigerung des Lebensprocesses, welchen die späteren Zeiten brachten.

So reicht vom klassischen Alterthum bis zur Gegenwart eine fortlaufende Kette des Lebens; alle einzelnen Leistungen verschlingen sich zu einem Gesammtproceß, die schaffenden Höhen seiner Arbeit können in aller späteren Arbeit fortwirken bei unabläßiger Sonderung dessen, was der besonderen Lage der Zeiten angehört, und dessen, was ein zeitloses Wesen des Menschen und bleibende Probleme seines Daseins entfaltet. Freilich erwächst damit kein abschließendes Ergebniß, das sich mühelos annehmen ließe. Jene Aufgabe der Sonderung bleibt in stetem Fluß, ferner fügen sich die verschiedenen Leistungen keineswegs einfach zu einander, sondern sie gerathen in manchen Zwist, endlich bleibt die Herausbildung eines Ganzen mit eigener Daseinskraft immer ein Werk der lebendigen Gegenwart. Aber so viel die geschichtliche Arbeit unfertig und ungewiß läßt, darüber kann kein Zweifel bestehen, daß sie das menschliche Dasein immer weiter über die sinnliche Umgebung und die bloße Natur hinausgehoben, immer mehr den Kern des Lebens in ein Gedankenreich verlegt hat. Eine gewaltige Tiefe des Daseins ist gewonnen; gerade mit ihren Problemen und Conflicten ist die Geisteswelt für den Menschen eine volle Wirklichkeit geworden. Das Innenleben erscheint von hier aus nicht als ein nachträgliches Ergebniß des Naturprocesses, sondern als etwas Ursprüngliches, das aus eigener Kraft alle Wirklichkeit trägt und eine gegenständliche Welt nicht sowohl neben sich als in sich hat. Das alles spricht mit nicht geringerer Kraft zu Gunsten des Idealismus, als der vorwaltende Zug des Zeitlebens für den Naturalismus.

III.

So entsteht eine schwere Verwicklung. Beide feindlichen Mächte können sich auf ein Reich von Thatsachen berufen, und wenn der Naturalismus den unmittelbaren Eindruck für sich hat, so spricht die tiefere Erwägung für den Idealismus. Denn schließlich ist es doch die seelische Verfassung, woraus der Mensch Alles und Jedes erlebt, was an ihn kommt; hat sich hier durch die Arbeit der Geschichte eine selbständige Geistigkeit entwickelt, so wird diese auch das Gegenwärtige ergreifen und ins Ideale gestalten. So geschieht es in Wahrheit, und zwar auch nach dem Zeugniß eben der natürlichen Wirklichkeit, welche die Stütze des Naturalismus bildet. Denn bei näherer Ermittelung dessen, was von geistiger Arbeit in ihr steckt und wie sie für den Menschen zu Stande kommt, erhält sie ein wesentlich anderes Aussehen als im ersten Eindruck; durch ihre ganze Ausdehnung zeigen sich alsdann Gedankengrößen wirksam, und zwar desto mehr, je mehr sie das Ganze der menschlichen Welt bilden will. Nicht in ihrer physischen Nähe, nicht in der Handfestigkeit des sinnlichen Eindrucks gilt hier die Natur als die einzig wahre Welt, sondern als ein stets zugänglicher und

fest beharrender Vorwurf des Denkens, als ein System von Kräften und Gesetzen, als ein Ganzes der Kausalverkettung und Entwicklung, kurz mit ihren logischen und dynamischen Elementen. Wenn ferner die materiellen Güter so viel bedeutsamer wurden und so viel Macht über die Dinge geben, so ist an ihnen etwas Unsinnliches zur Hauptsache geworden, und ihr höchstes Ziel, die Steigerung der Kraftentwicklung, gehört dem Gedankenreich an, nicht der sinnlichen Empfindung. Auch in den socialen Kämpfen wirken jene Güter nicht sowohl mit ihrem sinnlichen Bestande, als mit ihren — wirklichen und vermeintlichen — Consequenzen für die Entfaltung des Geisteslebens. Wenn endlich die Empfindung so viel lebhafter durch die unmittelbare Umgebung erregt und so viel stärker bei ihr festgehalten wird, so ist sie selbst nicht eine Sache des naiven Menschen, den nur der unmittelbare Eindruck der Dinge auf sein eigenes Befinden berührt, sondern eine Leistung des Culturmenschen, der das Ganze des menschlichen Daseins überdenkt und den Stachel von Noth und Elend weniger in dem physischen Schmerz findet, als in der Hemmung und Erniedrigung vernünftigen Lebens. So läßt sich zusammenfassend behaupten, daß die Wirklichkeit des Naturalismus den Menschen anzieht. nicht mit ihrem sinnlichen Dasein, sondern durch das, was sie der Geistes- und Gedankenarbeit leistet. Allerdings wird hier diese Arbeit fest an eine gegenständliche Welt gebunden, die sie nicht aus sich selbst erzeugen kann, sondern von den Sinnen mitgetheilt erhalten muß. Aber damit sie in jener Welt das sehen und aus ihr das machen kann, was im Culturleben vorliegt, muß sie in ihrem eigenen Wirken eine Selbständigkeit erlangt haben, Kräfte und Gesetze bei sich selbst besitzen. Ohne das könnte sie nie die mächtige Umwandlung der sinnlichen Eindrücke vollziehen, welche sie thatsächlich vollzogen hat.

Solche Ueberzeugung hat eine Hauptstütze in der Erwägung, daß die Welt reiner Thatsächlichkeit, welche der Naturalismus verficht, dem Menschen nicht in unmittelbarem Eindruck leicht zufällt, sondern daß das Durchdringen zu ihr harter Arbeit und unabläßiger Kritik bedarf. Diese Arbeit muß in dem ersten Befund Subjectives und Objectives scheiden, alles Subjective entfernen, das Objective bei sich selbst zusammenschließen. Ist so die echte Wirklichkeit kein bequemer Besitz, sondern eine mühsame Aufgabe, so ist die Bewegung dahin erst aufzubringen und der Mensch dafür durch kräftige Motive zu gewinnen. Der Naturalismus selbst muß als Ganzes, ja als Princip auftreten und den von ihm verfochtenen Gesammtstand des Lebens rechtfertigen. Damit aber erzeugt er selbst ein Ideal und wirkt mit idealen Größen. Thatsächlich ist die Haupttriebkraft der Bewegung zu ihm das Verlangen nach Wahrhaftigkeit der Lebensführung, der Unwille über alles heuchlerische Scheinwesen, alle leere Einbildung, alles hohle Pathos, was einem conventionell gewordenen Idealismus anzuhaften pflegt. Woher aber jenes allbeherrschende Interesse für Wahrhaftigkeit, wenn alle idealen Größen bloße Phantome sind?

So kann es scheinen, als ob der Naturalismus, wenn auch absichtslos, eine Ausgleichung der Gegensätze bei sich selbst enthielte, als ob die Forderungen des Idealismus thatsächlich in ihm eine Erfüllung fänden. In Wahrheit aber ist das nicht der Fall. Die Selbständigkeit des Geisteslebens, welche die Arbeit

der Geschichte entwickelt hat, drängt nothwendig weiter; sie besteht auf der Gestaltung einer eigenen Welt, sie muß einen Ertrag für sich selbst, für ein Ganzes des Wesens, einen Inhalt und Sinn des Lebens wollen; sie kann das nur finden, wo die Thätigkeit von der Richtung auf ein Anderes in sich selbst zurückkehrt und der Lebensproceß zu einem Selbstleben wächst. Die Bindung alles Thuns an ein gegenständliches Sein fremder Art, ein Sein, dessen undurchdringlicher Thatsächlichkeit sich schlechterdings kein Sinn abgewinnen läßt, muß hier zu einer schweren Belastung und starren Einengung des Daseins werden; der Mensch scheint angeschmiedet an einen dunklen Weltproceß und muß seine leidenschaftliche Erregung theilen, ohne für die doch einmal entwickelte Innerlichkeit das Mindeste zu gewinnen. Durchgängig bleiben hier die Leistungen zurück hinter den Forderungen des durch die Geschichte erzeugten Lebensstandes. Die Wissenschaft kann gegenüber einem fremden und dunklen Sein nicht mehr erreichen, als ein Ordnen von Erscheinungen; ein eigentliches Erkennen gibt es hier nicht. Der strenge Mechanismus des Geschehens, der hier von der Natur aus die menschliche Arbeit ergreift, wird zu einer ertödtenden Fessel für ein Geisteswesen, das nicht umhin kann, eine selbstthätige Gesinnung hochzuhalten und auf einer vernünftigen Ordnung der Dinge zu bestehen. Der ganze Gewinn des Lebens war dort die unablässige Steigerung der Kraft, die wachsende Intensität des Processes. Aber wiederum muß ein entwickeltes Geistesleben nach einem Zwecke der Kraftaufbietung, nach einem Sinn und Ertrage des Processes fragen; es kann sich nicht willen- und gedankenlos von der Bewegung forttreiben lassen. Und bleibt nun diese Frage ohne Antwort, wird sie gar als unverständlich zur Seite geschoben, so muß sich nothwendig das Gefühl einer ungeheuren Leere, ja das Bewußtsein einer völligen Nichtigkeit des ganzen Daseins einstellen. Je gewaltiger der Mensch zunächst in das Getriebe des Ganzen hineingezogen war, desto stärker muß der schließliche Rückschlag werden. Bei so weiter Kluft zwischen dem, was der Mensch nach dem Ergebniß der geschichtlichen Entwicklung wollen muß, und dem, was das Leben thatsächlich bietet, bei so schroffem Zwiespalt zwischen Inhalt und Form des Lebens, kann — falls diese Lage als endgültig hingenommen wird — das Ergebniß kein anderes sein, als ein absoluter Pessimismus. Mögen die Anhänger des Naturalismus diese Consequenz oft weit von sich abweisen, sie vermögen das nur unter unvermerkter Zuführung idealer Factoren. So ist es der Fall, wenn in der Vorstellung künstlerisch gesinnter Forscher das Bild der Außenwelt einen inneren Zusammenhang und eine Beseelung erhält nach Art eines Giordano Bruno; es ist der Fall, wenn, beim Uebergange von der Theorie zur Praxis, diesem kritischen Punkte aller Lebenssysteme, ein Hervorbrechen humaner Gesinnungen, eine Einstellung des unerbittlichen Kampfes ums Dasein, ja, ein innerer Fortschritt der Menschheit möglich dünkt; es ist endlich der Fall, wenn der Pessimismus selbst mit einer großen Wendung die Last des Daseins glaubt abschütteln zu können, wie bei einem Schopenhauer. Wird unter Ausscheidung solcher fremdartiger Elemente die naturalistische Wirklichkeit allein bei sich selbst gewürdigt, und richtet sich dabei die Frage über die einzelnen Probleme hinaus auf den Gesammtertrag, auf den Sinn und Werth des Ganzen, so ist einem absoluten

Pessimismus nicht zu entgehen. Die Erfahrung vermag das zu bestätigen; denn in der That findet sich beim Naturalismus der Gegenwart, in geradem Gegensatz zu dem des vorigen Jahrhunderts, eine ausgesprochene Neigung zum Pessimismus. Die Empfindung für alles Schwere und Dunkle, alles Rohe und Widervernünftige ist geschärft; der Blick verweilt vornehmlich bei der Nachtseite der Dinge und entwirft von hier aus das Gesammtbild der Wirklichkeit. Wie sich z. B. der Naturalismus in der Kunst darstellt, gibt er keineswegs einen Durchschnitt der Wirklichkeit, sondern von jenem Dunklen und Niedrigen wird die Phantasie beschäftigt und die Stimmung erfüllt. Das alles nicht, weil die Summe des Leids thatsächlich größer geworden ist, als in anderen Zeiten, sondern weil jetzt principiell gefaßt wird, was in der früheren Zerstreuung nicht zur vollen Wirkung kam, und mehr noch, weil Gegenwirkungen weggefallen sind, welche sonst das Feindliche zurückdrängten und ein positives Lebensideal festhielten.

So wäre ein absoluter Pessimismus das letzte Wort, müßte jene Lage endgültig hingenommen werden. Aber ob sie es muß? Bietet nicht die Thatsache, daß die Menschheit in so gewaltigen Bewegungen zur Entwicklung eines reichen und gehaltvollen Innenlebens getrieben wurde, einige Gewähr, daß nicht das Ganze in jenen fundamentalen Zwiespalt auslaufen kann, und sollten die Mächte, welche auf die Bahn jener Entwicklung leiteten, für die Gegenwart und Zukunft alle Schöpfungskraft eingebüßt haben? Ohne Zweifel bleibt die gewaltige Bewegung zu einer natürlichen Wirklichkeit eine unbestreitbare Thatsache, und es muß besonders schwer ins Gewicht fallen, daß nicht bloß eine Fülle einzelner Leistungen nach gleicher Richtung wirken, sondern ein das ganze Dasein umfassendes und einheitlich zusammenschließendes Streben aufgekommen ist. Daß ein Jahrtausende alter, vordem bald unterdrückter, bald mit Fremdem vermengter Strom jetzt seine volle Eigenart und Kraft zur Geltung bringt, das muß einen mächtigen Einfluß auf das Gesammtleben üben. Aber alle Größe thatsächlicher Leistung läßt die Frage offen, ob der hier gebildete Daseinskreis das Ganze ist, oder ob er nicht in eine weitere Wirklichkeit hineinfällt, nicht aus einer überlegenen Einheit erlebt und zugleich in seinem letzten Sinn umgewandelt wird. Auch der Idealismus vermag in dem Wirken, das die Stärke des Naturalismus ausmacht, eine bedeutende und relativ selbständige Aufgabe anzuerkennen. Sein eigenes Schaffen hat zur Voraussetzung die Erhebung der Geistesarbeit, ja des Geisteslebens über das naturgegebene Befinden und den unmittelbaren Zustand der Individuen, ein Selbständigwerden jenes in eigenen Zusammenhängen. Ohne das kein Wirken aus den Kräften und Gesetzen der Sache, keine gemeinsame Culturwelt, keine Bildung des Menschen zur Persönlichkeit! Aber solche Erhebung des Geisteslebens über die menschliche Lage enthält die Gefahr einer Ablösung und Entfremdung; es kann dahin kommen, daß der Proceß den lebendigen Menschen nur in abgeleiteten Wirkungen berührt und sein eigenes Wollen und Empfinden kaum erregt. Damit eine Erschlaffung, ja eine Unwahrhaftigkeit des Lebens. So wird es zur nothwendigen und hochwichtigen Aufgabe, die Arbeit immer wieder vom Menschen her aufzunehmen und ihn für die eröffneten Ziele immer neu zu gewinnen. Das aber verlangt ein genaues Eingehen auf seine Lage, eine un-

befangene Würdigung ihrer thatsächlichen Beschaffenheit, ein kräftiges Angreifen aller vorhandenen Schwierigkeiten. So erwachsen geradezu zwei verschiedene Typen der Culturarbeit: dort ein Schaffen in lichter Höhe des Gedankens, ein kühnes Vordringen ohne viel Sorge um die Schwere des menschlichen Daseins, ein Zug ins Weite und Unendliche; hier dagegen eine Wendung zum Menschen und seiner Lage, ein Aneignen aller vorhandenen Sorgen und Mühen, ein energisches Auseinandersetzen mit der ganzen Thatsächlichkeit des Erfahrungsbefundes, ein kräftiges Dringen auf volle Realität. Auch die großen Epochen der Geschichte bewegen sich zwischen diesem Gegensatz. War die antike Lebensführung vorwiegend dem geistigen Schaffen zugewandt, so ist es dem alten Christenthum wesentlich, sich kräftiger des lebendigen Menschen und seiner Lage anzunehmen; eng verbunden damit ist freilich eine tiefgehende Wandlung im eigenen Grundbestande der geistigen Wirklichkeit.

Die Neuzeit mit ihren classischen Werken ist wieder eine Epoche geistigen Schaffens, in das sie glaubt den ganzen Menschen rasch hineinziehen zu können. Das aber wird gerade in der Größe seiner Leistung zu starker Einseitigkeit und muß eine Gegenbewegung hervorrufen; der Mensch mit seiner thatsächlichen Lage fordert sein Recht; zugleich kommen alle Schwächen des überkommenen Idealismus zur deutlichen Empfindung. Der Höhepunkt dieser an sich weiter angelegten realistischen Bewegung ist der Naturalismus; er bringt die Thatsächlichkeit des nächsten Seins und der Weltumgebung zur vollen Entwicklung, und stellt damit das gesammte Handeln des Menschen unter neue Bedingungen. Daß diese Bewegung nicht nur die Stimmung, sondern auch die Arbeit der Menschheit so überwältigend gewinnen konnte, ist ein deutliches Zeichen einer schweren Erschütterung des Idealismus und der Nothwendigkeit einer Erneuerung des gesammten Lebensstandes aus ursprünglichen Tiefen.

So zeigt sich bei diesem Centralproblem die Gegenwart voll gewaltiger Spannung und von schwerem Widerspruch zerklüftet. In solcher Lage kann alles Befassen mit der Geschichte aus eigener Leistung keinen entscheidenden Fortgang bringen, die Sache steht in ihrem Kern auf unmittelbarer Arbeit. Aber deswegen ist es nicht unerheblich, bei dieser Arbeit die Gesammterfahrung der Menschheit gegenwärtig zu halten und eine weitere Gegenwart zu gewinnen, als die des bloßen Augenblicks. Zeigt jene Erfahrung beim ersten Anblick ein buntes, ja verworrenes Bild, so kann durch ein Zurückgehen auf die treibenden Kräfte und einfachen Grundzüge eine Klärung erfolgen, und wenn wir in der Gegenwart die Hauptströme der ganzen Bewegung hart zusammentreffen sahen, so muß eben der Kampf die Ueberzeugung kräftigen, daß es wahre und nothwendige Probleme sind, welche die Zeit bewegen. Die Arbeit an solchen Problemen aber kann nicht verloren sein.

Tante Malvina.

Von

A. Ch. Leffler.

Frau Isberg stieg langsam die Treppe des großen, neugebauten Hauses hinauf, das der Stadtmakler Billgren für sich und seine Familie eingerichtet hatte. Im Parterre befanden sich die Comptoirräume; eine Treppe hoch wohnte der verheirathete Sohn; die zweite Etage hatten die alten Billgrens für sich behalten, und drei Treppen hoch sollte die älteste Tochter, deren erstes Aufgebot heute stattgefunden, ihr schönes, modernes Heim bekommen — allerdings nicht die ganze große Wohnung; denn mehrere Zimmer davon waren für ihre vier jüngeren Schwestern, zwei Kinder und zwei eben erwachsene Mädchen und deren Gouvernante bestimmt.

Frau Isberg wollte in die zweite Etage zum Festessen. So bequem auch die Treppen waren, sie mußte doch öfter stehen bleiben und ausruhen; denn seit dem Frühjahr, wo sie bei Glatteis das Unglück gehabt hatte, auszugleiten und zu fallen, war sie noch nicht recht wieder mobil geworden.

Sie hörte Schritte hinter sich und blieb stehen, um zu sehen, wer vorbeikommen würde. Es war ein Dienstmädchen, das ihr bekannt schien; deshalb sagte sie: „Entschuldigen Sie, sind Sie nicht bei der Herrschaft Hjort? Mir ist, als ob ich Sie — — —"

„Nein, nicht bei der Herrschaft Hjort, sondern bei der verheiratheten Tochter, Frau Alin, diene ich."

„Ach ja — richtig! Es geht Ihrer Herrschaft doch hoffentlich gut? Sie sind wohl auch heute Mittag hier?"

„Nein, ich soll eben einen Brief mit der Absage an Frau Billgren bringen."

„Ach, das wird Frau Billgren aber leid thun. Und Herrn Albert erst! Seine eigene Schwester nicht bei seinem Diner zu haben! Ist denn Jemand krank?"

„Nein, Niemand."

Frau Isberg hätte gar zu gern mehr gefragt; aber sie war immer sehr discret und hätte um Alles in der Welt nicht den Schein auf sich laden mögen,

als befaßte sie sich mit den Angelegenheiten Anderer. Außerdem hoffte sie, von Frau Billgren, ihrer Cousine, den Grund dieser Absage zu erfahren. Sie begnügte sich deshalb, dem Mädchen Grüße an ihre Herrschaft aufzutragen und klingelte dann an Billgrens Thüre. Geraume Zeit mußte sie warten, ehe Jemand erschien; denn, ihrer Gewohnheit gemäß, kam sie eine halbe Stunde zu früh. Während ihres seit Jahren einsamen Lebens hatte sie sich gewöhnt, laut vor sich hin zu sprechen und überlegte auch jetzt auf diese Weise, ob sie nicht lieber an der Küchenthür anklopfen und durch die Küche gehen sollte.

„Ich würde dann aber die Mädchen stören, die natürlich im letzten Augenblick die Hände voll zu thun haben. Ach nein, es lohnt nicht," schloß sie — Alles laut, als ob sie den Einwand eines Anderen beantwortete.

Endlich kam ein Mädchen und öffnete, lief aber gleich wieder weg, nachdem sie kaum gegrüßt hatte und ohne dem Gast beim Ablegen zu helfen. Allein Frau Isberg war es schon gewohnt, von den Dienstmädchen der Familien, bei denen sie oft eingeladen wurde, keine besondere Aufmerksamkeit zu erfahren und fing an, eine ganze Reihe von Kleidungsstücken, Shäwlchen, Jacken, gestrickte Tücher in verschiedener Größe abzulegen und Alles zusammen in ihren Mantel zu wickeln. „So wird es nicht gesehen," murmelte sie vor sich hin; „wenn es die Mädchen hereinbringen, gibt es sonst immer so viel Redens."

In dem Augenblick wurde die Thür des Salons geöffnet, und zwei junge Mädchen, die eine halb erwachsen, die andere sechzehn- oder siebzehnjährig, erschienen auf der Schwelle. Sie hatten hellblaue Kleider und lange Zöpfe und kamen kichernd und lachend heraus.

„Ach, sieh', Tante Malvina! Aber wer ist denn sonst noch da? Mit wem sprachest Du eben, Tante?"

„Ich habe doch nicht gesprochen! Was schwatzt ihr da, süße Kinder! Nun, sind viel schöne Geschenke gekommen?"

„Ja freilich — und eine solche Menge! Es ist wunderhübsch, sich zu verheirathen. Komm, Tante, Du mußt sie besehen!"

Sie wollten sie mit sich hereinziehen.

„Wartet, Kinderchen, wartet, ich bin ja noch nicht in Ordnung. Geht nur so lange hinein, bis ich fertig bin."

Sie standen noch da, als das Hausmädchen mit einem Bouquet in der Hand kam.

„O wie schön!" riefen die jungen Mädchen, „nur Camellien und Rosen!"

„Wohl vom Bräutigam?"

„Ja freilich! Albert Hjort steht auf der Karte. Hulda wartete nur noch darauf, um fertig zu sein."

Beide Mädchen wollten mit dem Bouquet davoneilen, aber Frau Isberg hielt sie zurück.

„Kinderchen, wartet 'mal einen Augenblick! Von Albert's Schwester und Schwager kam eben eine Absage. Was in aller Welt können die an einem solchen Tage für Abhaltung haben?"

„Das weiß ich nicht. Ich hörte nur Mama sagen, es sollten zwei Converts weggenommen werden."

Frau Isberg war wieder allein; aber sie hatte mit ihrer Toilette noch viel zu thun, ehe sie sich zeigen konnte. Die Mütze mußte aus einem faltenreichen, runden Beutel, den sie am Arm trug, herausgenommen und das Haar glatt gestrichen; ein weißer Spitzenkragen, der, wenn er nicht zerknittert werden sollte, nicht eher hatte umgethan werden können, mit Nadeln fest gesteckt, und endlich das alte, blanke, schwarzseidene Kleid, das unter dem Mantel halb in die Höhe geschlagen war, heruntergelassen und dem Rock ein guter Faltenwurf gegeben werden.

Ehe sie noch mit Allem in der Reihe war, klingelte es an der Vorzimmerthür, und Frau Isberg gerieth in nicht geringe Spannung, wer es wohl sein möchte, bis das Mädchen kam und öffnete.

„Wahrscheinlich wieder Hochzeitsgeschenke," sagte sie. „Ach, du lieber Gott, auf Manche regnet es Gold hier auf Erden." Als aber die Thür aufging, wurde ihr Gesicht plötzlich ein einziges verbindliches Lächeln.

„Ach, sieh da — der Bräutigam. Ich gratulire, ich gratulire herzlich, lieber Albert!"

Dieser, der vollkommene Typus eines jungen Großhändlers mit englischem Backenbart, hohem, steif gestärktem Hemdkragen, der den Nacken wie ein Halseisen einzwängte, leicht pomadisirtem Haar und einem Frack nach der neuesten Mode, verbeugte sich steif und feierlich vor der Cousine seiner Schwiegermutter. War es doch Pflicht eines jungen wohlerzogenen Mannes, an einem Tage wie dem heutigen einer neuen Verwandten den möglichsten Respect zu erweisen.

„Gehen Sie nur vor mir hinein, lieber Albert, ich bin noch nicht ganz fertig" — und als dieser noch ein wenig zögern wollte: „aber Albert, auf den Flügeln der Liebe" — declamirte sie und wies mit verbindlicher Handbewegung nach der Salonthür. Diese öffnete sich, und man sah ein junges, weißgekleidetes Mädchen auf dem rothen Teppich unter dem strahlenden Kronleuchter stehen, dessen volles Licht ihr blondes, etwas geneigtes Haupt umfloß, während die Ecken des Zimmers noch dunkel waren. Sie hielt das große Bouquet von Camellien und Rosen in der Hand, und wie nun der Bräutigam, den Chapeau-Claque unter dem Arm, auf sie zuging und sich tief verbeugend ihre Hand küßte, bildeten diese beiden jugendlichen Gestalten auf dem rothen Teppich unter dem Kronleuchter ein so sprechendes Bild des Glückes, wie es die Welt zu nennen pflegt, daß Frau Isberg's Herz sich schmerzlich zusammenzog, und ein lauter Seufzer ihren Lippen entschlüpfte: „Ach Gott, ja — wie wunderlich geht's doch in der Welt zu!"

Sie dachte an ihre eigene, gleichaltrige Tochter, die mit Hulda zusammen aufgewachsen, und mit der es doch ganz anders gekommen war, obgleich sie Hulda in keiner Beziehung nachstand. Aber sie hatte zu jung hinaus in die Welt ziehen müssen, das arme Kind! Nachdem sie ihr Examen als Telegraphistin gemacht, hatte sie sobald als möglich einen Erwerb suchen und die erste, beste Stelle als Post- und Telegraphen-Gehülfin annehmen müssen, die sich ihr hoch oben im Norden, fern von jeder Eisenbahnverbindung, geboten hatte. Wie schwer wurde es damals der Mutter, ihr einziges Kind so weit wegziehen zu lassen! Sie hatte immer von einer Stelle in Gothenburg oder dessen Umgebung geträumt,

aber leider war zu jener Zeit keine frei gewesen. Und Clara selbst freute sich eher, weit fort zu kommen. Jung wie sie war, hatte das Neue und Unbekannte mehr Reiz für sie, als das einförmige Leben bei Mutter und Großmutter, die beide kränklich waren. Denn damals lebte die Mutter von Frau Isberg noch, mit der diese, seitdem sie Wittwe geworden, wieder zusammen wohnte, und das war es auch, was sie zwang, die Tochter allein in die Welt hinausziehen zu lassen. Anfangs ging Alles gut, und Clara schien es merkwürdiger Weise da oben in der Einöde zu gefallen. Stets hieß es, sie versähe ihren Dienst zu voller Zufriedenheit; um so unbegreiflicher schien es Frau Isberg, als plötzlich die Nachricht kam, sie hätte ihre Stelle verloren. Auch Billgrens, denen Frau Isberg es mittheilte, fanden es unerklärlich.

Aber es kam der Tag, da sie den Grund erfuhr, und nun sprach sie nicht mehr mit Billgrens darüber, und diese frugen auch nicht, bis sie ihnen erzählte, daß sich Clara verheirathet habe. Mit wem, wußte sie eigentlich selbst nicht genau; sie glaubte, es wäre ein Postbeamter — als aber Billgrens erfuhren, daß es nur ein gewöhnlicher Postillon war, hielten sie es für zartfühlender, zu thun, als existirte diese Tochter überhaupt nicht mehr. Aber wie verletzt fühlte sich Frau Isberg durch dieses Zartgefühl! Wie litt sie darunter, wenn Frau Billgren über ihre Kinder sprach, nicht auch von ihrer einzigen Tochter sprechen zu dürfen, von der sie so weit getrennt war, daß sie nicht einmal ihre Verhältnisse recht kannte; zu der sie vielleicht trotzdem nicht gereist wäre, auch wenn ihre Mittel ihr dieses, für eine Frau ihres Alters fast unausführbare Unternehmen gestattet hätten, und die doch ihr Ein und ihr Alles war, für das sie lebte und sich interessirte. So schmerzlich sie nun auch die Aufführung ihrer Tochter beklagte, so tief sie die Scham darüber niederbeugte, empörte sie doch oft die vollständige Verleugnung ihres armen, unglücklichen Kindes, die sich in dieser Rücksichtnahme der Billgren'schen Familie aussprach, auf das Aeußerste. Und als sie jetzt Hulda im Glanze ihres Ehrentages, inmitten kostbarer Hochzeitsgeschenke sah, dachte sie wieder, wie schon so oft, warum geht es in der Welt so ungleich zu, warum hat der Eine alles und der Andere nichts?

Mit diesem Gedanken trippelte sie in den Speisesaal, um Frau Billgren zu begrüßen und bemerkte die zwei, auf einem Nebentisch liegenden, überflüssig gewordenen Couverts. Da erwachte das Interesse an der Mittagseinladung ihrer Cousine wieder, und sie fragte: „Wie in aller Welt kommt es, liebe Lydia, daß Alins noch im letzten Augenblicke abgesagt haben?"

„Marie war nicht ganz wohl," entgegnete Frau Billgren ausweichend. Merkwürdig, wie Frau Isberg immer die nichtssagendsten Antworten bekam, wenn sie nach den unschuldigsten Dingen fragte! Gerade, als ob sie eine Plaudertasche wäre, sie, die im Gegentheil ängstlich vermied, über Andere zu sprechen. Warum führte man sie in diesem Falle förmlich an der Nase herum? Sie wußte ja doch vom Dienstmädchen, daß nicht Krankheit die Ursache war.

Sie nahm die Karten, die bei jedem Couvert lagen und las die Namen, bis Frau Billgren ungeduldig wurde.

„Liebe Malvina, möchtest Du nicht auf einen Augenblick zur Jugend gehen, ich komme gleich nach. Ich bin so ängstlich, es könnte etwas vergessen werden, wenn ich mich zerstreue."

Frau Isberg ging mit dem unbehaglichen Gefühl, überall entbehrlich zu sein. Im Cabinet fand sie die Verlobten vor einem kleinen Tisch, auf dem ein Gestell mit einem Dutzend Photographien von verschiedener Größe stand.

„Tante, sieh' mein Hochzeitsgeschenk für Albert," rief Hulda. „Er hat es sich gewünscht — alle Bilder, die aus den verschiedenen Jahren von mir existiren. Eins ist dabei, das Dich auch interessiren wird. Ich hatte ganz vergessen, daß ich es noch besaß."

Frau Isberg nahm ihre Brille aus der Tasche, wischte sie sorgfältig mit dem Taschentuch ab und hielt das Gestell mit den Photographien an das Licht, um die Bilder erkennen zu können. Ihr Blick folgte Hulda's Zeigefinger, und sie entdeckte zwei kleine Mädchen von acht bis zehn Jahren, welche, die Arme um einander geschlungen, lächelnd dastanden.

„Herr Gott, ist das nicht — ja, jetzt sehe ich, das ist ja Clara! Aber woher hast Du denn das Bild? Das hab' ich ja noch niemals gesehen!"

„Es ist ein Probebild. Mama ließ es einmal machen, da sie aber nicht damit zufrieden war, bestellte sie keine weiteren Abdrücke davon."

„Ach ja, jetzt fällt es mir ein."

Frau Isberg nahm schweigend die Brille ab und stand mit krampfhaft zuckendem Munde auf.

„Ich glaube, es kommt Jemand," sagte sie.

Die Gäste kamen wirklich, und während der nächsten zehn Minuten summte es im Zimmer von Glückwünschen und Ausrufen der Bewunderung über die ausgestellten Hochzeitsgeschenke. Es war nur eine kleine Gesellschaft eingeladen, die nächsten Verwandten der Braut und des Bräutigams, und Alle fragten natürlich nach Alins. Aber Frau Billgren erwiderte Jedem das stereotype: „Marie war nicht ganz wohl, —" nur Herr Billgren, ein wohlbeleibter, gutmüthiger, alter Herr, der dafür bekannt war, kein Geheimniß für sich behalten zu können, antwortete mit mehr Aufrichtigkeit: „Weiß der Himmel, was in Die gefahren ist. Meine Frau bekam einen Brief von Marie; aber sie hat ihn mir nicht zu lesen gegeben. —"

Die Paare ordneten sich jetzt, um zu Tisch zu gehen. Es war kein Herr für Frau Isberg da; sogar eine ganz junge Frau, eine Cousine von Albert, kam vor ihr — „weil sie doch näher mit ihm verwandt ist," wie Frau Billgren entschuldigend zu Frau Isberg sagte, als diese allein und zuletzt von allen Gästen an ihr vorbeiging, während Frau Billgren, das Ganze überblickend, mit ihrem Cavalier wartete, bis Alle vorüber waren.

Ach ja, Frau Isberg kannte diese Gründe — gewöhnlich war es umgekehrt; sie als „Verwandte", oder als „nahe Hausfreundin", bekam stets den bescheidensten Platz, fast immer bei den jüngeren Töchtern oder der Gouvernante, und selten hatte sie einen Tischherrn. Sie wurde stets eingeladen, wenn Gesellschaft war, und sie kam auch immer, obgleich sie recht gut wußte, daß sie nicht wie Andere zur Unterhaltung, sondern aus einer Art Barmherzigkeit gebeten wurde. Daß sie dennoch nicht Nein sagte, trotzdem sie unter dem Gefühl der Kränkung litt, die ihr das Ersteigen dieser Treppen noch schwerer machte, geschah einestheils, weil es ihr eigentlich doch angenehm war, an Stelle ihres mittel-

mäßigen, aus dem Gasthof geholten Essens auch einmal etwas Gutes zu Mittag zu bekommen; anderntheils um Menschen zu sehen, etwas Neues zu hören und nicht ganz zur Einsiedlerin zu werden, die von der Welt nichts hört und sieht.

Heute aber war sie die ganze Zeit über während des Mittagessens merkwürdig zerstreut und sonderbar; nahm den Dessertlöffel zur Suppe, ließ verschiedene Schüsseln unberührt an sich vorübergehen, fuhr auf, als hätte sie einen Stoß bekommen, wenn am andern Ende der Tafel „Skål" gesagt wurde, erhob ihr Glas und sah fragend und verbindlich lächelnd von Einem zum Anderen die Tafel entlang; und als die Gesundheit der Verlobten ausgebracht wurde, hatten ihre Glückwünsche etwas so Gewaltsames, daß sie an ein zersprungenes Instrument erinnerten.

„Tante Malvina war heute merkwürdig aufgeräumt," sagten die jungen Mädchen zu einander, als sie vom Tisch aufstanden; „sie freute sich so, bei dem feinen Mittagessen mit zu sein. Und wie sie glücklich ist, daß Hulda eine so gute Partie macht! Sie denkt gewiß, daß ein Abglanz davon auch auf sie fällt."

Frau Hjort, welche diese Bemerkung gehört hatte, erwiderte halblaut: „Ei, Kinder, seid nicht so scharf in euren Urtheilen. Wir sind Alle nicht frei von Eitelkeit, und die gute Tante Malvina liebt Hulda wie eine eigne Tochter, davon bin ich überzeugt."

Als der Kaffee herumgereicht wurde, kam Frau Isberg zu Hulda und zog sie auf die Seite.

„Bitte, liebes Herz, komm einen Augenblick mit mir in das Schlafzimmer," sagte sie. „Ich möchte Dir etwas unter vier Augen sagen."

Hulda, die nicht gern von ihrem Bräutigam und den übrigen Gästen wegging, auch wohl wußte, daß Tante Malvina's Privatmittheilungen niemals von Wichtigkeit waren, antwortete widerstrebend: „Kannst Du es mir nicht hier sagen, Tante?"

„Nein, das geht nicht — ich möchte nicht, daß es Jemand anders hörte."

Und als sie allein waren: „Sieh', es ist ein großer Dienst, um den ich Dich bitten möchte. Du darfst es mir aber nicht übel nehmen! Du hast heute ja so viele Geschenke bekommen, da wirst Du gewiß auch freigebig sein."

„Was willst Du denn, sage es nur," drängte Hulda.

„Möchtest Du mir wohl etwas geben, was mich wahrhaft glücklich machen würde — das Bild von Clara?"

„Ach, wie gern thäte ich das, süße Tante, wenn es mir noch gehörte — ich habe es aber schon Albert geschenkt."

„Ja so — das ist wahr. Da will ich doch mit dem guten Albert sprechen, der gibt es mir gewiß."

„Ach nein, liebste Tante, thu' das nicht — es wäre zu schade! Das ganze hübsche Gestell, welches ich erst habe machen lassen, würde dadurch leiden — und Albert ist gerade darüber so entzückt, mich in jedem Alter zu haben."

„Ach so, ach so, ja — dann wollen wir nicht weiter darüber sprechen, süßes Herz."

„Mir thut es schrecklich leid, Deinen Wunsch nicht erfüllen zu können, aber —"

„Ach nein, laß Dir das keinen Kummer machen — es thut gar nichts — und war nur so ein Einfall von mir."

Hulda eilte beruhigt zu den Anderen zurück. Wenn sie wirklich geglaubt hätte, daß es Tante Malvina nahe gehe — aber die war ja immer so komisch, daß man niemals wußte, ob ihr etwas am Herzen lag oder nicht.

Späterhin am Nachmittage saß eine ältere Dame, eine Schwester von Frau Hjort, neben der jungen Frau Billgren und unterhielt sich mit ihr über ihre Enkel. Sie erzählte verschiedene kleine Anekdoten von einem zweijährigen Mädchen, das ungewöhnlich klug war und vertiefte sich in alle Einzelheiten, wie sie Großmüttern so interessant sind.

Frau Isberg hörte diesem Gespräch mit strahlendem Gesicht zu, ohne selbst mitzusprechen. Als sich aber die junge Frau Billgren zu Anderen gewendet hatte, rückte sie zutraulich neben die ältere Dame, die sie heute zum ersten Male sah, und sagte: „Ich habe auch eine kleine Enkelin in demselben Alter, die ein ebenso kluges Kind ist. Freilich habe ich sie noch nicht gesehen; denn meine Tochter — sie ist an einen Postbeamten verheirathet — wohnt weit weg von hier, oben in Norrland; aber aller Beschreibung nach, die ich brieflich bekomme, muß es ein ungewöhnlich gescheutes Kind sein."

Und sie erzählte nun ebenfalls verschiedene kleine Züge von ihm.

„Aber bitte, erwähnen Sie nichts davon gegen Minna!" fügte sie rasch hinzu, als diese wieder zu ihnen trat. „Sie ist ja so gut, die liebe Minna, aber wer selbst keine Kinder hat, wie sie, dem fehlt das Verständniß — —"

Trotzdem konnte die alte Dame das Verbot so wenig begreifen, daß sie bei der ersten Gelegenheit der jungen Frau das ganze Gespräch wieder erzählte und nun erfuhr, weshalb man nicht von Frau Isberg's Enkelin sprechen konnte, die um ein ganzes Jahr jünger ausgegeben werden mußte, als sie wirklich war. —

Schon lange war es Billgrens Wunsch, Frau Isberg zu einer sorgenfreieren Existenz zu verhelfen. Sie wußten, daß sie sich bei ihrer kleinen Pension nur mit den größten Entbehrungen durchschlagen konnte, in einem kalten, unfreundlichen Zimmer wohnte, keine Bedienung hatte und ganz verlassen sein würde, wenn sie, alt und hinfällig wie sie war, auch noch krank werden sollte. Gerade jetzt war in Gothenburg ein Asyl für allein stehende, alte Damen gegründet worden, in welchem ihnen alle möglichen Bequemlichkeiten zu Theil werden sollten; und Herr Billgren, der zu den Stiftern gehörte, hatte an seine Gabe die Bedingung geknüpft, eine Stelle selbst besetzen zu können. Er hatte bei der Einrichtung des Hauses, das in einem großen Garten lag, gleich an Frau Isberg gedacht und ein ausgezeichnetes Zimmer für sie ausgesucht, mit einer Klingel für eine Aufwärterin, die sie mit ein paar Anderen zusammen bekommen sollte. Ebenso war für vorzügliches Essen gesorgt, ohne daß ihr das Ganze mehr als die Hälfte ihrer kleinen Pension kosten, und sie demnach immer noch eine bescheidene Summe für Extraausgaben behalten würde.

Als ihr aber dieser ganze, wohl erwogene Plan vorgelegt wurde, fand er bei ihr so entschiedenen und unvernünftigen Widerstand, daß alle Bemühungen fruchtlos blieben. Es war sogar zwischen ihr und Frau Billgren zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen, und dieser waren Aeußerungen über „wirklich

empörende Undankbarkeit" entschlüpft, während Frau Isberg von „Tyrannei" gesprochen hatte, der sie sich nicht unterwerfen würde; wenn sie auch arm wäre, ihre Freiheit wollte sie doch behalten u. s. w. Niemals brachte sie einen triftigen Grund vor; blieb aber taub und blind allen Vortheilen dieses gut gemeinten Vorschlages gegenüber.

Nun standen die Sachen so, daß Billgrens nicht weiter daran zu rühren wagten; aber der Platz wurde für ihre Rechnung unbesetzt gehalten, und gerade jetzt, im Herbst, sollte die neue Heimstätte eingeweiht werden. Sie hatten mit den Freunden berathschlagt und waren zu dem Entschluß gekommen, Hülfstruppen auszuschicken. Frau Hjort sollte beiläufig erwähnen, wie behaglich die ganze Einrichtung wäre, und die Anderen sollten sie unterstützen, ohne zu thun, als ob die Sache sich irgendwie auf Frau Isberg bezöge.

Wie sie nun gemüthlich zusammen saßen — nur die Frauen — die Herren rauchten, die Jugend war in einem besonderen Zimmer, und die Verlobten wieder in einem anderen — fing Frau Hjort ganz unschuldig an: „Wie viel Gutes wird doch hier in Gothenburg gethan! Ich gestehe, daß mich das neue Heim für alleinstehende Damen ganz besonders interessirt, das Dein Mann, liebe Lydia, mit gegründet hat und das eine wirklich vorzügliche Einrichtung ist. Ich guckte heute im Vorbeigehen hinein und muß sagen, wenn ich im Alter das Unglück haben sollte, allein und mittellos in der Welt dazustehen, ich könnte mir nichts Besseres wünschen, als da hineinzukommen."

Frau Isberg hatte beim ersten Wort die Ohren gespitzt wie ein Fliehender, der die Stimme seiner Verfolger zu hören glaubt; ihr Gesicht bekam einen scharfen, unnahbaren Ausdruck; sie kniff die Lippen fest zusammen, schien aber gänzlich vertieft in das Album, in welchem sie blätterte.

„Wer ist das hier, liebste Lydia, ich kenne ihn nicht."

Frau Billgren, eifrig bemüht, das angefangene Gespräch nicht fallen zu lassen, beachtete die Frage nicht.

„Die meisten Stellen sind auch schon besetzt," sagte sie. „Wer jetzt noch hinein will, hat alle Ursache, sich rasch zu entschließen. Sind einmal alle vergeben, mag Gott wissen, wann wieder eine frei wird."

„Ja, das läßt sich denken," erwiderte die Schwester von Frau Hjort; „glücklich diejenigen, welche eine Empfehlung dahin bekommen, ohne die es doch wohl nicht geht."

„Liebe, Du könntest Dich etwas zu mir setzen und mir die Porträts hier im Album nennen. Es sind so viel neue hinzugekommen."

„Frau Isberg, waren Sie nicht auch einmal dort, um es anzusehen?" fragte Frau Hjort, der es angezeigt schien, etwas directer auf die Sache einzugehen.

„Wo, liebe Frau Hjort?"

„In der Heimstatt für allein stehende, ältere Damen?"

„Nein, damit habe ich, Gott sei Dank, nichts zu schaffen. Ich habe mein kleines Heim für mich und bin froh darüber."

Die junge Frau Billgren, die etwas rasch war und keine Geduld mit Tante Malvina's Eigenheiten hatte, sagte: „Ja, wenn man die Mittel hat, ist es ganz schön, ein eigenes Heim zu haben."

„So viel ich weiß, habe ich noch Niemandem zur Last gelegen," erwiderte Frau Isberg mit etwas zitternder Stimme.

„Aber, liebe Malvina," fiel Frau Billgren senior begütigend ein, „wer in aller Welt hat denn so etwas behauptet!"

Allein Frau Minna, die sich nicht so abfertigen lassen wollte, fuhr mit zunehmender Schärfe fort: „Tante Malvina sollte doch einsehen, daß wir es Alle nur gut mit ihr meinen; und wenn mein Schwiegervater diese Stelle speciell für sie gestiftet, hat er das doch wahrhaftig nicht zu seinem Privatvergnügen, sondern lediglich zu ihrem Besten gethan."

„Ich muß bitten, selbst beurtheilen zu dürfen, was zu meinem Besten ist, liebe Minna," fiel hier Frau Isberg ein, und ihre Stimme zitterte immer mehr; „Gott sei Dank, bin ich weder Idiot noch so alt, daß ich wieder kindisch würde. Und so lange ich Niemanden um Hülfe bitte, braucht sich auch Niemand in meine Angelegenheiten zu mischen."

Frau Minna hatte auf der Zunge zu sagen, daß sie früher oder später doch für sie sorgen müßten, wenn sie sich nicht mehr selbst helfen könnte; aber sie wagte nicht, so weit zu gehen, und erwiderte nur: „Auf jeden Fall finde ich es undankbar von Dir, liebe Tante, das Wohlwollen von Papa und Mama so zu belohnen."

„Undankbar! Ach so, Du findest, daß ich so viel Ursache zur Dankbarkeit habe." — Das war zu viel. Frau Isberg's gewohnte Vorsicht verließ sie, und Alles, was sich seit Jahren bei ihr angesammelt hatte, machte sich gewaltsam in einzelnen, abgerissenen Sätzen Luft:

„Ich habe hier Mittagessen bekommen wie Jemand, der das Gnadenbrod empfängt, bin hierhin und dorthin gestoßen worden — ich sollte fröhlich aussehen, wenn mein Herz nahe daran war, vor Kummer zu brechen — von mir und den Meinen durfte ich nicht sprechen — die Töchter des Hauses machen natürlich die besten Partieen — sie haben Alles, was reich und prachtvoll ist — ich soll nur bewundern, natürlich — nach mir und den Meinen fragt Niemand — aber ich habe die Ehre, zu versichern, daß meine Tochter ebenso gut wie jede andere ist und, was man sonst von ihr denkt, mich total gleichgültig läßt. Aber eher soll man mir das Leben nehmen, als mich des Rechtes berauben, eine eigene Häuslichkeit zu haben, wohin meine Clara kommen kann, wann sie will — ich brauche mich ebenso wenig wie Frau Hjort und Du, meine liebe Lydia, in ein Asyl bringen zu lassen — ich bin keineswegs eine einzelnstehende Frau, wie ihr sagt, denn ich habe Kinder so gut wie ihr und brauche sie nicht zu verleugnen — und ich habe menschliche Gefühle so gut wie ihr; und will meine Clara nach Hause zu ihrer alten Mutter kommen, so soll sie wissen, daß diese nur darauf wartet, sie bei sich aufzunehmen — und ist es auch ein dürftigeres Heim als das euere, so hoffe ich es doch mit Gottes Hülfe bis an mein Ende zu behalten."

Es wurde todtenstill im Zimmer, und die Damen wagten kaum, einander anzusehen; ein eigenthümliches Gefühl von Scham bedrückte Jede, als ob sie persönlich diese Mutter und Tochter beleidigt und etwas wieder gut zu machen hätte.

Wäre Clara in diesem Augenblick in das Zimmer getreten, sie würde mit größerer Zuvorkommenheit empfangen worden sein, als die junge Braut selbst.

In dieser allgemeinen Beklommenheit gewann Frau Isberg ihre Fassung wieder, erhob sich und sagte in dem ihr eigenthümlichen, gleichmäßigen Ton, der gewissermaßen Allem aus dem Wege ging: „Nein, da habe ich gar die Feststimmung gestört — das thut mir wirklich leid. Aber warum auch fing die liebe Minna von meinen unbedeutenden Verhältnissen an! — doch jetzt muß ich mich empfehlen, damit ich nicht zu spät zur Pferdebahn komme. Gute Nacht, süße Lydia! Vielen Dank für den außerordentlich angenehmen Tag!"

Sie sagte das ohne eine Spur von Satire, nur in dem Wunsche, den unangenehmen Eindruck, den ihre Heftigkeit vielleicht hervorgerufen haben könnte, zu verwischen. Frau Billgren aber traf es wie ein bitterer Vorwurf, und voll tiefer Reue folgte sie ihr in das Vorzimmer, wo sie ihren jüngsten Sohn, den vierzehnjährigen Arvid, anwies, die Tante bis zur Pferdebahn zu begleiten.

Dieser, von dem Auftrag wenig erbaut, drängte so zur Eile, daß Frau Isberg, dadurch aus der Fassung gebracht, ihre Sachen verkehrt anzog. Das verursachte ihr eine peinliche Empfindung; denn sie war äußerst ordentlich und wußte obendrein, daß sie sich ohne das kleine Seidentuch, welches sie unter dem Hute zu tragen pflegte, erkälten würde.

Trotzdem klopfte sie noch im Vorbeigehen an der Küchenthüre an und dankte den Mädchen für die Mühe, die sie gehabt hätten; denn wenn man viel in einem Hause verkehrt, ist es wichtig, sich auch mit den Mädchen zu verhalten, und wenn man weder Trinkgeld noch Geschenke geben kann, muß man um so freigebiger mit guten Worten sein.

Als jedoch Arvid immer von Neuem zur Eile antrieb, blieb sie auf der Treppe stehen, holte tief Athem und rief verzweifelt: „Herr Gott, Kind, Du willst mich doch nicht umbringen! Gott sei Jedem gnädig, der alt wird und kein Angehöriges um sich hat."

Auf der Straße gingen sie eine Zeitlang schweigend neben einander her; plötzlich nahm sie ihre freundlichste Miene an, klopfte Arvid auf die Schulter und sagte lächelnd: „Höre, lieber Junge, kannst Du mir nicht sagen, weshalb eigentlich Alins heute abgesagt haben?"

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte Juni 1890.

Die Kunst steht zuweilen im Gegensatz, zuweilen in der fruchtbarsten Wechselbeziehung zur Wissenschaft. Wie das Denken die ästhetischen Begriffe verfeinert; wie die Forschung den ästhetischen Gesichtskreis erweitert; wie die Entdeckungen, insbesondere auf dem Gebiete der Akustik, die Gesetzmäßigkeit harmonischer Folgen, die wahren Gründe gewisser Klangwirkungen und dergleichen erkennen lassen und den Klangapparat selbst bereichern helfen: so empfängt umgekehrt von der Musik die Wissenschaft Anregungen aller Art. Zur Beurtheilung der Functionen des Gehörganges und des Kehlkopfs ist die praktische Musik unentbehrlich; auch der Psychiater muß mit ihr zu operiren verstehen; das Räthsel der Schallbrechung bei Rede und Musik befriedigend zu lösen, sind alle bedeutenden Architekten am Werk, unermüdlich, obwohl der fast dämonische Einfluß des Materials den mathematisch-befriedigenden Lösungen des Problems immer neue und größere Schwierigkeiten entgegenstellt. Musik und Wissenschaft vereinigt erzeugten den merkwürdigen Phonograph, das Grammophon und die verwandten Mittel zur Fixirung und Wiederbelebung des Schalles; aus jener Vereinigung entsprang auch eine nahezu prakticable Form des mathematischen Harmoniums, welches berufen scheint, der gewohnten temperirten Stimmung den Garaus, den Unterschied zwischen Cis und Des auch dem Tasteninstrument zugänglich zu machen und so einen eminent wissenschaftlichen Abschnitt in die Sphäre der populären Musik, des täglichen Gebrauchs überzuführen. Der Antheil Deutschlands und insbesondere Berlins an dieser fortschreitenden Bewegung ist notorisch. Die Namen v. Helmholtz (und seines ausgezeichneten Schülers Shoe Tanaka), sowie Gustav Engel sind in der musikalischen Welt hinreichend bekannt. Daß die erste Anregung dieses Entwicklungsganges von der Chromatik R. Wagner's ausging, bedarf des Nachweises nicht mehr. Um so befremdlicher ist die geringe Wirkung, welche Wagner's Vorbild auf die nachwachsende Componistengeneration ausübt. Alle diese heißspornigen Herren bleiben jedenfalls an Kühnheit in der Wahl ihrer Vorwürfe und ihrer Ausdrucksmittel hinter dem Meister nicht zurück. Schade nur, daß ihrem heroischen Ausholen die Streiche nicht entsprechen, daß unter dem reichen oder doch raffinirten Aufputz des Klanges der schöne Körper des Gedankens fehlt. An die Stelle der Originalität setzen sie eine gewisse cyklopische Ungeschlachtheit, für welche übrigens in Berlin nur ein Theil jener kleinen Gemeinde Sympathien hegte, deren Name „Wagnerverein" durch Wiederbelebungsversuche an Liszt'schen und Berlioz'schen Schattenspielen schon längst unzutreffend ist. Bisher ist nicht eine einzige Oper erschienen, welche den Forderungen Wagner's auch nur im Allgemeinen entspräche.

* * *

Ganz außerhalb des Wagner'schen Strahlenkegels und gewiß unter dem Anreiz einer Opposition gegen den „Neuromantiker" entstand, gleich Naumann's hier schon besprochener „Loreley", auch „Das Käthchen von Heilbronn", romantische

Oper in vier Acten von Karl Reinthaler. Schon bei der Wahl des Stoffes ist die Kritik der Wagnerbühne merkbar von Einfluß. Dort sollte durch die im Volksmunde lebende Sage, hier durch den Zauber der echt deutschen Dichtung das nationale Interesse geweckt und nebenbei darauf aufmerksam gemacht werden, wie fremd z. B. Götter und Helden der Edda unserer Empfindung gegenüberstehen. Schade, daß nicht eine kräftigere musikalische Potenz diese an sich nicht unberechtigte Absicht unterstützte. Reinthaler componirte das Käthchen Kleist's vor zehn Jahren, gewann sich damit in einer von dem kunstsinnigen Frankfurt ausgeschriebenen Concurrenz den ersten Preis und ward bei der zur Weihe des neuen, schönen Theaters bestimmten erstmaligen Aufführung am 7. September 1881 in hervorragender Weise geehrt. Man darf sich des Spruches der Jury und des Publicums noch heute freuen; aber man darf sich auch wundern, daß auf dem Wege vom Main zur Spree mehr als neun Jahre verstreichen mußten. Der Grund für diese Verzögerung liegt zum Theil sicher in der Wagnerherrschaft, zum Theil auch in dem herrschenden Mißtrauen gegen die „romantische" Oper eines Zeitgenossen und gegen den Käthchenstoff überhaupt. Das Wagnerwerk entfremdet uns der schlicht-freundlichen, im deutschen Gemüth unmittelbar anklingenden Sprache des Genius; wir verlieren allmälig den Sinn für edle Volksthümlichkeit und construiren uns den Begriff derselben von der Dissonanz aus, obwohl sie gerade in der Consonanz ihre Lebekraft hat. Und so kommt es, daß wir übersättigt und verwöhnt, musikalisch überreizt und ethisch beunruhigt, nach dem „Tristan" den „Freischütz" langweilig finden. Für die romantische Oper ist uns aber gerade der „Freischütz" Typus und Maßstab; er erscheint überhaupt als der Gipfelpunkt der ganzen Richtung. Sofort bei seinem Erscheinen galt Weber's Werk als eine wahre Bereicherung unseres Theaterwesens und zugleich unserer populären Musik, werthvoller und sieghafter als jedes andere Erzeugniß der romantischen Schule. Mit packender Gewalt wirkten in ihm namentlich die in Bewegung gesetzten Wunder- und Zauberkünste und predigten allem Volk die Herrlichkeit der deutschen Romantik. So wird sich das Urtheil über das Werk eines Zeitgenossen auf Wagner oder Weber gründen, und so wird für neue romantische Opern eine kaum überwindbare Schwierigkeit entstehen. Diese Schwierigkeit wohl erkennend, wählte Reinthaler mit Kleist's Schauspiel einen dem Freischütz ebenbürtigen Stoff, fand in Heinrich Bulthaupt einen berufenen Librettisten und stimmte seine ursprünglich für die oratorische Musik eingerichtete Leyer auf die Tonart des Drama ein.

Der Gang der Handlung weicht nicht wesentlich von der Originaldichtung ab. Wie in dieser, so liegen auch in der Oper die Schwächen gegen das Ende hin. Bulthaupt hat zwar dadurch, daß er Käthchen als die legitime, einzige Tochter des Heilbronner Waffenschmiedes Friedeborn bezeichnet, die bei Kleist so unangenehme Frage nach der Paternität beseitigt, aber er hat es nicht vermocht, dem vierten Act erhöhtes Interesse zu geben. Nach einer wohlgefügten, die alte Potpourriform aufweisenden Ouvertüre werden wir in Friedeborn's Werkstatt versetzt. Zum rhythmischen Schlag der Hämmer erklingt ein frischer, gutgearbeiteter Chor der Gesellen. Käthchen sitzt traumverloren am Fenster. Sie erwacht auch nicht, als Gottschalk, der junge Knappe des Ritters vom Strahl, seines Herrn Lob in einem vom Chor begleiteten wohlgelungenen Liede singt. Es wird Sturm geblasen. Zwischen Wetter und dem Rheingrafen, den beiden Werbern um die schöne Gräfin von Thurneck, kommt es zum Kampfe. Auch Meister Friedeborn und seine waffengeübten Gesellen ziehen hinaus. Endlich Sieg und Heimkehr. Käthchen bleibt trotz des Vaters und der Schaffnerin Lenore Zureden theilnahmlos. Da kommt der Ritter selbst. Die Beiden, welche im wunderbaren Traum der Sylvesternacht sich schon sahen und von einem Cherub einander zugeführt wurden, schauen sich zum ersten Male in Wirklichkeit. Aber den Ritter fesselt die Thurneck, und so zieht er, tief bewegt durch die Begegnung, davon, Käthchen heimlich ihm nach. — Der zweite Act führt in den Schloßhof von Thurneck. Der Thürmer singt sein Morgenlied. Gottschalk verkündet die Ankunft der Herrin und ihres Ritters. Man rüstet sich zum Empfang. Da schleicht ein Mönch in den

Burghof; es ist der auf Rache sinnende Rheingraf. Der Thürmer und Gottschalk nehmen ihn als lustigen Kumpan gern auf und verschwinden mit ihm im Weinkeller. Jetzt tritt Kunigunde auf und besingt in einer großen, wenig charakteristischen Arie ihren Triumph über den Ritter. Der Geliebte vereinigt sich mit ihr zu einem brillanten Duett. Da erscheint Käthchen und kniet mit dem Ausruf „Mein hoher Herr!" vor dem Ritter. Kunigunde begreift schnell, welche Gefahr ihr droht. Sie ruft das Gesinde und verlangt, daß die Hunde losgelassen und auf Käthchen gehetzt werden. Schon naht dieser das Verderben, als ihr alter Vater durch das Thor tritt. Auch sein Bitten bringt Käthchen nicht zum Weichen. Endlich fragt der Ritter: „Kathrine, sprich, hast du mich lieb?" Sie: „Von Herzen, hoher Herr!" Er: „So thu mir was zu lieb!" Und nun beschwört er sie bei der Macht, die sie ihm hingegeben, und bei dem Gott, den ihre Seele glaubt, hinfort nicht ihm, sondern dem Vater zu folgen. Sanfte Posaunenklänge umschweben diese Stelle und zeigen uns Reinthaler auf der Höhe seiner tondichterischen Begabung. Wahrlich, wer diese Klänge fand, ist selbst ein Dichter! Die Wirkung war eine überwältigende; das Schicksal der Oper war entschieden. — Der dritte Act führt in den Wald vor ein Kloster. Ein ergreifender Gesang der Nonnen dringt herüber. Käthchen hat sich von ihrem Vater getrennt und will Einlaß begehren. Da wird sie ungesehen Zeugin der Berathung zwischen dem Rheingrafen und seinen Verschworenen und hat nunmehr nur den einen Gedanken: den Ritter zu warnen, zu schützen. In der Nacht erreicht sie Thurneck, und ihr Ruf „Mein hoher Herr!" erreicht den Geliebten, dessen Glaube an Kunigunde mächtig erschüttert ist. Nun der Brand des Schlosses mit allen Schrecken, neben welchen die Betrachtung des Thürmers, obwohl aus dem noch nicht völlig ausgeschlafenen Rausche erklärlich, doch völlig überflüssig erscheint. Nun Käthchens Bereitwilligkeit, das von Kunigunde vergessene Bild des Grafen aus den Flammen zu holen, ihre Wiederkehr, weil sie den Schlüssel vergaß, ihr abermaliges Verschwinden in Rauch und Flammen, die unverhehlte Freude Kunigunde's, als das Gebälk zusammenbricht und die Nebenbuhlerin begräbt, endlich das Erscheinen des Cherub, der seine Hände schützend über Käthchen breitet. Die leibhaftige Erscheinung des Engels hätte Bulthaupt umgehen sollen. Es ist immer mißlich, eine Traumgestalt zu verkörpern; hier aber wird das Schön-Menschliche des Vorgangs unnöthig verschüttet; es wird grobsinnlich, was zu vergeistigen war. An den innerlich geschauten Cherub glaubt Jedermann, an den „gestellten" Niemand. — Im vierten Act fesselt das Lied Gottschalk's „In alter Zeit — 's ist lang vorbei", welches unbedenklich als ein gutes Lied bezeichnet und in die Hausmusik aufgenommen werden kann. Das Erscheinen Käthchens im Hollunderbusch, das folgende Duett, der Einzug und Abzug Kunigunde's, sowie der Schlußchor vermögen eine Steigerung nicht mehr zu bringen.

Nicht nur beiläufig wurde oben an den „Freischütz" erinnert. Auch im „Käthchen" quillt der Brunnen gut deutschen Sanges erfreuend und erfrischend. In der Beharrlichkeit Käthchens, den von höheren Mächten gesetzten Zweck ihres Daseins zu erfüllen; in der Opferfreudigkeit, die selbst das Leben preisgibt; in der Heilighaltung des gegebenen Versprechens; in der sittlichen Reinheit ihrer Erscheinung: überall blühen uns die Ideale der Nation entgegen. Agathe und Käthchen sind Geschwister, Weber und Reinthaler Geistesverwandte. Man verweile bei den Chören des Epigonen und bewundere ihren Wohllaut, ihre vortreffliche Arbeit. Man nehme Alles zusammen, was Käthchen, was Agathe zu singen hat und bezeuge die Einheitlichkeit des Charakters. Nicht Elsa, nicht Eva — die besten Frauengestalten Wagner's — zeigen mehr Abrundung und feinere Durchbildung. Das Orchester behandelt Reinthaler mindestens geschickt. In Melodie und Harmonie zeigt sich reiche Begabung, glückliche Erfindung, gute Schule. Weit ab liegen Routine und Phrase. Immer schreibt Reinthaler zur Sache und immer mit dem Herzen. Wir haben im Käthchen wirklich eine deutsche romantische Oper und freuen uns derselben.

Die Aufführung unter Herrn Kahl's ausgezeichneter Leitung brachte eine Ueberraschung: Fräulein Weitz als Käthchen. Das reine, träumende, liebende Mädchen

gewann körperlich und musikalisch glaubwürdige Gestalt. Man sah sie gern und hörte sie gern. Dieses Flimmern der Stimme, sonst störend, war hier eine merkwürdig überzeugende Form der Wesensäußerung.

* * *

Dem Oratorium gereicht in den meisten Fällen eine früh vermittelte intime Bekanntschaft mit dem Stoff zum Vortheil. Diesen Vortheil auszunutzen sind denn auch alle Componisten geistlicher, biblischer Texte bestrebt. Welche irgendwie zur oratorischen Behandlung geeignete biblische Geschichte ist noch nicht componirt? Schon muß, wie dies Albert Becker in seinem neuesten Chorwerke „Selig aus Gnade" gethan hat, der historische Boden verlassen und zur losen Anreihung von Sprüchen geschritten werden. Auch Johannes Brahms hat sich im „Deutschen Requiem", und neuester Zeit in seinen für den a capella Doppelchor geschriebenen „Fest- und Gedenksprüchen" mit Sprüchen begnügt. Einen glücklichen Griff that Martin Blumner mit seinem Oratorium „Abraham". Obwohl schon vor dreißig Jahren componirt, erschien es in der Singakademie wie eine Neuigkeit. Das Gute, Edle, in der Sphäre reiner Empfindung Geschöpfte und den ewigen Gesetzen des Schönen gemäß Gestaltete kann wohl unter der Fülle des Neuen, wie eine praxitelische Sculptur unter dem Schutt der Jahrtausende zeitweilig verschwinden; veralten aber kann es nie. Veralten kann nur, was nicht aus dem Ewigen geboren ist. Darum finden alle Künste ihre nachhaltigsten Anregungen, den ewig sprudelnden Quell der Gedankenbefruchtung und Kraftverjüngung im religiösen Gebiete, gleichviel ob sie nach Gott oder Göttern fragen, ob sie Gott als Vater oder Zebaoth, als Inbegriff der Liebe oder der Rache bekennen. Wie Händel und Bach, so haben auch Haydn, Mozart und Beethoven, haben sogar Liszt und Wagner dort die besten Wurzeln ihrer Kraft, ob auch die Spuren davon bei Wagner in Verschleierung und Verschwommenheit fast untergehen. Aber seine „Götter" bedeuten wenigstens übermenschliche Wesen, ob sie gleich gar zu menschlich sich gebärden. Schade, daß es mit dem Parsifal bei einem schüchternen Schritt in die Vorhalle des Heiligthums bewendete, daß der „Christus" nur eine Textskizze blieb. Andere Mächte zogen und sogen an dem „Meister". Die Welt des Sinnlichen wehrte ihm den Eintritt in die Welt des Uebersinnlichen. Und zwischen denen ist eine Kluft, wie zwischen Marke's Land und Mamre, zwischen Tristan und Abraham. Man halte die Gegenüberstellung von Oper und Oratorium weder für gewagt noch für unberechtigt. Von diesen beiden Musikformen geht die nachhaltigste Wirkung aus, eine nachhaltigere, als sie die reine, absolute Instrumentalmusik jemals gewähren kann. Nur in der ethischen Kraft, nur in der Durchdringung des Geistigen mit dem Ewigen wird das Kunstwerk als solches erkannt und anerkannt. Und in diesem Sinne, als Factor der nationalen Erziehung gebührt dem Oratorium unzweifelhaft der Vorzug vor der Oper, obwohl oder vielleicht weil sich in dieser die dichterische, dramatische, scenische, malerische und musikalische Wirkung vereinigen. Um so bedauerlicher ist es, daß sich Oratorien-Componisten nur vereinzelt und allmälig immer weniger finden. Und um so dringender erwächst die Pflicht, jedes Lebenszeichen auf dem Gebiete der heiligen Musik willkommen zu heißen und zu kräftigen.

Blumner's „Abraham" zeigt alle Merkmale der Jugendarbeit. Neben blühender Phantasie und glücklichem Erfassen der Ausdrucksmittel, neben gestaltenreicher, textgemäßer Melodie und klarer, die Idealität respectirender Harmonieführung, neben meisterhafter Kunst des Satzes und einer an Händel gemahnenden Beherrschung der Chormassen, findet sich auch eine gewisse Redseligkeit, das Behagen am Ausspinnen der Gedanken bis zum Rest, die Lust am Gebrauche der unterworfenen Technik. Was aber schwerer wiegt als alle Vorzüge und was für die Schwächen des Werkes reichlich entschädigt, ist die in demselben waltende und gestaltende Frömmigkeit, die nicht gelernt werden kann, die Leben weckt, weil sie Leben ist. — Da der Componist auf Grund seiner Bibelfestigkeit, wie alle seine Texte so auch diesen selbst zusammenstellte, so wird es schon deshalb interessiren, den Plan des Oratoriums kennen zu lernen, weil, von „Isaak's Opferung" abgesehen, vor Blumner noch kein Componist den be-

zeichneten Stoff mit gleicher theologischer Gründlichkeit behandelt hat. Der erste Chor „Gott der Gerechtigkeit", auf dessen Themen schon die Einleitung gebaut war, ist eine Bitte um Verleihung des Sieges, den Elieser gleich darauf verkündet. Dem demüthigen Sieger Abraham geht der Priester Melchisedek entgegen. Aus der Situation entspringt ein Duett für zwei Bässe und zwei verwandte Charaktere. Nun preist Sorah (Alt) den Heimkehrenden, der dann nach dem Ausruf „Wo ist ein Erbe meines Stammes?" eine ergreifende Arie anstimmt. Der hier sich anschließende Chor „Hoffe auf den Herrn" gehört zu den werthvollsten Juwelen unsres Oratorienschatzes. Das ist so recht ein Trostwort voll zuversichtlichen Glaubens an die Gewährung. Nun entwickelt sich die Scene mit den drei Engeln (drei Frauenstimmen). Die Ankündigung von Sodoms Untergang, die immer dringendere, inbrünstige Bitte Abraham's für wenige Gerechte, endlich der Chor der himmlischen Heerscharen, welche das Schicksal der gottlosen Städte verkünden — das gibt eine unwiderstehliche Steigerung. Wie ein Dies irae, nicht weniger gewaltig und erschütternd als das von Mozart und Cherubini, bricht der Vernichtungschor herein. Hier entwickelt Blumner mit den einfachsten Mitteln eine Kraft der Darstellung, wie sie weder auf oratorischem noch dramatischem Gebiet packender gefunden werden dürfte. Mit einem Gebet Abraham's endet der erste Theil. Im zweiten Theil wird zuerst die Verstoßung von Hagar und Ismael behandelt, und zwar durch ein Quartett (mit Chor), dem eine Kürzung vortheilhaft sein würde. Der Chor der Engel in der Wüste „Der Herr wird dich behüten! Siehe, den Wasserbrunnen!" schließt die Scene wirkungsvoll ab. Nun, gegen Ende des Werkes folgt dessen wichtigster und bester Theil. Auf das Verlangen des Engels „Opfre Isaak!" antwortet Abraham mit einer Arie von vollendeter Schönheit, eine Composition, die mit den zwei sie umfassenden Recitativen zu den hervorragendsten Zeugnissen der oratorischen Kunst gehört. Ergreifend wirkt die Tenorarie „Wirf dein Anliegen auf den Herrn", die Marschmusik zu dem Gange nach Morija, das Gespräch zwischen Vater und Sohn und endlich der erlösende Zuruf „Abraham!" im leisesten Piano vom achtstimmigen Chor gesungen. Gegen den leisen Gesang der Chormasse, eine Glanzthat der Singakademie, erschien der Accord der antwortenden Holzinstrumente, obwohl sie ebenfalls im Pianissimo erklangen, entschieden zu hart; das Streichinstrument würde hier mystischer wirken. — Unter den Solisten traten Fräulein Helene Oberbeck und Herr Betz weit in den Vordergrund.

* * *

Die Bezeichnung „Kirchenoratorium" für Albert Becker's „Selig aus Gnade" kündigt eine neue Species, nämlich ein Chorwerk an, dessen chorische und solistische Abschnitte mit dem von der Gemeinde zu singenden Choral abwechseln. Die Verquickung des Kunstwerkes mit dem Gemeindechoral ist aber keineswegs eine Neuigkeit, sondern so alt wie das evangelische Oratorium. Die Werke eines Schütz und Bach hatten einen unentbehrlichen und altgewohnten Gehülfen in der singenden Gemeinde. Als aber die oratorischen Aufführungen der Weihnachts- und Passionszeit aufhörten, integrirende Theile des Gottesdienstes, also unentgeltliche zu sein, verstummte auch die Gemeinde, und der Kirchenchoral verblieb dem Kirchenchor. Die alte Praxis wieder lebendig zu machen, brachte Reinhold Succo Neujahr 1889 seine Cantate „Das Jahr geht still zu Ende" in der Thomaskirche zur Aufführung. Mit Chor und Orgel vereinigten sich Geistlicher und Gemeinde, d. h. eine wirkliche Gemeinde, nicht ein Entréepublicum; und so kam eine erbauliche Neujahrsfeier zu Stande. Succo also hat für Berlin das Verdienst, die alte Idee in reinster Form idealisirt zu haben. Er blieb bisher ohne Nachfolge und hat sie auch in Becker nicht gefunden. „Selig aus Gnade", ist ursprünglich eine Spruchcantate für das Todtenfest und wurde als solche (ohne Choräle) der Singakademie angeboten. Erst als das Werk die Bestimmung erhielt, einer Gedächtnißfeier für Kaiser Wilhelm zu dienen, wurde ihm der Gemeindegesang eingegliedert. Ohne den Letzteren würde der Motettencyklus seine Vorzüge freier und glänzender entfalten, würde der künstlerische Fluß nicht in so störender Weise zum Stauen gebracht werden, und würde auch die

Entfernung nicht so deutlich zu erkennen sein zwischen dem Becker'schen und dem eigentlichen Kirchenstil. Als am 11. Februar 1881 Becker's Hauptwerk, die Messe in B-moll, durch die Singakademie unter Blumner's Leitung den Berlinern bekannt wurde, fand die einfache und geschickte Art, wie der lateinische Meßtext durch orchestrale Einflechtung des evangelischen Chorals für die evangelische Kirche gewissermaßen reclamirt wurde, sofort Verständniß und Beifall, ja der Erfolg des Werkes resultirte wesentlich aus diesem guten Gedanken. Daß zwei Jahre später Becker seine Reformationscantate mit dem Choral in der überlieferten Form herausbrachte, also selbst die durch das Reformationsjubelfest erzeugte Bewegung des evangelischen Gemüths mit musikalischen Mitteln nur vom Chor her zu bereichern und zu steigern suchte, beweist offenbar, daß ihm auch damals der Gedanke einer Anlehnung des Gemeindegesanges an die Partitur fern lag. Dieser Gedanke entsprang thatsächlich in demselben Jahre den Berathungen des deutschen Kirchengesangvereins.

Man darf annehmen, daß Becker die Vollkraft seiner Erfindung anspannte, und in der That hat er für die Tiefe seiner Auffassung und für seine tonkünstlerische Geschicklichkeit in vielen Einzelzügen und in ganzen Nummern, zu denen namentlich die Fugen gehören, ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Daß er seine Vorgänger und Muster genügend kennt, beweist z. B. das Alt-Solo „O Mensch, gedenk' ans Ende", neben welchem der Cantus firmus „Herzlich thut mich verlangen", von den Instrumenten geistvoll umspielt wird, sowie der nachfolgende Chorchoral selbst. Beide Nummern sind so durch und durch im Stile Bach's gehalten, daß es leicht fällt, die geläufigen Vorbilder zu citiren. Diese Aehnlichkeit gereicht dem Epigonen zu um so größerem Ruhme, da sie alle Merkmale der selbständigen Durchbildung trägt. Daß die dem strengkirchlichen Typus fremde Chromatik sich unbeschränkt, ja üppig entfaltet, ist eine erklärliche Folge der neueren Musikentwicklung. Daß ferner auch die von Berlioz eingeleitete und von Wagner weitergeführte moderne Instrumentation an Becker nicht spurlos vorüberging, daß mit der Baßclarinette, Harfe und großen Trommel (!) einzelne raffinirte Effecte erzeugt werden, darf ebenfalls als Experiment mit den dem Publicum bekannt gewordenen Vocabeln aus dem Wagner-Wörterbuche passiren. Wenn aber (wie im Alt-Solo „Ach Herr, wende dich zu mir") der Erinnerung an die Bühne und an die brünstige Harmonie im Tristan gar nicht auszuweichen ist, wenn namentlich am Schluß die abenteuerlichen Staccatostöße der Posaunen eintreten, so verflüchtet das „Kirchenoratorium" unaufhaltsam, und zum „Gemeindegesang" kommt man nur mit verlegener Miene. In Summa: „Selig aus Gnade" ist ein bedeutendes Werk, aber als Kirchenoratorium ein bedeutender Irrthum.

* * *

Der Cäcilien-Verein unter Direction des Herrn Professor Alexis Holländer erwarb sich das dankenswerthe Verdienst, dem tüchtigen Werke eines jungen Kunstgenossen zur Oeffentlichkeit zu verhelfen. Unter den Musikern der jüngsten Generation, deren gradus ad parnassum wir mit wachsender Spannung beobachten, gilt uns Georg Schumann seit dem Erscheinen seiner Preissymphonie als einer der begabtesten. Die Symphonie erregte auch darum ein gewisses Aufsehen, weil ihr Autor kaum zwanzig Jahre alt war, in der Erfindung und Gestaltung aber einen auffallenden Grad von Reife erkennen ließ. Wer an dem bedeutenden Talent noch zweifelte, wurde durch das Chorwerk „Amor und Psyche" überzeugt und erfreut. Der Dichter Dr. Heinrich Bulthaupt hat dem Componisten so vortrefflich in die Hände gearbeitet, wie es gerade von ihm am ehesten zu erwarten war. In blühender Sprache, tadellosen Versen, zweckmäßig gruppirten Scenen und wirksamen Schlußnummern jedes einzelnen der vier Theile geht die entzückende Sage an uns vorüber, deren Urform, wie sie Apulejus in seinen Metamorphosen aus dem Mythenkreise zusammenstellt, hier in freier Neufassung und Neudichtung geboten wird. Ursprünglich ist Psyche eine von drei Königstöchtern, welche Amor, in Liebe entbrannt, an einen abgeschiedenen Ort versetzt, ohne daß sie ihn erkennt oder nur mit Augen schaut. Durch ihre bösen Schwestern verlockt, forscht Psyche nach dem Anblick des Geliebten und wird zur Strafe dafür von ihm verlassen. Sie sucht ihn unter tausend Mühen und gewinnt

durch ihre Beharrlichkeit Verzeihung. Bulthaupt zeigt uns Psyche, wie sie, um ihrer Schönheit willen mehr als Kythere verehrt, vom Orakel durch den Mund des Venuspriesters auf eines Felsens Spitze verbannt und einem Dämon preisgegeben wird. Psyche gehorsamt der Weisung, aber der Dämon ist Amor, der sie entführt. Ein Duett schildert des Gottes erneutes Kommen und Entschweben. Sein Abschiedsruf „Schweig und liebe!" wird von den Stimmen der Dämonen übertönt, und so geht die Zweifelnde ihrem Verhängniß entgegen. Mit dem im Schlafe Ueberraschten schwindet die Herrlichkeit des Zaubergefilds. Nymphen und Satyrn nahen der Verlassenen, und der Waldgott räth zu dem Gange in das Heiligthum Kytherens. Die Göttin verlangt als Buße drei Opfergaben: eine Flocke des goldenen Vließes, eine Schale Wassers aus dem Orkus und einen Granatapfel aus dem Schattenreich. Von Amor heimlich unterstützt, besteht Psyche das Wagniß. Schon ist sie mit dem Apfel durch die schwarze Pforte glücklich entronnen, da strauchelt ihr Fuß, sie stürzt und stirbt. Von Amor wieder entdeckt, steigt sie mit ihm zu den Göttern auf. — Die Musik hat ihre Glanzpunkte in den beiden rein orchestralen Nummern: Tanz der Nymphen und Satyrn, und später Psyche's Gang zur Unterwelt. Der Tanz ist ein Werk im Werke. In der Holzbläsergruppe wirken charakteristische, interessant contrapunktirte Themen, eigenartige Rhythmen und überraschende Klangcombinationen, so treffendrealistisch, daß man den bacchantischen Zug und Reigen vor Augen zu haben meint. Eine gelegentliche Verwendung im Ballet würde diesen Tanz als typisch für das ganze Genre erkennen lassen. Sicher wird in dieser Richtung, also in der Weiterbildung des Heiter-Phantastischen, das uns z. B. in Mendelssohn's Ouvertüre zum Sommernachtstraum entzückt, Schumann auch künftig Hervorragendes leisten, und sich damit um so mehr Dank erwerben, je weniger ausgiebig bei den neueren Componisten leider gerade die humoristische Gestaltungskraft sich erweist. Von hervorragender Bedeutung sind auch einige Recitative und Arien der Titelrollen, blaß dagegen ist Alles gerathen, was der Oberpriester singt, und mit geringen Ausnahmen bleibt der chorische, also der wichtigste Theil durch die vorherrschend homophone Behandlung interesselos. Als Ganzes aber verdient das neue Werk die Beachtung der Vereine, auch weil besonders schwierige Aufgaben nicht gestellt sind.

* * *

Die hohe künstlerische Autorität des Herrn Hans von Bülow sicherte auch für die zweite Hälfte der Spielzeit den Philharmonischen Concerten das weitaus überwiegende Interesse, gegenüber selbst den Symphonie-Soiréen der königlichen Capelle, die unter dem Mangel an Zeit für gründliche, ergiebige Proben entschieden leiden. Einem neuen eigenartigen Werke von Carl Reinecke (Leipzig), einem Cyklus von sechzehn symphonischen Sätzen mit dem Gesammttitel „Von der Wiege bis zum Grabe" widmete das königliche Orchester besondere Sorgfalt. Nicht weniger als das ganze Menschenleben zieht Bild auf Bild in Tönen und Worten (verbindender Text) an uns vorüber: ein Inhalt, Jedermann geläufig und verständlich — Worte, die nichts sonst als wohllautende Ueberschriften sein wollen — Töne, die wie klingende Arabesken jedes einzelne Lebensbild charakteristisch umrahmen. Reinecke dachte keineswegs an einen Heros, wie er Beethoven zu seiner Eroica begeisterte; es war auch nicht seine Absicht, die einzelnen Lebensphasen in Berlioz's Manier dramatisch aufzufassen; noch weniger schien es ihm angebracht, in seinen „Menschen" Allerlei hineinzugeheimnissen, durch überwürzte Klangeffecte erhitzte Vorstellungen zu erzeugen und so einen Romanhelden musikalisch zu skizziren. Dichtung und Musik begnügen sich vielmehr mit der bürgerlichen, altväterischen und dabei gut deutschen und gottesfürchtigen Durchschnittsnatur, die wir Alle kennen und lieben, und die doch, leider! so selten ist und immer seltener wird. Aber gerade in diesem Sichbescheiden liegt die Erklärung für den Erfolg, welchen das liebenswürdige Werk seit zwei Jahren allerwärts und zuerst im Leipziger Gewandhause fand. — Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen. Wen „Kindesträume" oder „Spiel und Tanz" nicht zu fesseln vermögen, der verweilt doch mit Wohlgefallen in „Großmütterchens

Stübchen", beobachtet die jungen Menschen beim „rüstigen Schaffen", dann „in der Kirche", beim „Hinaus in die Welt"; seine „schöne Maiennacht", sein „Hochzeitszug", seines „Hauses Weihe" und „stilles Glück", aber auch seine „trüben Tage" und sein „Trost" lassen uns wie in einen Spiegel schauen. „Geburtstagsmarsch", „im Silberkranze", „Abendsonne" und „Ad astra" vervollständigen und schließen den lebensvollen Cyklus. Wie Brahms in seiner akademischen Ouvertüre das studentische Lied, so hat Reinecke hier das volksthümliche Lied der Hausmusik, sowie den Choral seinem Zwecke in glücklicher und sinniger Weise dienstbar gemacht, allerdings nur in Form der Andeutung, der Erinnerung, nicht in kunstvoller thematischer Durcharbeitung. Man kommt unwillkürlich zu dem Gedanken, der Componist müsse das Familienleben von der glücklichsten, sonnigsten Seite kennen: ihm wäre sonst weder die Idee überhaupt, noch ihre schlichte, gemüthvolle Ausgestaltung aufgegangen. Ein Bedenken freilich läßt sich nicht unterdrücken; das große, anspruchsvolle Orchester erscheint häufig als der weniger geeignete Apparat für diese Familienangelegenheiten. Zu einem solchen Künstleraufgebot wie die königliche Capelle steht weder der dichterische noch der musikalische Inhalt, noch auch die ursprüngliche Intention im rechten Verhältniß. Schade auch, daß nicht durchweg in aller Welt bekannte Melodien verwerthet wurden. Gerade „in der Kirche" erwartet man einen durchaus geläufigen Choral, während der aufgenommene Cantus firmus wahrscheinlich neu componirt wurde. „Schlafe, mein Prinzchen" von Brahms ist schwerlich so bekannt wie etwa „Schlaf, mein Kind, schlaf ein", oder „Müde bin ich, geh' zur Ruh'". Dagegen macht wieder in der Schlußnummer „Wenn ich einmal soll scheiden" (nach dem Bach'schen Satze) eine tiefe Wirkung. — Das musikliebende Haus wird nicht verfehlen, sich die Clavierbearbeitung des Werkes anzuschaffen. Theodor Krause.

Friedrich Nietzsche.

Berichtigung.

In der im Aprilhefte der „Deutschen Rundschau" erschienenen Abhandlung von Georg Brandes über Friedrich Nietzsche findet sich auf S. 85 ein kleines Versehen, wegen dessen jedoch den geistvollen Verfasser jener Abhandlung in keiner Weise ein Vorwurf treffen kann. Das dort erwähnte und zum Theil wiedergegebene Gedicht, „Hymnus an das Leben", rührt nicht von Nietzsche her, sondern ist nur von ihm componirt worden. Herr Dr. Brandes ist durch den Umstand irregeführt worden, daß auf dem Titelblatt der Musik für das Gedicht selbst kein Verfasser genannt, sondern dasselbe einfach als von Nietzsche componirt bezeichnet ist[1]). Hieraus lag es nahe, zu folgern, daß nicht nur die Musik, sondern auch die Worte von Nietzsche herrühren.

Dies ist aber nicht der Fall. Verfasserin des Gedichts ist Henri Lou (Lou Andreas, geb. von Salomé), in deren Roman „Im Kampf um Gott" (Leipzig, W. Friedrich) dasselbe auf S. 187 als „Lebensgebet" bereits seit dem Jahre 1885 gedruckt vorliegt.

Wie aus den Briefen F. Nietzsche's an die Verfasserin hervorgeht, wurde ihm das im Jahre 1882 entstandene Gedicht im Manuscript mitgetheilt und ist damals von ihm componirt worden: „In Naumburg kam wieder der Dämon der Musik über mich — ich habe Ihr Gebet an das Leben componirt;" und in einem anderen Briefe: „Inzwischen hat der Professor Riedel hier, der Präsident des deutschen Musikvereins, für meine ‚heroische Musik' (ich meine Ihr ‚Lebensgebet') Feuer gefangen — er will es durchaus haben, und es ist nicht unmöglich, daß er es für seinen herrlichen Chor (einen der ersten Deutschlands, der ‚Riedel'sche Verein' genannt) zurecht macht. Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir Beide zusammen zur Nachwelt gelangten — andere Wege vorbehalten." —

Tempelhof, den 17. Mai 1890. F. C. Andreas.

[1]) Der Titel lautet: „Hymnus an das Leben für gemischten Chor und Orchester", componirt von Friedrich Nietzsche. Leipzig. 1887.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Die Aufnahme, welche der Kronprinz von Italien bei seinem jüngsten Besuche in Deutschland von Seiten der gesammten Bevölkerung gefunden hat, darf als ein neuer Beweis für die Thatsache gelten, daß das deutsch-italienische Bündniß nicht bloß eine politische Nothwendigkeit ist, sondern auch feste Wurzeln in den Herzen aller Deutschen gefaßt hat. Unwillkürlich wurde die Erinnerung an den Besuch wach, welchen König Humbert mit seinem Sohne im vorigen Jahre in der deutschen Reichshauptstadt abstattete. In den begeisterten Kundgebungen, mit denen damals der Souverän des verbündeten Landes, sowie dessen Thronerbe begrüßt wurde, gelangte das allgemeine Gefühl zum Ausdrucke, daß Italien und Deutschland, deren Existenzbedingungen gewissermaßen dieselben sind, auch in Zukunft sich stets als unerschütterlich treue Bundesgenossen erweisen werden. Wie das Haus Savoyen in Italien stets den Einheitsgedanken verkörperte und ihn endgültig verwirklicht hat, löste das Haus Hohenzollern in Uebereinstimmung mit dem deutschen Volke und den deutschen Fürsten diesseits der Alpen dieselbe Aufgabe. In der Erreichung des nationalen Zieles liegt andererseits die sicherste Bürgschaft, daß Deutschland und Italien mit dem zum europäischen Friedensbündnisse alliirten Oesterreich-Ungarn, allen Eroberungszwecken durchaus abhold, nur das Werk der Civilisation zu fördern entschlossen sind. So kann denn auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Widersacher der Tripelallianz wider bessere Ueberzeugung den leitenden Staatsmännern der verbündeten Monarchien andere als friedliche Bestrebungen zuschreiben.

Wie Kaiser Wilhelm und König Humbert, sowie die Leiter der auswärtigen Politik Deutschlands und Italiens bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihre feste Absicht, nach besten Kräften den Frieden zu wahren, betonen, lassen auch die Staatsmänner Oesterreich-Ungarns keinen Zweifel in dieser Hinsicht obwalten. Bei der am 4. Juni vollzogenen Eröffnung der Sitzungen der österreichischen und der ungarischen Delegation ermangelten beide Vorsitzenden nicht, die Grundsätze zu erörtern, nach denen die auswärtige Politik unter den gegenwärtigen Verhältnissen geleitet werden muß. In der österreichischen Delegation hob deren Präsident, Fürst Georg Czartoryski, hervor, daß bei aller Wahrung des Ansehens der Monarchie nach außen, sowie ihrer unversehrten Vertheidigungsfähigkeit vor Allem die Erhaltung des Friedens gewünscht werden müsse; und zwar eines derartig gefestigten Friedens, daß es möglich wäre, mit voller materieller und geistiger Kraft sich den höchsten Culturaufgaben zu widmen. Der Präsident der ungarischen Delegation, Graf Ludwig Tisza, verhehlte seinerseits nicht die Einschränkungen, unter denen auf die Erreichung des friedlichen Zieles mit einer verhältnißmäßigen Zuversicht gerechnet werden darf. Er wies insbesondere darauf hin, daß die Delegation ihre Aufmerksamkeit auch auf die Vorgänge außerhalb der Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie lenken müsse, wobei sie sich der Erkenntniß nicht verschließen könne, daß in den internationalen Beziehungen die An-

zeichen eines festen Vertrauens in Bezug auf das Bestehende keineswegs überall in derselben Weise wahrnehmbar seien. Graf Ludwig Tisza lieh deshalb dem Bedauern Ausdruck, daß der Zeitpunkt der Erfüllbarkeit des gemeinsamen Wunsches der civilisirten europäischen Völker noch nicht gekommen. Dieser Wunsch aber wurde von dem Präsidenten der ungarischen Delegation dahin zusammengefaßt, die internationalen Verhältnisse möchten sich derartig gestalten, daß die verschiedenen Staaten nicht gezwungen wären, zur Erhaltung ihrer Wehrkraft so große Opfer an Menschen und Vermögen zu bringen. Da nun aber die allgemeine Abrüstung eben ein pium desiderium bleibt, muß auch Oesterreich-Ungarn in der Organisirung seiner Wehrkraft mit den übrigen europäischen Großmächten gleichen Schritt halten. Freilich betonte Graf Ludwig Tisza zugleich, daß der Opferwilligkeit immerhin durch die Opferfähigkeit eine Schranke gesetzt werde. Rückte sowohl der Präsident der österreichischen Delegation als auch derjenige der ungarischen die auswärtige Politik in den Vordergrund, so war doch auch von Interesse, was Graf Ludwig Tisza über das Verhältniß Ungarns zu Oesterreich bemerkte. Er wies auf die allgemeine Ueberzeugung hin, daß jeder der beiden Staaten der Monarchie in seinem eigenen Interesse, sowohl vom Standpunkte des wechselseitigen Schutzes als auch im Hinblicke auf die unter den großen Staaten Europa's einzunehmende Stellung, auf den anderen angewiesen ist, falls er ein Machtfactor bleiben will. Gibt es doch kaum einen ernsthaften Staatsmann, der nicht einsähe, daß zur Erledigung der gemeinsamen Angelegenheiten kaum eine zweckmäßigere Modalität ersonnen werden könnte, obgleich die Lösung der Aufgabe der Delegationen selbst bei dieser Organisation keine leichte ist.

Beim Empfange der beiden Präsidenten äußerte sich auch Kaiser Franz Joseph am 7. Juni in Pest über die allgemeine politische Lage. Er hob hervor, daß die Fortentwicklung der Wehrkraft Oesterreich-Ungarns nothwendiger Weise im Einklange mit der wichtigen Stellung bleiben müsse, welche der Staat neben seinen Verbündeten und in Europa zu behaupten habe. Sei es doch bei aller gewissenhaften Erwägung der finanziellen Verhältnisse Oesterreich-Ungarns unumgänglich, außer weiteren militärischen Vorsichtsmaßregeln auch die aus den Fortschritten der Technik auf dem Gebiete des Schieß- und Befestigungswesens sich ergebenden Erfordernisse ins Auge zu fassen. In dem inzwischen erstatteten Berichte des Ausschusses der ungarischen Delegation über das Budget des Auswärtigen wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Vermehrung der Vertheidigungsmittel keineswegs zu Angriffszwecken erfolge, sondern lediglich, um der Stimme Oesterreich-Ungarns das nöthige Gewicht zu verleihen, sowie den Bundesgenossen der Monarchie die Gewähr zu leisten, daß sie ebenso viel von ihrem Alliirten zu erwarten haben, wie sie selbst zu bieten im Stande sind. Betont wird zugleich, wie durch die Unabhängigkeit des Bündnisses von einzelnen Persönlichkeiten bewiesen werde, daß es vom Gesichtspunkte der Interessen aller Theile eine Nothwendigkeit bilde und im Bewußtsein der Dynastien, sowie der Völker unausrottbare Wurzeln gefaßt habe. Da die Erhaltung des europäischen Friedens das hauptsächliche Ziel der Tripelallianz ist, darf Oesterreich-Ungarn einen wesentlichen Theil des Verdienstes beanspruchen, an der Lösung dieser Aufgabe mitzuwirken. Auch im Uebrigen gebührt der Regierung der Monarchie volle Anerkennung, da es ihr gelungen ist, die Entwicklung Bosniens und der Herzegowina in solchem Maße zu fördern, daß die Verwaltungskosten jetzt bereits aus den eigenen Einnahmen dieser Länder gedeckt werden.

Hätte es aber noch eines Beweises bedurft, daß Oesterreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel nicht minder als Rußland einen maßgebenden Einfluß auszuüben im Stande und berechtigt ist, so müssen selbst Diejenigen, welche die civilisatorische Bedeutung der Monarchie im Oriente bezweifelten, durch die Ueberwindung aller Schwierigkeiten in Bosnien und der Herzegowina eines Besseren belehrt werden. Um so mehr darf gehofft werden, daß es auch in Böhmen trotz den Bemühungen der Jungtschechen gelingen wird, einen Ausgleich zwischen der tschechischen und der deutschen Bevölkerung dieses Kronlandes herbeizuführen. Bei den Berathungen der Landesschulrathsvorlage im böhmischen Landtage zeigte sich allerdings, daß auch im alttschechischen Feldlager

Elemente vorhanden sind, welche nicht gewillt sind, dem Führer Rieger in der Frage des Ausgleiches Heeresfolge zu leisten. Ganz abgesehen aber davon, daß die Deutschen und Großgrundbesitzer, die an den hinsichtlich des Ausgleiches getroffenen Vereinbarungen festhalten, im böhmischen Landtage über die Mehrheit verfügen, haben auch die Anhänger des Alttschechen Rieger in durchaus loyaler Weise den übernommenen Verpflichtungen Genüge gethan. Auf deutscher Seite wiederum bürgen Namen wie diejenigen Plener's und Schmeykal's dafür, daß nicht etwa vitale Interessen des Deutschthums in Böhmen dem Ausgleiche zu Liebe geopfert werden. Daß nicht sämmtliche Wünsche der Deutschen in Böhmen erfüllt werden können, folgt aus den eigenartigen Verhältnissen des Landes, in welchem der nationale Friede nur um den Preis erreicht werden kann, daß sowohl die Deutschen als auch die Tschechen auf einen Theil ihrer Forderungen verzichten. In dieser Beziehung ist charakteristisch, daß der Führer der dem Ausgleiche feindseligen jungtschechischen Partei Gregr gegen die Regierung den Vorwurf richtete, sie arbeite an der Desorganisation der Monarchie. Diese von den extremen Elementen im tschechischen und im deutschen Lager ausgehenden Angriffe gestatten den Schluß, daß die Wahrheit auch hier in der Mitte liegt. Kaiser Franz Joseph erkannte jedenfalls wiederum das richtige Interesse seiner Monarchie, als er bei der Unterhaltung mit der österreichischen Delegation zu wiederholten Malen auf den Ausgleich in Böhmen hinweis, den er sowohl Plener als auch Rieger gegenüber als eine Staatsnothwendigkeit bezeichnete. Insbesondere dankte der Monarch dem Führer der Alttschechen für seine Haltung. Daß das Ausgleichswerk, wie es einer Nothwendigkeit des Staates entspricht, auch zu Stande kommen müsse, wurde vom Kaiser Franz Joseph ausdrücklich hervorgehoben, als er die Hinweisung Rieger's auf die Schwierigkeit der Situation der tschechischen Abgeordneten in dem Sinne beantwortete, daß das Volk in Böhmen in Folge der unablässigen Agitation stark verhetzt sei, während doch die Rechte des Landes in keiner Weise geschmälert werden sollten.

Alle Anhänger des europäischen Friedens würden es sicherlich mit hoher Genugthuung begrüßen, wenn die Machtstellung Oesterreich-Ungarns durch die Versöhnung der nationalen Gegensätze im Inneren der Monarchie erhöht werde, so daß den panslawistischen Bestrebungen ein Damm entgegengesetzt wäre. Die Heißsporne in Rußland dürften jedenfalls zurückhaltender werden, sobald sie erkennen, daß ihre Phantasmagorien allenfalls nur noch in Frankreich ernsthaft genommen werden. Wie bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Ueberschwänglichkeit, mit welcher auf der anderen Seite die panslawistischen Organe jeden Vorgang beurtheilen, aus welchem sie folgern zu können glauben, daß das französisch-russische Bündniß der Verwirklichung näher gerückt sei. Die Verhaftung einer Anzahl „Nihilisten" in Paris wurde unlängst zu einer großen Haupt- und Staatsaction aufgebauscht, weil aus dem veränderten Verhalten der französischen Regierung, die früher den russischen Revolutionären eine Art Freistätte zu gewähren schien, erhellen sollte, daß die Republik nunmehr auch in dieser Beziehung nicht bloß ihren internationalen Verpflichtungen gegen einen befreundeten Staat gerecht werde, sondern selbst davor nicht zurückschrecke, gewisse Hülfsdienste zu leisten. Es bedurfte aber nur einiger „Anfragen" in den ultraradicalen französischen Blättern, welche auf „Schergendienste" der Republik gegenüber dem Zaren anspielten, um eine Richtigstellung der jüngsten Vorgänge herbeizuführen. Würde doch ein Sturm der Entrüstung gegen das Ministerium Freycinet-Constans entfesselt werden, falls dieses es unternehmen sollte, der russischen Regierung thatsächliche Zugeständnisse zu machen, welche dem ultraradicalen Programme zuwiderlaufen.

Die Freilassung des Herzogs von Orléans, der in Clairvaux die gegen ihn verhängte Gefängnißstrafe verbüßte, nachdem er gewagt hatte, dem Gesetze über die Ausweisung der Prinzen zu trotzen, bot den Ultraradicalen in der französischen Deputirtenkammer bereits Anlaß, die Regierung wegen ihres Verhaltens zu interpelliren. Hierbei wurde darauf hingewiesen, daß das Ministerium sich keineswegs beeilt habe, auch den bei Gelegenheit der Arbeitseinstellungen Verurtheilten in derselben Weise Begnadigung zu Theil werden zu lassen. Obgleich diese Interpellation, bei deren Begründung auch

das Vorgehen des Cabinets Freycinet-Constans gegen die russischen „Revolutionäre" im tadelnden Sinne gestreift wurde, mit einem parlamentarischen Siege der Regierung ihren Abschluß erhielt, unterließ letztere doch nicht, der äußersten Linken insofern ein Zugeständniß zu machen, als unmittelbar darauf eine Anzahl Arbeiter begnadigt wurde, deren Verurtheilung wegen Ausschreitungen bei Gelegenheit der Strikes erfolgt war. Immerhin muß anerkannt werden, daß das gegenwärtige französische Ministerium im Allgemeinen keineswegs durch Schwäche sündigt. Die Freilassung des Herzogs von Orléans war weit mehr ein Act politischer Taktik, als daß diese Maßregel dem Gefühle der Furcht entsprungen wäre. Mit Recht wurde hervorgehoben, wie die Orléanisten sich anschickten, den gefangenen Prinzen als Märtyrer zu feiern, während es sich doch nur um einen Jugendstreich handelte, dessen Urheber lediglich Gefahr lief, eine Zeitlang hinter Gefängnißmauern, das heißt in einer in usum Delphini mit allem Comfort ausgestatteten Zelle, seine Getreuen zu empfangen. Ungeachtet des bombastischen Pronunciamientos, welches der Herzog von Orléans nach seiner Freilassung an die Conscribirten seiner Altersclasse gerichtet hat, darf doch angenommen werden, daß die Republik insofern aus dem Vorgange Nutzen ziehen wird, als die monarchistischen Widersacher, sowie alle Diejenigen, die eine Schilderhebung gegen die bestehenden Staatseinrichtungen planen möchten, nunmehr belehrt sind, wie die Regierung solchen Versuchen gegenüber mit Energie einzuschreiten entschlossen ist. General Boulanger wird dies sicherlich auch auf sich bezogen haben, so daß es von Anfang an als ein Manöver seiner Parteigänger erkannt wurde, als vor einiger Zeit das Gerücht ausgesprengt wurde, der Flüchtling von Jersey würde nach Frankreich zurückkehren, um sich dem Staatsgerichtshofe, der ihn in contumaciam zur Deportation verurtheilt hat, zu stellen, damit von Neuem gegen ihn verhandelt werde. In Wirklichkeit wird der General, der nach berühmtem Muster die Vorsicht für das bessere Theil des Muthes hält, französischen Boden ebenso wenig betreten wie ein anderer „Prätendent", der Prinz Napoléon, der ebenfalls vorzieht, vom sicheren Hafen aus seine volltönenden Aufrufe und Proteste zu erlassen.

Dem Präsidenten der französischen Republik, Carnot, gebührt dagegen die Anerkennung, daß er nach Kräften bemüht ist, Gegensätze auszugleichen und sowohl auf dem Gebiete der auswärtigen Politik als auch auf demjenigen der inneren Maß zu halten, sowie Entgegenkommen zu bekunden. Dies zeigte sich insbesondere wieder bei der jüngsten Rundreise Carnot's, als er in Belfort und anderwärts jede chauvinistische Anspielung vermied, vielmehr die friedlichen Bestrebungen der französischen Republik betonte. Nicht minder bemerkenswerth war der Austausch freundnachbarlicher Versicherungen mit dem officiellen Vertreter der italienischen Regierung, der in Toulon den Präsidenten der Republik, ehe dieser sich nach Corsica begab, begrüßte. Mag es immerhin zunächst nur ein Act internationaler Courtoisie sein, wenn eine derartige Begrüßung des Staatschefs einer benachbarten Nation stattfindet, sobald er in einer Grenzprovinz eintrifft, so darf doch als gewiß gelten, daß in jüngster Zeit die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien sich freundlicher gestaltet haben. Ob diese Besserung im Hinblicke auf die schutzzöllnerischen Tendenzen der Mehrheit der französischen Deputirtenkammer in absehbarer Zukunft auch auf handelspolitischem Gebiete zur Erscheinung gelangen wird, darf allerdings noch bezweifelt werden. Vielfach erörtert wurden in dieser Hinsicht Aeußerungen, welche der französische Botschafter beim Quirinal, Billot, unlängst gethan hat, indem er zugab, daß der italienische Handel durch den französischen Generaltarif mehr belastet werde als der französische Handel durch den italienischen Generaltarif. Wenn aber der diplomatische Vertreter Frankreichs, daran anknüpfend, daß dessen übrige Handelsverträge in zwei Jahren ablaufen, betonen zu müssen glaubte, daß dann auch Italiens Bündnisse ihren zunächst festgesetzten Termin erreichen, so daß der Wunsch gehegt werden dürfe, die europäische Politik möchte dann eine „neue und vernünftigere" Richtung nehmen, so wird dieser Versuch, Italien durch Versprechungen auf handelspolitischem Gebiete dem europäischen Friedensbündnisse zu entfremden, sich jedenfalls fruchtlos erweisen. Italien weiß sehr

wohl, auf welcher Seite es seine wirklichen Freunde zu suchen hat. Alle in Handelsverträgen zu stipulirenden Vortheile würden die italienische Regierung nicht darüber hinwegtäuschen, daß Frankreich vor Allem danach strebt, Italiens Einfluß im Mittelländischen Meere zurückzudrängen. Gelänge es dann auch noch Rußland, in Constantinopel festen Fuß zu fassen, so würde es von dort aus sehr bald nach dem Mittelländischen Meere vordringen, so daß Italien, von den beiden Mächten „umarmt" und erdrückt, auf seine Großmachtstellung verzichten müßte. Diese Erwägung muß, abgesehen von allen übrigen, Italiens Entschluß, im Dreibunde zu verbleiben, bestimmen, zumal da es auch auf die Unterstützung Englands zählen darf, falls Frankreich den Versuch machen sollte, im Gegensatze zu den friedlichen Bestrebungen der Tripelallianz, das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere zu stören. Ueberdies verhehlen sich die maßgebenden Kreise Italiens ebenso wenig wie diejenigen Oesterreich-Ungarns, daß seit dem Rücktritte des Fürsten Bismarck die Bestrebungen aller Widersacher des europäischen Friedens darauf gerichtet sind, Zwietracht innerhalb der am Dreibunde betheiligten Mächte zu säen. Bald hieß es, um in Oesterreich-Ungarn Verstimmung hervorzurufen, Deutschland versuche eine Annäherung an Rußland, bald sollte der herzliche Empfang, welcher dem Kronprinzen von Italien am russischen Hofe zu Theil wurde, ähnlichen Zwecken dienen. Um so erfreulicher sind daher die bestimmten Erklärungen der leitenden Staatsmänner, welche alle jene Gerüchte Lügen strafen. So wurde auch von autoritativer deutscher Seite ausdrücklich versichert, es stehe für die drei verbündeten Regierungen über jeden Zweifel erhaben fest, daß die Voraussetzungen, auf denen die Tripelallianz gebildet worden ist, sich nicht geändert haben, und daß keinerlei Anzeichen vorliegen, welche auf eine Aenderung der Lage in absehbarer Zeit hindeuten, so daß die Interessen der in Betracht kommenden Länder ein strenges und ehrliches Festhalten an den Bestimmungen der Acte der Friedensliga an den maßgebenden Stellen in Berlin, Wien und Rom als unbedingt nothwendig erkennen lassen. Hiernach kann es nur bezwecken, Mißtrauen zwischen den verbündeten Mächten zu säen, wenn jener Thatbestand verdunkelt werden soll, wie es denn auch die wirklichen Verhältnisse völlig verkennen heißt, wenn über die Zweckmäßigkeit oder das Unzeitgemäße einer deutsch-russischen Allianz mit ernster Miene und in diplomatischen Wendungen discutirt wird.

Vielmehr darf mit Rücksicht auf alle entgegengesetzten Gerüchte die Thatsache constatirt werden, daß das zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien abgeschlossene Friedensbündniß auch in Zukunft die feste Grundlage der auswärtigen Politik der betheiligten Staaten bilden wird. Freilich werden zugleich an die Opferwilligkeit dieser Staaten in militärischer Hinsicht Anforderungen gestellt, in Bezug auf welche es der Regierung und den Parlamenten obliegt, sorgfältig zu erwägen, ob sie einer so dringenden Nothwendigkeit entspringen, daß die Steuerkraft des Landes von Neuem auf die Probe gestellt werden darf. Es konnte daher nicht überraschen, daß im deutschen Reichstage, sowie in der mit der Prüfung der Militärvorlage betrauten Commission, nachdem die Vertreter der Reichsregierung den Plan einer zukünftigen umfassenden Heeresorganisation in seinen Umrissen skizzirt hatten, ein Aequivalent für derartige Zugeständnisse in der Weise gefordert wurde, daß dann auch die militärische Dienstzeit herabgesetzt werden sollte. Wenn die militärischen Fachmänner im Namen der Reichsregierung die Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre zunächst mit aller Bestimmtheit ablehnten, so darf doch als gewiß gelten, daß diese Frage im Zusammenhange mit der geplanten Neuorganisation stets wieder erörtert werden wird. Jedenfalls muß mit Genugthuung darauf hingewiesen werden, daß die großen Parteien des Reichstages sich sämmtlich von dem Wunsche beseelt zeigten, nichts zu verabsäumen, was im Interesse der Sicherheit Deutschlands nothwendig ist. Bei allen Meinungsverschiedenheiten blieb das Bestreben unverkennbar, nur sachliche Erwägungen gelten zu lassen; es darf daher gehofft werden, daß eine befriedigende Lösung gefunden werden wird.

Von durchaus versöhnlicher Gesinnung waren auch die verschiedenen Parteien mit Ausnahme des Centrums im preußischen Abgeordnetenhause erfüllt, als sie zunächst dem später in der entscheidenden Abstimmung abgelehnten Entwurfe zur Ausführung des Gesetzes, betreffend die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bisthümer und Geistlichen, keineswegs ablehnend gegenüber standen. Bezweckte diese Vorlage über die Verwendung der „Sperrgelder", der katholischen Kirche für ihre Zwecke eine jährliche Rente von 560 000 Mark zuzuführen, so war es in der That eine Forderung der Billigkeit, daß das Centrum, welches sich als die zur Wahrung der katholischen Interessen berufene Partei betrachtet, durch sein Verhalten und seine Abstimmung die Anerkennung bekunde, welche ein solches Entgegenkommen verdient. War doch mit der von der Regierung eingebrachten Vorlage die offenkundige Absicht verbunden, der katholischen Kirche über eine unmittelbare Verpflichtung hinaus einen neuen Beweis friedlicher Gesinnung zu liefern, sowie auf dem Wege der Versöhnung einen weiteren Schritt zu thun. Hatte die Regierung, wie sie authentisch erklären ließ, von jeher den Wunsch gehegt, es möchte alsbald die Zeit kommen, wo die auf Grund des Gesetzes vom 12. April 1875 angesammelten Gelder zu Gunsten der katholischen Kirche verwendet werden könnten, so erachtete sie diesen Zeitpunkt bei der Einbringung der Vorlage über die „Sperrgelder" für eingetreten, und zwar Dank der Wiederherstellung eines vertrauensvollen Verhältnisses zwischen dem Staate und der katholischen Kirche. Gegenüber der Auffassung des Centrums, welches die Herauszahlung der Capitalsumme und nicht bloß die Gewährung einer Jahresrente an die katholische Kirche beanspruchen zu dürfen glaubte, wurde mit Fug eingewendet, daß, abgesehen von allen übrigen in Betracht kommenden Erwägungen, auch auf die Anschauungen und Gefühle der nicht zum Centrum gehörenden Bevölkerung Rücksicht genommen werden mußte. Hierzu kommt, daß von einer Verletzung des katholischen Bewußtseins um so weniger die Rede sein konnte, als der päpstliche Stuhl, wie authentisch festgestellt ist, erklären ließ, er würde gegen die Grundsätze, auf denen die Vorlage beruht, weder Widerspruch erheben noch Schwierigkeiten machen. Trotzdem glaubte die Centrumspartei im preußischen Abgeordnetenhause katholischer sein zu müssen als Papst Leo XIII. selbst, während die Mehrzahl der übrigen parlamentarischen Parteien keine Veranlassung hatte, dem Centrum ein beneficium aufzudrängen, von dem diese „berufene" Vertretung der katholischen Kirche selbst nichts wissen wollte. So sind Diejenigen, welchen die materiellen Vortheile der Vorlage über die „Sperrgelder" zunächst zu statten gekommen wären, durch die verfehlte parlamentarische Taktik des Herrn Windthorst und der von ihm geleiteten Partei in Mitleidenschaft gezogen worden.

Literarische Rundschau.

Aus einer schweizerischen Kleinstadt.

Gemüthliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt von J. V. Widmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Wenn ein Autor zwei nicht gerade sehr starke Motive ohne sogenannte Actualität, ohne tragische Verwicklung, ohne die kleinen Mittel irgend einer Schule über 436 Seiten hinstreckt, und der Leser, trotzdem sympathisch angemuthet, das Buch nicht mehr von sich lassen kann, bis er es ausgekostet hat, so muß hinter diesem fröhlichen Wohlgeschmack ein Geheimniß stecken. Das Geheimniß ist das der Stimmung und des Talentes. Das Buch gehört zu den seltenen epischen Werken, deren stark subjective Färbung den künstlerischen Eindruck nicht stört, sondern erst recht vollendet, da ihnen nur diese starke Subjectivität Stimmung gibt; nähme man die warmherzige, lebensfreudige Stimmung hinweg, so gliche das Werk einer jener idyllischen, kleingliederigen Landschaften, welche nur im Sonnengold schön sind, aber keine Trübsal des Himmels vertragen. Der wonnig behagliche Eindruck, den Widmann hervorzurufen versteht, rührt von der absoluten Harmonie des Stoffes, der Behandlung und der dichterischen Individualität her. Die sonnigen, gemüthlichen Geschichten sind ihm ans Herz gewachsen, sie sind er selbst, seine geliebte Kinderheimath, seine Jugend; er kann sie nicht ohne die vergnügte Rührung erzählen, die dem verlorenen Paradiese gilt, nicht ohne den lächelnden Humor, der das wiedergefundene in den Glanzgefilden der Poesie schimmern sieht, und wieder einmal hat die aufhorchende Phantasie hinter dem pochenden Herzen eines echten Dichters gestanden, ehe sie ins abendröthliche Land seiner Erinnerungen auszog. Freilich macht die poetische Stimmung das Kunstwerk nicht allein aus; oder vielmehr sie macht es gar nicht aus, wenn nicht der Kunstverstand das Seine in Composition und Charakteristik vorher geleistet hat. Widmann hat seine Zeichnung so leicht, glücklich und selbstverständlich hingeworfen, daß es aussieht, als habe er gar nichts gethan, indem er doch die hohe künstlerische Willkür und Natürlichkeit erreichte, welche die moderne Idylle zu einer fast ganz neuen Kunstgattung macht. Wer einmal die Schiller'schen Seiten über die Kunstaufgabe des Idyllendichters gelesen hat, kann sich nicht verhehlen, daß die Idylle, welche Schiller vor Augen schwebte, nur die stilisirte der antiken Plastik und Poesie oder noch etwa die eines Poussin oder Voß und Goethe sein konnte. In der modernen Idylle — und Widmann scheint uns eines der glücklichsten Beispiele derselben zu sein — ist jener Gebundenheit und Objectivität Subjectivismus und Freiheit gegenübergetreten und echte Natürlichkeit an die Stelle jenes künstlichen Destillates der Naivetät; ihr Stil scheint eine gewisse Stillosigkeit zu sein, aber wenn der Begriff des Stiles darauf beruht, daß die Behandlung dem Material entspreche, so ist auch sie nicht stillos, sondern nur nicht stilisirt. Widmann gestattet sich nirgends ein Herausfallen aus dem

Ton oder der Charakteristik: Landschaft, Personen, Begebenheiten und die freien Intermezzi der Erzählerlust oder der Reflexion sind völlig rein und einheitlich ineinander gestimmt, und das persönliche Hervortreten des Verfassers, das an die frohen altitalienischen Novellisten erinnert, erhöht, da es mit bewußter Absicht in bestimmten Momenten geschieht, den Eindruck des freien heiteren Spieles. Dazu kommt, daß Widmann's Realismus sich damit begnügt, die gut gearteten natürlichen Menschen so zu zeichnen, wie man seine besten Freunde kennt, die Käuze und Schwindelmeier als ergötzliche Naturproducte hinzunehmen. Freilich, so enthaltsam er in der Ausmalung von Nebenfiguren ist, ganz konnte er dem Porträtiren von bloß decorativen Gestalten nicht widerstehen — wir nennen nur den Pädagogen zu Anfang der ersten und den Kalmücken in der zweiten Geschichte, der ihm den Rückweg in den tänzelnden Schritt seiner Geschichte so grotesk vermittelt.

Die erste der beiden Geschichten brauchte allerdings solche Uebergänge weniger, da ihre Begebenheiten sich so ziemlich in einer Linie abwickeln. Der Bund der vier jungen Leute, der „Rosenbrüder", trägt die echten Zeichen der grünen Schwärmerei und drolligsten Jugendthorheit und führt die Guten in die köstlichsten Situationen schüchterner Ritterlichkeit, schwarzen Verdachts und einer viersachen unglücklichen Liebe, die ohne alle tragischen Folgen verpufft. Widmann hat es vorzüglich verstanden, die vier wohlgearteten thörichten Knaben in ihrer Unreife und Unmittelbarkeit bei aller Komik sympathisch zu machen und besonders den guten Musenschwerenöther Bin, in dem der Joseph Victor Widmann so gewiß steckt, als in der Puppe ein Schmetterling, zu überzeugender Wahrheit zu bringen. Alles in diesen Rosenbrüdern ist lebensecht, und auch das Porträtmäßige erscheint als freie poetische Erfindung.

Nicht ganz so einfach und rund sind Fabel und Charakteristik in den „Löwen im Landstädtchen". Hier gilt, da Widmann das parallele Schicksal dreier Liebespaare erzählt, was er selbst sagt: „Es liegt begründet im Wesen der Sprache überhaupt, daß der Epiker, beinahe wie ein Hündlein, das bei mehreren Personen, die auf verschiedenen Stühlen sitzen, gern lieb sein möchte, zwischen ihnen unaufhörlich hin- und herrennen muß." Daß Widmann dieses Hin- und Herrennen mit Grazie und künstlerischer Freiheit besorgen würde, war ihm wohl zuzutrauen; doch dürfte nur eine so fröhliche Auffassung des Themas eine solche Dreitheilung vertragen, welche anstatt Unruhe und Zersplitterung zu bringen, nur den Eindruck der Beweglichkeit und Leichtigkeit steigert. Die Gestalten dieser zweiten Erzählung sind allerdings nicht alle von der gleichen glücklichen Wirkung wie die der ersten. Die Mädchen freilich sind aus erster Hand, und besonders die prächtige Luise ist, wenn auch nicht sehr vertieft, doch wohl empfunden und mit meisterlichen Strichen individualisirt. Auch der Deutsche und der Italiener sind, obwohl Nationalitätstypen, durchaus überzeugend und nirgends schematisch. Bedenken erregt uns nur der polnische Schwindler, nicht sowohl, weil der Typus bereits eine kleine Vergangenheit hat, als weil die wochenlange Verblendung über ihn den guten Weidlingern einen lalenbürgerhaften Zug verleiht, der zu der sonstigen feinen und maßvollen Zeichnung der gemüthlichen Kleinstädter nicht recht stimmt.

Die ganze Anmuth und der geistvolle Humor Widmann's lebt in den Sentenzen und Vergleichen, welche entweder in der drastischen und treffsicheren Art eines W. Busch die alltäglichsten Erwägungen auf den hohen Stuhl der Weisheit heben oder aber sonst mit geschickter Hand aus der Lebenssphäre und Umgebung der Geschichte herausgeholt sind. Wie in solchen momentanen Beobachtungen, so zeigt sich das feinste Naturgefühl in den künstlerischen Landschaftsbildern, von denen wir beispielsweise den Eingang zur ersten Geschichte hervorheben. Wie hübsch ist hier, indem die landschaftliche Umgebung gleichsam nur als Mittel benützt wird, die ganze Situation und Lebensweise der Menschen gezeichnet. Wie behaglich! Man hat überall das Gefühl eines ruhsamen und so freien Zustandes, daß tragische Conflicte ausgeschlossen erscheinen — Natur und Cultur sind noch eins, behaglich und sicher greifen die Häuser des Städtchens ins Land hinein, und Wiesen und Gärten drängen sich sozusagen

zwischen die Firste, ein echt idyllischer Zustand, echt idyllische Kunst! — Ein Trank, wie ihn Widmann credenzt, ist eine wahre Erquickung in unseren Tagen, wo so viele Unberufene unter lautem Geschrei uns ihre trüben und galligen Becher aufnöthigen, die sie aus dem wahren Quell der Poesie geschöpft haben wollen.

Einen Wunsch unterdrücken wir nicht, der uns auch früher schon vor den Werken Widmann's anwandelte: Möchte dem Dichter ein recht bedeutendes Motiv beschieden werden, das ihm vergönnte, den Reichthum seiner Gaben ungeschmälert vor uns auszuschütten. Wir stehen voll der besten Erwartung.

Adolf Frey.

Die Nibelungen in italienischer Uebersetzung.

I Nibelunghi. Poema Epico Germanico. Traduzioni in Versi Italiani di Italo Pizzi. Milano, Ulrico Hoepli.

Zwei geschmackvoll eingebundene niedliche Bändchen, Diamantausgabe. Rothe Linien als Einfassung der einzelnen Seiten. Vorzügliches Papier. Reiner, scharfer Druck bei mäßiger Tiefe der Druckerschwärze. Für den Liebhaber.

Die Nibelungen scheinen zu dergleichen herauszufordern. Zarncke-Hirzel's Ausgabe des Textes hat, bei völliger Einfachheit allerdings, etwas in ähnlicher Weise typographisch angenehm Wirkendes.

Bei Zarncke nun auch erholen wir uns Rath über bereits vorhandene „italianisirte" Nibelungen. Die letzte, von Carlo Gernezzi stammende Uebertragung erschien (S. LXXXVIII der Einleitung zu Zarncke's fünfter Auflage) 1847, und der Anfang lautet:

Per antichi racconti a noi la fama
giunse d'armi, d'eroi, di audaci imprese,
di cavalieri, e di feroci guerre.
Portenti or vi dirò di feste e gioia,
di sventura e di pianto. — Un dì vivea
nella Borgogna nobile donzella,
di cui la più leggiadra non fu vista.

Die Italiener besitzen in Monti's Homer-Uebersetzung ein vorzügliches Modell für solche Uebertragungen. Eine Art poetischer Prosa mit anklingendem altflorentinischem Accente. Er legt eine gewisse Eleganz über die Verse, einen leise gefärbten, aber durchsichtigen Firniß, der dem Geschmacke der Italiener in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zusagte. Heute dagegen verlangt man, scheint es, einen anderen Ton. Italo Pizzi hebt so an:

Nelle antiche leggende a noi ben molte
Cose si narran prodigiose, d'incliti
Eroi si parla e di gagliarde imprese
E di gioie e di feste e di lamenti
E di pianti pur anco. Oh! voi dovrete
Udir cose ridir meravigliose
Di battaglie di prodi arditi e forti!
In Borgogna crescea nobil donzella
Tal, che cosa più vaga in ogni loco
Essere non potea.

Wir sehen, wie der Verfasser hier weniger die althergebrachte toscanische Dichtersprache, als den unbefangenen Klang der italienischen prosaischen Diction zu erreichen sucht. Uebertrügen wir ohne Gedanken an das Original Gernezzi's Verse ins Deutsche, so würde folgendes, ein wenig prosaisch Klingende etwa sich bilden:

Viel erzählen die alten Sagen uns
Wunderbares von hoch berühmten Helden,
Kühnen Thaten und Freude und Festen und Klagen
Und von Thränen und Trauer auch. Ihr werdet

Märchenhafte Dinge von Kämpfen hören,
Tapfrer und kühner und starker Krieger. Es wuchs
In Burgund eine edle Jungfrau; so schön,
Daß nichts Schöneres irgend zu finden war ꝛc.

Vergleichen wir das nun mit dem wörtlich übertragenen Urtexte:

Uns ist in alten Sagen wunderviel gesagt
Von Helden, ruhmwürdigen, von großer Kühnheit,
Von Freude und Festen, von Weinen und Klagen;
Von kühner Recken Streiten möget ihr nun Wunder sagen hören.

Es erwuchs bei den Burgunden eine edle Jungfrau,
In allen Landen mochte keine schönere sein ꝛc.

So empfinden wir die lebendigere Satzbildung des deutschen Gedichtes.

Uns selbst heute ist die Sprache des zwölften bis dreizehnten Jahrhunderts ja nicht mehr vertraut. Auch wir also brauchen einen Dolmetscher und haben ihn in Karl Simrock gefunden, dessen classische Nibelungen-Uebersetzung jährlich jetzt eine neue Auflage erfährt. Da heißt es:

Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit
Von preiswerthen Helden, von großer Kühnheit,
Von Freud' und Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es wuchs in Burgunden solch edel Mägdelein,
Daß in allen Landen nichts schönres mochte sein ꝛc.

Das klingt alt und modern zugleich. Simrock hat den rechten Ton getroffen. Wir in Deutschland haben bei unseren Uebertragungen den Vortheil voraus, das moderne Deutsch dem Mittelhochdeutschen im Accente anbequemen zu dürfen. Somit wird, was wir bei uns an Uebersetzungen dieser Art produciren, den Bemühungen der Italiener immer voraus sein. Bringen wir dies gerechtermaßen aber in Anschlag, so fehlt der italienischen Uebertragung außerdem doch noch Etwas. Sie ist etwas monoton. Aus „großer Kühnheit" (oder wie der andere mittelhochdeutsche Text hat: „großer Arbeit") wird bei Pizzi „gagliarde imprese"; offenbar aber enthält der Begriff „Kühnheit" mehr als bloß „kühne Unternehmungen" oder „Wagnisse", oder „Thaten", wie man imprese nun übertragen will. „Uns wird gesagt" lautet herzlicher, voller, persönlicher als das bloße „si parla". „Von Freude und Festen, von Weinen und Klagen" klingt, paarweise in einen Vers einander gegenübergestellt, inhaltreicher als:

E di gioie e di festi, e di lamenti
e di pianti pur anco.

Wozu das „pur anco"? Das

Oh! voi dovrete
Udir cose ridir meravigliose

erschöpft zwar den Inhalt der entsprechenden deutschen Worte, aber in kahlen Worten. Noch leichter freilich machte es sich hier Gernezzi, der die Wendung: „möget ihr nun sagen hören", mit „or vi dirò", „jetzt werde ich euch sagen", übertrug. Der Grieche hätte vielleicht gesagt: „Wird die Muse euch nun sagen", und hätte dem bloßen „sagen" so einen idealen Zusatz gegeben.

Wir gehen auf diese Einzelnheiten nicht ein, um Pizzi's Uebertragung damit irgend etwas anzuhängen. Sie liest sich angenehm und fließend, entspricht sicherlich auch dem heutigen Stande der Sprache der italienischen Nation. Wir hatten vielmehr nur die Absicht, unseren Lesern zu zeigen, wo etwa anzuknüpfen sei, wenn sehr dankenswerthe Bemühungen dieser Art eindringender beurtheilt werden sollen.

Wir wünschen Pizzi's festlich aussehenden beiden Bändchen viele und andächtige Leser. B. K. F.

μλ. **Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft.** Dargestellt von Dr. Carl Schuchhardt (Direktor des Kestnermuseums zu Hannover). Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung, die Ergebnisse von Schliemann's Ausgrabungen in einem handlichen, reichillustrirten und klar geschriebenen Buche zusammenfassen und, vermehrt durch den Zuwachs der letzten Jahre, vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft darstellen zu lassen. Eine Schrift, die solches leistet, darf von vorn herein auf beifällige Aufnahme rechnen, nicht bloß von Seiten des gebildeten Publicums, sondern auch des Gelehrten, namentlich des angehenden Forschers. Die Benutzung der ausführlichen Schliemann'schen Werke „Trojanische Alterthümer", „Troja", „Ilios", „Mykenä" ist auch für den Archäologen keine ganz leichte Aufgabe. Von nun ab wird Schuchhardt's Buch von Jedem als orientirende Einleitung benutzt werden können und müssen.

Doch wir erhalten noch mehr als dieses. Der Verfasser ist mit den in Betracht kommenden Persönlichkeiten und Verhältnissen, mit den alten Fundstätten und Fundobjecten wohl vertraut; er hat die wissenschaftlichen Probleme durchgearbeitet und entwickelt sie mit selbstständigem, besonnenem Urtheil, dem man seine Zustimmung fast nirgends versagen wird; er hat endlich besonders einen Punkt, die Frage nach der ursprünglichen Ausstattung der Schliemann'schen Gräber in Mykenä, zuerst zu klarem Abschluß gebracht und damit unsere wissenschaftliche Anschauung gefördert.

Nach einer kurzen Einleitung über Schliemann's Leben und Werke, welche von zwei ganz vortrefflichen Porträts des Forschers und seiner Gattin begleitet ist, wendet Schuchhardt sich dem Resultat der Ausgrabungen auf Hissarlik (Troja) zu. Mit gerechter Schärfe und Ironie weist er die (neuerdings ja wohl auch für das größere Publicum abgethane) Hypothese des Hauptmanns Böttticher zurück, welcher dort nur eine „Feuermetropole" erkennen will. Auch den namentlich von Prof. Sayce behandelten uralten „Schriftzeichen" wird, wie zu erwarten stand, jede Anerkennung versagt. Schuchhardt legt mit Recht den Hauptnachdruck auf die ausgedehnten Ruinen der „zweiten Stadt", die eine wirklich bedeutende, ummauerte Ansiedelung erkennen lassen, während die übrigen alten „Städte" nur wenig in Betracht kommen.

Von „Troja", dessen Untergang durch griechische Scharen (nicht erst Colonisten) er für historisch nimmt, geht Schuchhardt zu der nächst alten Stätte „Tiryns" und ihrem Herrscherpalast über, für welchen er sich vorzugsweise an die lichtvollen Darlegungen Dörpfeld's halten konnte.

In Mykenä beschäftigen uns vorzugsweise die Wohnungen der Todten, die goldreichen Schliemann'schen Gräber und die „Kuppelbauten". Daß auch die ersteren, durch horizontal übergedeckte Steinplatten, ursprünglich als Hohlräume angelegt waren, hat bereits Dörpfeld sehr scharfsinnig vermuthet. Schuchhardt liefert weitere Bestätigungen; es gelingt seinen sorgfältigen Beobachtungen, das Geschlecht der einzelnen Leichen in jedem Falle nachzuweisen, den reichen Todtenschmuck auf sie zu vertheilen und seine Verwendung zu erklären.

Durch die Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft ist seit dem Jahre 1886 manch neues Material hinzugekommen, insbesondere die Reste der Herrscherwohnung auf der Höhe mit hochinteressanten Proben von Stuckmalerei und eine ganze Reihe von Geschlechtergräbern in der Unterstadt mit einzelnen wichtigen Beigaben („Inselsteinen", Spangen, Idolen u. s. w.). Es folgen Schliemann's Ausgrabungen in Orchomenos und Ithaka, deren letztere Gelegenheit gibt, mit Hilfe neuer Beobachtungen (von E. Reisch), die Lokalverhältnisse in völlige Uebereinstimmung mit den homerischen Schilderungen zu bringen.

Im Schlußkapitel: „Die griechische Heldenzeit historisch betrachtet" erklärt sich auch Schuchhardt erfreulicherweise gegen die im Jahe 1878 aufgestellte und noch neuerdings durch mehrere Gelehrte weiter ausgesponnene „Karertheorie". Eine Kultur, welche Jahrhunderte lang (um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts) in Thessalien, Böotien, Attika und Peloponnes herrschend war, deren glänzendste Entwickelung wir mit den berühmtesten Stätten der griechischen Heldensagen und Heldenlieder zusammenfallen sehen, sollte in Wirklichkeit ein stammfremdes Volk zu Trägern gehabt haben? Und an Stelle dieses Volkes — die älteste griechische Ueberlieferung kennt es nur als seeräuberische Insel- und Küstenbewohner — hätte somit erst die Sage eines zugewanderten Hellenenvolkes seine Achäer, Danaer, Minyer, seine Perseiden und Atriden gleich Kuckuckseiern eingenistet!

π. **Goethe und das Volkslied.** Von Max Freiherrn v. Waldberg. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Gestützt auf philologische Methode, zugleich aber in der geschmackvollen Sprache eines geübten Schriftstellers erörtert der Verfasser die reichen Beziehungen Goethe's zum Volkslied. Sein Interesse erstreckt sich vom Straßburger Aufenthalt an bis in die letzten Weimar'schen Tage und hat in seiner Poesie die deutlichsten Spuren hinterlassen. Eine ganze Reihe Goethe'scher Gedichte sind Ueberarbeitungen von Volksliedern, während andere in Ton und Motiven gerade an ihnen den tiefsten und segensreichsten Einfluß erfahren haben. All das behandelt der Verfasser. Daneben weist er mit feinem Sinn auf den geistigen Zusammenhang hin, der beide verbindet: die Verwandtschaft, die zwischen der dichterischen Individualität Goethe's und Art und Wesen des Volksliedes besteht. Und gewiß beruht nicht zum kleinen Theil darauf das Geheimniß, das in der Wirkung Goethe'scher Gedichte liegt.

γ. **Das Leben Mirabeau's.** Von Alfred Stern. Zwei Bände. Berlin, Siegfried Cronbach. 1889.

Die gesammte Mirabeauforschung ist seit den Arbeiten der beiden Loménie, Vater und Sohn, in ein neues Stadium getreten. Von ihrem Werk, les Mirabeau, ist 1879 bei Dentu in Paris Band 1 und 2 erschienen, und der dritte Band soll demnächst ausgegeben werden. Dahin ist jetzt die von Mirabeau dem Aelteren in gutem Glauben auf genealogische Erfindungen aufgebaute Vermuthung, daß die Mirabeaus von einem florentinischen Adelsgeschlecht, den Arrighetti, abstammten, welches im 13. Jahrhundert während der Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen aus seiner Vaterstadt verbannt worden sein und mit verändertem Namen — als Riquetti — in der Provence die Grafschaft Mirabeau gekauft haben soll. Wir wissen jetzt, daß im Jahre 1346 ein Pierre Riquet städtischer Beamter in Seyne in der Provence war, daß die Namensform Riquetti später die übliche ward; daß ein Honoré Riquetti 1570 ein Mädchen aus altem provençalischen Adel heirathete, die Grafschaft Mirabeau an der Durance kaufte und von ihr den Namen annahm; daß dann Ludwig XIV. Mirabeau zum Marquisat erhob und die Familie dadurch in die Reihen des hohen Adels aufgenommen ward. Wir wissen jetzt auch, daß der ältere Mirabeau, Victor, geboren am 4. October 1716, nicht der heuchlerische Tyrann war, für den er bisher gehalten worden ist, sondern ein in Leben und Schriftstellerei tüchtiger Mann, und daß seine Frau, Marie Geneviève, Marquise von Saudeboeuf in Perigord, nicht etwa ohne ihr Verschulden, durch ihren Gemahl Schweres erlitt, sondern durch ihr liederliches Wesen viel dazu beitrug, daß Victor, welcher freilich ein unverbesserlicher Projectenmacher war, trotz seiner persönlichen Anspruchslosigkeit und seiner pünktlichen Buchführung niemals geordnete Vermögensverhältnisse herstellen konnte. Auf der Grundlage des Werkes von Louis und Charles de Loménie beruht vielfach Alfred Stern's erster Band. Allein der Züricher Professor hat aus dem Pariser, Wiener und Berliner Archive und aus zahlreichen Flugschriften über, für und gegen Mirabeau, welche ein glücklicher Zufall in seinen Besitz brachte oder welche die reiche Züricher Bibliothek besitzt, soviel des Neuen ermittelt, daß er wohl berechtigt war, den Versuch zu machen, ein selbständiges Werk über den großen Staatsmann Gabriel Honoré Marquis von Mirabeau zu schreiben, welcher den sich mit ihm Beschäftigenden das psychologische Problem zu lösen aufgibt, wie „so viel Monstrosität des Menschlichen sich mit so viel politischem Genius verbinden konnte." Mit Vergnügen werden die Leser der „Rundschau" sich des Abschnitts über „Mirabeau in Berlin" erinnern, welche noch vor dem Erscheinen des Buchs diese Zeitschrift (Bd. LX, S. 383 ff.) ihren Lesern mittheilen durfte. Stern wird der großen Bedeutung Mirabeau's in allen Theilen seiner ebenso gründlichen und sachlich interessanten als schön geschriebenen Darstellungen gerecht; aber sein Endurtheil ist doch: „wenn der Geschichtschreiber die elementare Gewalt der Revolution und die Bedeutung des einen Mannes in Gegenrechnung stellt; wenn er überlegt, wie viel Halt dieser eine Mann mit all' seinem Genie nach unten verloren hatte, ohne nach oben Sicheres zu gewinnen, so wird er geneigt sein, die eherne Nothwendigkeit der Ereignisse im Großen und Ganzen für stärker zu halten als den entgegengesetzten Willen des stärksten Einzelnen." Was Mirabeau's Verhältniß zu Sophie Monnier betrifft, so erscheint dasselbe Stern (I, 90) als ein aus der ungezügelten Sinnlichkeit jugendlicher Naturen erwachsenes und nicht zu vergleichen etwa mit dem von Abälard und Heloise; mit dem Schimmer einer zweifelhaften Romantik ward es erst später umgeben. Der Bund Mirabeau's mit dem Königthum wird von Stern (II, 151) ebenso beurtheilt, wie man ihn bisher in unparteiischen Kreisen stets aufgefaßt hat: Mirabeau ward dadurch nicht zum Abtrünnigen; sein Interesse deckte sich mit seiner Ueberzeugung, aber der Fluch der Feilheit heftete sich doch an seinen Namen: „er galt", sagt Stern, „auch dem, der ihn zahlte und benützte, nur als Ware." Die Unbefangenheit Stern's zeigt sich darin in hervorstechendem Maße, daß Mirabeau in seiner Beleuchtung eigentlich doch mehr verliert als gewinnt. Stern wird wohl den großen Gaben des Mannes und seinem Bestreben nach Zügelung der Revolution gerecht; aber er sucht in ihm doch nicht eigentlich die hoch über der ganzen Bewegung schwebende, ihr Maß und Ziel gebende Persönlichkeit, als welche Dahlmann uns Mirabeau so meisterhaft geschildert hat. Die Zusammenhänge mit der Revolution zogen Mirabeau von seiner Höhe nieder; er streifte den agitatorischen Tribunen niemals ganz ab, und auch wenn er nicht schon zweiundvierzigjährig gestorben wäre, so würde er es doch nicht vermocht haben, den abwärts drängenden Tendenzen Halt zu gebieten. Sonst sagt man Biographen nach, daß sie leicht zu Panegyrikern werden; bei Stern nimmt man eher das Bestreben wahr, die Uebertreibungen der bisher herrschenden Auffassung einzuschränken.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Das Kreuz! Betrachtungen über das Duell Vering-Salomon. Von Ernst Abel. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1890.

Amelang. — Waldemar, Markgraf von Brandenburg. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Amelang. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1890.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Erster und zweiter Band. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1890.

Arminius. — Berchta. Minne- und Trutzlieder von Arminius. Zürich, Verlags-Magazin. 1890.

Beaulieu. — Neu-Berlin. Was Frau Guticke in der Reichshauptstadt erlebt. Von G. von Beaulieu. Mit einem Vorwort von Julius Stettenheim. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottländer. 1890.

Beauregard. — Les dernières années du roi Charles-Albert. Par le M. Costa de Beauregard. Paris, Librairie Plon. 1890.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882 bis 1888. Zweiter Theil. Berlin. In Commission bei Julius Sittenfeld. 1890.

Bewer. — Bismarck, Moltke und Goethe. Eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes von Max Bewer. Düsseldorf, Felix Bagel. 1890.

Bibliotheca historica. Verzeichniss von 9307 Werken und Abhandlungen aus dem Gesammtgebiete der Geschichte und deren Hilfswissenschaften. In systematischer und chronologischer Anordnung. Leipzig, Gustav Fock. 1890.

Bilharz. — Metaphysik als Lehre vom Vorbewussten. Von Dr. Alfons Bilharz. Erste Hälfte. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1890.

Biltz. — Der Intendant in tausend Nöthen. Posse von Karl Biltz. Berlin, J. A. Stargardt. 1890.

Bismarck-Album des Kladderadatsch. Mit dreihundert Zeichnungen von Wilhelm Scholz und vier facsimilirten Briefen des Reichskanzlers. Berlin, A. Hofmann & Comp.

Bodenstedt. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich von Bodenstedt. Zweiter Band. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1890.

Bonëre. — Souvenirs de la comtesse de la Bonëre: La guerre de la Vendée 1793—1796. Mémoires inédits publiés par Madame la Comtesse de la Bonëre, belle-fille de l'auteur. Préface par le Marquis Costa de Beauregard. Paris, Librairie Plon. 1890.

Breslauer. — Duellstrafen. Materialien gesammelt von Breslauer. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1890.

Bulle. — Dante's Beatrice im Leben und in der Dichtung. Von Oscar Bulle. Berlin, Paul Hüttig. 1890.

Chabot. — Meines Onkels Irrfahrten. Novellen von Ernst Chabot. Konstanz, W. Meck's Buchhandlung. 1890.

Collection of British Authors. — Tauchnitz Edition. Vols. 2638/39: A Yankee at the court of King Arthur. By Mark Twain. Vols. 2642/44: Syrlin by Ouida. Vols. 2647/48: The Bondman. By Hall Caine. Vol. 2649: Plain tales from the hills. By Rudyard Kipling. Vol. 2650: The sin of Joost Avelingh. By Maarten Maartens. Vols. 2651/52: Donovan. By Edna Lyall. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1890.

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. Band I: Der Buddhismus nach älteren Päli-Werken dargestellt von Dr. Edmund Hardy. Band II: Volksglaube und religiöser Brauch der Südslaven. Vorwiegend nach eigenen Ermittelungen von Dr. Friedrich S. Kraus. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung. 1890.

Der Humorist. Band I: Flüchtlinge und andere Humoresken von Adolf Thiele. Berlin, Verlag des „Humorist".

Die Gemälde-Galerie der Königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Text von Julius Meyer und Wilhelm Bode. Herausgegeben von der General-Verwaltung. V. Lieferung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Diehl. — Ein Streik. Novelle in Versen von August Diehl. Leipzig. In Commission bei Robert Friese. 1890.

Dirichlet. — Paul Güßfeldt und das humanistische Gymnasium. Von Dr. G. Lejeune Dirichlet. Königsberg i. Pr., Wilhelm Koch. 1890.

Ego. — Ahasver. Ein Monolog von Ego. Zürich, Verlags-Magazin. 1890.

Erhardt. — Mechanismus und Teleologie. Eine Abhandlung über die Principien der Naturforschung von Dr. Franz Erhardt. Leipzig, O. R. Reisland. 1890.

Faggi. — La filosofia dell' inconsciente metafisica e morale. Contributo alla storia del pessimismo per Adolfo Faggi Firenze, Le Monnier. 1890.

Förster. — Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. (Dritte Folge.) Von Wilhelm Förster. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung 1890.

Führende Geister. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Band I: Walther von der Vogelweide von Anton E. Schönbach. Dresden, L. Ehlermann. 1890.

Ganghofer. — Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Von Ludwig Ganghofer, illustrirt von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Gerdenitsch. — Märzenluft und Maienklänge. Ausgewählte Gedichte und Gedanken von Hans Gerdenitsch. Zürich, Verlags-Magazin. 1890.

Grimm. — Homer, Ilias. Erster bis neunter Gesang. Von Herman Grimm. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Grünhagen. — Schlesien unter Friedrich dem Grossen von Dr. C. Grünhagen. I. Band. 1740—1756. Breslau, Wilhelm Koebner. 1890.

Hallier. — Aesthetik der Natur. Für Künstler, Naturkundige, Lehrer, Gärtner, Land- und Forstwirthe, Reisende, Geistliche, sowie für Freunde der Natur überhaupt ausgearbeitet von Ernst Hallier. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1890.

Hallier. — Das Cölibat. Novelle von Ernst Hallier. Hamburg, Otto Meißner. 1890.

Hartung. — Plato oder Von dem Wesen der Jugendlitteratur. Ein Dialog von M. Hartung. Leipzig, E. Kempe. 1890.

Heine. — Le Retour. Par Henri Heine. Traduction en vers français par J. Daniaux. Avec une introduction inédite par Marcel Prévost. Paris, Alphonse Lemerre. 1890.

Henschel. — Allgemeine Staats-Lehre. Als Einleitung in das Studium der Rechts-Wissenschaft. Von Hermann Henschel. 1. Lfg. Berlin, Siemenroth & Worms. 1890.

Henzen. — Parzival. Mysterium in fünf Akten von Wilhelm Henzen. Leipzig, Gustav Fock.

Hesse-Wartegg. — Mexico, Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland von Ernst v. Hesse-Wartegg. Wien und Olmütz, Ed. Hölzel. 1890.

Hildebrandt. — Joab. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Wilhelm Hildebrandt. Magdeburg, Kreutz'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Hildebrandt. — Nicht gegen den Kaiser. Zur socialen Bewegung von Martin Hildebrandt. Berlin, Adolph Hein. 1890.

Hillern. — Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. Von Wilhelmine von Hillern. 2 Bde. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1890.

Hittell. — A Code of Morals. By John S. Hittell. San Francisco, The Bancroft Company. 1890.

Hopfen. — Neue Geschichten des Majors. Von Hans Hopfen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Jahn. — Schwänke und Schnurren aus Bauernmund. Von Ulrich Jahn. Berlin, Mayer & Müller.

Jellinek. — Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung. Von Dr. Max Hermann Jellinek. Berlin, Speyer & Peters. 1890.

Jungmann. — Sinkende Zeiten. Erzählung aus dem letzten Hansakriege. Von Ernst Jungmann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottlaender. 1890.

Justus. — Am Küstensaum. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Katajew. — Geschichte der Predigt in der russischen Kirche. Eine kurze Darstellung ihrer Entstehung und Entwickelung bis auf das XIX. Jahrhundert von N. Katajew. Aus dem Russischen übertragen von Dr. Alexis Markow. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1890.

Keller. — Wünsche zur bevorstehenden Reform der Gymnasien. Von Dr. J. Keller. Wittenberg, R. Herrosé.

Kerz. — Weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothese. Ein Nachtrag. Von Ferdinand Kerz. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer. 1888.

Körner. — Die Seele und ihre Thätigkeiten. Nach den neuesten Forschungen auf Grund physiologischer Gesetze für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete dargestellt von Prof. Friedrich Körner. Zweite Auflage. Leipzig, H. Hartung & Sohn. 1890.

Krones. — Tirol 1812–1816 und Erzherzog Johann von Oesterreich. Zumeist aus seinem Nachlasse dargestellt von Dr. Franz Ritter von Krones. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1890.

Lang. — Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur. Von Wilhelm Lang. VI. Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1890.

La pellagra ed i forni rurali per prevenirla di Giuseppe Manzini e Monografie varie di Illustri Friulani. II. Edizione. Udine, presso l'Autore. 1887.

Leclerc. — Lettres du Brésil par Max Leclerc. Paris, Librairie Plon. 1890.

Leimbach. — Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Vierter Band, 3. Lfg. Kassel, Theodor Kay. 1890.

Leon. — Unser heutiges Judenthum. Eine Selbstkritik von Dr. S. Leon. Berlin, Walther & Apolant. 1890.

Lippmann. — Geschichte des Zuckers, seiner Darstellung und Verwendung, seit den ältesten Zeiten bis zum Beginne der Rübenzuckerfabrikation. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Dr. Edmund O von Lippmann. Leipzig, Max Hesse's Verlag. 1890.

Litzmann. — Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Erster Theil. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1890.

Luciani. — Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen von Luigi Luciani, mit einem Vorwort von Prof. Jac. Moleschott in Rom. Autorisirte Uebersetzung vom Sanitätsrath Dr. M. O. Fraenkel. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voss. 1890.

Marcotti. — Die Savoyen-Dragoner. Von G. Marcotti. Deutsch von W. Ritter von Hackländer. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1890.

Mehmed's Brautfahrt. Ein Volksepos der südslawischen Mohammedaner. Aufgezeichnet von Dr. Friedrich S. Krauß. Deutsch von Carl Gröber. Wien, Alfred Hölder. 1890.

Meyer's Konversations-Lexikon. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Siebzehnter Band. Ergänzungen und Nachträge. — Register. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1890.

Mushacke. — Deutsche Rhapsodien von Bernhard Mushacke. Borna-Leipzig, Bernhard Harschan. 1890.

Nachschlagebuch der Arbeiterschutz-Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Von Ernst Theinert-Midley und Friedrich Streißler. Drittes Tausend. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1890.

Nerrlich. — Herr von Treitschke und das junge Deutschland. Von Paul Nerrlich. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1890.

Ohorn. — Im Cölibat. Vier Klostergeschichten. Von Anton Ohorn. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottländer. 1890.

Pflugk-Harttung. — Geschichtsbetrachtungen von Julius von Pflugk-Harttung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1890.

Pichler. — Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Pichler. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Rafael. — Gedichte. Von L. Rafael. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1890.

Ruville. — Dante und Beatrice. Schauspiel in 5 Aufzügen von Albert von Ruville. Berlin, Hermann Peters. 1890.

Schmidt-Weißenfels. — Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Kulturentwicklung von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Hans Lüstenöder. 1890.

Schneider. — Die Grundzüge des Reichsgesetzes, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung. Unter besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Verhältnisse dargelegt von K. Schneider. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1890.

Schreyer. — Das humanistische Gymnasium und die Anforderungen der Gegenwart von Hermann Schreyer. Halle a. S., Richard Schroedel. 1890.

Sommerfeld. — Entgötterte Welt. Philosophische Plaudereien von A. v. Sommerfeld. Zürich, Verlags-Magazin. 1890.

Sosnosky. — Dichter-Steckenpferde. Imitationen von Theodor von Sosnosky. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Spanier. — Der „Papist" Shakespeare im Hamlet. Von J. Spanier. Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei. 1890.

Spielhagen. — Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben von Friedrich Spielhagen. Zweiter Band. Leipzig, L. Staackmann. 1890.

Stern. — Höhenrauch. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlags-Magazin. 1890.

Sybel. — Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich von Sybel. Fünfter Band. München u. Leipzig, R. Oldenbourg. 1890.

Tissot. — Les évolutions de la critique française par Ernest Tissot. Paris, Perrin & Cie. 1890.

Ufer. — Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. Von Chr. Ufer. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1890.

Vely. — Malaria. Roman von E. Vely. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer. 1890.

Von den Vogesen zum Balkan. I. Theil: Von Hauptmann Bühler. II. Theil: Von Generalmajor von Sarwey. Magdeburg, L. Schäfer's Buchhandlung (M. Liebscher). 1890.

Walcker. — Adam Smith, der Begründer der modernen Nationalökonomie. Sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Karl Walcker. Berlin, Otto Liebmann. 1890.

Walcker. — Politik der konstitutionellen Staaten. Von Dr. Karl Walcker. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung. 1890.

Wallis. — Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. Von A. S. C. Wallis. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1890.

Wertheimer. — Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Nach ungedruckten Quellen von Eduard Wertheimer. II. Band. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890.

Wetz. — Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte von Dr. W. Wetz. Erster Band. Worms, P. Reiß. 1890.

Wetzel. — Die Scalettabahn, Graubündner Adhäsionsbahn von Landquart über Davos, Samaden und Maloja nach Chiavenna. Vortrag von Carl Wetzel aus Davos. Berlin, F. C. Glaser. 1890.

Wilbrandt. — Adams Söhne. Roman von Adolf Wilbrandt. Berlin. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Wilm. — Religion und Wissenschaft. Ein Sühneversuch von Egbert Wilm. Leipzig, Gustav Fock. 1890.

Winteler. — Tycho Pantander. Eine Geistesentwicklung in Liedern, dargestellt von Josf Winteler. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1890.

Wlislocki. — Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1890.

Wolff. — *ΚΟΣΜΟΣ*. Die Weltentwicklung nach monistisch-psychologischen Principien auf Grundlage der exacten Naturforschung dargestellt von Dr. Hermann Wolff. Erster und zweiter Band. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Wolters. — Ein Gastspiel. Roman von Wilhelm Wolters. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Ziegler. — Sittliches Sein und sittliches Werden. Grundlinien eines Systems der Ethik. Von Theobald Ziegler. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1890.

Zink. — Das Buch für die Hochzeitsreise. Fünf Novellen von J. Zink. Berlin, Sallis'scher Verlag.

Zusammengewürfelte Gedanken über unsern Dienst. Dritte unveränderte Auflage. Rathenow, Max Babenzien.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Paul Lindenberg** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Don Quixottino.

Novelle

von

Salvatore Farina.

XIV.

Don Quixottino fand Lucietta in einem fieberhaften Zustande, mit weit geöffneten und starrenden Augen, mit brennenden Wangen. Die Thür war nicht verschlossen gewesen. „Darf man?“ rief er; und als er keine Antwort erhielt, trat er ein.

„Lucietta, schöne Lucietta, was hast Du?“

Das arme Mädchen fing an zu weinen, erklärte jedoch, so gut sie vermochte, es sei vor Freude, daß ein Freund gekommen, sie zu besuchen.

„Mir ist, als ob ich von Hitze verzehrt würde; es ist aus mit mir.“

„Heiliger Gott, was sagst Du? Du hast das Fieber, aber daran stirbt man nicht. Hast Du zum Arzte geschickt?“

Lucietta wollte keine Doctoren; wenn sie noch einmal davonkommen sollte, so würde das von selbst geschehen; und wenn es ihr bestimmt wäre, auf den Kirchhof gebracht zu werden, so würde der Doctor ihr nicht helfen.

Das Schicksal hatte sie zur Fatalistin gemacht.

Sie sprach abgebrochen, aber entschlossen, und schien mit ihrem Uebel zu kämpfen, um die großen Augen auf Leone geheftet zu halten; zuweilen ward das Fieber stärker und zwang sie, die Lider zu senken, und alsbald stiegen unter der schönen Stirn schwarze Phantasiebilder auf, und zusammenhangslose Worte kamen ihr von den Lippen. Aber beim Ton ihrer eigenen Stimme wachte sie dann wieder auf.

„Hab' ich gesprochen . . . was hab' ich gesagt?“

Die Aufwärterin, welche in ein paar Stunden die groben Arbeiten in Lucietta's Wohnung abzumachen pflegte, war gegangen, um ihrem Manne zu sagen, daß er nicht besorgt sein solle, wenn sie wegen der Krankheit der Herrin ein wenig länger ausbleibe.

„Sie hat die Thüre nur angelehnt.“

„Ich hab' es ihr geheißen; Du siehst, daß ich recht gethan. Das Herz sagte mir, daß .... Du kommen würdest; und denk', wenn Du die Thüre geschlossen gefunden hättest, wärest Du wieder fortgegangen, nicht wahr?"

Don Quixottino antwortete nicht; während er an ihr unseliges Geschick dachte, schloß Lucietta wieder die Augen und fing an, einige unverständliche Worte zu murmeln.

„Höre, Lucietta . . . schöne Lucietta, höre . . . Kannst Du verstehen, was ich Dir sage? Ist es Dir nicht unangenehm, daß ich spreche? Theures Kind!"

Das arme Mädchen sperrte die Augen weit auf und lächelte ihrem guten Freunde zu; nein, es war ihr nicht unangenehm, nur wünschte sie, daß er leise spreche.

Und sie schien wieder zum Kinde geworden, als sie mit einer anmuthigen Bewegung Leone bat, mit seinem Gesichte näher an das ihre zu kommen.

„Sprich mir ins Ohr, leise, leise — ich höre Alles."

Don Quixottino sprach voll Zärtlichkeit also:

„Höre, wie wir es machen wollen; merke recht auf; wir schicken die Aufwärterin zu einem guten Doctor, er kommt, gibt Dir eine Medicin und Du bist bald wieder gesund."

Lucietta glaubte es nicht.

„Doch, Du bist bald wieder gesund; und unterdessen bitten wir die — wie heißt Deine Aufwärterin?"

„Modestina."

„Bitten wir Modestina, heute Nacht bei Dir zu bleiben."

„Sie kann nicht, sie kann wirklich nicht."

„Wir werden ihr ein gutes Trinkgeld geben."

„Sie kann wirklich nicht."

„Und was dann?"

Viele Pläne gingen durch Leone's unruhigen Kopf, aber sie schienen ihm alle wenig ausführbar, bis auf einen . . .

„Nein, um Gotteswillen, sprich mir nicht vom Hospital . . . dorthin geh' ich nicht; ich will lieber allein sterben, wie ein Hund."

Sie sprach mit schmeichelnder und trauriger Stimme, denn sie hatte in der Seele ihres Freundes gelesen.

„Wer spricht vom Hospital?" erwiderte mit äußerster Schonung Leone; „jedenfalls gibt es dort Zimmer, die man gegen Bezahlung haben kann und in denen man mit großer Aufmerksamkeit gepflegt wird. Ich würde selbst hingehen, da ich sicher bin, daß ich dort gut aufgehoben wäre. Doch Du willst nicht, und Du sollst nicht. Machen wir es darum anders; wir werden dem Doctor sagen, daß wir bald gesund sein wollen."

Don Quixottino fuhr fort, der Kranken gute Worte ins Ohr zu flüstern, und als er sie wieder einschlummern sah, erhob er schweigend das sorgenvolle Haupt.

Wenn die Krankheit Lucietta's so leicht war, daß sie in ein paar Tagen geheilt werden konnte, dann hätte Don Quixottino den Muth gefühlt, den Krankenwärter zu machen, er allein, ohne der üblen Nachrede der Welt weiter

zu achten; aber wenn der Fall ernst war und eine lange Cur erforderte, dann mußte er auf ein Unternehmen verzichten, aus welchem nichts Gescheidtes herauskommen konnte. Was sollte er thun?

„Nun Du da bist," sagte Lucietta, einen Moment erwachend, „habe ich vor nichts mehr Furcht; nicht wahr, Du wirst mich nicht sterben lassen wie einen Hund?"

Alle die alten Sprungfedern in Don Quixottino's Seele machten bei diesen Worten eine Bewegung.

„Nein, liebe Kleine, ich verlasse Dich nicht; ich bin an Deiner Seite . . . so lange ich kann . . ."

Und nachher? Er konnte sich doch unmöglich in der Wohnung des Mädchens den ganzen Tag festnageln, und die Nacht dazu . . . Auch wenn er nichts Anderes zu thun gehabt hätte, was würden die Nachbarn davon denken, was würden die Köchinnen auf dem Markt sagen? Leone hatte einen bekannten und geachteten Namen, den man nicht auf den Treppen und in den Höfen so preisgeben durfte, daß er zwischen dem Lärm der Eimer und dem Ausspülen der Gosse laut wurde.

Dieser Zweifel dauerte noch fort, als Modestina kam; schon in der Thür fing sie an zu verkündigen, daß sie sich für den ganzen Tag frei gemacht habe, vor dem Mittag aber wieder zu Hause sein müsse, um ihrem Manne die Suppe zu bereiten. Sie sah Don Quixottino mit keinem mißfälligen Blick an und begnügte sich damit, ihn heimlich von oben bis unten zu betrachten und der Herrin mit halblauter Stimme zu sagen, daß sie „Den da" nicht kenne.

Da sie keine Antwort erhielt, war sie schon überzeugt, es sei der Doctor, als Leone sich über das Bett der Kranken beugte und sie sanft anrief: „Lucietta! Lucietta!"

„Sie antwortet nicht," bemerkte Modestina, „aber sie hört Alles; sie kann die Augen nicht offen halten wegen der Krankheit . . . es ist ein Uebel, das ganz und gar im Kopfe stecken muß."

„Lucietta! Ich gehe für einen Augenblick . . ."

„Nein, nein; gehe nicht weg . . ."

„Ich gehe, um den Doctor zu rufen; wenn der Arzt gesagt haben wird, worin Deine Krankheit besteht, dann werden wir sie bald curiren."

Modestina's Blicke hafteten am Mund des Herrn, welchen sie nicht kannte.

„Nicht fortgehen," flehte Lucietta mit kaum vernehmbarer Stimme.

Und nun, was beginnen? Modestina erbot sich, den Arzt zu rufen; an der Ecke, im zweiten Stock, wohnte einer; wenn sie ihn nicht zu Haus fände, was leicht möglich — denn man weiß ja, die Aerzte! . . . dann würde er wenigstens zum Frühstück nicht ausbleiben und nach der Suppe sicher sein erster Besuch bei der Herrin sein. Sollte sie? Ja? . . . Dann ging sie.

„Gib mir die Hand," murmelte Lucietta, nachdem die Aufwärterin kaum gegangen war.

Leone willfahrte sogleich, mit der lächelnden Miene dessen, der sich zu einem Spiel hergibt, um ein krankes Kind zufrieden zu stellen; aber das Spiel war nur dieses, daß Lucietta, nachdem sie die Hand hatte, sie festhielt, damit Leone ihr nicht entfliehen könne.

Um nicht stehen zu müssen, rückte Don Quixottino mit der anderen Hand einen Stuhl herbei und setzte sich ans Bett. Die Kranke hatte nicht einmal die Augen geöffnet, und über ein Kurzes deutete der nachlassende Druck an, daß der Schlaf sie wieder hingenommen.

Inzwischen kämpften zwei Gedanken miteinander in Don Quixottino's Seele; der eine behauptete mit dreister Stirn, unter dem mitleidigen Blick, der sie beide betrachtete, daß die Krankheit Lucietta's nicht nur eine Last sei, sondern ein Malheur werden könne, wenn man dem anderen nur ein wenig Spielraum gewähre, und dieser andere Gedanke, nachdem er seine Stelzen bestiegen, stieß den alten Schlachtruf aus: „Das, was nicht Gerechtigkeit, ist weniger als nichts."

Eine Weile beobachtete Leone den höchst seltsamen Kampf; endlich, mit einem Ruck sich über die beiden Streitenden erhebend, dachte er: „Einst herrschte mein Wille allein, weil ich ihn der Selbstsucht nicht preisgab." Und als er so gedacht, war sein Wille, nur den Willen Lucietta's zu haben, welche krank war, welche die Stärkere sein mußte, weil sie alle Schwäche auf ihrer Seite hatte. So wenigstens erschien es ihm.

Er entschied sich, den Arzt zu erwarten. Während Lucietta schlief, konnte er der Phantasie die Zügel lassen und noch einmal in sein altes Herz hinabsteigen, das ihm zuweilen unerwartete Kunde gab.

Und das alte Herz gab ihm eine, welche ihn mit Schreck erfüllte: die schöne Lucietta war seit Kurzem aus seinem Herzen vertrieben; die große Liebe für dies hübsche Geschöpf war dahin.

Bis so weit nichts Böses; aber wer weiß? Vielleicht hatte er sie niemals geliebt? Und dann? Dann war Don Quixottino wie die Anderen; ein Egoist, dem es gefiel, vor sich selbst die Rolle des edelmüthigen Mannes zu spielen.

Ja, so mußte es sein; diese Rolle hatte ihn zuweilen Mühe gekostet; er hatte sich irgend ein Opfer auferlegen, den Spott des Parterres herausfordern müssen, um sich selbst den Beifall zu entwenden; aber im Grunde, im Grunde war er wie die Anderen, von Substanz ein Egoist . . .

Die Kranke schreckte jählings erwachend auf; als sie sich vergewissert, daß Leone noch am Kopfkissen war, drückte sie ihm die Hand, damit er nicht fortgehe, dann ließ der Druck nach, und Lucietta schlief wieder ein.

So lange die Augen offen gewesen, hatte Don Quixottino ihr zugelächelt, indem er ihr leise irgend ein gutes Wort sagte. Dann versank er wieder in seine beängstigenden Gedanken.

Vielleicht war noch eine Feder unversehrt, eine einzige. Alles, was er für Liebe gehalten hatte, war vielleicht nur Mitleid. Die Gerechtigkeit ihrerseits, der stolze Gedanke, der ihn beherrscht hatte, war Nachsicht, und die Nachsicht hinwiederum war Mitleid. Vielleicht! . . .

Da kam Modestina, welche den Arzt hinter sich her brachte. Desto besser!

„Wer ist denn hier krank?" begann munter der Doctor; „gehorsamer Diener, gehorsamer Diener! . . . Aber, ich irre mich nicht, Sie sind der Advocat Leone; welch' eine Freude für mich! In der patriotischen Gesellschaft sieht man ihn nicht mehr, im Café Cova auch nicht. Alle fragen, was macht der Advocat . . ."

„Sie sehen es: ich besuche die Kranken . . .“ unterbrach Don Quixottino, und da auf den Lippen dieses boshaften Doctors bereits eine Berichtigung schwebte, so machte er sie selbst: „Ich besuche eine Kranke. Die Signora ist eine alte Turiner Freundin und mir empfohlen; sie schrieb mir, daß sie das Fieber habe, und ich ließ sofort Sie benachrichtigen, damit Sie sie wieder herstellen.“

Der Doctor drückte dem Advocaten die Hand, um ihm zu danken.

Leone's Unbefangenheit war Don Quixottino's Sache nicht; sie war vom neuen Gepäck und machte ihm daher ein besonderes Vergnügen. Während der Doctor, den Leone's ernsthaftes Wesen gleichfalls stumm und ernsthaft gemacht hatte, Stirn und Puls der Kranken befühlte, konnte er sich die wenigen Worte, die er vorgebracht, wiederholen, und fand, daß er zweimal gelogen und einmal Etwas verschwiegen hatte.

Der Arzt setzte die Untersuchung der Kranken eine ganze Weile fort, dann wandte er sich zu Don Quixottino mit einer Bewegung der Lippe, welche nicht viel zu hoffen übrig ließ.

„O, Gott! Lucietta! theure Lucietta!“ dachte Leone, „wenn sie mir sterben sollte!“

„Es ist eine Form von Typhus; schwer; ein anderer Arzt würde eine Woche warten, um sich zu erklären; ich erkläre mich gleich: es ist eine Form von Typhus, und ich behandle sie von vornherein als Typhus.“

„Wird die Sache lange dauern?“

„Eher lang als nicht; und erfordert viel Pflege; wenn die Kranke Niemanden hat . . . könnte sie ein eigenes Zimmer im Hospital bekommen! . . . Nein? . . . nun, dann muß man ihr eine aufmerksame Wärterin besorgen. Soll ich es übernehmen? Ja?“

Leone bejahte, und der Arzt entfernte sich, nachdem er das Recept geschrieben und alle Anweisungen gegeben hatte.

Lucietta, die mit großer Anstrengung während der Verordnungen des Arztes die Augen offen gehalten hatte, streckte, sobald er fort war, die Hand auf der Bettdecke aus; und als Leone, der die Bewegung nicht sogleich bemerkt oder die Absicht nicht verstanden hatte, zerstreut nach der Thüre sah, durch welche der Arzt hinausgegangen, da seufzte die Arme: „Du magst sie nicht?“

Nun verstand Leone, und ergab sich darein, wieder seine Hand in die der Kranken zu legen.

Wie sie brannte! Arme Lucietta!

XV.

Die Krankheit des armen Mädchens, rechtzeitig durch die Verordnungen des Arztes bekämpft, war kürzer als Don Quixottino gefürchtet hatte; aber nicht kurz genug, um ihm nicht einen Berg von Ungelegenheiten zu bereiten.

Lucietta hatte sich wohl in die Pflege und Wachsamkeit einer Wärterin gefunden, verlangte aber, daß Leone sie nicht verlasse, und wurde jedesmal böse, wenn der unglückliche Don Quixottino für einen Augenblick in seinen Geschäften nach Hause mußte.

Man denke! in dieser ganzen Zeit, neunzehn oder zwanzig volle Tage, hatte er nicht einen Blick in das Haus der Schwägerin werfen können, um nachzu-

sehen, ob die Heirath Anna's und Guglielmino's mit der Krücke, die er ihr gegeben, vorwärts käme, ohne zu stolpern. Ihm schien, daß um diese Zeit zwei ungeduldige Kinder allmälig auf dem Standesamt angekommen sein sollten.

Dem mußte jedoch nicht so sein; Guglielmino ließ sich bei ihm nicht blicken, und Anna schrieb nicht, um sich zu beklagen, daß der böse Onkel sie nicht besuche. Aber freilich! Anna wohnte am Ende des Corso Porta Romana, Lucietta in der Via Loreto, an den beiden Polen von Mailand.

Don Quixottino hielt aus; hielt aus, weil die Krankheit Lucietta zum verwöhnten Kinde gemacht hatte, hielt aus, weil, auch so krank, Lucietta noch schön war, und hielt endlich aus, weil es ihm unwürdig erschienen wäre, nicht mit einem Opfer die Liebe zu erwidern, welche er so sehr begehrt hatte. Und auch darum hielt er aus, weil er sich gedemüthigt fühlte, nicht mehr zu lieben.

Natürlich wäre er nicht Don Quixottino gewesen, wenn er nicht versucht hätte, gegen sich selbst zu kämpfen — die letzte Windmühle. Aber als er Lucietta noch einmal lieben wollte, so wie in den schönen Tagen der Universität, da gelang ihm nichts, als mit vieler Emphase von Liebe zu sprechen.

Unter seinen Liebkosungen lächelnd, hatte Lucietta nicht einmal eine Ahnung von der peinlichen Rolle, welche Don Quixottino sich in der Komödie auferlegt hatte.

Die Kranke dagegen konnte nun anfangen, aufrichtig zu sein.

Einmal erwiderte sie: „Weißt Du, daß auch ich seit einiger Zeit angefangen habe, Dich zu lieben? Weißt Du, daß ich jeden Tag Dich mehr liebe? Daß ich Dich heut' Abend lieber habe als heut' Morgen, und daß ich, wenn es so weiter geht, Dich lieben werde wie eine Närrin?"

„Mein Juwel!" rief Don Quixottino, und küßte seine Geliebte auf die Stirn, aus Furcht, sie möchte auf seinem Gesicht den Schreck lesen, von dem er ergriffen worden.

Indessen zog die Genesung sich in die Länge — das arme Mädchen schien mit ihren schönen Augen in Leone's Herzen zu wühlen, mit der Absicht, einen oder den anderen Tag seine ganzen mitleidigen Lügen ans Tageslicht zu bringen; sie war eifersüchtig sogar auf die Luft geworden, sogar auf Modestina, die ein Gesicht hatte wie eine Casserolle.

Es war eine Qual, welche Don Quixottino aus Erbarmen litt; aber da er den Versprechungen gerecht werden wollte, die er in vergangener Zeit gemacht, und den anderen, welche er seit Kurzem machte, so fügte er jeden Tag neue hinzu, die Dosis verstärkend; denn während er in guter Absicht die Lügen des Herzens häufte, hatte er das Bewußtsein des Maßes verloren. Aber die fürchterliche Gewißheit, sich den Weg für den Rückzug zu versperren, verließ ihn nicht mehr.

In dieser schweren Lage wollte das Schicksal ihm ein Lächeln schenken. Ein Onkel Lucietta's, ein kleiner Bauer in den Alpen, war kürzlich gestorben; der Gemeindevorstand hatte große Mühe, die Erben ausfindig zu machen, aber endlich trieb er Lucietta auf und benachrichtigte sie, daß sie kommen möge, um die Erbschaft anzutreten. Viel war da nicht anzutreten: eine Hand voll Erde und ein Häuschen am Fuße des Gebirges.

Lucietta war noch nicht recht wieder hergestellt, und da die Genesung so langsam fortschritt, hatte der Arzt tonische Mittel angerathen, und zweimal sogar hatte er Luftveränderung vorgeschlagen, das Meer oder das Gebirge. Leone hatte sogleich Ja gesagt; aber Lucietta, als sie hörte, daß sie Meer oder Gebirge allein genießen solle und ihr Geliebter nicht in ihrer Nähe sein werde, hatte Nein gesagt.

Jetzt, wo es sich darum handelte, den Nachlaß des verstorbenen Onkels in Besitz zu nehmen und die Genesung zugleich zu beschleunigen, ließ Lucietta sich bereden. Aber es war nicht leicht: zuerst verlangte sie, daß Don Quixottino ihr in die Berge folge — aber was sollte er da machen? — oder wenigstens, daß er, wenn sie mehr als ein paar Wochen bleiben müsse, ihr nachkomme.

Das ja; es war unmöglich, daß Leone vierzehn Tage leben könnte, ohne seine Lucietta zu sehen. Endlich, nachdem er noch viele Versprechungen gegeben und viele Lügen gesagt hatte, begleitete Don Quixottino eines Morgens zu früher Stunde Lucietta nach dem Bahnhof und empfahl sie dem Schaffner, der sie in ein Damencoupé setzte.

Noch einen Kuß — Addio, Juwel! — Addio, Schatz!

Und dann, endlich! . . . .

XVI.

Nachdem er seine Freiheit wieder gewonnen, wollte Don Quixottino einen guten Gebrauch von ihr machen, indem er sich sogleich mit der Verheirathung des Neffen und der Nichte beschäftigte. In der Absicht, sich vor Allem zu vergewissern, ob wenigstens das Aufgebot stattgefunden habe, überzeugte er sich nun, daß das Standesamtsregister nichts von Anna und Guglielmo sagte; darauf begab er sich in die Kaserne, wo er erfuhr, daß der Herr Lieutenant ein Duell mit einem Bürgerlichen gehabt, daß der Bürgerliche ihm einen starken Hieb über den Kopf versetzt, und der Verwundete einen Urlaub erhalten habe, um sich wieder zu curiren. Nichts weiter.

Und weshalb hatte er nichts von sich hören lassen, weder vor noch nach dem Duell?

Onkel Leone war sicher, ihn im Hause seiner allerdings noch nicht ganz legitimen Gemahlin zu finden, mit verbundenem Kopf, wehleidig und verdrießlich wie ein Kind, das Schmerzen hat. Eilends ging er dahin.

Kaum, daß Agata den Schwager sah, warf sie sich ihm weinend an den Hals. Was war geschehen? Was zum Teufel war vorgefallen? Aus Agata war nichts Anderes herauszubringen als Thränen.

Andere Thränen, geräuschlosere, vergoß Anna, als sie ihre Hand in die des Onkels legte; aber auch sie sagte nichts.

Don Quixottino fielen hundert unwahrscheinliche, fürchterliche Dinge ein, von denen eines dies war: „Es soll Einer sehen, Guglielmino's Wunde, statt völlig geheilt zu sein, ist wieder aufgebrochen; jetzt ringt er in der Stube nebenan mit dem Tode, oder er ist verrückt geworden, oder gar gestorben; morgen werden wir ihn begraben."

„Wo ist Guglielmino?" fragte er mit gesenkter Stimme, denn er glaubte nichts von Allem, was ihm durch den Kopf gegangen war.

Anna antwortete mit einer Gebärde, um auszudrücken, daß er gegangen sei...

„Ins Jenseits?" fuhr jener lächerliche Gedanke fort.

Onkel Leone hingegen beharrte: „Wohin ist er gegangen?"

„Wer weiß es?" erwiderte Agata, ihre Thränen verschluckend; „wer kann etwas von dieser Schlange wissen?"

„Schlange!"

„Ja, gewiß, eine Schlange; er hat uns Beide umstrickt wie zwei Lerchen und ist uns schließlich unter der Hand entschlüpft . . ."

„Ich wußte, daß er es so machen würde!" sagte Don Quixottino, und wollte mehr sagen, um diese Frau ohne ein Körnchen Verstand im Kopf, dieses allzu unvorsichtige Mädchen zu strafen; aber wie er sie also gedemüthigt und betrübt sah, dachte er, daß sie bestraft genug seien.

„Thun wir uns Gewalt an und sagen wir Onkel Leone Alles," sprach er gütig; „vielleicht ist das Unheil nicht so groß, wie Ihr denkt; als ich Euch das letzte Mal verließ, erwartetet Ihr die Papiere für das Aufgebot; wie ist es nachher gegangen?"

Es war einfach so gegangen: die Papiere kamen niemals; statt dessen war ein Mädchen gekommen, eine arme junge Lehrerin, um zu sagen, daß sie seit einem Jahre mit Guglielmino kirchlich getraut sei, daß er ihr stets versprochen habe, sich auch auf dem Standesamt mit ihr zu verehelichen, sobald ihm die reiche Erbschaft eines Onkels zugefallen sei, der mit einem Fuße schon im Grabe stehe — und nun wolle er sich mit einer Anderen verheirathen!

Dies war Anna's Bekenntniß; ein Schluchzen unterbrach sie, und Agata fuhr statt ihrer fort:

„Auf diese Nachricht hin war Anna sofort entschlossen, das Band zwischen sich und ihrem Verlobten gänzlich zu lösen, und Guglielmo hatte sich das nicht zweimal sagen lassen; zuerst erwiderte er, es sei gut; aber es war nicht gut, denn der Bruder Derjenigen, die seine erste Gattin vor Gott war . . ."

„Ach, diese Gattinnen vor Gott!" murmelte Onkel Leone ironisch.

. . . . Denn der Bruder dieser Aermsten, ein Angestellter beim Zollamt, hatte auf offener Straße dem Lieutenant eine Ohrfeige gegeben; ein Duell hatte stattgefunden, und Guglielmo war verwundet worden . . . Anna und Agata hatten ihn im Hospital gepflegt, in den ersten Tagen, als er noch kein Zeichen zurückgekehrter Besinnung gab; dann hatten sie ihn verlassen. Jetzt, kaum geheilt, und anstatt seine zweite Gemahlin — die es vor Gott war! — zu begrüßen, war er gegangen, um seine Genesung anderswo zu erwarten . . . Und es war noch nicht Alles . . .

„Mir scheint, es sei genug!" wagte Don Quixottino zu sagen . . . „und Ihr weint, gute Frauen; aber Ihr solltet froh sein, dem gütigen Gott danken, daß er Anna gestattet, sich von diesem Buben los zu machen . . . O, kommt mir jetzt nicht damit, daß die Heirath vor dem Altare heilig sei; zum Glück hat Guglielmo schon vorher in gleich löblicher Absicht Gebrauch vom Altare gemacht; eine Heiligkeit muß wenigstens die andere tödten; wenn nicht, so könnte

ein Mann mit einigem guten Willen sich ein Serail anlegen . . . und die Bigamie wird nicht nur von den bürgerlichen, sondern auch von den Gesetzen Gottes verdammt . . ."

Aber was sprach Onkel Leone! An diesem Punkte hielt er inne; denn das Gejammer Agata's fing wieder an, ärger als vorher, während Anna nur immer still weinte.

„Also es ist etwas Anderes? Und was kann es noch sein? Sage Du mir's, die Du stets ein wenig Zutrauen zu Deinem Onkel hattest . . . Nein! schweige; sprich nicht . . . ich habe verstanden, armes Geschöpf! armes Geschöpf!"

Ein langes Schweigen folgte. Nun fielen die Thränen, die vergebens zurückgehaltenen, eine nach der anderen auf Onkel Leone's Wangen nieder; und kaum war ersichtlich, daß auch er das ganze Unglück begriff, das über dies Haus hereingebrochen, als Agata sich einem Wuthanfall hingab, indessen Anna das Gesicht trocknete und den Blick auf die Wand gegenüber heftete.

Dann trat Don Quixottino an die Schwägerin heran und fragte leise:

„Seit wann?"

„Seit einem Monat."

Wieder ein langes Schweigen und neue Thränen; und endlich küßte Leone die unselige Vermählte auf die Stirn, drückte Agata die Hand und sagte: „Faßt Euch, so gut Ihr könnt; wir brauchen Muth . . . ich gehe zum Obersten."

Don Quixottino hatte nachgedacht und entschieden. Er konnte sich nicht einmal vorstellen, daß Andere einen dem seinen entgegengesetzten Gedanken haben könnten. Er hatte sich vorgenommen, mit dem Obersten zu sprechen, um zu erfahren, wohin Guglielmo gegangen sei. Hiernach wollte er sich aufs Zollamt begeben, um sein ganzes Herz zu öffnen. Vielleicht, wenn der Zollbeamte sähe, daß in diesem Herzen keine Spur von Tücke sei, würde er selbst ihm erlauben, zu der übel vermählten jungen Lehrerin zu gehen. Und Don Quixottino würde gehen; alle lebendigen Triebfedern ihrer Seele berührend, würde er diese Unglückliche bestimmen, einem elenden Gatten zu entsagen, um einem schuldlosen Wesen den Vater zu geben. Zuletzt, nach allen Seiten gewappnet, würde er über Guglielmo herfallen.

Das Unternehmen erschien ihm nicht so schwer, um seine alte Leidenschaft zu befriedigen; aber Don Quixottino erfreute sich nichts destoweniger daran; nur blieb ihm der Schmerz, daß, wenn er seinen Zweck nicht ohne etwelche Mühe erreicht, es sich schließlich zeigen würde, daß er drei Unglückliche gemacht, und er dachte: „Wie viel besser wäre es, wenn die Welt nicht nach dem Kriterium der Parade, sondern nach dem der Menschlichkeit regiert würde; wenn in der Beurtheilung dessen, was wahr, was gerecht, was gut ist, die Meinung des Publicums nicht immer verschieden wäre von der eines jeden der näher Betheiligten."

So fand sich Don Quixottino dem Obersten gegenüber. Dieser war ein barscher Mann, der ohne jeden Umschweif erklärte, der Secondelieutenant Guglielmo sei freilich ein Gauner ersten Ranges, was die Frauen betreffe, und ein vollkommener Jesuit, um die Gläubiger hinzuhalten; aber er wisse zwischen den Schulden und den Frauen so zu laviren, daß er nie mit den Regeln der Disciplin

in Zusammenstoß gerathe. Ein mittelmäßiger Officier, ein schlechter Kamerad, ein sehr böser Liebhaber.

Fast ohne Don Quixottino Zeit zum Fragen zu lassen, beeilte er sich zu antworten, denn die Stunde des Rapports drängte. Guglielmo war nach Biella gegangen, um kalte Douchen zu gebrauchen. Aber was konnten kalte Douchen für diesen siechen Kopf thun? Wenn man den Obersten hörte, war kein Zweifel, daß er auch dort im Bade Mittel und Wege finden würde, um irgend eine Reconvalescentin anzuführen.

„Was sagen Sie mir da!" rief Onkel Leone aus.

„Noch nicht die Hälfte von dem, was ich Ihnen sagen könnte; das Meiste muß ich verschweigen, damit ich mich stellen kann, als wüßte ich nichts. Sonst ... Sie verstehen mich ..."

Auf diese zurückhaltende Bemerkung ließ der Mann einen kurzen Abschied folgen: „Leben Sie wohl, ich empfehle mich."

Aus der Kaserne ging Onkel Leone aufs Zollamt, wo er um eine Unterredung mit dem Signor Visconti bat.

Und der Signor Visconti zögerte nicht, zu erscheinen. Er war ein junger Mann von so kräftiger Statur, daß er mit einem Faustschlag drei Guglielmo's in der Reihe hätte zu Boden schlagen können, aber unfähig, einer Fliege wehe zu thun, ohne schwer gereizt zu sein. Er benahm sich durchaus liebenswürdig, und selbst als er erfuhr, daß er dem Onkel Dessen gegenüberstehe, der seine Schwester verführt, zog er wohl die Brauen ein wenig zusammen, verleugnete jedoch sein höfliches Benehmen keinen Augenblick. Nachdem er den Grund des Besuches erfahren, sagte Signor Visconti mit schmerzlichem Ausdruck:

„Ich habe viele Worte verschwendet, um von meiner Schwester zu erlangen, daß sie nicht mehr an diese Kanaille denke ... entschuldigen Sie mich, wenn ich so sprechen muß ... (Onkel Leone gab seine Billigung schweigend zu erkennen) aber sie liebt ihn noch ..."

„Auch die Andre," bemerkte Onkel Leone, die Stimme senkend, „auch die Andre hat ihn geliebt; aber sie würde sich entschlossen haben, ihn aufzugeben, ihn ihrer Nebenbuhlerin zu überlassen ... wenn nicht ein Mißgeschick ... ein schweres Mißgeschick dazwischen gekommen wäre. Sie verstehen mich ..."

Ein kurzes Schweigen, um dem Zollbeamten Zeit zum Verstehen zu lassen, und Onkel Leone fuhr fort:

„Jetzt, wenn Sie es erlauben, gehe ich, um der armen Verlassenen die unbedingte Nothwendigkeit ihres Verzichts mitzutheilen ... oder .. wollen Sie es selbst thun?"

Signor Visconti sagte, es sei besser, wenn er persönlich gehe; bis vier Uhr würde er sie in der Schule finden, nach vier zu Haus.

„Wenn Sie erlauben, drücke ich Ihnen die Hand," sagte Onkel Leone, ohne eine Zurückweisung zu befürchten, und er setzte hinzu: „es thut mir wohl, die Hand eines Ehrenmannes zu drücken."

Punkt vier Uhr stand er wie eine Schildwache vor dem Thor der Schule. Er bemerkte, daß die Schar der Schülerinnen, nachdem sie still an dem Rector

vorübergegangen und ehe sie sich mit vielem Lärm in der Straße zerstreute, einen ehrerbietigen Blick auf Don Quixottino warf. Die Lehrerin erschien bald.

„Sind Sie die Signora Visconti?" fragte Leone, indem er den Hut abzog.

„Ich bin es."

„Wenn Sie mir erlauben, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, daß ich Sie auf der Straße aufhalte oder Sie nach Hause begleite . . . Ihr Bruder schickt mich . . . ich habe Ihnen einige Worte zu sagen."

Don Quixottino hatte etwas so einschmeichelnd Verbindliches, daß er von der Lehrerin Alles erlangt haben würde, was es auch sei, selbst das Pensum, welches sie den nachlässigen Schülerinnen zudictirt hatte.

Doch das schöne Mädchen (denn schön war auch sie, und es konnte nicht anders sein, wenn Guglielmo sein Auge auf sie geworfen) blieb verlegen stehen.

„Wollen Sie, daß wir in die Schule zurückgehen? Wenn Sie mir nicht viel zu sagen haben . . . so ziehe ich es vor."

„Was ich Ihnen sagen muß, ist äußerst zarter Natur; gestatten Sie mir, Sie nach Haus zu begleiten; ich sehe wirklich nicht aus wie Einer, der auf schöne junge Damen Jagd macht . . . so scheint es mir wenigstens."

„Begleiten Sie mich denn."

Eine gute Strecke Wegs sprachen sie kein Wort; während Leone neben dieser Unglücklichen herging, prüfte er aus jener Art von Gewissenspflicht, welche vielmehr eine Pflicht seiner Rasse war, das Profil, auf diese Beobachtung all' die geringe Erfahrung verwendend, welche ihm in einer solchen Conjunctur zu Gebote stand. Und das Profil, nicht eigentlich schön, war sympathisch. Dies festgestellt, konnte er an die bevorstehende Unterredung denken, und ihm schien, daß den Anfang zu finden ihm große Schwierigkeiten machen würde, ein Anfang, der die Arme nicht außer Fassung bringe. Doch hielt er für gut, die Lehrerin von der Ungewißheit zu befreien, ihr wenigstens anzudeuten, daß von ihm die Rede sein würde, von jenem Ungeheuer mit den Epauletten.

„Haben Sie viele Kinder in Ihrer Klasse?" fragte er.

Die Lehrerin blickte ganz freudig zu ihm auf, weil diese Frage ihr so viele peinliche Gedanken nahm.

„Ich habe neununddreißig, und sie sind fast alle gut; aber sind Sie vielleicht der Vorsteher eines Instituts?"

Don Quixottino sah ein freudiges Licht in diesen großen furchtsamen Augen leuchten und wollte eine arme Seele nicht länger in Angst halten.

„Ich bin kein Vorsteher von irgend Etwas; ich bin leider der Onkel Guglielmo's . . ."

Er sprach diese Worte mit so betrübter Stimme, daß nach kurzem Schweigen das arme Mädchen kaum hörbar fragte:

„Wie geht es ihm?"

„Gut, wie ich glaube; morgen, vielleicht noch heute, werde ich ihn aufsuchen, mit ihm reden . . . deshalb bin ich zu Ihnen gekommen . . . um Ihnen zu sagen . . ."

„Sagen Sie's . . ."

„Um Ihnen zu sagen, daß das Schicksal Ihnen zu Hülfe gekommen ist, indem es Sie bei Zeiten erkennen ließ, daß dieser elende Bube niemals das Glück von irgend Jemandem machen wird."

„Er ist mein Gemahl," entgegnete die Lehrerin.

„Er ist auch der Gemahl einer Andern, die ich kenne, und wer weiß, wie Vieler außerdem, die er durch dieselbe niedrige Arglist bethört hat."

Sie gingen rasch, denn der Weg bis zum Hause der Lehrerin war weit.

„Er ist mein Gemahl seit zwei Jahren," sagte die Arme, nachdem sie lange geschwiegen, um die Worte zu suchen. „Die Andere ist es nicht so lange, ich habe mich erkundigt . . ."

„Und dann wissen Sie vielleicht auch, daß die Andere bereit war, Ihnen den Gatten zurückzugeben?"

„Ich weiß es."

„Aber jetzt werden Sie selbst mir sagen, daß sie es nicht mehr thun kann."

Die Lehrerin wandte sich fragend ein wenig um, ohne den Schritt zu mäßigen, und Onkel Leone beendete den Satz:

„Weil sie jetzt nicht mehr Herrin über sich ist, weil sie sich selbst ganz schuldet . . ."

„Wem?"

„Ich will es Ihnen zu Hause sagen . . . aber was ist Ihnen?"

„Geben Sie mir den Arm," stammelte die Lehrerin.

Don Quixottino preßte den Arm, den sie dem seinen überließ, und ging in langsamem Schritt weiter, indem er seine Begleiterin mitleidigen Blickes ansah. Des Mädchens Gesicht hatte sich mit einer lieblichen Blässe gefärbt, der Mund aber einen Ausdruck von Bitterkeit angenommen, und die Augen blickten starr vor sich hin. Leone konnte sich nicht darüber zufrieden geben, daß die Lehrerin Alles schon unterwegs erfahren habe, wo er nicht mit einem Wort das trotzige Schweigen dieses trostlosen Geschöpfes zu bekämpfen vermochte.

Als er das Profil seiner Begleiterin fragend ansah, bemerkte er, daß ihm allmälig die Farben zurückkehrten, und das Auge die Starrheit dessen verlor, der mit einem unsichtbaren Feind kämpft; und endlich wandte sie sich zu ihm, um ihm stumm zu bedeuten, daß sie der Stütze nicht länger bedürfe. Sie zog den Arm zurück.

„Ich habe Alles verstanden," sagte sie.

„Wie fühlen Sie sich?"

„Wohl; ich denke an das unschuldige Kind, dem eine Andere das Leben geben wird."

Nach einer Weile sagte sie:

„Wir sind am Ziel; hier wohne ich, vielleicht macht es Ihnen Mühe, die Treppen zu steigen, und jetzt weiß ich, was ich zu thun habe."

„Um Gotteswillen . . . thun Sie sich kein Leids an; dieser Schurke verdient nicht einmal, daß Sie sich um ihn grämen. Denn Sie wissen nicht Alles; Sie können nicht wissen, was ich ahne; Sie wissen nicht, daß Guglielmo auch jener Anderen schon überdrüssig ist, und daß der Gedanke, einem Geschöpfchen

das Leben gegeben zu haben, nicht gerade der ist, der ihn bestimmen wird, die Mutter seines Kindes gesetzlich zu heirathen."

Die Lehrerin sah ihm mit ihren großen Augen ins Gesicht, und Don Quixottino begriff, daß, was er gesagt, ein Trost für die schöne Verlassene war, so sehr sie auch den guten Willen hatte, darüber betrübt zu sein. Deshalb fuhr er fort:

„Seiner Gemeinheit jede Ausflucht abzuschneiden, das ist jetzt meine Aufgabe; aber ich bin des Erfolges nicht sicher, er ist so gemein!"

In den Augen der Lehrerin entzündete sich nun ein seltsames Licht.

„Und mir sagen zu müssen, wenn ich ihn bewogen haben werde, seine Vaterpflicht zu erfüllen . . . daß es dann drei Unglückliche geben wird! . . . Aber gleichviel, das arme Kind muß den Namen dessen tragen, der es in die Welt gesetzt . . . und dafür muß ich sorgen; für das Uebrige wird . . . der ewige Vater sorgen."

Das unstete Licht, welches in den Augen der Lehrerin entflammt war, glänzte noch immer darin.

„Wo ist Guglielmo?"

„In Biella."

„Lassen Sie uns Beide ihn dort aufsuchen; wollen Sie? Seine Erbärmlichkeit wird vielleicht nachgeben, wenn ich ihm sage: heirathe sie."

Leone, in einem Ungestüm der Bewunderung, ergriff die Hand des jungen Mädchens, wurde dann aber nachdenklich.

„Sie sind wirklich geneigt, das zu thun? Was wird Ihr Bruder sagen?"

„Mein Bruder billigt Alles, was ich thue; er weiß, daß es mir nicht an Einsicht fehlt, obgleich ich in meiner Liebe zu Guglielmo nicht viel davon bewiesen habe. Nun aber ist das vorbei. Lassen Sie mich mit Ihnen nach Biella gehen; ich werde vielleicht zu Etwas gut sein können; ich gehe also mit Ihnen?"

Leone war noch zaghaft; aber der Gedanke, die Fahrt mit der hübschen Lehrerin zu machen, lächelte ihm in einem Winkel der Seele, und ohne sich selber noch gesagt zu haben, ob er gut oder ob er übel daran thue, rief er dem jungen Mädchen zu:

„Wir werden morgen reisen."

XVII.

Eine Handtasche für Jeden war ihr ganzes Gepäck; sie begaben sich zu Wagen nach dem Zollamt, und die Lehrerin stieg aus, um ihren Bruder zu grüßen, worauf ein Schnellzug sie nach Santhià brachte.

Zur Fahrt mit solch' einem Herrn wie Don Quixottino hatte die junge Lehrerin sich bescheiden in Schwarz gekleidet, aber mit so vieler Eleganz, daß die Reisegefährten glauben konnten, sie seien ein strenger Onkel und eine melancholische Nichte, oder eine Clientin in Gesellschaft ihres Advocaten, der entschlossen sei, den Gegner niederzudonnern.

Als sie jedoch den Schnellzug verlassen und sich in den Localzug nach Biella gesetzt hatten, waren sie ganz allein und konnten nun ungenirt mit einander sprechen.

Die Lehrerin zeigte einige Furcht vor dem Begegnen mit dem unechten Gemahl, und Leone ermuthigte sie, so gut er konnte, damit, daß sie sich anfangs nicht sehen zu lassen brauche. Er würde ein Zimmer des Gasthofs nehmen, sie das anstoßende; die Unterredung mit Guglielmo würde wahrscheinlich dort erfolgen, so daß sie Alles mit anhören könne, und wenn sie sich gar nicht zeigen wollte, so würde der Lieutenant absolut nichts erfahren.

Während er so sprach, fuhr durch Leone's Kopf wie ein Blitz der Gedanke, diesem hübschen sympathischen Geschöpf das anzubieten, was das Herz wieder gesund macht, nämlich eine aufrichtige und dauernde Liebe, einen festen und sicheren Halt, nämlich sich selbst. Es war der gewohnte Gedankengang Don Quixottino's, der stets ebenso streng gegen sich selbst, wie schwach, von Anfang an, gegen anmuthige Gesichtchen gewesen war. Aber eben diese Schwäche hatte ihn bisher gerettet; denn es waren ihrer zu Viele, um sie alle heirathen zu können; jeden Augenblick kam eine Andere, und darum blieb Don Quixottino ledig.

Nachdem sie in Biella angelangt waren und die beiden Zimmer im Gasthof erhalten hatten, wie sie sich dieselben gewünscht, machte sich Don Quixottino wohlgerüstet und allein auf den Weg nach der Badeanstalt in Biella Alta.

Es war ein Uhr Nachmittags, die Stunde des Frühstücks für die Pensionäre; aber der Lieutenant war nicht in Pension. Er kam nur zweimal des Tags, um seine Douche zu nehmen und war eben dabei; in wenigen Minuten mußte er fertig sein.

Onkel Leone hätte es nicht besser treffen können; im Hofe auf- und abgehend, ohne das Auge von dem Thorweg zu verwenden, aus welchem Guglielmo herauskommen würde mit dem heilsamen Verlangen dessen, der sich eine starke Bewegung machen muß, warf er durch die offenen Fenster ab und zu einen Blick auf die lange gedeckte Tafel im Saal.

Viele hübsche und häßliche Damen, alle schweigsam, weil sie hungrig waren, verkündeten dem Zuschauer die Wunder der Douche. Don Quixottino, eine Blondine erblickend, die sich ihm von vorn zeigte und allerliebst erschien, zitterte in seinem Halbschatten bei dem Gedanken — geheimnißvolle Ahnung! — daß sie schon wieder eine Eroberung Guglielmo's sei.

Gerade da, während er dieses Blondköpfchen betrachtete, sah er, wie sie vom Tisch aufblickte und ihm grüßend zuwinkte, aber bevor er noch den Hut abgenommen, um auf irgend eine Weise diese außerordentliche Liebenswürdigkeit zu erwidern, vernahm er hinter sich ein Geräusch, wandte sich um, und Guglielmo in Person, springend und um sich schlagend, schoß wie ein Pfeil durch die Thür, ohne seinen Onkel auch nur im Geringsten zu bemerken. Don Quixottino hinter ihm her.

„Halt!" schrie er ihm nach, aber der Andere that nicht, als ob er ihn höre, worauf Onkel Leone mit dem Aufgebot aller seiner Lebensgeister hinter dem Neffen herlief, ihn einholte und neben ihm hertrottend ihn scheinbar in höchliches Erstaunen versetzte, ohne daß derselbe jedoch in eine langsamere Gangart fiel.

„Ja, ich bin es wirklich; ich bin gekommen, um von unseren Angelegenheiten zu sprechen . . ."

„Jetzt nicht," entgegnete der Lieutenant, „ich muß mir Bewegung machen — aber in einer halben Stunde bin ich bei Dir."

„Ich verlasse Dich nicht," beharrte Onkel Leone; „ich werde die Bewegung mit Dir machen; wenn es Dir einerlei ist, in diesem Schritt bis nach Biella hinunter zu laufen, so werden wir zusammen im Gasthof ankommen."

Guglielmo war es einerlei, und schweigend setzten sie den Galopp fort.

„Es thut mir leid, daß Du diese gymnastische Uebung machst," sprach Guglielmo nach einem guten Weilchen; „aber es wird Dir nicht schaden, denn eine solche Bewegung im Laufschritt thut den Lungen gut, dehnt sie aus, zwingt sie durch alle Zellen zu athmen; wenn es wahr ist, was der Doctor sagt . . ."

Leone konnte nicht einmal ja sagen, so groß war die Arbeit seiner Lungen; aber er wußte während seines Schweigens nicht, ob er sich mehr über die dreiste Stirn seines Neffen wundern oder sich über die günstige Stimmung freuen sollte, in der er ihn fand. Wer weiß! vielleicht hatte er ganz Anderes im Sinn, als seine Verlobte sitzen zu lassen.

Im Gasthof angekommen, wollte Guglielmo sich überzeugen, ob sie die vorschriftsmäßigen zwanzig Minuten durchlaufen hätten, und da es sogar schon zweiundzwanzig waren, hatte er kein Bedenken mehr, in das Zimmer seines Onkels mitzugehen.

„Dieser Schritt macht müde!" versicherte er, indem er sich auf einen Stuhl fallen ließ, und da der Onkel noch keuchte, fuhr er fort: „welcher Einfall, mich hier im Bade aufzusuchen! . . . Ich sehe ein . . . es ist meine Schuld, Dich von nichts unterrichtet zu haben; aber Du begreifst . . . ich schämte mich, das Vorgefallene Dich wissen zu lassen, und dann glaubte ich, daß . . . die Frauen Dich von Allem unterrichtet hätten . . ."

„Ich wußte nichts," versetzte Don Quixottino.

„Mein erster Gedanke war, Dich um Rath zu fragen, aber ich sagte mir: wer weiß, wie er die Sache aufnehmen wird, und glaubte besser für mich allein zu handeln; ich habe mir einen Säbelhieb von einem Zollbeamten versetzen lassen, weil ich ihm seine Schwester genommen hatte . . . jetzt ist wenigstens diese Sache beigelegt."

„Und Du meinst wirklich, sie sei gut beigelegt?"

„Heiliger Gott! was soll ich thun, wenn ich sie nicht besser beizulegen vermochte. Das Mädchen gefiel mir; ich sagte es ihr, sie verliebte sich in mich. Wer hat Schuld? Die Natur, siehst Du, die Natur allein."

„Fahre fort," bedeutete ihn Onkel Leone.

„Ich habe nichts weiter zu sagen . . . nachher verliebte ich mich in Anna, das Gefühl war stärker als ich; Anna ist so schön, so gut, und zu dieser Stunde hätte sie meine Frau sein können."

„Und hat sie es etwa nicht gewollt?"

„Du hast es nicht gewollt . . . entschuldige, wenn ich es Dir gerade heraussage; Du bist der Erste gewesen, der nicht wollte, nun hat sie sich's in den Kopf gesetzt; Du mußt nämlich wissen, daß sie mich eines Tages zurückgewiesen hat, indem sie mir sagte, meine Pflicht sei, Giuditta zu heirathen . . . jene Andere, weißt Du . . ."

„Sie heißt Giuditta? . . ."

„Sie hieß Giuditta . . . Du wirst begreifen, daß das für einen Mann von meinem Temperamente zu stark war . . . wir haben uns wie rechtschaffene Leute getrennt; es ist vielleicht besser, daß ich Keiner von Beiden Unrecht thue . . . denn diese Mädchen waren mir alle beide lieb, und . . ."

„Fahre nur immer fort," sagte Don Quixottino, die Zähne zusammenbeißend.

„Und sind mir noch lieb. Wenn es möglich wäre . . ."

„Sie alle beide zu heirathen . . ." kam ihm Onkel Leone zuvor, „ist es das, was Du sagen willst? Und hast Du es vielleicht nicht gethan?"

„Du siehst . . . ich that, was ich konnte; aber ich meine, wenn das Gesetz zuließe, daß . . ."

„Und nun genug!" fuhr Don Quixottino auf; „gemeine Seele, daß Du Dich nicht scheust, einem ehrlichen Manne Deine ganze Schmach ins Gesicht zu werfen . . ."

Aber er wurde plötzlich durch eine trostlose Gebärde Guglielmo's unterbrochen, welcher, die Hand an die verwundete Stirn führend, stammelte:

„Was habe ich gesagt? . . . oh! mein armer Kopf!"

Don Quixottino besänftigte sich alsbald; unvorbereitet auf den Gedanken, der ihm jetzt kam, sprach er kein Wort mehr.

Der Gedanke war, daß der fürchterliche Hieb des Zollbeamten in diesem hübschen Kopf eine Gehirnerschütterung hervorgebracht und dadurch den Verstand des Lieutenants ein wenig verwirrt habe.

Es war ihm keinen Augenblick aus dem Sinn gekommen, daß nebenan ein begieriges Ohr keine Silbe zu verlieren suchte von dem, was der Lieutenant sprach, und wenn von der „Andern" die Rede war, hatte er gefürchtet oder gehofft — er wußte es selbst nicht recht — daß die Lehrerin herein stürze wie auf dem Theater; jetzt aber fürchtete er im Ernst, daß eine solche Katastrophe eintreten würde, und beeilte sich, laut zu sagen, damit es im anderen Zimmer gehört werde:

„Laß uns ruhig sein, mein Junge, laß uns ruhig sein, es thut uns Allen noth. Was haben die Aerzte gesagt, als Du verwundet wurdest? Weißt Du es?"

„Ich habe es nachher erfahren; sie sagten, daß ich vielleicht das Gedächtniß verloren haben würde . . ."

„Und statt dessen . . ."

„Statt dessen ist das Gegentheil der Fall," versetzte Guglielmo mit weinerlicher Stimme, „ich besinne mich auf Alles nur zu gut! mir fallen sogar Dinge ein, die ich vergessen zu haben glaubte; aller Aerger, den ich meiner armen seligen Mama gemacht, während ich sie doch so lieb hatte; alle Frauen, welche ich getäuscht habe . . . (schändlich, ja, schändlich, ist das Wort, ich leugne es nicht, aber das Gefühl ist immer stärker gewesen als ich); und endlich all der Zorn, den ich bei Dir hervorgerufen habe, bei Dir, der Du der beste der Onkel bist . . ."

„Was mich betrifft, so laß mich aus dem Spiel . . ."

„Ich weiß, daß Du mir Alles vergeben hast . . . aber das Unrecht, das ich Dir, das ich Euch Allen gethan, zuweilen schmerzt es mich hier; hier ist Etwas, das mir ins Gehirn zu steigen scheint . . ."

„Machen wir also keine Scene," sagte Leone mit lauter Stimme. „Beruhige Dich und höre mich an," fuhr er leiser fort, „fühlst Du Dich im Stande, mich ruhig anzuhören? . . . Ich will Dir etwas sagen, was Dir Freude machen und in Deinen armen Kopf den Keim von etwas Gutem werfen wird, einen sanften Enthusiasmus, um alle ungesunden Gedanken zu bekämpfen . . . Willst Du das Wort hören, das ich Dir zu sagen habe . . ."

Guglielmo war nicht gerade neugierig geworden durch diese Vorbereitung; er trocknete die Thränen der großen Gelegenheiten, welche ihm von den Wangen bis auf den Rock gerollt waren.

„Willst Du es hören?" beharrte Don Quixottino.

„Sprich nur."

„Dann wisse, daß Du seit einem Monat eine große Schuld gegen Dich selbst und gegen die Welt hast . . . Du wirst Vater werden!"

Die figürliche Sprache ging Guglielmo nicht recht in den Kopf.

„Erkläre Dich deutlicher," sagte er zerstreut.

Und Onkel Leone erklärte sich nun folgendermaßen:

„Anna hat Mutterhoffnungen."

Schweigen, ein großes Schweigen.

„Das thut mir leid," sagte zuletzt Guglielmo; „das thut mir sehr leid . . . aber jetzt ist die Sache zu Ende; Anna hat mich verabschiedet und ist mir aus dem Herzen geschwunden."

„Höre wohl," stammelte Onkel Leone mit gesenkter Stimme, „höre, was ich Dir sage; Du bist immer ein Taugenichts gewesen, aber wenn Dir noch etwas geblieben ist, nicht unwürdig der Uniform, welche Du trägst, so wirst Du Anna heirathen; wirst Du Deinem Kind einen Stand und einen Namen geben . . ."

Guglielmo hatte den Kopf gesenkt und unterbrach ihn nicht. Don Quixottino fühlte sich ermuthigt und fuhr fort, jedoch in einer anderen Tonart.

„Denn, siehst Du, wäre Dir auch Anna aus dem Herzen geschwunden (und das kann nicht wahr sein, und ich bin sicher, daß Du sie wiederfinden wirst, lieb und schön wie zuvor), aber wenn es auch so wäre, Du kennst noch nicht, was ganz Dein Leben, die Fortsetzung Deines Ich's sein wird."

Diesmal begriff Guglielmo sogleich die figürliche Sprache und unterbrach seinen Onkel demüthig mit einem Bekenntniß:

„Ich habe die kleinen Kinder niemals leiden mögen; ich habe keinen Sinn für sie; ich bin nun einmal so, mir fehlt das Organ dafür. Verzeih mir, aber ich bin nicht Schuld daran."

Don Quixottino wollte Worte der Vernichtung schleudern, aber halb der Zorn und halb die Bestürzung erstickte sie ihm auf den Lippen. Guglielmo spielte mit einem Knopf seines Jaquetts, aber aus den Blicken, welche er ab und zu nach der Thüre warf, sprach ein wenig Verlegenheit. Wer weiß! Seine Worte konnten wohl die Comödie sein, welche das Ehrgefühl ihm vorschrieb.

Als dieser Gedanke ihm kam, wollte Don Quixottino schlau sein und ward mit einem Male ruhig.

„Gut denn. Und weißt Du, was ich thun werde? Ich werde Anna heirathen, werde meinen Namen Deinem Kinde geben — sieh, das werde ich thun."

Der Lieutenant zuckte die Schultern.

„Du glaubst nicht, daß ich dazu fähig sei; Du kennst mich noch nicht," fügte Onkel Leone hinzu, der bei dem kaum gefaßten Gedanken warm ward; „und merke Dir, daß Anna, wenn Du sie nicht heiratheſt, meine Frau wird; und wenn Du Dich nicht gleich entscheideſt, dann geh; und sobald Du aus der Thür biſt, werde ich Anna den Antrag machen . . ."

„Ja, ja, heirathe sie nur; ich wehre Dir's nicht; Du haſt Deine Art zu denken, ich habe die meine; was können wir dazu thun? . . . heirathet Euch und seid glücklich."

Don Quixottino that einen Sprung, holte mit den Händen aus, und sprach ein einziges Wort: „Schandbube!" — Aber Guglielmo wich zwei Schritte zurück und fragte mit lauter Stimme: „Wer iſt da nebenan? . . ."

Ihm war der Verdacht aufgestiegen, daß in der anderen Stube sich Anna verberge; aus dem Schweigen seines Onkels und aus dem Blick, welchen auch er auf die Thür heftete, folgerte er, daß der Verdacht gegründet sei. „Das iſt ein liſtiger Ueberfall," murmelte er spöttiſch und warf sich in einen Seſſel.

„Mach', daß Du fortkommſt," schrie Don Quixottino ihm zu.

„Auch Anna hieß mich gehen, und jetzt möchte sie mich zurück haben."

„Fort mit Dir, fort, fort . . ."

Da zeigte sich die Lehrerin; sie war bleich, aber ruhig; sie that einen Schritt in das Zimmer, und auf einen Seſſel gestützt sagte sie mit klarer Stimme:

„Ich bin es! . . . ich war gekommen, um Dich Deine Vaterpflicht zu lehren; um Dir zu sagen, daß ich mich darein ergebe, Dich zu verlieren; nach dem, was ich gehört habe, beklage ich die Frau, welche Du heirathen wirſt."

„Fort mit Dir," wiederholte Don Quixottino streng.

„Ja, ich gehe, denn hier iſt aus nichts mehr klug zu werden, auf Ehrenwort."

„Fort mit Dir."

Ohne das Mädchen anzuſehen, welches er verlaſſen hatte, aber den Onkel im Auge behaltend, welcher wohl im Stande geweſen wäre, ihm eine Ohrfeige zu verſetzen oder einen Fußtritt, ſchnallte der Lieutenant den Säbel um und ging unverſehrt hinaus.

Die Lehrerin warf sich Don Quixottino an den Hals und weinte.

„Warum weinen Sie?"

„Nicht um mich, ich verſichere Sie; ich weiß ſelbſt nicht, warum ich weine; vielleicht, weil Sie ſo hochherzig ſind, und Guglielmo, den ich ſo ſehr geliebt habe, eine feige Memme."

Don Quixottino, nein, er weinte nicht; er dachte an Anna, er dachte an Giuditta, an dieſe beiden anmuthigen Opfer derſelben Niedertracht, mit einem Herzen voll von Enthuſiasmus, welcher der wunderbarſten Tröſtungen fähig war.

Oh, wenn er gekonnt hätte!

Die Rückfahrt war trübselig und schweigsam; Leone, welcher Giuditta gegenüber saß, während diese sich schlafend stellte, betrachtete durchs Wagenfenster die dunkle Landschaft, in welcher ab und zu ein fernes schwaches Licht auftauchte, und immer schien ihm dies Licht denselben Weg durch die Nacht der Zukunft zu zeigen; Anna zu heirathen, sie glücklich zu machen, abzuschließen (mit einem Sieg oder mit einer Niederlage?) die Reihe seiner vergeblichen Kämpfe.

Zuweilen war es ihm, als fühle er das Auge Giuditta's auf sich gerichtet; als ob sie, das Gesicht mit einer Hand verbergend, einen Blick des Mitleids durch die halbgeschlossenen Finger sende; dann zog er den Kopf vom Fenster zurück, und hing für einen Moment einem andern Traum nach. Er dachte: Anna wolle vielleicht ihrem Gatten im Gefühl ihrer verletzten Würde entsagen; Giuditta dagegen einzig aus Liebe zur Gerechtigkeit; vielleicht ist in ihrer Natur etwas von der meinigen. Wir hätten ein schönes Paar gemacht! Aber dennoch ist es besser: Anna!

„Wie fühlen Sie sich?" fragte er, als er sah, daß Giuditta ihre Stellung ändere.

„Gut."

Es fiel ihm gar nicht ein, daß Anna Schwierigkeiten gegen den Plan machen könne, der darin bestand, alle getroffenen Vorbereitungen zu benutzen, um sich ohne Weiteres in vierzehn Tagen zu vermählen. Zum Glück hatte Don Quixottino seine Papiere in Ordnung, um bei der ersten Gelegenheit diesen Schritt zu thun.

Noch lange suchte Don Quixottino vergebens einen andern Weg in der dunkeln Landschaft; dann sagte er zu sich selbst: auch der Welt wird auf diese Weise Genüge geschehen und den boshaften Leuten der Mund geschlossen werden.

Als endlich der Pfiff der Locomotive die Ankunft in Mailand verkündete, bemerkte Onkel Leone, indem er der Lehrerin beim Aussteigen half, daß die Augen des sympathischen Geschöpfes wieder geweint hatten, und er wollte ein Wort des Vorwurfs sagen, das wie eine Liebkosung klänge; aber der Zollbeamte war schon da, um seine Schwester zu erwarten.

„Wie ist es gegangen?" fragte er leise.

Keiner antwortete.

„Also ist es schlecht gegangen? Ich sagte Dir's. Gewissen Leuten muß man den Schädel spalten . . ."

Onkel Leone war ungewiß, ob es das rechte Mittel wäre, um den Kopf oder ein anderes Glied des menschlichen Körpers in Ordnung zu bringen; aber er pflichtete dieser Meinung bei, um noch ein Streckchen Weges zusammen mit der jungen Lehrerin gehen zu dürfen, die wenige Stunden zuvor ihm um den Hals gefallen war, und jetzt ihm so weit entrückt schien.

Am Ende der Via Principe Umberto mußte man sich trennen.

„Auf Wiedersehen," sagte Giuditta.

„Werden wir uns wiedersehen?" fragte Onkel Leone; „erlauben Sie es mir?"

Ein Händedruck war die stumme Antwort.

XVIII.

Am anderen Morgen, als Onkel Leone sich frühzeitig zu seiner Schwägerin begab, war er ein wenig nachdenklich in Bezug auf das, was nun geschehen würde; freilich, wenn er in der einen Tasche die böse Nachricht trug, brachte er in der anderen den unglaublichen Trost mit; aber dennoch war er nicht völlig eines Empfangs sicher, welcher des Opfers würdig wäre. Sagen wir Alles: er war nicht einmal seiner selbst sicher; er wußte nur, daß er bereit war, sich zu opfern, und daß in keinem Fall das Opfer besser angebracht sein könnte; aber es blieb eine Wolke in seinem Gewissen: würde er Anna denn wirklich so lieben, um sie lieben zu machen?

Seit Kurzem glaubte er, wenn er sich genau prüfte, daß ihm die Kraft fehle, eine einzige Frau zu lieben, eben weil er die Kraft fühlte, mehr als eine zu lieben; daß in ihm das Mitleid und die Nachsicht der wahren Liebe den Eingang geschlossen hätten. Mit diesem versteckten Zweifel ging er sogleich auf den Gegenstand ein, als er kaum mit der Nichte allein war.

„Meine gute Anna," sagte er liebevoll, „ergib Dich drein; dieser Mann hat Dich betrogen, und will nichts mehr von Dir wissen. Aber er ist Deiner Liebe unwürdig: freue Dich, ihn los zu sein."

„Großer Gott!" murmelte Anna; „was wird aus meinem Kind?"

„Es wird einen besseren Vater haben, wenn Du willst: einen Mann, weniger jung als Guglielmo, nicht schön, aber der Dich und das unschuldige Wesen, das zur Welt kommen soll, zu lieben wissen wird. Ich habe Dir einen Heirathsantrag zu machen . . ."

„Mir?"

„Ja; es ist ein Mann, der Deine ganze Seele kennt, und sich glücklich fühlt, Dich zu seiner Gefährtin zu machen, wenn Du willst . . . Dieser Mann . . . bin einfach ich."

Auch Anna fiel, wie Giuditta, Don Quixottino um den Hals, und weinte lange, aus Dankbarkeit, aus Bewunderung.

Onkel Leone, nachdem er kaum das Wort ausgesprochen hatte, welches ihn ganz in die Gewalt einer einzigen Frau gab, fühlte sich von einer feigen Furcht ergriffen, und um sich Muth zu machen, trocknete er mit seinem eigenen Taschentuch die reichlichen Thränen Derjenigen, die er jetzt fürs ganze Leben an sich band.

Zum Glück war Anna wirklich sehr hübsch; und Don Quixottino fuhr in ernstem, fast strengem Tone fort:

„Ich habe Alles bedacht; denke aber auch Du nach, und Du wirst selbst sagen, daß hier nichts Anderes zu thun ist; wenn ich Dir nicht zu sehr mißfalle, heirathe mich; ich heirathe Dich, um Deinen Ruf unangetastet zu erhalten, um Deinem Kind einen Vater zu geben . . . und weil Du mir sehr gefällst. Die Sache muß rasch gethan werden, wenn Du sie thun willst. Ueberlege Dir's heut den ganzen Tag; ich werde mir morgen die Antwort holen. Jetzt gehe ich. Aber gib Acht, weine nicht mehr . . . Lebe wohl."

Er ging in der That; denn er konnte nicht erwarten, ins Freie zu kommen, um über seine großartige Narrheit nachzudenken.

Zu Hause fand er einen Brief Lucietta's.

Er erkannte sogleich die kleinen Schriftzüge, die in der Adresse mühsam vergrößert waren, um dem Briefträger nicht zu viel Mühe zu machen; aber inwendig durch das Mikroskop gelesen und oft errathen werden mußten. Die arme Lucietta kam sich wie verloren dort oben vor, unter fremden Leuten, die sie wie eine Reliquie ansahen, wenn sie mit ihrem Sonnenschirm durch das Dorf ging . . . Und was für ein Dorf! man hätte es geflissentlich nicht holpriger, nicht krummer, nicht verzwickter machen können; die Häuser waren größtentheils aus Lehm und mit Stoppeln gedeckt; eine Pönitenz von Straßen, mit Kieselsteinen gepflastert. Lucietta erklärte, wenn sie heute das Haus und das Feld verkaufen könnte, so würde sie morgen oder spätestens übermorgen nach Mailand zurückkehren und Luft und Milch, die einzig guten Dinge des Gebirges, im Stich lassen. Doch wollte sie gerecht sein und erklärte, daß die Leute freundlich gegen sie seien. Der Verwalter und seine Frau wußten nicht, was sie ersinnen sollten, um es ihr angenehm zu machen; der Kreisarzt hatte ihr gleich einen Besuch gemacht, und ins Haus des Bürgermeisters, wohin sie Abends ging, kamen der alte Notar, der Gemeindeschreiber, der Pächter (welcher vielleicht die Absicht hätte, das Haus und das Feld zu kaufen) und sogar der Pfarrer. „Wenn Du sähest, wie ich dem Priester gegenüber meine Andacht verrichte!" Schließlich schwur Lucietta, sie hielte es nicht mehr aus, sie könne die Stunde nicht erwarten, zurückzufahren, um ihrem Leone nahe zu sein. „Immer, immer, immer! nicht wahr?"

„Immer, immer, immer!" wiederholte sich Don Quixottino, um die Bedeutung dieser Lüge des Wörterbuchs zu verstehen.

Den ganzen Tag über erlitt dieser superfeine Stoff eines Märtyrers ein neues und grausameres Martyrium, eins, das er nicht einmal geträumt hatte; die Verachtung seiner selbst, und nachdem er lange auf den Wällen umhergeirrt, wie eine Seele in der Pein, kehrte er spät Abends heim.

Anna hatte ihm geschrieben:

„Geliebter Onkel Leone!

„Das Anerbieten, welches Du mir soeben gemacht hast, ist eines Engels würdig, ein armes Geschöpf wie ich, bedauert und bewundert es; aber ich kann es nicht annehmen; Guglielmo ist in meinen Augen noch mein Gatte; er ist es mehr als zuvor, weil ich die Mutter seines Kindes sein werde; so lange Guglielmo lebt, kann er noch bereuen und sein Kind anerkennen. Ich werde mein Loos tragen, ohne zu murren."

Don Quixottino verharrte lange, den Brief in der Hand und die Augen auf den Fußboden geheftet, bevor er gestand, daß sie vielleicht Recht habe, und daß er gewissermaßen vor der Ehe gerettet sei.

Am anderen Morgen war Onkel Leone ein ganz andrer Mann; ohne Vorwürfe noch Bitten, wie Jemand, welcher den Dingen auf den Grund geschaut, ging er zu Anna, mit einem ernsten Gesicht, welches nichts von der eignen Seele verrieth.

Agata kam ihm entgegen; die Augen zur Stubendecke gewandt, rief sie aus: ein so edelmüthiges Anerbieten, wie er es gemacht habe, würde auch im Paradies mit Wohlgefallen angesehen werden; sie sei gewiß, daß der Himmel gern gelöst

haben würde, was er gebunden hatte — aber guter Gott, wie soll man gegen eine „Idee" aufkommen?

Onkel Leone gab ihr schweigend Recht, und mit großer Unbefangenheit, als Anna vor seinen Augen weinte, sagte er, sie solle ihre Thränen trocknen, denn es gebe ein Heilmittel für Alles.

Er setzte auseinander, was er geplant; Anna und Agata sollten sich für eine Weile aufs Land zurückziehen. Er bot eine ihm gehörige kleine Villa am Seestrand an; das Dienstmädchen sollte entlassen werden, damit sie nichts von der Sache merke.

Jedes seiner Worte wurde mit Thränen der Dankbarkeit aufgenommen, und zwei Tage später trug der Schnellzug Anna, Agata und Onkel Leone nach Cornigliano.

Don Quixottino, der sich in seinem Elemente befand, that zwei volle Tage hindurch Wunder, richtete den kleinen Haushalt aufs Beste ein, sorgte für Alles und kehrte dann, am dritten Tage, nach Mailand zurück, nachdem er sich hatte versprechen lassen, daß die Mutter oder die Tochter ihm wöchentlich wenigstens zweimal schreiben sollten.

Und in Mailand, was that er?

Er schrieb vor Allem einen Brief an Lucietta, worin er ihr sagte, sie möge ihre Rückkehr in die Stadt nicht allzusehr beeilen; sie würde ihn vielleicht nicht antreffen, weil er sehr beschäftigt auf dem Lande sei; sie möge die Berge, die frische Luft, die gute Milch genießen und die Worte des Pfarrers nicht unbeachtet lassen, denn von den Landgeistlichen, ohne Ehrgeiz und allzuviel theologisches Wissen, kann eher als von denen der Stadt ein heiliges Wort, eine wirksame Tröstung kommen.

„Wir," hieß es in seinen freundlichen Worten, „wir sind unter Anderm auch sterblich, und selbst ohne zu sterben, können wir durch die Nothwendigkeiten des Lebens gezwungen werden, uns von einer theuren Person zu trennen; in solchem Fall, wenn ein wenig Glauben bleibt, verlieren wir nie ganz den Weg."

Dann dachte er noch einmal an seinen Neffen Guglielmo, und um einen letzten Versuch zu machen, begab er sich abermals nach Biella.

Er sah — o welchen Schmutz sah er! — er sah die Heuchelei, mit welcher der Secondelieutenant ganz offen für eine Spanierin seufzte, die über die erste Jugend hinaus und an der nichts Schönes war, als die Augen und die schwarzen Haare; er sah die Hinterlist, mit der er sich über ihren großen Reichthum unterrichtet, und sah endlich, daß die Spanierin wirklich in die Falle gegangen war, und sah das Alles in nur drei Tagen.

Und am vierten Tage zu seinem Neffen herantretend, als dieser zum Bade ging, sagte er:

„Wie heißt jene Spanierin?"

„Dolores, Baronesse di Espronceda."

„Ist sie sehr reich? Man sagt, sie habe mehrere Millionen."

„Das ist nicht wahr; sie hat kaum zwei."

„Sind die Dir nicht genug?" fragte Onkel Leone mit bitterer Ironie.

„Ich denke nicht einmal daran; mir gefallen ihre Augen, und thue ich Uebles, wenn ich sie ansehe? Sie wird wie die anderen sein . . . eine einzige Frau hatte mich gefesselt, aber sie hat mich nicht mehr gewollt."

„Schweig; denn wenn Du so von Anna sprichst, bin ich im Stande, Dich zu ohrfeigen, hier, Angesichts Aller, wie einen Straßenjungen."

Guglielmo verstummte und begab sich in sein Bad.

Als er eilenden Schrittes herauskam, stand Onkel Leone noch an die Wand gelehnt, und es ging ihm der Gedanke im Kopf herum, diesem Schuft von Neffen einen Fußtritt zu versetzen, um ihm bessere Bewegung zu machen; aber er ließ ihn seiner Wege gehen. Nach einer Weile kam die Spanierin in den Hof, und ein anderer Gedanke stieg in Don Quixottino auf: sich der Millionärin zu nähern und alle Netze Guglielmo's zu zerschneiden, indem er ihr die Wahrheit sagte. Der Trieb war stark, aber stärker der Widerstand. Don Quixottino grüßte die Signora kaum, und um nicht den Angeber machen zu müssen, verließ er das Bad und Biella. Er kehrte nach Mailand zurück.

Eines Tages auf dem Municipium, als er wenig daran dachte, seinen Neffen zu finden, sah er diesen auf sich zukommen. Er hatte die verlegene Miene dessen, der auf einem Unrecht ertappt ist; da er aber den Unbefangenen spielen wollte unter dem strengen Auge des Onkels, kam er diesem mit folgender Mittheilung zuvor:

„Nun ja, ich verheirathe mich; ein oder das andere Mal muß man es thun, und hat nicht immer eine Million unter der Hand."

Don Quixottino, der zu errathen versuchte und schweigend dastand, schien Alles zu wissen. Guglielmo ersparte ihm jedes weitere Nachdenken; ohne gefragt zu sein, that er ihm zu wissen, daß seine Braut die Spanierin aus dem Bade sei, daß das Aufgebot stattgefunden habe und die Trauung in Biella vor sich gehen werde; darauf wollten sie sich nach Barcelona und nach Madrid begeben.

Don Quixottino, der ein heftiges Zucken in den Händen fühlte, fuhr damit in die Taschen; er sprach ein einziges Wort, bevor er dem Neffen den Rücken kehrte: „Bestie!"

XIX.

Er mußte Anna benachrichtigen, welche zweimal in der Woche mit musterhafter Regelmäßigkeit ihm ein Briefchen zukommen ließ, um ihm zu sagen, daß es der Mama gut gehe und ihr auch; daß das Leben in Cornigliano angenehm sei, und das Häuschen, unter den Pinien versteckt, ein wahres Kleinod. Selten ein Wort der Entsagung, nie eines der Verzagtheit oder Klage.

„Sie ist ein armes Ding, das ein besseres Loos verdient hätte," schloß Onkel Leone jedesmal, wenn er einen jener Briefe las, und ein Paket Zeitungen zur Post gab.

Ach ja! Er mußte Anna benachrichtigen; sie würde in diesem äußersten Moment sicher keine Möglichkeit finden, um den Vater ihres Kindes von einer andern Frau zu trennen; aber wer weiß? Es war keine Zeit zu verlieren, und wenige Stunden darauf traf Onkel Leone in Cornigliano ein.

Während er sich dem Haus unter den Pinien näherte, legte er sich im Kopf eine Einleitung zurecht, um die Frauen auf die große Nachricht vorzubereiten, die, durch Agata vermittelt, besser von Statten gehen würde.

Glücklicherweise war die Einleitung nicht nöthig, denn Anna wußte Alles; sie war durch die Zeitungen unterrichtet worden, welche Don Quixottino nicht einmal gelesen hatte.

„Seit wann?" fragte Onkel Leone bestürzt seine Schwägerin.

Seit zwei Wochen; Anna hatte bei dem ersten Aufgebot geweint, hatte viel darüber geweint, eine ganze Nacht allein; dann hatte sie die Mama die beiden gepaarten Namen lesen lassen, und sie hatten zusammen noch ein Bischen geweint; dann, nachdem die Thränen getrocknet waren, hatten sie nicht mehr daran denken wollen; aber Agata dachte immerfort daran, und hatte eine große Angst, daß Anna es sich nicht aus dem Kopfe schlagen könne . . .

Agata, während sie so sprach, heftete ein paar forschende Augen auf Don Quixottino; aber Onkel Leone verrieth seinen Gedanken nicht, wiewohl er einen hatte.

„Wo ist Anna?"

„Da kommt sie."

„Onkel Leone! Onkel Leone!" rief das Mädchen von Weitem, sobald sie ihn erblickt hatte; sie war ein Weilchen ungewiß, ob sie sich zurückziehen oder so sehen lassen sollte, wie sie war, ein wenig nachlässig gekleidet.

„Komm nur," sagte liebreich der Onkel, und Anna kam, mit geröthetem Antlitz, aber ohne Thränen.

Eine ganze Stunde lang wurde von Guglielmo nicht gesprochen, aber Onkel Leone saß wie auf Dornen, bis Agata endlich gegangen und beide allein waren, Onkel und Nichte. Sie unterhielten sich eigentlich nicht; er that kurze Fragen, sie gab noch kürzere Antworten, dann schwiegen sie ganz.

Plötzlich sagte Don Quixottino:

„Die Hochzeit wird morgen oder übermorgen vor sich gehen; wenn hier noch etwas zu thun ist, muß es rasch gethan werden — deshalb bin ich gekommen."

Anna wendete fragend ihm die guten Augen zu.

„Willst Du nichts thun?"

„Was könnte ich thun?"

„Dein Kind und Dich selbst vertheidigen; vielleicht ist noch Zeit."

Anna überlegte ein wenig, bevor sie anttwortete, und ihre Antwort war wieder eine Frage:

„Und Du räthst mir, einen Skandal zu machen?"

Don Quixottino antwortete nicht.

„Was würde mein Kind, was würde ich dabei gewinnen?"

Und diesmal fand Don Quixottino ein Wort der Erwiderung: „Nichts . . ." und sogleich fand er zwei andere, welche seinen Lippen entfuhren, als ob nicht er, sondern das Schicksal sie gesprochen hätte . . . „*aber dann . . .*"

Er hielt inne. Während des großen Schweigens, welches folgte, fuhr das Schicksal fort, Don Quixottino ins Ohr zu sprechen: „aber dann ist Dein An-

trag nicht übel angebracht; wenn Guglielmo die Baroneſſe wirklich heirathet, dann ade Hoffnung; und dann . . . wenn Du Dich einmal zum Ehemann angeboten haſt, ſo könnteſt Du Dich jetzt unter dieſen Umſtänden nicht weigern, es zu erfüllen — und dann . . . und dann darfſt Du Dir nicht in den Kopf ſetzen, daß ſie ſich Dir antrage; Dir kommt es zu, den Antrag zu erneuern, auf die Gefahr hin, noch einmal zurückgewieſen zu werden."

Don Quixottino betrachtete Anna verſtohlen, dieſes leidende, aber noch immer ſchöne Geſicht, dieſes Figürchen, nicht mehr ſchlank wie ſonſt, aber noch fein geformt.

„Höre, Anna," ſprach er mit ernſtem Wort, „wenn jene Heirath Dich anders ſtimmt, ſo weißt Du, ich werde immer Dein Gefährte ſein."

„O, ich weiß es, daß Du ſehr gut biſt!" ſtammelte Anna.

„Alſo . . ."

Anna ſchlug die Augen voller Thränen und Hingebung auf.

„Ich möchte nein ſagen, ich möchte nicht ſelbſtſüchtig ſein . . ."

„Alſo . . . ja . . . O, Freude! . . ."

* * *

Ach, ja! Eine verteufelte Freude! . . .

Und von dem Augenblick an gab Onkel Leone ſich alle Mühe, ſie an den Tag zu legen. Er war allerdings ſchon etwas reifen Alters, aber wenn er noch nie daran gedacht hatte, eine Frau zu nehmen, ſo kam dies vielleicht, ſogar ſicherlich daher, daß ſeine Beſtimmung ihn an Anna band. Das mochte ja wahr ſein; aber Onkel Leone, der einmal dabei war, Tröſtungen für die arme Verrathene aufzuſuchen, fand irgend welche ſchöne und gütige Lüge, und machte ſich kein Gewiſſen daraus, ſich ihrer als Stütze für ſeine dem Mitleid entſprungene That zu bedienen. Er hatte ſtets etwas Ungewöhnliches empfunden, ſo oft er in die Nähe ſeiner jungen Nichte kam.

An dieſem Tage konnte Don Quixottino die Stunde nicht erwarten, wo er ſich zur Ruhe begeben und allein ſein würde, um über ſeinen Heroismus nachzudenken. Die ganze Nacht hindurch zeichnete das Licht ſeiner Kerze die Fenſterſcheiben auf das dunkle Gras, und als er an das Fenſter trat, ſah er eine andere unbewegliche helle Scheibe auf das Gartenbeet gezeichnet. Vielleicht ſchlief Anna auch nicht. Unter Dem, was ihm zu thun blieb, war Etwas ſchwerer als alles Andere: Lucietta los zu werden, ſie auf gute Art los zu werden, in freundlicher Weiſe, mit ein paar ſchönen Lügen, welche ihr Herz rührten, ohne ihr wehe zu thun.

In der tiefen Stille jener dunkeln Nacht dachte Leone, einen nach dem andren, die verhängnißvollen Sätze, dann ſchrieb er ſie nieder; ſtrich ſie aus, erdachte andere und ſchrieb ſie noch einmal. Zuletzt kam er zu dem Entſchluß, die Sache unverblümt zu ſagen und ſeine ſchwierige Lage darzulegen; würde Lucietta lachen, deſto beſſer; er fühlte ſich ſtark in dem Opfer, dem Mädchen zu entſagen, welches er ſo ſehr geliebt hatte. Uebrigens ſollte ſie nicht ganz verlaſſen ſein; er würde ihr ſtets eine reine Zuneigung bewahren, ihr ſtets zu Hülfe kommen, ſoweit es für ihn möglich wäre. Und indem er dieſe letzten Worte ſchrieb, ward ſeine Hand beſonders kräftig, denn es war wirklich die Wahrheit.

Beim ersten Morgengrauen löschte Don Quixottino das Licht aus, und als er sich, ein todtmüder Held, zu Bett gelegt, hatte er das Glück, einzuschlafen.

XX.

Tags darauf reiste Onkel Leone nach Mailand. Von den vielen Dingen, welche er dort zu verrichten hatte und die sämmtlich dringend waren, machte er sogleich einige an demselben Tage ab. Er vertraute Brigitten feierlich die große Angelegenheit, welche sich vollziehen sollte, und empfing ihre Glückwünsche, die mit Argwohn gewürzt waren.

„Aber," sagte sie, „war denn die Signorina Anna nicht mit dem Lieutenant verlobt?"

„Ja, ja; es kommt aber oft vor, daß die Verlobten sich nicht heirathen; so viel ist sicher, daß Guglielmo eine Spanierin geheirathet hat oder heirathen wird, und daß ich mir Anna nehme."

„Und freut es Sie?" forschte Brigitte.

„Scheint Dir, daß es mich nicht freuen sollte, eine so schöne, so frische und so verständige Frau zu haben wie Anna?"

„Ich meinte nur so," erklärte Brigitte und wollte ihren Herrn noch ein wenig ausforschen; aber dieser entzog sich weiteren Fragen, indem er sich in sein Zimmer begab. Dort befand sich, immer verschlossen, ein Schränkchen, in welchem Onkel Leone die wenigen Erinnerungen seiner frohen und bewegten Zeit aufbewahrt hatte; er öffnete es, und beim Niederfallen der Klappe erschienen hundert Phantasiegebilde seiner Vergangenheit.

Er stand ein wenig in Betrachtung dieses geheimnißvollen Behälters. Dann blickte er umher. Der Kamin war erloschen, aber das Holz darin für den winterlichen Gebrauch aufgeschichtet. Er zündete Feuer an und weihte der ersten Flamme ein Vergißmeinnichtsträußchen, das von einem grünen Bändchen zusammengehalten war, und dann eins nach dem andern die letzten Scherben seiner selbst: Haarbüschel von verschiedener Farbe, einige Briefe, welche er zuvor noch aufmerksam lesen wollte, und viele Seiten von Liebeserklärungen, welche nicht an ihre Adresse gelangt waren. Es entgingen dem Scheiterhaufen einige verblaßte Photographien von ein paar schönen Mädchen, welche das Herz Don Quixottino's hatten schlagen machen; sie entgingen ihm, weil die Zeit, welche die Bilder vergilbt hatte, noch schlimmer mit den Personen verfahren war; einige waren einfach todt; die anderen — noch bedauernswertheres Ende! — waren alt und häßlich geworden.

Noch blieb ein theures Gedenkbuch, das, in welches Leone vor sechs Monaten geschrieben hatte, um seine ganze Verehrung der schönen Jghisse zu widmen, die er seit längerer Zeit nicht wiedergesehen hatte. Er durchlebte ein halbes Stündchen in dieser Lectüre und fühlte seine Augen feucht werden, war aber erbarmungslos, und warf das keusche Andenken in die Gluth.

Er hatte keine Reliquie von Lucietta in diesem Heiligthum gefunden; nicht etwa, daß Lucietta ihm unheilig gewesen wäre, aber Alles, was mit diesem großen, so wenig gelungenen Unternehmen zusammenhing, lag in dem Kasten des Schreibtisches aufgehäuft. Er wollte sich später damit beschäftigen, wenn der in

der vorigen Nacht verfaßte Brief dem mit so vieler Anstrengung zusammengefügten Lügenbau den letzten Stoß gegeben haben würde.

Auf der Feuerstätte leuchtete noch ein Brand, und Leone, vornüber gebeugt, schien die schwarzen Aschenflocken zu befragen, welche, wenn er kaum athmete, alle zitterten; und wenn er seufzte, so löste sich irgend ein Stückchen los und verschwand, vom Kaminrohr verschlungen.

Als dies Zerstörungswerk vollendet war, nahm Don Quixottino die demselben entgangenen Photographien und steckte sie in das Album der Gleichgültigen, welches er den Kirchhof der Lebendigen zu nennen pflegte.

Nach dem Essen nahm er es mit Lucietta auf.

Zunächst wollte er den für das arme Ding aufgesetzten Brief wieder lesen. Bei manchen Stellen, wo die Worte zu sagen schienen „auf Wiedersehen", fühlte er, der im Bewußtsein des künftigen Ehemanns vielmehr ein ewiges Lebewohl herauslas, sich versucht zu weinen; und um sich ein Herz zu machen zur Absendung des Briefes, der übrigens ausgezeichnet von statten ging, mußte er zu sich selber mit lauter Stimme sagen:

„Es ist besser so; sie verliert mich sicherlich nicht; ich werde ihr immer zugethan bleiben, und wenn es nöthig sein sollte, ihr mit Rath und That beistehen; und dann, nun sie Haus und Land hat, ist Lucietta eine Partie; sie ist hübsch und kann eine ganz zufriedene Frau werden."

Und als er das gesagt, öffnete er den Kasten und nahm ein Päckchen Briefe heraus, welche er einen nach dem andern wiederlas.

Sie war wirklich ein gar gutes Mädchen, wenn sie wollte.

Während dieser Lectüre brachte Brigitte die Zeitung und andere Briefe. Einer davon lud Leone zu einer Preisvertheilung ein, der andere meldete die an demselben Tage vollzogene Heirath des Secondelieutenants Guglielmo und der Baronesse Espronceda; der letzte war noch eine Seite, die vorletzte vielleicht, von Lucietta's Correspondenz.

Das gute Kind schrieb unter Anderem, sie habe große Hoffnung, Haus und Land an den Pächter zu verkaufen, von dem sie neulich geschrieben. Um ihn in Versuchung zu locken, hatte sie Alles gethan, zuletzt sogar ein wenig die Kokette gemacht. Es mußte wichtig für ihn sein, den Handel abzuschließen, denn das Aeckerchen grenzte an das seinige, und das Häuschen, mit dem Anbau eines Stalles für die Kühe, würde aus dem Grundstück ein kleines Paradies gemacht haben. Aber „Monsù Bartolo" kam zu keinem Entschluß; er zog es vor, ihr jeden Abend den Hof zu machen, unter dem Vorwand, das Haus kaufen zu wollen; nur gut, daß er nicht allein kam; sie hatte die Frau Verwalterin gebeten, stets Zeugin ihrer Unterredungen zu sein; zuweilen kam auch der Doctor, und dann verlor „Monsù Bartolo" den Faden seiner Gedanken und sprach gar nicht mehr. Wenn sie wirklich Alles sagen sollte, so glaubte Lucietta, daß er ein wenig in sie verliebt sei und auch eifersüchtig auf den Doctor, welcher, obgleich sehr viel älter, immer ein gutes Wort zu sagen hatte. Aber auch er war Junggeselle, und sie würde sich nicht wundern, wenn Einer oder der Andere ihr einen großartigen Antrag machte, über welchen Lucietta sicherlich nur lachen könne ... denn

sie wolle immerdar Leone gehören, ihm ganz und allein, und um nichts in der Welt werde sie ihrem geliebten Leone entsagen.

Dieser Brief bestimmte Don Quixottino, jenen andern in der Nacht verfaßten zurück zu behalten; ohne Zeit zu verlieren, schickte er einige sibyllinische Sätze an Lucietta ab, in denen klar nur dies ausgesprochen war: „ein Mädchen, welches sich eine dauernde Zukunft gründen kann, hat die Pflicht, es zu thun; und wie viel Schmerzen dies auch einem Manne bereiten mag, der nichts als seine Liebe zu bieten hat, ein Gatte muß immer den Vorzug haben."

Als er diesen Brief zur Post gegeben hatte, ging er sehr früh zu Bett, um die verlorene Nacht wieder einzubringen. Am folgenden Tage verwendete er seine ganze Zeit zu Besuchen bei Leuten, welche der Juli aus der Stadt an das Meer, an die Seen oder in die Berge getrieben hatte.

Ighisse war in Viareggio, die blonde Ipsilonne in Bernina; doch hatte er das Glück, die verlassene Giuditta daheim zu finden. Sie war allein und empfing ihn mit dem Vertrauen, welches Don Quixottino jeder Frau einflößte, auf dem Balkon nach der Straße zu, zwischen Levkojen- und Basilicumtöpfen und einer Meise im Käfig.

Als er sich aufs Beste in diesem Paradieswinkelchen eingerichtet, seufzte Leone verstohlen, indem er an die neue Botschaft dachte, welche ihm auferlegt war, und ehe er diesem anmuthigen jungen Wesen die eigene Schicksalswendung ankündigte, versuchte er sich in einer nichtssagenden Phrase, daß nämlich von dieser Höhe die Aussicht auf die Dächer Mailands ein bezaubernder Anblick sei.

„Was finden Sie daran bezaubernd?" fragte Giuditta.

Er wußte selbst nicht was, aber es war doch schön zu nennen.

„Aber was ist daran schön? sagen Sie es mir," beharrte das Dämchen; „wissen Sie, wo es schön ist? an den Seen, auf den Bergen."

„Und auch am Meer, wo ich gestern war," unterbrach Leone.

„Ach, Sie waren am Meer! Und wo?"

„In Cornigliano, um meine Nichte Anna zu besuchen."

„Wie geht es der Unglücklichen?" fragte Giuditta mit leiser Stimme.

„Es geht ihr gut, und sie ist nicht mehr unglücklich . . . sie verheirathet sich . . . sie heirathet mich."

Nachdem er diese Worte gesagt, trocknete sich Leone den Schweiß mit dem Taschentuch ab; als er geendet hatte, drückte er die kleine Hand, welche Giuditta ihm schweigend reichte.

Nach einer Weile fragte die Lehrerin, immer mit leiser Stimme, als fürchte sie, mit einem Wort zu viel die Gefühle dieses heiligen Mannes zu verletzen:

„Und wann wird die Vermählung stattfinden?"

„So bald wie möglich."

Dann sprachen sie nicht weiter von Hochzeiten; aber während er nach dem Buch fragte, welches sie eben las, dachten sie beide daran, und Leone betrübte sich darüber, daß er kein so freudiges Aussehen habe, wie er sich vorgenommen, den schönen Augen Giuditta's zu zeigen.

Ein Stündchen war vergangen. Leone drückte noch einmal diese feine, kleine Hand, spiegelte sich in diesen Augen, welche noch immer schön waren, und

entfernte sich mit hinreichender Unbefangenheit, ohne einen Seufzer von sich zu geben.

Er seufzte auf dem Treppenflur.

XXI.

Don Quixottino kehrte nach Cornigliano zurück.

Vom Aufgebot war noch nicht ernsthaft die Rede gewesen, weil Leone die Entscheidung Anna's abwartete, die noch immer zögerte — und so lange zögerte, daß eines schlimmen Tages das kleine Wesen sich unerwartet der erschreckten Mutter ankündigte und auf die Welt kam.

Aber ohne das Licht der Welt erblickt, — ohne auch nur etwas kennen gelernt zu haben von den argen Dingen des Lebens und des menschlichen Herzens!

So dachte Anna auf ihrem Schmerzensbett; so dachte Don Quixottino als er am Lager der Aermsten stand . . . .

Anna's Genesung nahm längere Zeit in Anspruch, als der Arzt gesagt hatte; eine eigenthümliche Schwäche, vielleicht mehr des Willens als des Körpers, dauerte fort, und einmal fand Onkel Leone sie in Thränen.

Indem er liebevoll in sie drang, brachte er sie dahin, einen grausamen Gedanken auszusprechen, welcher sie nie mehr verließ, seitdem das Geschöpfchen vor der Zeit ans Licht gekommen war.

„Ich bin Schuld daran, ich bin die schlechte Mutter gewesen!"

„Was? wie?" stammelte Onkel Leone.

„Ja, ich war es, weil ich so sehr gewünscht habe, daß der Himmel es mir nähme, und der Himmel hat mich erhört . . ."

Nun, Gott Lob! die Schuld beschränkte sich auf eine Sünde des Wunsches; das wahre Verbrechen, welches dem Strafgesetzbuch unterlag, war im Jenseits begangen worden und entzog sich der Competenz aller Gerichte.

Aber diese scherzhaften Betrachtungen machten Anna nicht lächeln; einmal im Reden begriffen, sagte sie Alles.

Gott war ihr Zeuge, daß sie jede Nacht, seit jener verhängnißvollen Nacht, in welcher sie aufgehört hatte Mutter zu sein, den Himmel um noch eine Barmherzigkeit anflehte . . . er möge sie einschlafen und nicht wieder erwachen lassen; und der Himmel wußte auch, daß, wenn sie unter dem heftigen Fieber litt, keine Klage über ihre Lippen kam, daß sie willig die größten Leiden erduldet hätte, um nur für immer von ihrer Qual erlöst zu sein.

Onkel Leone wollte böse werden. War das die ganze Liebe, die sie für ihn hatte?

Anna lächelte und schüttelte den Kopf.

Wie? sie liebte ihn noch nicht, während er sie anbetete . . . während er jede Nacht von ihr träumte?

Nun sprach Anna mit heiterer Ruhe so:

„Du bist rührend gut, ich habe nie gezweifelt, daß Du fähig wärst, Dich zu verstellen, um mich zufrieden zu machen, fähig sogar, mich wirklich ein wenig lieb zu haben; aber wenn Du aufrichtig sein willst, so mußt Du gestehen, daß diese

Verbindung ein Opfer für Dich ist . . . Sage nicht nein, ich würde Dir nicht glauben. Ich meinerseits bin dankbar für Deine großmüthige Handlungsweise, und würde Alles gethan haben, um mich Deiner Güte werth zu zeigen, um fügsam und ergeben zu sein; es würde mich keine Anstrengung gekostet haben, so gut bist Du. Aber Dich nicht lieben zu können, wie Deine Gattin sollte, das würde mir eine Pein gewesen sein für das ganze Leben."

Leone senkte sein rücksichtslos forschendes Auge in die eigene Seele und fand darin die Liebe, die wahre Liebe, seit kurzem erst geboren, aber eine ungewöhnliche Entwickelung versprechend. Jedoch, als er sich in Worten ausdrücken wollte, verfiel er so ganz in seine frühere Art, daß Anna lächeln und von Neuem das sinnende und schöne Köpfchen schütteln mußte.

„Warum uns gegenseitig täuschen? Sie, Onkel Leone . . ."

Onkel Leone wollte nicht erlauben, daß Anna in diesem Tone fortfahre; das junge Wesen gab nach und begann wieder:

„Warum einander täuschen? Du bist edelmüthig und hast mir angeboten, mich zu Deiner Gattin zu machen, damit mein Kind einen Namen und eine väterliche Liebkosung habe; ich bin selbstsüchtig aus Liebe zu meinem Kinde gewesen und willigte ein. Jetzt hat der Himmel das kleine Geschöpf mir wieder genommen, weil ich sicherlich desselben nicht würdig war. Wenn Du auf meinen ehrlichen Rath hörst, so binden wir uns nicht. Ich vermag muthig meine Schande zu tragen, ohne sie Dir aufzubürden."

„Aber ich liebe Dich, ich liebe Dich! Da hörst Du es. Willst Du noch mehr?"

Und Anna sagte mit Ergebung:

„Ich habe kein Recht, selbstsüchtig zu sein; ich gehöre Dir an; ich bin Dein, wenn Du mich willst."

Don Quixottino senkte den Kopf und sann eine Weile nach; dann fragte er ohne aufzublicken:

„Ist es wirklich wahr, daß Du nichts für mich fühlst?"

Keine Antwort . . . es schien unzweifelhaft wahr.

Don Quixottino verharrte noch eine Weile schweigend, nahm seine Verlobte bei der Hand und küßte sie auf die Stirn.

Dann entfernte er sich ernst, während Anna gebrochen in einen Sessel sank.

XXII.

Nachdem Leone den ganzen Abend und einen Theil der Nacht unstet umhergestreift war, fand er sich, fast ohne es zu wissen, wieder in Cornigliano, in der Nähe der Villa, die zwischen Pinien und Orangebäumen versteckt liegt. Ihm klopfte das Herz, als er sich näherte, denn er trug sich mit dem seltsamen Gedanken, daß Anna ihn am Fenster erwarte, um ihm zu sagen, daß sie ihn lieb habe.

Aber als er Anna's Fenster gegenüber war und dessen Läden geschlossen fand und im ganzen Haus kein Licht sah, kein Geräusch hörte, da ließ er sich muthlos auf dem Granit der Mauer nieder, neben den Resedatöpfen, wo er so oft vergeblich versucht hatte, sich in seine Braut zu verlieben.

Und lange dachte er über seine elende Natur nach, die niemals einen anderen Reichthum besessen hatte als den eines übermächtigen Mitleids. Und mit leiser Stimme sprach er, damit seine Worte nicht zu ihr dringen möchten, die vielleicht von einem Anderen träumte, damit auch nicht die Luft sie höre:

„Ich habe niemals ein Weib geliebt, weil ich niemals mich selbst recht geliebt habe noch liebe, und doch ist es gewiß, wenn nicht ein wenig Selbstsucht in das menschliche Herz Eingang findet, so findet ihn auch die echte Liebe nicht, die Liebe, welche kein Trugbild der Phantasie ist. Deshalb hat kein Weib mich geliebt."

Als das erste Licht des Tages hervorbrach, klagte er sich noch immer an, daß er die Jugend ohne Liebe vergeudet habe.

„Was thue ich?" fragte er sich; „soll ich gehen oder bleiben?"

Die Flur erwachte; die Amsel hatte seit einer Weile geschwiegen, um sich in den Hecken zu verbergen; die Schwalben trennten sich eine nach der anderen von der Dachtraufe des Hauses, und dicht an ihm vorbeistreifend, sagten sie Etwas, das er nicht verstand.

„Sie schläft, sie träumt vielleicht einen bösen Traum, in dem ich sie noch einmal fessele fürs ganze Leben. — Und ich liebte sie doch so sehr, so sehr!"

Er sann wieder nach und fragte dann demüthig: „Wer weiß, ob ich sie noch liebe?"

Und die Antwort war grausam und tröstlich: „Ja, ich liebe sie; jetzt liebe ich sie wirklich, jetzt leide ich wirklich."

Aber in dem freudigen Gefühl, leiden zu können, fand seine unselige Natur die Kraft, sich zu opfern, das heißt der Frau zu entsagen, welche nichts für ihn fühlte.

Den Thürschlüssel hatte er noch in der Tasche, und er trat in das Haus. Er stieg die Treppen hinan wie ein Dieb, und als er an der Thür von Anna's Zimmer vorüberkam, blieb er einen Augenblick stehen, er hörte keinerlei Geräusch; dagegen vernahm er aus dem Gemach Agata's die langsamen und sonoren Athemzüge einer Seele, die zum Frieden eingegangen ist.

Es fiel Leone ein, daß er eben Agata's wegen zurückgekehrt sei; nachdem er sie gesprochen hatte, die ihm zur Schwiegermutter bestimmt gewesen, wollte er noch denselben Morgen nach Mailand zurückkehren.

Als er in sein Zimmer trat, sah er, daß Jemand noch spät Abends hereingekommen war und bis zur Nacht darin geblieben sein mußte, denn das Licht war angezündet gewesen.

Auf dem Schreibtische lagen die Briefe und Zeitungen vom Abend; die Zeitungen hatten noch das Streifband, welches Onkel Leone erst zerriß, wenn er sie der Schwägerin und der Braut übergab; nun hätten sie bis zu einem anderen Jahrhundert darin bleiben können.

Aber da war auch ein Brief, und Don Quixottino wollte ihn sogleich lesen, um sich mit neuer Galle zu tränken. Er war von Lucietta.

Das arme Mädchen, welches wohl einsah, daß Leone ihrer müde sei und sie gern einem Anderen überlassen hätte, benachrichtigte ihn unter Thränen, daß Bartolo das Haus nicht kaufen, sondern gratis haben wollte, zugleich mit der

Eigenthümerin. Die letzten Worte waren deutlich: „Was soll ich nun thun? rathe Du mir!"

Leone warf sich aufs Bett und wollte schlafen. Aber überwacht, wie er war, fand er keinen Schlaf; die letzte Frage dieses Briefes ging ihm im Kopfe herum und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Nachdem er sich zehnmal umgewandt, standen die Worte immer noch vor ihm, als ob Jemand sie beständig ins Dunkel hineinschriebe: „Was soll ich nun thun?" Jetzt erhob er sich vom Bette und schrieb rasch die Antwort:

„Liebe Lucietta!

„Heirathe nur den Bartolo und lebe glücklich mit ihm. Liebe ihn, so sehr Du kannst, denn das wahre Leben besteht nur in der Liebe; jedes andere edelmüthige Gefühl ohne Liebe macht uns elend. Gedenke wohl an das, was Dir am Vorabend Deiner Verheirathung Derjenige schreibt, welcher Dein Glück hat machen wollen: der Mensch darf keiner seiner Seelenkräfte entsagen bei Strafe der Uebertreibung einer anderen — der Mensch (Mann oder Frau, es ist dasselbe), muß zuerst von Allem sich selbst lieben, wenn er lieben und geliebt sein will; wenn er will, daß neben dem erlaubten Egoismus der Liebe, die Barmherzigkeit, das Mitleid und die Gerechtigkeit gedeihen, falls eine solche auf Erden ist. — Du kannst diese Dinge jetzt noch nicht recht verstehen, aber vielleicht werde ich selbst eines Tages sie Dir erklären . . . ."

Nein, Leone wird der schönen Lucietta nichts mehr erklären, weder im Geheimen noch öffentlich, um nicht Bartolo's Eifersucht zu erregen. Indem er jene letzten Worte ausstrich, las er das zuvor Geschriebene noch einmal und durchstrich es ebenfalls beinahe ganz. Statt alles Dessen, was er ausgestrichen, erbot sich Leone, die Ausstattung zu übernehmen; weil er sich aber schlecht darauf verstehe, beauftragte er sie selbst damit und stellte ein Sümmchen zu ihrer Verfügung. Und sie möchte dies kleine Hochzeitsgeschenk doch nur ja nicht übel nehmen.

Als Don Quixottino den Brief geschrieben und versiegelt hatte, suchte er sein Bett wieder auf.

Durch die halb geschlossenen Läden war die Sonne in das Zimmer eingedrungen und, nachdem sie die Wände geküßt, an der Bettstelle emporgeklettert, als er erwachte.

Agata stand ihm gegenüber.

Das mächtige runde Gesicht schien nicht in großer Verzweiflung, und ihre Worte klangen nicht wie die weinerliche Musik, welche Leone erwartet. Ganz das Gegentheil.

„Wenn ich Anna wirklich liebte (Du weißt wohl, wie sehr ich sie liebe, aber ich meine es in einem anderen Sinne), dann wüßte ich, was ich thäte . . . aber freilich, Du liebtest sie aus Mitleid, Du übtest die unvergleichliche Barmherzigkeit . . . sage nicht Nein, denn es macht Dir Ehre, und Anna ist Dir dankbar dafür; aber ein ordentliches Mädchen wie meine Tochter läßt sich nicht aus Erbarmen heirathen . . . sie will selbst Etwas sein und will Niemandes Opfer, nun es nicht mehr nöthig ist."

„Ich habe erst seit Kurzem Anna zu lieben angefangen, es ist wahr, aber ich habe sie wirklich geliebt; für mich ist es leicht gewesen, die Stufen der Jahre wieder hinabzusteigen; ich würde sie wie ein Jüngling geliebt haben; sie dagegen hat fortgefahren, mich als einen Onkel zu betrachten, ein wenig ältlich und sehr langweilig ... Und als ich sie fragte, ob sie nichts für mich fühle, gab sie mir zu verstehen . . ."

„Was hat sie Dir zu verstehen gegeben? . . . wenn Du sie wirklich zur Deinigen machen wolltest, so würdest Du der Herr sein . . . hat sie nicht so gesagt?"

„Ja, eigentlich gerade so!"

Nachdem Agata ihren Schwager ein Weilchen seinen Gedanken überlassen hatte, schlug sie ihm muthig vor: „Ich, in Deinem Fall, wenn Anna mir wirklich gefiele, wenn ich sie wirklich liebte, so würde ich einfach Egoist sein und sie heirathen."

„Das ist ein Gedanke, der ein wenig Ueberlegung verdient," sagte Leone mit einiger Bitterkeit.

Agata schüttelte den Kopf.

„An der Ueberlegung habe ich viele schöne Dinge zu Grunde gehen sehen."

„Auch ich habe das gesehen; und ich habe den Egoismus viele Ehen zusammenbringen sehen, und weiß nicht, ob der Edelmuth dem Standesamte jemals viel zu thun gegeben hat. Aber wenn ich Anna heirathe, was wird hernach sein?"

„Das Hernach . . . das Hernach wirst Du . . . hernach erfahren. Weißt Du was? gehen wir zusammen; Anna ist aufgestanden, sie erwartet Dich . . ."

„Sie erwartet mich?"

„Zum Frühstück . . . aber wenn Du allein gehst, ist es besser."

Leone fühlte sich von einem kecken Ungestüm ergriffen; er sagte kein Wort und ging.

Bevor er das Zimmer seiner Verlobten betrat, klopfte er leise.

„Herein."

Leone trat ein, und sogleich mit einer Stimme, die ein wenig zitterte, sagte er: „Ich habe die ganze Nacht darüber gedacht und habe gesehen, daß ich ohne Dich nicht mehr leben kann; habe Geduld und heirathe mich einstweilen, lieben wirst Du mich hernach."

Anna brach in einen Strom von Thränen aus und umschlang Leone mit den Armen, während dieser sie, wie's grade kam, auf den Hals, auf die Lippen, auf die Augen küßte . . . .

Die majestätische Agata unterbrach sie, um zur Thür hereinzumelden, daß das Frühstück auf dem Tische sei.

Der christliche Ritter, ein Ideal des sechzehnten Jahrhunderts[1]).

Von
Erich Schmidt.

An Kaiser Maximilian I. hat sich der romantische Name des „letzten Ritters" geheftet, der in einer zukunftschwangeren Wende- und Werdezeit unseres politischen und socialen, geistigen und religiösen Lebens, da das Gebälk des heiligen römischen Reiches in seinen Fugen krachte und ein immer stärkeres Zittern und Schüttern durch das hohe Gewölbe der alleinigen katholischen Kirche lief, vor seinem spanischen Enkel noch einmal, zu elegischem Abschied, ein mittelalterliches Fürstenideal umfing, in romanhaften Gebilden als schwärmender Ritter den Minnepfad zog oder den ritterlichen Lebensberuf der Kreuzfahrt wider den Türken prophetisch abschilderte, der die Ritterepen einer abgestorbenen Blüthezeit als ein treuer Wahrer zu langem Schlummer bettete und die bunten Reiterspiele des entseelten Turniers in einem prächtigen Bilderbuch für das Auge künftiger Geschlechter festhielt, der von der geschäftigen Sage als ein göttlich beschützter Waidmann verklärt ward und im Dämmerschein der Magie sehnsuchtsvoll dem Schattenbilde seiner abgeschiedenen Maria die ausgebreiteten Arme entgegenstreckte.

Das scharfe Profil des „letzten Ritters" hat uns vor Anderen Albrecht Dürer überliefert, und derselbe Meister, der dann unter Karl's undeutschem Regiment das heroische Vorspiel zur unvermeidlichen und unwiderruflichen Kirchenspaltung begeistert miterlebte, ist auch dem oberflächlichsten Kenner seines vielgestaltigen und tiefsinnigen Werkes sicher mit zwei Proben gegenwärtig: mit dem Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel" und mit dem Apostel Paulus, dessen Urgewalt uns immer wieder vor den beiden Tafeln der Münchener Pinakothek festhält. Langsam kam jene erste Gestalt zur Vollendung: Der Ritter einer colorirten Federzeichnung von 1498 vertauschte in Dürer's venezianischer Studienzeit seinen Klepper mit dem stolzen Roß des Verrochio'schen Colleoni, verwandelte sich einmal in den heiligen Ritter der katholischen Legende, St. Georg, und empfing

[1]) Nach einem in der Neuen Kirche für das Berliner Luther-Denkmal gehaltenen Vortrag.

1513 auf dem berühmten Blatt zwei allegorische Gefährten, die unverkennbar als Tod und Teufel zu fassen sind. Hier ist mehr als der letzte Ritter Max-Theuerdank zwischen den bösen allegorischen Gesellen Unfalo und Furwitzo! Durch eine düstere waldige und felsige Landschaft, hoch oben im Hintergrund eine stattliche Burg, reitet Dürer's Ritter fürbaß auf seinem edlen laubgeschmückten Thier; mit treuen Augen schaut der zottige Jagdhund empor zu ihm, der von Kopf zu Fuß im stählernen Kleide, das Schwert quer an der Seite, die lange Lanze in der Faust, geradaus blickt mit dem verächtlichen Mienenspiel hochgemuther Sicherheit, nicht nach rechts schielend, wo der bärtige Knochenmann, ringelnde Schlangen um den Hals und den gekrönten Schädel, ihm von seiner dürren hinfälligen Mähre aus die Sanduhr zähnefletschend und entsetzlich äugelnd vorhalten will, nicht rückwärts, wo der Teufel als greuliche Bestie, mit einem Schweinsrüssel, Wolfsaugen, Eselsohren, Widderhörnern, einem krummen und spitzen Geweihzinken und Fledermausflügeln, einen Spieß in der Tatze, hart an des Ritters Roß drängt. Den schiert auch der gebleichte Todtenkopf da vorn auf dem Stein nicht. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" scheint er getrost zu fragen, und daß er heil ans Ziel der Christenburg gelangt, ist über jeden Zweifel erhaben. Hier war, wie schon mehr als ein beredter Mund es ausgelegt hat, der vollste Gegensatz zu der furchtbaren und trostlosen Vanitatum vanitas der Todtentänze, die in Holbein's Kunst gipfelt, ihre Wirbel in die Litteratur hineinzieht und den Triumph des Nichts an allen Ständen, so auch am Rittersmann erweist. Das Siegreiche des Dürerschen Ritters wurde früh in deutenden Benennungen ausgedrückt: „Der Ritter trotz Tod und Teufel", „Der christliche Ritter".

Ein Jahr später sticht Dürer einen Paulus, 1526 malt er mit vollendeter Meisterschaft die Paare Johannes und Petrus, Paulus und Evangelist Marcus, die, falls sein Biograph Thausing Recht hat, in dem klaren Gegensatz der vier Temperamente eine 1513 und 1514 nicht zu Ende geführte, durch die Melancholia, den sanguinischen Ritter, den phlegmatischen Hieronymus vertretene Verkörperung der Complexionen enger und zugleich weiter darstellen. Flüchtig nur ist der apostolische Ahnherr der Päpste hinter dem frommen Johannes, der sich in sein geistiges Evangelium vertieft, behandelt; Marcus aber schaut mit weit aufgerissenen Augen den Helden Paulus an, wie er dasteht ganz in die schweren Falten des unvergleichlichen weißen Mantels gehüllt, in der Linken die Bibel, in der Rechten strack aufgestützt das Schwert, ein Urbild der Kraft, zu jedem Angriff bereit, scharfblickend, die mächtige Stirn von einer dräuenden Ader senkrecht durchschnitten, der große Heidenapostel, der Christi Lehre aus der Enge des Judenchristenthums hinausführte, der Lieblingsapostel Luther's, der Ritter des Neuen Testaments, von dem auch Goethe in wuchtigen Reimpaaren bezeugt:

Sanct Paulus als ein Ritter derb
Erschien den Rittern minder herb.
Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestiren All' mit Lust!

Und wie gewaltig muß Dürer's Liebe zu Paulus gewesen sein, um ihn in so großem Stile zu vergegenwärtigen! Paulinisch aber ist schon jener geharnischt durch die selva oscura des Erdenlebens trotz Tod und Teufel reitende Ritter,

der „christliche Ritter", dessen Situation Herman Grimm, seinem Verdienst um die äußere Entstehungsgeschichte des Blattes den inneren Nachweis beifügend, aus dem Erasmus, d. h. mittelbar immer aus Paulus erläutert hat; denn Erasmus gab Dürer zwar Nebenmotive — er selbst war von Paulus inspirirt.

Was das Buch Hiob vom steten Krieg des Lebens sagt, was im höheren Chor manche Psalmen singen, das weiteten, steigerten, vertieften die paulinischen Briefe. „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi" wird Timotheus (II. 2, 3) ermahnt; „Die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen" hören die Korinther (II. 10, 4), und ein geistliches Arsenal ward aufgethan in dem Epheserbrief 6, 10 ff., wo nun der christliche Ritter des 16. Jahrhunderts seine Waffenkammer fand, nachdem einst der werbende Mönch die alten kampffrohen Germanen durch ein wohlberechnetes Bild des Königs Christus und seiner Schwertdegen und kriegerische Ausmalung des so vereinzelten Gefechtes, wo Malchus ein Ohr einbüßt, gelockt hatte. Anders die paulinische Allegorie:

Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn, und in der Macht seiner Stärke.

Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet gegen die listigen Anläufe des Teufels.

Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.

Um deß willen, so ergreifet den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thun, und alles wohl ausrichten, und das Feld behalten mögt.

So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebs (Panzer) der Gerechtigkeit;

Und an Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereitet seid.

Vor allen Dingen aber ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurige Pfeile des Bösewichts,

Und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Diesen paulinischen Text, der dann Jahr für Jahr am 21. Sonntage nach Trinitatis von allen evangelischen Kanzeln herab die Gemeinden anfeuern sollte, legte auf der Schwelle des sechzehnten Jahrhunderts der größte Gelehrte, der feinste Kopf, der sauberste Stilist des Humanismus, ein Mann von unbestrittenem europäischem Ruhm, legte Desiderius Erasmus von Rotterdam, der Reformation vorausschreitend wie Voltaire der Revolution, einer großen, zunächst für ihn selbst und einen nicht bibelfesten Freund bestimmten lateinischen Moralisation zu Grunde, die vorerst in den Antwerpener Lucubratiunculae von 1509 ans Licht trat, mannigfach aufgelegt, von dem Urheber um eine bedeutende Einleitung vermehrt, von Deutschen und Romanen aus der Gelehrtensprache übertragen und den Laien zugänglich gemacht wurde: Enchiridion militis christiani, Handbüchlein des christlichen Ritters. Der zarte Geistesaristokrat Erasmus, den wir uns vorstellen wie Holbein ihn gemalt, die schmalen Lippen in ruhigem Sinnen zusammengepreßt und die spitze Feder rührend, ein heiliger Hieronymus des Humanismus, oder den wir in pointirtem Zwiegespräch als höfischen Gast bemerken, war und fühlte sich nicht zu volksmäßiger Schriftstellerei berufen. Ihm bangte

vor einer losbrechenden Masse, und der nie vom Segen des Hauses und Herdes durchwärmte heimatlose Weltbürger konnte für die Nöthe des Volkes kein Herz haben, weil er kein Volk hatte. Es war seine Sache nicht, auch die harten Köpfe des Bürger- und Bauernstandes schlicht zu belehren, und das Enchiridion ist auch im traulichen Schweizerdytsch des Leo Jud (1521, nach Adelphus 1520) nirgends angethan mit einer populären Kundgebung Luther's nur von fern zu ringen. Dem Buche fehlt die Wucht der starken Persönlichkeit, und wie Erasmus selbst ein ironisches Witzchen über den humanistischen Freund Wimpheling als geharnischten Reisigen nicht unterdrückte, so spöttelten seine Vertrauten: das Enchiridion sei frömmer als der Verfasser, dessen Kühle einer in manchem Betracht verfrühten Bildung entsprach. Gleichwohl hat dieser Leisetreter, Ironiker und Latudinarier, der da minirte nicht stürmte, zerrieb nicht zermalmte, lächelte nicht aufschrie, stach nicht schlug, dieser Reformer nicht Reformator, der aus zager Friedensliebe und aus Angst um die wissenschaftliche Hochburg zum Rückzuge blies, als Luther dreinfuhr, hier sein demokratischestes Werk geliefert, nicht als philologischer Kritiker des evangelischen Textes, sondern als Ausleger der Heilswahrheit; kein glossenreiches Buch über Bücher zu einem Kampf der Sorbonne, sondern eine große Musterung der Laster, denen wir Alle ausgesetzt sind, der Tugenden, denen wir Alle nachzutrachten haben, eine Strafpredigt gegen den verderblichen Geist der Zeit, der in allen Ständen wühlte. Und Alle, Fürsten Priester Laien, sind gleich vor Jesu Christo. Seine Regeln eines rechten Christenlebens lassen nur einen wahren Adel gelten, ein Diener sein Christi, der uns Alle durch die Taufe in seinen Sold, den Sold der Seligkeit aufgenommen. Führten im Mittelalter Templer und Johanniter den Ehrentitel der milites Christi, so gilt jetzt jeder rechte Christenmensch als solcher Ritterwürde theilhaftig, wenn er nach paulinischer Lehre sein Inneres reinigt und befreit, mit dem Geist das Fleisch tödtet, im Krieg Frieden, im Frieden Krieg, im Tod Leben, im Leben Tod, im Dienst Freiheit, in Freiheit Dienst sucht. Das Menschenleben ist eine ewige Ritterschaft, eine stete Belagerung der Mauern unseres Gemüths durch die grausam anrennende Sünde, ein immerwährendes Stehen in Waffen, auf dem Posten, mit dem Schild des Glaubens. Schlagt den Salomo auf und den Jesaia, öffnet die Behälter des strengen Bannerherrn Paulus, schmiedet einen Dolch oder Handgewehr, Enchiridion genannt, und schreitet mit Hülfe dieses Schwertleins endlich in die Friedensstadt des himmlischen Jerusalem. Die Saulswaffen belasten nur, aber am wallenden Strome der hl. Schrift lest fünf blanke Kiesel für die geistige Schleuder. Geh in dich! Sei ein Christ im Herzen. Nicht auf Speisegesetze und Kutten, auf Wallfahrt und Ablaß kommt es an, sondern auf Glauben und Liebe. Wer gegen die Pest zum hl. Rochus betet, gegen das Zahnweh für die hl. Apollonia fastet, Verlorenes wiederzufinden dem hl. Hiero Kerzen anzündet, in Frankreich diesem, in Holland jenem Heiligen huldigt, ist ebenso ein Heide wie der Grieche, der dem Aeskulap einen Hahn opferte. Sich in ein Mönchsgewand eingewickelt begraben zu lassen — Erasmus führt das in den Colloquien näher aus — ist unnütz, wenn das Leben ungeistlich war. Sei tugendhaft, wie St. Franciscus, und du ehrst ihn besser als mit hundert Wachslichtern. Du betest Pauli Gebein an, nicht seinen Geist in

der Schrift. Du treibst einen Cultus mit Holz und Stein, nicht mit dem innerlichen Christusbild der Bibel. Du begaffst seinen Rock und sein Schweißtuch und schläfst über dem Evangelium. Opfere ein demüthiges Herz, kleide deine Seele in lauteres Schneeweiß und beuge die Kniee deines Gemüths! So dringt Erasmus überall von der Rinde in den Kern, vom Buchstaben in den Geist, und er ist zu innig vertraut mit seinen antiken Philosophen, Historikern und Poeten, als daß er nicht auch wie nach ihm Melanchthon, ein sinnreicher Lesemeister, den geliebten Plato, Homer und Vergil geschmackvoll aus- und umdeutend reichlich neben der Bibel heranzöge. Aber er fällt nirgends in ein wüstes Allegorisiren, wie es damals im Schwange ging, und der feine Verächter der durchgehetzten Vergleiche gibt im Enchiridion trotz allen wiederholten Waffenlehren nichts weniger als einen von Vers zu Vers fortlaufenden Commentar der Epheserstelle. Auch ist der erasmische Stil überhaupt nicht zur wuchtigen Kriegspredigt gestimmt. Höchst geringschätzig spricht Erasmus mehrmals von allem weltlichen Kampf, lehrt leise und sänftiglich nur einen Streit der wohlthätigen Liebe, will den Türken nicht äußerlich bekriegt, sondern innerlich bekehrt sehen und läßt mit behutsamer Politik ein Hinterpförtchen offen, indem er sich vor dem Papst verbeugt und seine Proteste gegen die Unzulänglichkeit der jüdischen Fastengesetze, gegen Wallfahrt und Ablaß nicht als völlige Verwerfung dieser Einrichtungen gefaßt wissen will.

Bald dröhnte es lauter durch die deutschen Lande, und in derben Landsknechtversen ist die neue Kampfweise des miles christianus angesungen worden:

So kumpt auch Erasmus, hat ausgepfiffen,
Martinus Lutter hat den Krieg recht angriffen,
Jonas hat die Trummen geschlagen . . .
Der Hutten thät den Fetzen tragen,
Er thäts gar tapfer wagen.

„Ich hab's gewagt," durfte Ulrich Hutten, „ich kann nicht anders," durfte Luther sagen — Erasmus aber, den Dürer anredet: „du christlicher Ritter", zog sich allgemach vor so ungestümen Zeitläuften in sein Schneckenhaus zurück, versagte dem gehetzten eques Germanus die Herberge, stimmte, immer noch an eine gelinde Vereinbarung vor dem päpstlichen Tribunal glaubend, Friedenslitaneien an und nöthigte Luther zu einer großen, von diesem mit Respect und Unbehagen geführten Polemik über die Unfreiheit des Willens. Das tiefe „Ich muß" war ihm versagt.

Wie oft hat Luther einer gründlichen und der vornehmen Bildungsfülle des Erasmus nicht gerechten Antipathie in den Tischgesprächen Luft gemacht: seine „wanckel und geschraubeten Wort" verdrießen ihn; seine Schriften könne man ziehen und deuteln, wie und wohin man wolle, „darumb kann er weder von uns noch von den Papisten ergriffen werden;" er gehe Niemand offen unter die Augen, sitze zwischen zwei Stühlen, sei ein ironischer Lucianus, ein sophistischer Dialektiker und giftiger Spötter, kein Bekenner und Krieger; und wenn Luther das Conterfei des Erasmus anschaut, widert ihm vor dem „listigen, tückischen Mann": „Ich bin der Schlangen dem Erasmo gram."

„Ja ja, Nein nein," so sollte gesprochen, mit beiden Händen sollte das Schwert gepackt werden, ohne faulen Frieden, in Gottesfurcht, sonder Menschen-

furcht. Und so finden wir sehr verschiedener leiblicher Herkunft, sehr verschiedener Rüstung und Taktik zwei mannhaftere christliche Ritter, Hutten und Luther auf dem Plan. Der Holzschnitt des Hutten'schen „Gesprächbüchleins" zeigt uns Luther im Priestergewand, Hutten im Stahlkleid und dem Schwert, und eine ausreißende Pfaffenschar von einem reisigen Völklein überfallen. Anderswo sehen wir den eques Germanus reiten, die bezwungene Pfaffenschaft an den Schweif seines Rosses gefesselt. Und im Dialog Huttenus illustris wird er geradezu zum christlichen Ritter geschlagen, dem die „Wahrheit" statt der irdischen Waffen die geistliche Epheserrüstung reicht, auf daß er ein Streiter sei für den Glauben und die deutsche Nation. Herr Ulrich freut sich des neuen Panzers und Schwertes, sind sie auch schwer zu tragen und zu handhaben, verzichtet willig auf das erst begehrte ritterliche Roß und lernt: „Des christlichen Ritters Waffen sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Ernst, Glaube, Gotteswort." Anders führte der Theologe, anders der Reichsritter den Kampf. Mit dem Pathos politisch-religiöser Leidenschaft und adeligen Stolzes ruft Hutten 1520 Friedrich dem Weisen zu: Ich werde nie etwas thun, was eines tapferen Ritters unwürdig wäre; ich kann sterben für die Freiheit, aber nicht Knecht sein, noch Deutschland geknechtet sehen! Wie die Hutten zugeschriebene Oratio Constantii Eubuli, Kaiser und Fürsten als Christi milites anruft, so läßt es Hutten zum Kaiserthron erschallen: „Bis jetzo unser ruffen zween." Und der durstige Erzpoet des Humanismus, Eobanus Hessus (der 1519 in Erfurt ein großes Colleg über das erasmische Enchiridion, dies „göttliche Buch", las und 1520 auf Jonas' Betrieb eine Einleitung veröffentlichte) weissagt nicht nur von diesen beiden, von Mönch und Ritter:

Als zwei Blitze verkündige ich der römischen Pest euch!

sondern spricht die eigensten Gedanken des Ritters in der, später vertuschten, Mahnung aus, die gute Sache, wenn nöthig, armis etiam „auch mit bewaffneter Hand" zu verfechten — utcunque „auf jede Weise", wie das Ulrich selbst betheuert, vom Fieber des Kampfes ergriffen und mit dem trutzigen Schwur perrumpam („durchbrechen werd' ich") eine große Schilderhebung herbeisehnend. Wie ritterlich streckt er Luther die Rechte entgegen („kämpfe wacker für Christus . . . trage die Anfechtung als guter Ritter Jesu Christi", 17. April 1521); wie frohgemuth schaut er, der bullicida, der Bullentödter, dem Wittenberger Gewaltacte zu, wie hell ruft er die Deutschen ins Gewehr:

Laßt doch nit streiten mich allein . . .
Itzt ist die Zeit zu heben an
Um Freiheit kriegen. Gott wills han.

Oder:

Auf, Landsknecht gut
Und Reuters Muth!
Laßt Hutten nit verderben!

Und vielstimmiger Widerhall antwortete dem „edlen Hut aus Franken". Wie Ritter Sickingen in zeitgenössischen Flugschriften als paulinisch gebildeter Mann mit dem Vertreter der Masse, die ein Schutz- und Trutzbündniß für Hutten und Luther beschwört, sich unterredet oder am Himmelsthor Einlaß und selige Urstend gewinnt, wie „Ain vermanung Juncker Frantzen von Sickingen" (Bruder

Heinrich von Kettenbach 1523) die „frommen getreu christlichen Ritter“ zum Streit anfeuert, so wird Ritter Hutten ein Held des kriegerischen Liedes:

Laß dich nur nit bethören,
Du christlicher Ritter gut!
Vom Wort Gotts thue nit kehren,
Du hast eins Helden Muth.

Aber Luther, der im letzten Act seines inneren Ringkampfes von Huttens Feuerseele manch kräftigen Vorstoß empfangen, erklärt 1520, allein mit dem Wort wolle er streiten. Er blieb bei der ephesischen Verpflichtung auf das Schwert des Geistes, während Hutten zwei Schwerter zückte. Durch unsägliche Gewissenspein hat sich Luther zu der Ueberzeugung durchgerungen, der Papst sei der Antichrist, bis der Herr sein „zappelndes“ Herz festigte, daß es sich wider die Römlinge „als ein steinen Ufer wider die Wellen auflehnet.“ „Und so harte Köpf sollen sie nit haben, ich will noch ein härtern Kopf haben. Ich will bleiben, sie sollen untergehn.“ Nun kennt der gewaltige Mann kein besser Geschäft als Zorn und Eifer, denn der Grimm erfrischt ihm sein Geblüt. Er muß „erretten sein Gewissen und das Maul frei aufthun, es verdrieß Papst, Bischof oder wen es will.“ Aus der babylonischen Gefangenschaft führt der christliche Ritter die gequälte Kirche in die Freiheit; auf die Bibel legt er die Schwurfinger; die Gnadenlehre macht er zum zuversichtlichen Kampf- und Siegesruf; gegen den „alt bösen Feind“ ergreift er den alten Harnisch und fällt ihn mit einem Wörtlein. Allen, die er für Teufelsföldner erachtete, hat er unentwegt Widerpart gehalten, den Papisten und den Rottengeistern, dem Nachfolger Petri wie dem armen Wiedertäufer, dem gekrönten „Hanswurst“ und dem „argen Heinz“ von Wolfenbüttel wie dem Aufrührer Münzer, hat den „gewappneten Mann Cochläus“ in den Sand gelegt und den anspringenden Bock Emser bei den Hörnern gepackt und oft, wenn die Bauernnatur durchbrach, auch mit dem Dreschflegel der Polemik unflätig dreingeschlagen, so daß Zwingli einmal Luther's Feder einer Bärentatze vergleicht.

In der Flugschrift an den christlichen Adel berennt er die drei Mauern der Romanisten unter Berufung auf die von St. Paul gepredigte göttliche Ritterschaft: „Nu helf uns Gott und geb uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jericho wurden umbworfen, daß wir diese ströhern und papieren Mauern auch umblasen . . . Wollen die erste Mauer am ersten angreifen.“ „Ströhern“ nennt er sie, wie ihm der Panzer der Schwarmgeister nur ein „Strohharnisch“ ist. Schlecht bekam es dem Gegner, wenn er unberufen die Hand nach der paulinischen Rüstung ausstreckte. 1521 ergriff Emser gegen Luther's „Schirmschläge und Spiegelfechten“ den langen Spieß der uralten Tradition, den kurzen Degen der kirchenväterlichen Auslegung und, auf den Epheserbrief deutend, das Schwert des Gotteswortes: „welches Schwert ich nicht wie Lutter in der Scheiden, das ist in dem Buchstaben oder schriftlichen Sinn stecken lassen, sondern wider ihn entblößen will“ — aber da gerieth er an den Rechten: „Siehe, Bocks Emser, bist du der Mann mit dem langen Spieß und kurzen Degen? Behüt Gott für Gabelstich, die machen drei Löcher. Bocks Emser, du bist mir ein seltsamer Kriegsmann, S. Paulus hat Epheser 6. vier göttliche Wapen beschrieben, ein

Schwert, einen Helm, einen Panzer, einen Schild, derselben darfst du nicht mehr denn eins, des Schwerts. Und weil S. Paulus zu wenig gelehret, besserst Du den Harnisch mit einem langen Spieß und kurzen Degen, und flugs mir zu, mit bloßem Kopf, bloßer Brust, bloßem Bauch, als werde ich nicht mehr thun, denn für dir knieend, mich den nackten Ritter stechen lassen, und sagen: Gnad, Junker Bocks, seid uns gnädig am Leben." Da legt denn Luther Panzer, Helm und Schild an, und weil Christus nicht gesagt: „Ich bin Emsers langer Spieß und kurzer Degen", macht er Goliathspieß und Bleidegen hurtig zu Schanden und haut dem Riesen mit seinem eigenen angemaßten Schwert den Kopf ab. So überlegen spielte der wehrhafte Humor des christlichen Ritters, der auch spöttisch genug den unritterlichen Scharhansen und Thrasonen, Trotzkaisern und Eisenfressern zu Gemüthe führte: „Es ist nicht große Kunst, zwei Bein über ein Roß hängen und Reuter werden", der Thomas Münzer's Ritterthum verhöhnte und grimmig auflachend die wüthenden Bauern mit dem Schwein vor der Schlachtbank verglich, der den Rittern Epicurs, den Finanzern, „einen Zaum ins Maul legen wollte".

Luther, gewillt im geistigen Streit die Faust nicht zu brauchen und den päpstlichen Werwolf wie den Teufel nur mit dem Schwert des Mundes zu tödten, war sich, wiewohl er dem hitzigen fränkischen Ritter den Waffengang versagte, sehr klar darüber, wann er selbst mit dem Eisen dreinschlagen würde: aus Nothwehr und aus altgermanischer Gefolgstreue, die den Herrn nicht schändlich erwürgen läßt. Es hätte seinen Mannesmuth nichts gekostet, im Donner der vom Teufel erfundenen Geschütze ein Feldprediger zu sein, wie Zwingli, der jetzt im Erzbild an der Limmat mit Bibel und Schwert dasteht als paulinischer Wächter, auf der Walstatt gesunken ist. Luther hat soldatische Laster gestraft, aber an deutscher Tapferkeit seine Freude gehabt, eine feurige „Heerpredigt wider den Türken" gehalten, die Skrupel eines wackeren Hauptmannes „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können" beschwichtigt, und er würde eingestandener Maßen seinem Sohn Paul den Eintritt unter gottesfürchtige Soldaten nicht verwehrt haben: „die zucken nicht balde, trotzen nicht, haben nicht Lust zu schlahen; aber wenn man sie zwingt, daß sie müssen, so hüt dich für ihnen, so schimpfen (scherzen) sie nicht: ihr Messer stickt fest, aber müssen sie es zucken, so kommt es nicht ohn Blut wieder in die Scheide."

Aus anderer Tonart als des Erasmus gedämpftes Schelten klingt solche Rede, und weit drastischer versteht er's in Tischgespräch und Kanzelrede die paulinischen Waffen des geistigen Kampfes, Phylacteria und Amynteria, Schützekraft und Wehrkraft, zu fegen. 1532 predigt er über das sechste Capitel des Epheserbriefes, diese „Heerpredigt des frommen rechten Feldhäuptmannes", und schildert machtvoll die Stärke des Harnisch, den kein Plattner schmieden kann gegen den höllischen Kriegskaiser, und wie der Christ das Schwert nicht rosten lassen dürfe, sondern vom Leder ziehen, zücken, schwingen, daß es immer fein scharf bleibe.

Dem Protestantismus sang der streitbare Beter und Bekenner, dessen Demuth den Namen „Lutherisch" verpönte, aus tiefster Seele ein unvergängliches geistliches Kriegslied, das in prägnanten kurzen Sätzen gleich Posaunenstößen zu den

Bekräftigungen am Strophenschluß vordringt und worin Luther dem 46. Psalm seinen eigensten Lebensodem eingeblasen hat:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen!

Kriegslied, Volkslied — hundert Jahre später ist es auf der Beiwacht im buntscheckigen Lagerdeutsch von braven Martissöhnen also gesungen worden:

Gott ist der Christen Hilf und Macht,
Ein feste Citadelle,
Er wacht und schillert Tag und Nacht,
Thut Rond und Sentinelle.
Jesus ist das Wort,
Brustwehr, Weg und Port,
Der rechte Corporal,
Hauptmann und General,
Quartier und Corps de Garde.

Unsanft dröhnte dem Feinde Luther's christlicher Tyrtäusgesang ins Ohr. Ein keineswegs verächtlicher Kämpe des Papismus, Johann Nas, verschreit das protestantische Kernlied als eine revolutionäre Psalterparodie und droht, man werde mit dem „Loderischen Psalm die katholische Vestenburg nicht stürmen". Viel früher, 1522, hatte der talentvollste Publicist der Gegenpartei, Thomas Murner, in einer trotz ihrer Uneinheitlichkeit sehr bedeutenden und wohlberechneten Satire den „Großen lutherischen Narren" beschworen und Luther sammt den Bundesgenossen die katholische Burg, wo Murner Schloßhüter ist, berennen lassen. Ein Trupp des frechsten Aufruhrs, ein Lumpentroß, der dummdreist die schnödesten Absichten enthüllt, Martinus der Verwegenste als Hauptmann wider Papst, Kaiser, Gott an der Spitze. Murner, der bissige, fauchende Kater, mag das perfid gewandte Motiv aus Luther's eigenem Kriegsruf „Hier lieg ich zu Feld, lieben Gesellen, das Schloß stürm ich" gewonnen haben.

Den Freunden und Anhängern aber erschien Luther als Glaubensheld, als neuer David und Drachentödter Georg, und ein Murnersches Lied wurde alsbald Lutherisch parodirt zu Ehren des siegreichen Fahnenträgers. Die babylonische Gefangenschaft der Kirche und die Mauern der Romanisten mußten immer wieder dem Bilde des christlichen Ritters dienen. Als Luther 1533 „Winkelmesse und Pfaffenweihe" aufs Korn nahm, nannte der treue Jonas diese Schrift den tüchtigsten und stärksten Sturmbock zur Brechung des eisernen Walles. „Die gefangene Kirche an Luther" ist eine poetische Epistel Eobans überschrieben. Auch der gemüthvolle Mathesius in den köstlichen „Historien von des Ehrwürdigen Manns Gottes, Luthers, Anfang, Lehr und Leben" (1566), so gern im stillen Frieden des Hauses weilend, stimmte gelegentlich den kriegerischen Ton an: „er fehet an die guten löblichen Deutschen aus der babylonischen Gefangenschaft als ein rechter Samson zu erlösen." Und älterer Anregung folgend ließ Hans Sachs im Epitaphium die lang geradbrechte und besudelte Frau Theologia an Luther's Bahre klagen:

O du treuer und kühner Held,
Von Gott, dem Herren selb erwählt,
Für mich so ritterlich zu kämpfen,
Mit Gottes Wort mein Feind zu dämpfen

Mit Disputirn, Schreiben und Predigen,
Damit du mich denn thätst erledigen
Aus meiner Trübsal und Gezwängnus,
Meiner babylonischen Gefängnus.

bis der fromme Meistersinger das edle Weib tröstet:

Darumb so laß dein Trauren sein,
Daß Doctor Martinus allein
Als ein Ueberwinder und Sieger,
Ein rechter apostolischer Krieger,
Der seinen Kampf hie hat vollbracht
Und brochen deiner Feinde Macht.

Lange Jahre hindurch behauptet sich, doch nirgends an Luther's „feste Burg" heranreichend, manchmal in matter Umschreibung dieser bündigen Vorlage, das Bild des christlichen Ritters im Liederschatze der Protestanten und Sectirer: Christus erscheint als „Der geistlich Hauptmann, wie er jetzt auf den Frühling will Knecht' annehmen"; Nicolaus Selneccer, dessen sangreicher Mund in so lieblichen Diminutiven „Gsengelein" für die Kindelein zu reimen wußte, dichtete mühsam einen lateinisch-deutschen Wechsel „Der christlich Ritter, Ephes. 6"; der Schweizer Fünckelin brachte Pauli Lehren „von den geistlichen Waffen" in harte Kurzverse; Clemens Anomäus begann „Der Christen Harnisch ... aus Epheser 6" mit dem alten Ruf „Wolauf, wolauf, ihr Christen"; auch die bedrängten Wiedertäufer, die wir allzulang in einem bloßen Zerrbild angesehen haben, rühmen als „Gottes geliebte Ritter" das Fähnlein Christi und die Waffen des Paulus; und noch Daniel Sudermann gibt ohne näheren Anschluß an den Apostel Zeugniß für den „Geistlich Ritter". Aber die heroische Zeit des Gemeindechorals war vorbei; in sanfter Mollweise singt dann Paul Gerhardt als lyrisch gestimmtes Individuum sein Abendlied und erhebt, ans Pathologische streifend, die Klage um den Gekreuzigten, bis dem männlichen Christus der Reformation, dem furchtbaren Crucifixus des großen Krieges ein minniglicher Jesulinus und Zinzendorf's spieleriges oder wehleidiges Lämmelein den Rang abläuft.

Auch die evangelische Erbauungsliteratur neben und nach Luther, wie sie steigt und sinkt, in Arnd's Büchern silberne Schalen füllt und nach manchem Mißgeschick von gemüthvollen Schwärmern neu belebt wird, kann sich, was stählende Kraft anlangt, mit Luther's Rede nicht messen. Daß Erasmus die Rolle eines Vermittlers paulinischer Waffenkunst fortgespielt habe, tritt nicht zu Tage; sein Titel war geflügeltes Wort geworden, aber der Born des Neuen Testamentes floß einem Jeden. Und schon vor Erasmus reimt der ehrenfeste Dolmetsch des Cicero, Herr Johann von Schwarzenberg, 1502 als tiefgebeugter Wittwer, auf „Hoffränkisch" seinen „Kummertrost", eine erbauliche Unterredung zwischen dem Trauernden und dem frommen Klausner Woltrost nach meistersingerischer Tradition, weitläufig und mit martialischen Wendungen die gottselige Kriegerschar auf der einen, die gottlosen Fähnlein auf der andern Seite abschildernd:

Wie dann S. Pauls auch melden thut,
Der in den dritten Himmel steig,
Des Harnisch ich dir also zeig ...

So stoßen wir mitten in den verdeutschten „Gepürlichen Werken" (Cicero, de officiis) auf einen Holzschnitt, wo ein deutscher Rittersmann in voller Rüstung die Himmelsleiter hinanklimmt, obgleich ihn Armuth, Krankheit, Wollust, Tod an straff gespannten Seilen herunterziehen möchten. Die Literatur schwoll ungemein an. Da stellte der Schneeberger Georg Amandus 1524 die biblischen Lehren beweglich und bündig zusammen „Wie ein Geistlicher, Christlicher Ritter und Gottes Held in dieser Welt streiten soll", um als „feiner Küriſſer" zu triumphiren. Da gab 1535 Rhegius das friedlich fromme „Enchiridion oder Handbüchlein eines Christlichen Fürstens". 1543 handelte Johann Spangenberg erfolgreich „Vom christlichen Ritter" mit einer gereimten Todtentanzepisode. Zwei Jahre darauf stellte der Baier Caspar Huberinus durch dialogische Fassung und den Aufmarsch des Teufels mit sechzehn Lastern einerseits, der gottgesandten sechzehn Tugenden andererseits einen engen Zusammenhang mit dem zeitgenössischen Drama her. Luther's Freund Weller entwarf im Hiobcommentar (1563) eine Art militärischer Rangordnung der Heilsarmee nach Fußknechten, Hakenschützen, Doppelsöldnern, Rittmeistern. Hier wurde eine „Harnischkammer", da ein „Geistlich Zeughaus voller Wehr und Waffen", dort eine „Geistliche Kampfschule" aufgethan. Es gab Unterricht in „Geistlicher Fechtkunst" und „Geistlicher Ritterschaft", und widerwärtig genug erschien manchmal der Calvinist trotz Papst und Türken als greulichste Zielscheibe der orthodoxen Scharfschützen. Ausschweifende Allegorie von geistlicher Schmiede- und Plattnerkunst fehlte nicht. Bartholomäus Ringwaldt, dieser herzhafte Soldatenprediger gegen den Türken, reichte den Kriegsleuten einmal siebzehn Gebetlein als demantfeste Rennspießlein dar. Und derselbe gab 1585 ein noch auf der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts neu aufgelegtes treffliches Reimwerk heraus: „Die lauter Wahrheit. Darinnen angezeiget, wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll, allen Ständen nützlich, und zu itziger Zeit fast nöthig zu lesen." Der vielgeprüfte Dorfpastor, der hier auch alle Nöthe seines Amtes beredt auspackt, will, immer unter Berufung auf den Epheserbrief, mit diesem seinem Faustrohr im geistlichen Regimente des Feldherrn Jesus, wie die Doppelsöldner, gegen den Satan fechten. Er entfaltet eine faßliche contrastreiche Sittenlehre, geht die Stände durch, wendet sich den niederen freundlich zu, zetert nirgends auf die Reformirten, sondern mahnt Fürsten wie Priester zu brüderlicher Eintracht. Er kehrt immer wieder, ohne Abgeschmacktheit, zu seiner Kriegslehre zurück, malt die Feldschlacht mit frischen soldatischen Wendungen und dichtet kernige Verse gegen den römischen Fladenweiher und den türkischen Erbfeind. Er legt seinen biderben Patriotismus auch in der beweglichen „Klage über der Teutschen Gesäufe" drastisch nieder:

Ach, wenn die Teutschen Knecht und Herrn
Nicht leider so versoffen wärn,
So wär kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron.

und bereitet endlich nicht ohne Wucht zum Meistergang und letzten Stoß in der Todesstunde vor: widersteh dem Menschenfresser in deinem Küraß, trage Christi Marterbild als Burg im Herzen, feure die Büchse des Gebets auf den die Festung

berennenden Feind ab, wirf den Glaubensschild vor und nimm das Schwert des Bekenntnisses in beide Fäuste!

Noch heute gewährt die martialische Beredsamkeit dieses treuen Eckart eine herzhafte Lectüre, während aus dem Dramenkreise der „christlichen Ritter“[1]) auch der Fachmann ermüdet von eintönigem Schematismus zurückkehrt. Trockener Wortwechsel zwischen Chevalier chrestien, L'esprit, La chair, Le monde, Le Diable erfüllt die kleine Moralité nouvelle de Mundus, Caro, Demonia (um 1535), angeregt vielleicht durch Erasmus, der in der etwa gleichzeitigen scharfen Farce des Théologastres neben Luther, dem Mercure allemand, als grand textuaire verherrlicht wird.

Escoute sainct Pol aux Ephèses . . .
Amy, c'est toute l'armature
Du bon chevalier chrestien.

Träge führen im lateinischen Miles christianus (1565) des Cornelius Laurimanus von Utrecht Teufel, Welt, Fleisch mit Schrift, Glaube, Hoffnung den Streit. Durch frische Naivetät erfreut an manchen Stellen die „Comoedia von dem geistlichen Kampf Christlicher Ritterschaft“ (1553) von Alexius Bresnicer zu Cottbus, wenngleich das ewige Disputiren jede sinnfällige Action, und die durchweg eisenfeste Haltung des Ritters jede Entwicklung und Spannung ausschließt.

Längst waren höllische Berathungen, Anschläge, Einzelkämpfe, vereinigte Angriffe, Triumphe und Niederlagen im Drama beliebt. Der Proceß, den Himmel und Hölle um die Menschenseele führen, wurde wieder und wieder auf die Bühne gebracht. Eine tiefsinnige Parabel buddhistischen Ursprungs, dem Mittelalter sehr vertraut, gewann in der niederländischen Moralität vom „Jedermann“ neue Gestalt; sie wanderte nach England und bald nach Deutschland, auch bei uns mannigfach bearbeitet und unter dem Antrieb der paulinischen Gnadenlehre eine bedeutsame Stufe weitergeführt. „Jedermann“ muß sterben und vor Gottes Richterstuhl kommen; er findet kein Geleit, Alles läßt ihn im Stich, Schönheit und Witz, Verwandtschaft und Freundschaft, bis endlich „Gutthat“ an seine Seite tritt und ihm den Himmel erschließt. Auflehnung gegen die Werkgerechtigkeit mußte darüber hinausgehen und die Führer- und Retterrolle dem reuigen Glauben zuweisen. Antikatholische Polemik sprengte das einfache Gefüge der schönen Parabel: der maßlose Thomas Naogeorg machte den Everyman oder Hecastus zum siechen „Kaufmann“ und lieferte die genialste jener damals sehr beliebten symbolischen Krankheitsgeschichten, freilich mit einer frevelhaften, doch aristophanisch durchgeführten Profanation. Der Patient, von Paulus und dem Himmelsarzt Cosmas bedient, muß vorerst alle Gnadenmittel der katholischen Kirche ausspeien — eine verwegene Possenscene — und dann die paulinische Gnadenlehre schlürfen. Er kommt zum Heil.

Nah verwandt ist dieser großen Jedermannsfamilie der Christliche Ritter und seine Sippen: hier wie dort wird um die Rettung der Seele gekämpft, mit derselben letzten Waffe, unter demselben Beistand, gegen dieselben Feinde. Unser

[1]) Tobias Kober's Idea Militis vere Christiani (Liegnitz 1607, viel früher lateinisch ungedruckt) steht nur in losestem Zusammenhang als Verherrlichung des tapferen, 1529 in türkische Gefangenschaft gerathenen Kriegshelden Christoph von Zedlitz.

Bresnicer aber versucht noch nicht den Miles durch Irrthum und Noth gleich Everyman zu Wahrheit und Sieg hinanzuführen, sondern begnügt sich, der Rolle hie und da durch ein kräftiges Schimpfwort Accente aufzusetzen. In zwei Feldzügen greifen den Christianus an Jungfrau Fleisch und Jüngling Welt, dann der Tod, der Jude Gesetz, der Mönch Sünde; doch wenn auch Thanatos in anderem Ton als der disputirende Gesetzesmann droht:

Schick dich, Ritter, mußt halten her
Und wärst du arger denn ein Bär,
Ich fresse dich mit Haut und Haar.

— sie müssen alle mit Geheul abziehen, denn

Ein feste Burg ist unser Gott,
Darum laß her gehn alle Noth.

Durch trauliche Harmlosigkeit spricht die Kernscene an, wie Christianus, vom Engel zum alten Gottesknecht Paulus geführt, um die Rüstung bittet und der Apostel, zugleich Grüße an all seine Correspondenten von Rom bis Korinth u. s. w. auftragend, vor der näheren Beschreibung der Waffen den „Ritter Jesu Christ" entsendet:

lauf eilend balde hin
Gen Epheso ins Sechste Haus,
Da nimm die Waffen alle raus.

Ein inbrünstiges Dankgebet macht den Schluß.

Wie viel dramatischer es ist, wenn etwa im schweizerischen Drama Jung-David ohne Eisenhut, Schwert und Schild „rechte, wahre Ritterschaft" bewährt, als wenn ein christlicher Ritter, zeitlos, heimatlos, farblos, sich von Kopf zu Fuß panzert, um dann nur mit Worten zu fechten, das macht ebenfalls sehr klar „Der christliche Ritter" des Friedrich Dedekind, 1576 in geringer Auflage ausgegangen, 1590 mit neuen Vorreden wieder aufgelegt, 1600 in der Schweiz einer Trilogie einverleibt, 1604 von Bechmann durch entlehnte niederdeutsche Bauernscenen aufgemuntert. Man sieht, dies Stück, worin Dedekind das Gotteswort dem gemeinen Mann „beibringen und einbläuen" wollte, hatte großen Erfolg. Heute kommt es uns sehr wüst und langweilig vor, trotz allen Aufschwellungen und Zuthaten dem Bresnicer gegenüber, trotz der stärkeren Motivirung eines epicurischen Vorlebens, trotz braven Verwandten und einstigen Schlemmgenossen. Wie steifleinen disputirt Moses, „ein feiner, alter Herr," in eigner Person mit Paulus über das Gesetz; wie reizlos schleicht Frau Voluptas (die Wollust) vorbei; wie eintönig und kahl sind überhaupt alle diese allegorischen Weiber, die Conscientia (das Gewissen) inbegriffen. Sage Niemand, das sei nun einmal bei der Allegorie nicht anders; denn es ist der armen Allegorie durch so allgemeine Todesurtheile bitteres Unrecht widerfahren, und ich erlaube mir, als weiteren kleinen Beitrag zur Herstellung ihres trotz Goethe's grauer „Sorge" so üblen Rufes, der Conscientia des Dedekind, einer redseligen Kindermuhme, die Conscientia aus des Stettiners Heinrich Kielmann Reformationsstück Tetzelocramia (1617) entgegenzustellen, eine dämonische Figur, die gerade durch Monotonie in einer kurzen Episode gewaltig wirkt. Ein Fürst (Princeps) hat vom römischen Stuhl Indulgenz dafür gekauft, daß er seine Schwester heirathe, und verzehrt sich nun in Gewissenspein (4. Act, 4. Scene):

Ei hilf du Mutter Gottes, hilf!
Ich geh gleich als im Wasser und Schilf.
Mich dünkt, mich einer bein Haaren hat,
Im Herzen ein großer Wurm auch nagt.
Ich weiß nicht, wie mir ist zur Stund.
Helft, Peter und Paul, wo ihr helfen kunt.
Ei helft, all Heiligen, ich steck im Schlamm.

Conscientia hat eine Geißel und zerbrochen Lauten, und schlägt auf etlichen Saiten: Schleicht hinter ihm her, und spricht mit kleiner Stimm.

C. Das macht daß ich mein Schwester nahm.
P. Ei helft all Märtrer meinem Gram.
C. Das macht daß ich mein Schwester nahm.
P. Mein Marschalk auch umbs Leben kam.
C. Drumb daß er seiner Fraun Schwester nahm.
P. Er hat sich leider selbst erschossen,
Das Blut ist von ihm häufig geflossen.
C. Drumb daß er seiner Fraun Schwester nahm,
Er so sein rechten Lohn bekam.
P. Weh mir, O weh, weh mir, O weh,
In meinen Sünden ich vergeh.
C. Nimm nun dein Schwester, nimm, nimm, nimm.
P. Mich gnagt mein Herz, mein Gram, mein Grimm.
C. Das macht daß ich mein Schwester nahm.
P. Wo will ich bleiben für großem Gram.
Bapsts Indulgenz hat mich verführt,
Der hat mich ganz und gar bethört.
Ich leid im Herzen groß Widerwilln,
Ablaß will mirs Gewissen nicht stilln,
Ob schon der That gerewet mich.
C. Mein Schwester zum Gemahl nahm ich.
P. Mein Sünd sind allzuschwer und groß,
Bis ich mir nur das Herz abstoß.

Sie sehen, diese geniale Scene bietet einen sprechenden Gegensatz zum christlichen Ritter, und sie steht mit ihrer Gewalt ganz vereinzelt in diesem Stück, das sonst durch schlechte Allegorien, falsche Gelehrsamkeit, abgenutzte und unorganische Landsknecht- und Bauernscenen, leere oder allzugrobe Redereien und durch den Mißgriff, Tetzel und Luther nicht zusammenzubringen, ein stattliches Sündenregister aufweist. Die wirklich sehr lebendigen Tetzelscenen und ihre unmittelbare Umgebung können solche Schwächen nicht wett machen. Höchstens die Posse, daß der Papst von seiner Tragbahre purzelt und eine kecke Kinderschar das landläufige Spottlied (Joh. Heros) singt: „Der Papst hat sich zu Tode gefallen ... der Papst hat seinen Schlüssel verloren", bekundet noch einen Blick fürs Theater. Aber Kielmann ist im Schlußact unfähig, die Apostelweihe Luther's und des Pomeranus Bugenhagen durch St. Michael und die befreite Veritas schwungvoll zu gestalten:

Nembt hin die Schreibfedern, welch allein
Solln eure Wehr und Waffen sein.

Der christliche Ritter sitzt nun geruhig am Pult, besteigt das Katheder, und für die Unvergänglichkeit von Gottes Wort und Luther's Lehre zeugt laut Kielmann's Epilog der Buchladen.

Ueberhaupt der Schwall unserer alten Lutherspiele! Der alten — denn ich geschweige der neuen, die wohl auch mehr ins Kraut als in die Blume geschossen sind. Gewiß ist es an sich erfreulich, wenn dem Ueberschwang der Bibeldramen, wo immer einer den andern ausschrieb und wirkliche Talentproben so selten sind, ein streitbarer Mann aus Fleisch und Blut und eine nahe herzbewegende Vergangenheit auf der Bühne entgegentrat; aber nur hie und da sind Einzelheiten mit dramatischer Kunst bewältigt worden. Wie der unselige geistreiche Humanist Schwabens, Nicodemus Frischlin, in seiner Komödie Phasma, die ein langes Nachleben fand, den Hader ums Abendmahl höchst parteiisch dialogisirt hatte, so ruft sich anschließend der Lausitzer Pastor Zacharias Rivander 1593 im Lutherus redivivus nach bitterbösem, zumal anticalvinistischem Gezänk den todten Reformator schließlich auf die Erde:

Thut das überschändlich Gebeiß
Mein Knochen in der Erd so weh,
Daß ich wieder muß auferstehn
Und mich erklären ohne Scheu,
Was meine Lehr vom Abendmahl sei.

Die Ecclesia militans et triumphans von Georg Ebhart, die sein Bruder Samuel zu Neustadt an der Orla 1601 verdeutschte, in einigen Motiven für Kielmann vorbildlich, feiert den Bestand von Gottes Wehr und Waffen,

Wenn gleich der Teufel und die Welt,
Der Türk, Papst, Calvinist ins Feld
Sich lagert:

bei des Teufels Jagdhunden, den Jesuiten, die reformirten Bösewichte. Anachronistisch werden die Erniedrigung Friedrich Barbarossa's vor dem Papst, die Ränke und blutschänderischen Buhlschaften im Hause Borgia, Ablaßkram und Luther's Anfänge, Gefangenschaft und Befreiung der Kirche in einer Wasserfluth von Worten ersäuft. Ein Bischof hetzt:

Wir wollen frisch dran mit der Klingen,
Ob sie ein feste Burg gleich singen.
Die Burg wolln wir zerstören noch,
Daß sie einmal gewinn ein Loch.

Die Lehre vom geistlichen Schwert und dem steten Krieg der Christen hienieden krönt das Ganze. Daß der Papst vom Teufel geholt wird, ist bei einem orthodoxen lutherischen Pastor damals selbstverständlich, wie denn der großen Gattung des Dramas solche confessionelle Spaltung und Verhetzung zu schwerem Schaden gereichen mußte.

Ohne das Abc dramatischer Technik zu kennen, gab man wohl ein Bruchstück des Luther'schen Lebenslaufes, mit Episoden verbrämt, etwa bis hin nach Worms und zur Wartburg. So Hirtzwig (Lutherus, deutsch von Seger, Wittenberg 1618), der in den gewiß recht dankbaren Tetzelscenen hinter Kielmann zurückbleibt und den Reformator einmal genrehaft komisch als „lateinischen Reuter" auf einem unbotmäßigen „Rabenstück" dem behaglichen Gelächter eines Ritters preisgibt und in anderen Auftritten den christlichen Ritter Lutherus einen bramarbasirenden Ton anschlagen läßt, trotz aller Verachtung des echten Luther gegen das Geprahle der Scharhansen.

Auch ist nicht zu glauben, daß der in tiefster Seele demüthige Gottesknecht dem Andreas Hartmann (1600) die Apotheose unter göttlichen und biblischen Personen, unter Paulus und Augustin, Johann Friedrich und Sibylle von Sachsen und die ihm in der schönen Engelburg dadroben zugeschriebene Paraphrase seines Kriegsliedes gedankt hätte.

Und wir, gewohnt Pastor Martin Rinckhart als Chorführer der freudigen Gemeinde im „Nun danket alle Gott" zu bewundern, kehren ärgerlich dem monströsen Durcheinander, der klotzigen Sprache, dem maßlosen Haß seines Monetarius seditiosus („Der Müntzerische Baurenkrieg", 1625) den Rücken, worin Münzer die schwärzeste Folie für das „besonders auserwählte Rüstzeug Doctor Martin Luther" abgibt und die Ereignisse von 1524 in ein „richtiges und lustiges Compendium historicum" zusammengerafft sind. Hier poltert Luther gegen die tollen Bauern, da haut er dem Drachen der großen Babel ein paar Köpfe ab, dort hält er ein derbes Verlobungsgespräch mit Katharina[1]), und schließlich verführt er gar mit Herrn Philippus und dem Kanzler einen „züchtigen Priestertanz". Ein ganzes Alphabet Druckbogen wird für diese wirre und wüste Historie, als Glied eines Cyclus gedacht, aufgebraucht. Noch vor der Jubelfeier der Reformation, 1613, hatte derselbe Rinckhart zu Eisleben ein Drama gedichtet: „Der Eißlebisch christlich Ritter", fanatisch confessionell, ein rand- und bandloses Gemengsel aus Luther's Lebenslauf (dem Tetzelkampf, dem Bullengericht, dem Wormser Reichstag, dem Rottenkrieg, dem seligen Tod) und einer altüberlieferten Parabel, wie Königssöhne ihren Erbstreit zu schlichten ein Wettschießen nach des Vaters Leiche anstellen, der Jüngste aber weinend solcher Schändung sich versagt. Dieser gute Sohn ist hier Luther; die höllischen Frevler sind Pseudo-Petrus und Johannes, Papst und Calvin! Der Buhle der Sarcophila, des Bauchgottes, und der Buhle der Phrenophila, des Gehirnschwindels! Peter, ein frecher Raufbold, der vor Martins Haus den Degen wetzt und schreit: „Raus du Bluthund und Störenfried", aber im Zweikampf gestreckt wird. In diesem an maskirten historischen Personen reichen Stück macht der „Eislebisch christlich Ritter", sein „Triumphliedlein" singend, von den Epheserwaffen thätlichsten Gebrauch und frohlockt wie ein Landsknecht: „Juch, wer singt nun Victoria? . . .

---

[1]) Der Kampf mit dem Drachen schon ganz ähnlich im „Ritter" von 1613. — Mit dem Beiworte „derb" will ich die Verlobungsscene keineswegs unbedingt schelten, denn die Art, wie Käthe ihren Martin mit seiner alten Flamme Eva Schönfeld schraubt, ruft doch genrehaftes Leben auf die Bretter, und die folgenden Liebesschwüre hat der nicht bloß mit mansfeldischen Bergreien vertraute Pastor dem Volksmund abgelauscht:

Luther. Ihr seid ein Schatz über alle Schätz,
Den ich viel höher schätz und setz,
Als das ganz Königreich Frankreich.
Katharina. Herzlieber Schatz, so schätz ich euch
Ueber der Venediger Herrschaft.

Ebenso ans Volkslied anklingend läßt Rinckhart den Bauer Heinz sterben:

Da uff den grünen Gräsichen,
Da uff den lieben Räsichen.
Nu gsegne dich Gott Laub und Gras,
Was von Gott je geschaffen was.

Holla, der Streit wär auch vollbracht", bis in die Hölle ihre Beute einheimst, Martin aber und Friedwertus, der Kurfürst, in ihren Sterbekitteln von Immanuel zur himmlischen Seligkeit eingeführt werden. Ja, in der von Haß gegen die Andersgläubigen strotzenden Vorrede erscheint Luther nicht nur als der wahre Ritter des goldenen Vließes, sondern, wie man einst den Papisten zum Schimpf eine „Passion" Luther's parodistisch abgefaßt hatte, geradezu als neuer, zweiter Christus, angekündigt wie Jesus durch die Prototypen im Alten Testament, so er durch den hl. Georg. Rinckhart umschreibt die berühmte Michastelle dreist also: „Und du Eißleben bist mit nichten die Kleinste unter den tausenden in Deutschland: denn aus dir soll mir kommen, der über mein geistlich Volk Israel ein Ritter und der letzte Prophet sei."

Solcher Mohammedehren hat der „christliche Ritter" nie begehrt, wenn er das von Paulus geschliffene Schwert des Geistes in die starke Hand nahm. Und nicht um mit dem großen Kämpfer, Prediger, Erzieher, Sprachschöpfer einen Götzendienst zu treiben, der am wenigsten nach seinem Sinne wäre, wollen wir ihm hier in Deutschlands Hauptstadt endlich ein Standbild gründen, sondern in Dankbarkeit für die Fülle des Segens, der aus seinem Lebenskampf und Lebenswerk über alle Deutschen sich ergossen hat, unmittelbar und mittelbar, bewußt oder unbewußt, bezeugt oder geleugnet; im Einklang mit dem auf die That und gegen die Schlaffheit gerichteten Lebensideal unserer größten neueren Dichter und Philosophen; im Gelöbniß, gleich dem christlichen Ritter, wo wir auch stehen und wie verschieden wir auch denken mögen, einen guten Kampf zu kämpfen.

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

II. Weimar.
(1857—1867.)

Festliche Tage bezeichneten den Eintritt Dingelstedt's in Weimar — jene Septembertage des Jahres 1857, in welchen es dem Herzen des deutschen Volkes endlich einmal wieder gegönnt war, in freudiger Begeisterung zu schlagen und allen Stämmen desselben, in Nord und Süd, in Ost und West, sich als Eins zu fühlen. Denn dieses Gefühl der nationalen Einheit war ja damals nur ein Festtagsrausch, der mit dem Beginn des Werkeltages wieder entschwand, um einer Wirklichkeit zu weichen, die sich in scheinbar hoffnungsloser Arbeit erschöpfte. Höher, heller aber hat jener Glanz, der das Abendroth einer vergangenen Zeit zu sein schien, in Wahrheit aber das Morgenroth einer neuen war — herrlicher, reiner hat er über Deutschland nie gestrahlt, als an den beiden Tagen, wo man in Weimar das Doppelfest beging: das große Fest der Grundsteinlegung zum Karl-August-Denkmal am 3. September, und der Enthüllung der Dichter-Standbilder am 4. Der Fürst, dessen hundertsten Geburtstag man auf diese Weise feierte, war ein Mitschöpfer gewesen, des idealen Deutschlands, welches dem Reich unserer Tage vorangehen mußte und welches niemals ganz in ihm auf- und untergehen möge! Denn es ist unser Aller köstlichster Besitz; und ernst und eindringlich, erhaben und hehr spricht es zu der Mitwelt, wird es zu der Nachwelt sprechen in Rietschel's machtvoll ergreifendem Werk, den beiden Dichtergestalten, die von nun ab, durch den Kranz des Ruhmes verbunden, untrennbar zusammen stehen — Goethe und Schiller — bis zu jenem anderen Tage, dem Junitag 1889, wo sich in der Vereinigung ihres Nachlasses auch die seelische Verschmelzung gleichsam noch einmal vollzieht und unlösbar vollendet. Dies Alles ist Weimars hochherzige That. Man braucht nur in den Geschichten jener Zeit zu blättern, um mit einer noch heut nachwirkenden

Bitterkeit zu erfahren, wie man, selbst einer solchen Aufgabe gegenüber, in gewissen Regionen sich verhielt. Doch wir wollen alte Beschuldigungen hier nicht erneuen[1]). Sie gehören der Vergangenheit an. Weimar aber war es, von wo abermals ein Impuls ausgegangen, der für alle Zeiten nachwirken wird; und ein Sachsenfürst, wie jener, unter dessen Schutz einst das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" von der Wartburg herabgeklungen. Wohl mochte darum Dingelstedt, der den Festabend im Theater durch eine seiner schönsten Gelegenheitsdichtungen, den „Erntekranz"[2]) verherrlichte, Frau Holle sagen lassen, indem sie sich an den im Kyffhäuser schlummernden Kaiser Friedrich wendet:

Thüringer Land, steh' auf auch Du!
Der Morgen graut, es schlägt die Stunde!
Laut jauchze Deinem Helden zu
Und Deiner Sänger selt'nem Bunde!
Bist Du des alten Reiches Herz,
So klopfe in bewegtem Schlage
Und klinge wie das Memnons-Erz
Entgegen Deinem Ehrentage!

Und Kaiser Friedrich erwacht, und in vollem Staat erscheinend, das Schwert in der Linken, und seine kaiserliche Rechte über der Flamme des Altars ausbreitend, ruft er sein „Heil!" dem deutschen Fürstenhaus, dem grünen Erdenfleck in Deutschlands Mitte, wo der deutsche Geist als Phönix mit gewaltigem Flügelschwung aus der Asche heiliger Erinnerungen steigt; und dann, an das deutsche Volk gewandt:

Kommen wird im Lauf der Tage der Tag auch nach langer Nacht,
Welcher Dich und Deine Fürsten einsetzt in die alte Macht;
Und zu diesem Erntetage, diesem Jubelfest voll Lust,
Kehrt Dein Kaiser Friedrich wieder,
Kehrt mit ihm Dein Karl-August!

Das Reiterstandbild Karl August's auf dem Fürstenplatz, ein schönes Werk Donndorf's, ward, wie man weiß, erst zur Hundertjahrfeier des Tages, an welchem er die Regierung angetreten, am 3. September 1875 enthüllt. Aber wenn den erhabenen Freund Goethe's und Schiller's, wie wir ihn jetzt sehen, hoch zu Roß, dem großherzoglichen Schlosse zugewandt, an Weimars herrlichem Park, schon damals Dingelstedt's Festspiel erscheinen ließ auf der Weimarer Bühne, so findet sich außerdem noch in seinem Nachlaß das folgende Gedicht, welches offenbar als Prolog zu demselben gedacht — wir wissen nicht, ob auch gesprochen worden ist.

Bevor der erste Glockenton verklungen,
Tret' ich noch einmal an der Grube Rand,
Bedenkend, was aus ihren Dämmerungen
Im Lauf der Zeit nicht Alles schon erstand.
Bald eine Glocke, die sich froh erschwungen,
Wenn sie den Weg zum Licht, zum Tone fand,
Bald ein Geschütz, aus dessen ehrnem Rachen
Aufs Neue eherne Donnerkeile krachen.

---

[1]) Man vergl. hierüber Ernst Rietschel von Andreas Oppermann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1873. S. 231.

[2]) Sämmtliche Werke, Bd. IX, S. 203.

Gewalt'ges Erz, wer kann dich würdig preisen,
Du Gab' erfinderischer Menschenkraft.
Dich schenkt nicht die Natur, wie Gold und Eisen,
Es ist der Geist, die Kunst, die dich erschafft,
Sie bildet dich in mannigfachsten Weisen,
Wie sie, dich mischend, erst zusammenrafft,
Nur ihr bist du in Stoff und Form zu eigen,
Erzeugt von ihr, der Kunst, um sie zu zeigen.

Der höchste aber von den Zwecken allen,
Die du erfüllst, ist ein Gedächtnißbild.
Ein Herrscher, thronend vor der Hofburg Hallen,
Ein Kriegesheld zu Roß, mit Schwert und Schild,
Ein Dichterhaupt, dem längst der Kranz entfallen,
Ein Denkerantlitz, ernst und dennoch mild,
Sie Alle, wie in Zügen und Gestalten
Sie waren, weißt du dauernd zu erhalten.

Wen freut es nicht, wenn sie dem Strom der Zeiten
Entzogen sind und niemals untergehn,
Wenn sie fortlebend durch die Erde schreiten
Und aufrecht in der Völker Mitte stehn,
Daß Lieb' und Dankbarkeit von allen Seiten,
Und nicht umsonst nach ihrer Größe sehn,
Daß uns das Grab nicht auch ihr Bild entrissen
Wenn wir das Urbild schwer genug vermissen.

Solch' eine Freude ward uns heut' beschieden,
Ein Wiedersehens-, ein Besitzes-Glück!
Getreu, wie sie gewandelt sind hienieden
So kehrten unsre Dichter uns zurück!
Wir haben sie, genießen sie in Frieden
Verkörpert durch der Künste Meisterstück.
Der ganze Kreis der hohen Sanggenossen
Hat sich erneut, auf ewig sich geschlossen.

Der ganze Kreis!? Nicht doch; es fehlt noch Einer,
Der Mittelpunkt, um den er sich gedreht,
Um welchen unser Land mit allgemeiner
Verehrung wie um eine Sonne geht.
Karl August fehlt! Wohlan denn, so erschein' er
Als Schatten, eh' auch er im Bild ersteht.
Blickt hin! Jetzt sind sie Alle erst beisammen
Erweckt! durch Erzes und der Liebe Flammen.

So werden sie, mit Jubel aufgenommen
In unsrer Stadt geschmückter Mitte stehn.
Der Wandrer wird sie zu betrachten kommen,
Und wird erquickt, befriedigt weiter gehn,
Indeß wir, nicht beschämt und nicht beklommen,
Nein, freudig sie alltäglich uns besehn;
Denn ihre Größe, statt uns zu erdrücken,
Wird uns erziehn, erheben und beglücken.

Wir Auswärtigen kennen Weimar eigentlich nur im Festgewande, wenn wir es zu den Versammlungen der Goethegesellschaft, der Shakespearegesellschaft oder interessanten Theatervorstellungen besuchen. Aber es hat auch sein Alltagskleid, welches ihm nicht minder gut zu Gesicht steht und dem Fremden, der zum ersten Mal hierherkommt, immer noch merkwürdig genug erscheinen mag. Ich erinnere mich dieses Eindrucks aus einer Februarnacht im Jahre 1856, der Reise von Halle her durch das mondbeglänzte Saaleland, der Ankunft auf dem hochgelegenen, einsamen Bahnhof, von welchem man den Blick auf die schlummernde Stadt unter sich hatte, der mitternächtigen Fahrt durch ihre stillen Gassen und des Erwachens am anderen Morgen in einem äußerst bescheidenen Hinterzimmer des „Elephanten" mit der Aussicht auf den Hof, in welchem ein Ackerwagen stand und gackerndes Federvieh ging. Doch eben das Ländliche, Kleinstädtische dieses Anblicks that mir wohl, es heimelte mich unaussprechlich an, und mit einer Art von Empfindung, als ob ich hier zu Hause sei, verbanden sich die heiligen Schauer einer Vorzeit, die noch lebendig in die Gegenwart hineinreicht. Mir war, als ob ich allem Hohen und Großen, was den Ruhm dieses alten Fürstensitzes und Musenhofes ausgemacht, menschlich näher getreten. Auch fehlte damals nicht die mächtige Persönlichkeit, welche der Stadt und dem Leben darin einen noch lang erkennbaren charakteristischen Zug verlieh. Wie ein Herrscher auf der Altenburg saß Franz Liszt, der damals noch nicht seine Gewalt freiwillig mit Franz Dingelstedt getheilt, ja diesem sich dienstlich untergeordnet hatte. Wohl erinnere ich mich auch noch eines jener Symposien, wie sie, durch alle guten Gaben der Küche, des Kellers, der Kunst und der Poesie geschmückt, in dem wirthlichen Haus auf dem Berge durch Jahre sich wiederholten — der dämmerig erhellten, wohlig erwärmten Räume, der glänzenden Tafel, der feinen, wie durchsichtigen Figur Franz Liszt's, der von unwiderstehlich liebenswürdiger Heiterkeit war bei Tisch und hinreißend, wenn er sich an den Flügel setzte — der beiden Frauengestalten, Mutter und Tochter, Fürstin und Prinzessin Wittgenstein, die mit freundlicher Huld diesem Hause das Gepräge vornehmster Gastfreiheit gaben. Unter den Eingeladenen war damals immer ein Mann von reckenhafter Erscheinung, mit breiten Schultern, langem, schon ergrauendem Haar um den stark profilirten Kopf und einem durchfurchten Gesicht, in welchem die kleinen Augen gar pfiffig munter funkelten — Hoffmann von Fallersleben, der fahrende Sänger, der seit einigen Jahren sein Nomadenzelt an der Ilm aufgeschlagen hatte. Man sollte es kaum für möglich halten, daß der Sänger des „Deutschland, Deutschland über Alles", heute das Sturm- und Kampflied unserer intolerantesten Patrioten, einst „wegen politisch anstößiger Grundsätze und Tendenzen" hauslos, heimathlos gemacht werden konnte. Doch so war es. Der Freundschaft des Hauses auf der Altenburg, vornehmlich der Prinzessin Wittgenstein, nunmehr Fürstin Hohenlohe, verdankte der politisch lang verfolgte landflüchtige Dichter — er erzählt es in seinen Denkwürdigkeiten[1]) selber —, daß sich ihm zuletzt noch, am Abend seines Lebens auf des Herzogs

[1]) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben. Hannover, 1868. Bd. VI, S. 303.

von Ratibor Schlosse zu Corvey, der ehemaligen Benedictiner-Abtei, gar lieblich an der Weser gelegen und ein uralter Sitz der Wissenschaft, in den grünumschatteten Bücherfälen, in denen einst, vor dreihundert Jahren, die fünf ersten Bücher von des Tacitus Annalen gefunden worden, die Stätte bot, an welcher er sein bewegtes Leben friedlich beschließen durfte. Damals aber in Weimar, in der Vollkraft eines Sechzigers, seinen Tag zwischen gelehrter Arbeit und dem unversieglichen Drange des Liedersingens theilend, gab es keinen besseren Gesellen beim Mahl und beim Becher, als ihn; „welcher deutsche Knabe, Jüngling, Mann oder Greis hätte mit dem lustigen alten Spielmann, dem Rattenfänger aus Fallersleben, nicht gekneipt?“ [1]) — und wenn der Rheinwein oder Champagner seine Seele gelöst, dann strömten ihm die halb oder ganz improvisirten Verse von den Lippen. Er war der Haus- und Hofpoet der Altenburg, immer bereit, eine Gelegenheit oder einen Gast zu feiern; und ihm fiel es auch zu, Dingelstedt in diesem Kreise zu bewillkommnen — denselben Dingelstedt, dem er vor zehn Jahren in jenen „als Manuscript“ gedruckten Gedichten nicht eben viel Schmeichelhaftes gesagt hatte. Dem alten Kämpen, der einst in „jener Nacht, jener Nacht im Riesen, wo wir den Champagnerschaum von den Gläsern bliesen“, den annoch harmlosen Freiligrath zur allein seligmachenden Politik bekehrte, dem mag es denn wohl auch schwer angekommen sein, jetzt Denjenigen zu feiern, in dem er, der strenge und gerechte Freiheitsmann, bis an sein Lebensende nur den Abtrünnigen, den Hofmann sah, während er immer nur der Hoffmann bleiben wollte. Dennoch hat er's gethan; allerdings nicht spontan, und erst auf den ausdrücklichen Wunsch der Fürstin beim zweiten Begegnen auf der Altenburg, nachdem er beim ersten, ganz gegen seine Gewohnheit und wohl auch zum Erstaunen aller Anwesenden, stumm geblieben. „So kitzlich mir die Aufgabe gewesen war,“ schreibt der alte unpolitische Politicus in seinen Memoiren [2]), „so hatte ich es doch für angemessen gehalten, selbst als Gast der Fürstin einen anderen ihrer Gäste gewissermaßen in ihrem Auftrage zu beehren,“ und alsdann legt er los:

Ein Dichter zog dereinst von Haus
Und rief die Stunden als Nachtwächter aus,
Doch lassen die Herren sich ungern sagen,
Wie viel es eben hat geschlagen.
Mißliebig ward gar bald daheim
Der kecke Dichter durch seinen Reim.
— — — — — —
Da hat er sich mit den Klugen bedacht
Und sich gar bald von hinnen gemacht.
In Deutschland ließ er den Nachtwächterspieß
Und ward ein Gentleman in Paris.
Mit gutem „Wanderbuch“ in der Hand
So kehrt' er heim in das Vaterland.
War einst er gewesen kosmopolitisch
Und seine Lage etwas kritisch,
So saß er nun fest in hoher Gunst

[1]) Dingelstedt, Werke, Bd. V, S. 357.
[2]) Mein Leben a. a. O., S. 238.

Und lebte sicher seiner Kunst,
Und dichtete fröhlich und hochachtbar
Als „friedlicher" Hofrath und Bibliothekar.
Das Trachten und Dichten ward ihm nicht schwer,
Er war berühmter als „Jusqu'à la mer".
Er konnte dichten „die Nacht und den Morgen"
Und brauchte für keine Zukunft zu sorgen ꝛc. ꝛc.

Man sieht, der aus Fallersleben war diesmal etwas — nicht viel — höflicher, als Anno 1842 zu Stuttgart; denn die Spitzen drangen überall durch, was wir dem Wackeren nicht übel nehmen. Allein die Fürstin war auch damit noch nicht zufrieden; sie verlangte für das nächste gastliche Beisammensein ein dichterisches Turnier, in welchem die Beiden sich gegenseitig besingen sollten. Und so geschah es an einem Tag im Februar 1858. Hoffmann von Fallersleben beklagt sich[1]), daß, trotzdem er eine Abschrift seines Trinkspruchs gegeben, diejenige Dingelstedt's ihm „diplomatisch" vorenthalten worden sei. Nun, hier ist sie, aus seinem Nachlaß, auf einen großen Bogen groben Papiers mit Bleifeder flüchtig hingeworfen; aber das Papier ist das einzig Grobe daran. Sonst, auch im Bänkelsängerton, noch so fein, wie nur Dingelstedt dergleichen zu formen wußte, geistreich, scherzend, mit den Worten und Reimen witzig spielend und den Gegner durch Liebenswürdigkeiten überwindend.

Kosmopolitisch, Unpolitisch[2]),
Begegnen sich zuweilen kritisch:
Allein in dieser Mittagsstunde,
An gastlich heit'rer Tafelrunde
Erscheinen sie im schönsten Bunde.
Fürwahr, ein seltenes Exempel
Im vaterländ'schen Musentempel,
Daß sich zwei deutsche Hofpoeten
Lobpreisend gegenübertreten,
Statt in den Haaren sich zu liegen,
Auf Tod und Leben zu bekriegen.

Doch da es anders sein nicht kann,
So heb' ich denn mein Sprüchlein an,
Um meines Nebenbuhlers Ehren
Auf fürstlichen Befehl zu mehren.

Herr Hoffmann, August Heinrich, ist,
Wie ihr aus Brockhaus Alle wißt,
Auf zweier Säclen Wasserscheide
Und in der Lüneburger Haide
Geboren; beides, Ort und Zeit,
Voll typischer Bedeutsamkeit.
Sogar der Tag was sagen will,
Es war der zweite im April[3]).

---

[1]) Mein Leben a. a. O., S. 240.

[2]) Bezieht sich auf Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" und Hoffmann von Fallersleben's ungefähr um dieselbe Zeit und in demselben Verlage erschienenen „Unpolitischen Lieder", die dem Dichter die Professur in Breslau kosteten.

[3]) August Heinrich Hoffmann, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben, in der hannoverschen Landdrostei Lüneburg.

Daß er ein echter Haidschnuck' ist,
Erkennt deswegen jeder Christ,
Weil er, vom Schweif bis zu den Ohren,
Zeitlebens oft genug geschoren.
Doch zählt er auch mit Fug und Recht
Zum Haidelerchen-Sanggeschlecht,
Daneben heißt die Polizei
Zuvogel ihn und vogelfrei.
Doch sintemal und alldieweil
Es aller Welt zu Ruhm und Heil
Gar viele gibt gleichnam'ger Pflanzen,
Hofamt, Hofleute und Hofschranzen,
Ward unser Hoffmann, wie bekannt,
Nach seiner Wieg' apart benannt;
Sie hat den Namen ihm gegeben,
Den sinnig-schweren: Fall ins Leben.

Wie er im Leben stieg und fiel,
Der ups and downs bewegtes Spiel,
Desgleichen was der brave Mann
Gelitten oder auch gethan,
Bald mit der leichten Gänsefeder,
Und bald im hochgelahrten Leder,
In Kneipen und auf dem Katheder,
Das sag' ich nicht, es weiß es Jeder.
Halb troubadourlich, halb rhapsodisch,
Altdeutsch zum Theil, zum Theil neumodisch,
Französisch, vlämisch, englisch, irisch,
Kindlich und auch diavo-lyrisch,
Erscheint uns seine reiche Muse
In Kinderschuhen, in der Blouse,
Als Iris bald, bald als Meduse,
Und schöpft nicht bloß aus eig'nem Busen,
Nein, auch aus Lichtenhain-Arethusen[1]);
Wer weiß, was sie noch Alles bringt,
Eh' sie die Fürstengruft umschlingt.
Deshalb ward Weimar ihm beschieden,
Nach frühem Kampf ein später Frieden,
Auf wilden Sturm ein sanfter Hafen,
Zum Schaffen gut, besser zum Schlafen,
Und fing er an torquatisch-tassisch,
Hier hört er auf; das nennt man classisch.
Daß Jeglicher von uns indeß
Auf seinen Läuterungsproceß
Das volle Glas glückwünschend hebe:
Althoffmann in Neuweimar lebe!

Ihr meint, das Sprüchlein sei herum?
Ihr irrt, wie jedes Publicum!
Vom Hofmann geht die Antistrophe,
Wie sich's gebührt, über zum Hofe,
Neuweimars Hof der Kunst und Minne
Erhebt sie mit bewegtem Sinne.

[1]) Lichtenhain, das durch seine Bierbrauerei bekannte Dorf bei Jena.

Ihn hat mit seiner Orpheus-Laut'
Ein Meister des Gesangs erbaut,
Der nicht bloß Steine weiß zu rühren,
Nein, der selbst Weimar kann verführen;
Er läßt's Quadrillen oder Stanzen
Nach seiner Zukunftspfeife tanzen.
Lang' daure noch der frohe Tanz,
Hoch lebe unser Meister Franz!

Zuletzt erscheint das Allerbeste:
Eine alte Burg und unf're Feste!
Die Burgfrau schaltet, waltet drin,
Mit Fürsten- und mit Frauensinn,
Und Burgfräulein steht ihr zur Seit'
Mit jüngferlicher Zierlichkeit.
So bring' ich's zu, so bring' ich's aus,
Heil diesem gastlich edlen Haus;
Was Hamlet auch dagegen sagt,
Die Fressel[1]-Concurrenz verklagt,
Wir wollen doch sie hoch erheben:
Neuweimars feste Burg soll leben!

Das Wort „Neu-Weimar" hatte noch außer der ersten, an die man zunächst denkt, eine zweite Bedeutung: es ward mit ihm ein Verein bezeichnet, welcher, unter Liszt's Auspicien im November 1854 gestiftet, sich allwöchentlich einmal am Montag Abend, zuerst im Hôtel de Russie, dann in einem Zimmer des Stadthauses versammelte. Er umfaßte die Celebritäten des damaligen Weimars, Maler, Schriftsteller, Schauspieler, zumeist aber Musiker. Denn Weimar zu Liszt's Zeit war vor Allem Musikstadt, und diesen Charakter hatte auch der Verein. Ehrenmitglieder desselben waren Hector Berlioz in Paris, Hans von Bülow, damals in Berlin, Joseph Joachim, damals in Hannover, und Richard Wagner. Das Siegel des Vereins zeigten die drei schrägliegenden, in einander verschlungenen Buchstaben „NWV", darunter, wie in einem Rahmen, Weimar mit seinen drei Thürmen[2]). Zum Präsidenten war Liszt gewählt worden, zum Vicepräsidenten Hoffmann von Fallersleben, nach dessen Vorschlag der Verein auch den Namen empfing:

Altes gibt es genug, wir hoffen was Neues von Weimar,
Darum haben wir Neu-Weimar-Verein uns genannt.

Indessen ist Weimar längst zu seinen alten Traditionen zurückgekehrt. Neu-Weimar war eine Schöpfung Liszt's und mit ihm, der seine Seele war, ist es versunken. Trotzdem hat sich auch in der Musikgeschichte mit unauslöschlichen Lettern der Name Weimars eingeschrieben als der Stadt, von welcher aus, vornehmlich durch die gewaltige Energie dieses Einzigen, der neueren Richtung die Bahn gebrochen ward. Denn nicht nur für Richard Wagner's Opern allein ward die Weimarer Bühne die Versuchsstätte: manch Anderer der bisher „Unverstandenen" folgte, wenngleich mit weniger Glück. Weimar ward das Mekka, zu

[1]) Fressel hieß der Wirth des „Hôtel de Russie".
[2]) Mein Leben a. a. O., Bd. VI, S. 128.

welchem die Gläubigen pilgerten; und wem vergönnt war, einer solchen großen Gelegenheit beizuwohnen, wie mir in der Februarwoche des Jahres 1856, wo Hector Berlioz dort als Gast verweilte und sein „Benvenuto Cellini" zur Aufführung kam, der wird, auch wenn er nicht zu den Adepten gehört, wohl begreifen, daß man sich alsdann in eine erhöhte Stimmung und gleichsam in einen leichten Rausch versetzt fühlen konnte. Wenn Liszt am Dirigentenpulte stand, war es unmöglich kalt zu bleiben. Seine Begeisterung, seine Hingebung waren zu echt, als daß sie sich dem Empfänglichen nicht hätten mittheilen sollen; und wenn er Abends, nach den Proben, in das lange, niedrige Parterrezimmer des „Erbprinzen" trat, umgeben von der Schar seiner Jünger, die Kleinsten noch mit dem Hemdskragen über dem Rock und alle mit den langen Haaren des Meisters, dann ward man, mehr als von dem seltsam Ungewohnten dieser Scene, von dem Nahen geistiger Hoheit ergriffen — ergriffen, aber keineswegs zurückgeschreckt. Denn die Seelengüte sprach aus Liszt's Augen, und er hatte für jeden einen freundlichen Händedruck, ein herzliches Wort.

Diese Signatur trug auch der Neu-Weimar-Verein, der auf seiner Höhe stand, als Franz Dingelstedt zum ersten Male darin erschien. „In seiner bayrischen Joppe, den Münchener Bierkrug vor sich auf dem Eichentisch, saß er gemüthlich da und erzählte eine Geschichte, die sehr drollig sein mußte, denn seine Zuhörer unterbrachen ihn fortwährend durch schallendes Lachen." Der Schauspieler Heinrich Grans, der in dem genialen, ungezwungen sich gebenden, mit erhobenem Glas ihm sein „Prosit!" zurufenden Manne den gestrengen Chef vom Vormittage kaum wiedererkannte, berichtet diesen und manch' anderen hübschen Zug in dem Büchlein, welches er den Erinnerungen an das neue Regime gewidmet hat[1]). Denn allerdings bereitete sich jetzt eine Wandlung vor: dem „Weimar unter Liszt" folgte nunmehr ein „Weimar unter Dingelstedt".

Man hat sich darin gefallen, von einem Zerwürfniß dieser Beiden zu sprechen; ja man ist so weit gegangen, zu sagen, daß Franz Dingelstedt seinen großen Nebenbuhler Franz Liszt aus Weimar verdrängt habe. Wir sind, an der Hand des Nachlasses und auf Grund zuverlässiger Information in der glücklichen Lage, gleich so mancher anderen auch diese Gehässigkeit zurückzuweisen, mit der man den Charakter Dingelstedt's behaftet hat.

Wahr ist, daß kaum zwei Jahre nach des Letzteren Eintritt in Weimar, Ende 1859, Liszt seinen Abschied nahm, nicht lange darauf Weimar verließ und in amtlicher Eigenschaft nicht wiederkehrte; zugegeben mag werden, und Spuren in der mir vorliegenden Correspondenz deuten darauf, daß das Verhältniß — Liszt nicht coordinirt, sondern als Hofcapellmeister Dingelstedt dienstlich subordinirt — auf die Dauer sich als unmöglich erwies. Damit aber auch ist Alles erschöpft, was über diesen viel, und niemals zu Gunsten Dingelstedt's commentirten Zwischenfall beigebracht werden kann.

Liszt war verstimmt. Die kühle, ja spöttisch ablehnende Aufnahme, welche „Der Barbier von Bagdad", eine Oper seines genialen, lang vor ihm (1872) verstorbenen Lieblingsschülers Peter Cornelius fand, hatte ihn persönlich gekränkt

[1]) Fünfzehn Jahre in Weimar. Erlebtes und Erlittenes von Heinrich Grans. Leipzig, O. Spamer. 1889. S. 50.

und ihm, für eine geraume Zeit wenigstens, den Aufenthalt in Weimar verleidet. Dem Drange folgend, der sich in seiner frühen Jugend schon bemerklich gemacht, ging er nach Rom, um die Weihen zu nehmen und fortan, als Abbé, nur noch in dem geistlichen Gewande der Franziskaner zu erscheinen. Die intimen Beziehungen zu Dingelstedt sind dadurch keinen Augenblick gestört worden. Die freundschaftlichen Billets, noch aus dem Jahre 1861, die zu veröffentlichen ich nicht befugt bin, aber eingesehen habe, bezeugen es. Auch in Wien war Liszt ein häufiger Gast des Dingelstedt'schen Hauses; Dingelstedt's letzte poetische Arbeit war ein für Liszt bestimmter Oratorientext und noch wenige Tage vor dem Scheiden des alten Freundes besuchte er diesen und weilte lange an dem Lager des Sterbenden. Das Einzige, was Liszt nicht vergessen konnte, war, daß einmal, bei Gelegenheit eines Concertes, als er Frau Jenny Dingelstedt accompagnirte, diese, durch den Zauber ihrer Jugend und Stimme, den Sieg über ihn davontrug. „C'était elle, qui enlevait le suffrage universel," sagte er, mit der ihm eigenen Anmuth des Scherzes, viele Jahre nachdem die Gefeierte längst schon für immer verstummt war.

Daß Dingelstedt übrigens die vom Freunde angetretene Erbschaft, wenn wir es so nennen wollen, ganz in dessen Sinne weitergeführt hat, geht aus der nachfolgenden Dichtung zu einem Feste hervor, welchem die Großherzoglichen Herrschaften beiwohnten:

Festgruß

bei der Künstler-Sommerfeier
30. Juni 1862.

Ist unter diesen grünen Bäumen
Der Traum der Mittesommernacht,
Der schönste von den Dichterträumen,
Zu holder Wahrheit aufgewacht?
Sind's Elfen, die dort in den Fichten
Für Oberon und Titania
Geschickt die Lagerstatt errichten?
Freund Zettel, bist auch du wohl da?

Nicht doch, wir sind nicht Feen noch Elfen,
Vereinte Künstler sind wir bloß,
Die sich zu einem Fest verhelfen, —
Das Fleisch ist schwach, der Wille groß!
Musikanten, Maler und Poeten
Und Mimen wagen hier den Streich,
Zusammen- und vor Euch zu treten,
Ein kleines Bild vom Deutschen Reich.

Doch liegt ein ernster Zweck zum Grunde
Dem heit'ren, dem gewagten Spiel;
Des Sommerfestes lust'ge Stunde
Hat auch ein hohes, hehres Ziel:
Wir möchten heut' im bunten Kreise,
Gleichwie in einem Elfenring,
Ein Fest begehn, das, andrer Weise,
Unlängst das ganze Land beging[1]).

[1]) Es ist der Geburtstag Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs.

Johannistag uns doppelt theuer
Als Wiegenfest des theuren Herrn,
Dir lodern unſ're Opferfeuer,
Wir grüßen huldigend deinen Stern.
Es iſt nicht bloß ein wunderbares
Begegniß der Kalenderwelt;
Bedeutſam auf die Höh' des Jahres,
Inmitten biſt du hingeſtellt.

Denn einen Mann haſt du geboren,
Mittſommertag, ſo warm wie klar,
Der zum Vermitteln auserkoren
Und der erwünſcht zum Herrſchen war.
Er ſtrebt, das Höchſte zu ergreifen
Und weiß mit überlegter Zucht
Die Frühlingsblüthen ſtill zu reifen,
Zu zeitigen in ſich're Frucht.

Und was Ihm unſer Herz gewonnen:
Er liebt, er übt die ſchöne Kunſt;
Sie darf an ſeiner Gunſt ſich ſonnen,
Die mehr iſt als ein blauer Dunſt.
Er lernte früh und tief verſtehen,
Was Seine Ahnen ſchon gewußt:
Der Fürſt ſoll mit dem Künſtler gehen
Und menſchlich fühlen ſeine Bruſt!

O Weimar, glückliche Oaſe,
Vom Ruhm der Vorzeit ſanft erhellt,
Wo fern dem Staub, dem Streit der Straße,
Die Kunſt erbaut ihr Pilgerzelt!
Da ſchafft ſie, freilich abgeſchieden,
Doch auch gerettet vor der Welt,
Sich ihre eig'ne Welt, in Frieden
Und Eintracht Einem Werk geſellt.

Und zu dem jetz'gen Stiftungsfeſte,
Zu ihres Schirmherrn Preis und Ehr',
Wie thäte Kunſt ſo gern das Beſte,
Wär' nur das Gute nicht ſo ſchwer.
Schon iſt ſie, ach! zu ſpät gekommen, —[1])
Die Kunſt kommt überall zu ſpät;
Auch wo ſie gnädig aufgenommen,
Scheut ſie die ird'ſche Majeſtät.

Doch nahet Euch nur unbefangen,
Bringt Eurer Gaben erſte dar;
Er wird voll Nachſicht ſie empfangen,
Er, der Euch Selbſt ein Geber war.
Er weiß, nur Keime könnt Ihr ſchenken,
Sein Schaffen iſt, wie Eures, jung,
Allein geweiht vom Angedenken,
Vom Dufte der Erinnerung.

[1]) Der Geburtstag iſt am 24. Juni, das Feſt fand am 30. Juni ſtatt.

Tritt du heran im Epheukranze,
Voran den Schwestern, — Poesie — ! —
Wohl strahlst du von vergangnem Glanze,
Den eine große Zeit dir lieh,
Doch aus Ruinen sproßt das Leben,
Gleich deinen Ranken, voll und grün:
Es will nicht bloß um Gräber weben,
Selbständig will's, lebendig blüh'n!

Nun sei, Musik, dein Laub der Eiche
Zu Seinen Füßen hingelegt,
Ein Sinnbild, daß in Seinem Reiche
Er deutsche Tonkunst treu gepflegt;
Der neuste ihrer großen Meister
Fand hier zuerst ein Vaterland,
Beschirmt durch ihm verwandte Geister
Und eine offne Gönnerhand!

Die letzte, liebste wohl von allen,
Erscheine du, — o Malerei! —
An dir hat Er ein Wohlgefallen,
Dich rief Er; darum nahe frei!
Dem Land der Lorbeern und Citronen
Entstammt das Kränzlein, das dich schmückt;
Thu's ab und gieb's zu Seinen Kronen,
Wenn's deine junge Stirn noch drückt.

Ihr aber, die Ihr uns'rem Feste
Zuschauer und Genossen seid, —
Landsleute, Freunde, Fremde, Gäste, —
Thut uns'rem Feiergruß Bescheid:
Wir rufen, Alle mit einander,
Ein Hoch, ein dreimal donnernd Hoch
Dem Freund der Kunst, Carl Alexander,
Und Seines Volks, dem Großherzog!

Nicht minder beredt war die Huldigung, die er, gelegentlich der zehnjährigen Stiftungsfeier des Neu-Weimar-Vereins, dem nunmehr schon abwesenden Freunde darbrachte, wenn aus derselben gleichzeitig auch herausklingt, daß, nicht nur in dem Verein, sondern in Weimar selbst der Schwerpunkt der Interessen sich einigermaßen verschoben habe:

Neu-Weimars Gruß.

Dienstag 3. November 1863.

Erloschen ist das festliche Gepränge,
Woran schier allzureich der Sommer war,
Verrauscht der Sturm der Jubiläumsklänge,
Der Lärm der Schützen- und der Turnerschar;
Das Leben lenkt in die gewohnten Gänge
Und Gleise ein, zum Ende neigt das Jahr;
So müssen denn auch wir nun wohl beginnen,
Behaglich winterlich uns einzuspinnen.

In solchen Tagen, wo wir aus dem Freien
Ans erste Feuer unf'res Herdes fliehn,
Wo keine and'ren Blumen mehr gedeihen
Als auf dem neuen Teppich am Kamin,
Da würde man, so dachten wir, verzeihen,
Wenn unverhofft ein fliegend Blatt erschien,
Das Euch, als allseits hochverehrte Gäste,
Vereinte zu Neu-Weimars Stiftungsfeste.

Neu-Weimar — hören wir verwundert fragen —
Wo liegt der Ort? Wer hat ihn so genannt?
Von kalten Bad- und Kaffee-Nachmittagen
Ist Ober-Weimar zwar uns wohl bekannt;
Neu-Weimar aber? Kann uns Jemand sagen,
Auf welcher Karte Voigt's der Name stand? —
Wir wollen Antwort drauf in ein'gen Zeilen,
Die wenigstens nicht ungereimt, ertheilen.

Ein in der Tonkunst hochgerühmter Meister
Versammelte um seine Tafelrund'
Ihm wahlverwandte und ergeb'ne Geister
Zu einem künstlerisch-gesell'gen Bund.
Ihr wißt schon, wer es war. Franz Liszt — so heißt er,
Aus dessen Haupt Neu-Weimar einst entstund,
Und nur zu rasch ist ein Jahrzehnt verflossen,
Seit fröhlich, was er sä'te, aufgeschossen.

Es klang ein heit'rer Ton in jenem Kreise,
Der warm vom Herzen kam, zu Herzen ging,
Der manchen wack'ren Fremdling auf der Reise,
Manch' edlen Namen gastlich hier empfing.
Man labte sich an höchst frugaler Speise,
Man lachte, spielte, sang, war guter Ding'
Und oft erschien zum allgemeinen Wohle —
Erröthend muß ich's eingestehn — die Bowle.

Allein es fehlte auch ein ernstes Streben
Dem Scherze nicht, der Sinn nicht dem Humor.
Zu unf'rem wahren Zweck uns zu erheben,
Stand dieser Grundsatz an Neu-Weimars Thor:
Nur der, der selbst zu schaffen und zu geben
Vermag, der trete ein in diesen Chor;
Denn wer es waget Künstler sich zu nennen,
Der muß — es sagt's der Name schon — was können!

In solchem Zeichen war es dir gelungen,
Mein ferner Freund, daß du in Eins gefaßt,
Was, aus verschied'nen Richtungen entsprungen,
Wohl schwer und selten ineinander paßt:
Von deiner zauberkräft'gen Hand verschlungen
War Dichtkunst, Malerkunst und Tonkunst fast
Aus alter Dissonanz gebunden worden
Zu eines Dreiklangs stolzen Dur-Akkorden.

Der heim'schen Meister Dioskurensterne
Genelli, Preller strahlten dem Verein;
Ein Wagner kam, ein Berlioz aus der Ferne,
Ein Rietschel liebt' es, Ehrengast zu sein;
Der Bühne Wandervölklein kehrte gerne,
Wie Dawison, im Stadthaus-Stübchen ein.
Von Dichtern traten die gewalt'gen Zweie,
Karl Gutzkow, Friedrich Hebbel in die Reihe.

Das war Neu-Weimar — ist es noch und wieder
Und bleibt's, so lang' der feste Stamm besteht.
Fiel auch im Lauf der Zeit manch' Blatt hernieder,
Von winterlichen Hauchen abgeweht —
Noch dauern, Liszt, des Künstlerbundes Glieder,
Der Musiker, der Maler, der Poet —
Noch tragen sie nach vorwärts und nach oben
Neu-Weimars, dein und ihr Panier erhoben.

Treu der Devise, bringen sie auch heute,
Zu deinem Fest und ihrem Stiftungstag,
Als Opfer dar nicht fremder Gärten Beute,
Nein, ihres Felds bescheidenen Ertrag,
Anstatt der Classiker moderne Leute,
Für Schriftgelehrte nur profanen Schlag.
Das legen sie mit allerschönsten Grüßen
Dem hochverehrten Publicum zu Füßen.

Nicht wahr, Ihr nehmt in Güte solche Gaben,
Den Strauß, der frisch ist, wenn auch einfach klein?
Vermag sein Duft ein Stündchen Euch zu laben,
So soll die Müh' uns reich vergolten sein,
Und wenn wir Beifall gar zu hoffen haben,
So stimmt ermuth'gend in den Ruf mit ein,
Den ich aus frohbewegter Brust erhebe,
Den Ruf: Franz Liszt und sein Neu-Weimar lebe!!

An Stelle der Musik und Oper traten wieder die Literatur, und mehr noch das Theater in den Vordergrund.

Die große That Dingelstedt's war die Darstellung der von ihm eingerichteten Königsdramen Shakespeare's, mit welcher, im April 1864, die Stiftung und erste Versammlung der Shakespeare-Gesellschaft festlich begangen wurde. Schon in München hatte Dingelstedt's ernstliche Beschäftigung mit Shakespeare begonnen, deren Frucht in den „Studien und Copien nach Shakespeare" (Wien, 1858) vorliegt. Dort war bereits die Bearbeitung des „Sturms" entstanden; aber erst in Weimar, 1860, folgte die des „Wintermärchens" und, als gewaltiges Schlußstück, die von „Shakespeare's Historien", deren erste Ausgabe 1867 (Berlin, bei Reimer) erschien und die dann, zusammen mit den beiden anderen, in die Schlußbände der „Sämmtlichen Werke" aufgenommen worden sind[1]). Und wohl war Dingelstedt berechtigt es zu thun. Denn wer diese vielleicht

[1]) Band X—XII.

etwas allzu gewichtigen Bände in die Hand nimmt, der wird sehen, welch' eine Summe von eigener Arbeit allein in den Einleitungen, Anmerkungen, Erläuterungen und Nachschriften enthalten ist.

Man hätte glauben dürfen, daß in solcher Stellung, bei solcher Arbeit und solchen Erfolgen sich Dingelstedt sehr wohl hätte fühlen müssen in der kleinen, stillen Stadt, die für alles Das dennoch Raum gewährte, und an einem Hofe, der ihn schätzte; man hat ihm deshalb den Vorwurf der Undankbarkeit gemacht und anscheinend mit Recht übel genommen, daß er, in dem von uns bereits mitgetheilten Brief, an Oetker gesagt: er gehe nach Weimar nur wie in einen „Unterschlupf" — eine Aeußerung, die, von Jenem in seinen „Lebenserinnerungen" harmlos mitgetheilt, in die Oeffentlichkeit gedrungen ist und dort in der That, aus dem Zusammenhang gerissen, schroffer klingt, als sie gemeint sein mag. Zu natürlich, um nicht aufrichtig zu sein, war sein Gefühl für Weimar, von dessen „engem, aber stillem und heiligem Zauberkreise" noch viele Jahre, nachdem er es verlassen, er mit Rührung spricht[1]), so wie er Thüringen „in Wahrheit Deutschlands goldene Aue" nennt. Freilich war der Eindruck, als er in seiner stürmischen Jugend, Weimar zum ersten Mal erblickt, ein anderer gewesen:

Mich lüstet's nicht, in jener Stadt zu wohnen,
Sie mahnt mich selber wie ein Sarkophag[2]).

Aber das war lange vor Karl Alexander's, vor Liszt's, vor seiner Zeit; und hatte nicht er selber dazu beigetragen, daß dem „Sarkophag" ein neues, frisches Leben entstiegen?

Indessen Mißhelligkeiten blieben nicht aus, die Geschäfte mehrten sich; Weimar wurde der Vorort der Deutschen Schillerstiftung, in deren Jahresversammlungen Dingelstedt den Vorsitz führte. Karl Gutzkow hatte, auf Veranlassung Dingelstedt's, die Stelle eines Generalsecretärs erhalten und war als solcher nach Weimar übergesiedelt. Und so mußte sich's abermals ereignen, daß Einer, zu dem Dingelstedt ehedem im Leben aufgeschaut, nunmehr im Amte ihm untergeben war; und Gutzkow war keine offene, generöse Natur, wie Liszt. Er war mißtrauisch und konnte nicht verzeihen. Er lehnte sich gegen Dingelstedt auf. Von den Shakespearefesten des Jahres 1864 hielt er sich demonstrativ fern. Er schuldigte Denjenigen des unerträglichen Hochmuths an, der einst, in den Frankfurter Tagen bescheiden vor ihm gestanden, wie der Novize vor dem Hohenpriester, der ihm den Segen ertheilen solle. In seinen späteren Jahren ist Gutzkow von der Wahnvorstellung des Verfolgten kaum je ganz frei gewesen und hier in Weimar, wo er sogar in den Todten, in Goethe und Schiller, seine persönlichen Feinde sah, ward Dingelstedt die fixe Idee, die ihn quälte. Er redete sich in eine Bitterkeit hinein, die keine Grenzen kannte und ihn endlich am 15. Januar 1865 zu jener unseligen That trieb, deren Kunde damals Deutschland erschütterte. Manch' herbes, ungerechtes Wort ist bei diesem Anlaß auch gegen Dingelstedt gesprochen worden. Aber nie hat dieser es ihm nachgetragen; niemals aufgehört, in Gutzkow das geistige Oberhaupt zu verehren, welches einst

[1]) Eine Faust-Trilogie, dramaturgische Studie. Berlin, Gebrüder Paetel. 1876. S. 95. (Zuerst in der „Deutschen Rundschau", Mai bis Juli desselben Jahres.)

[2]) Wanderbuch. 1839. Bd. I, S. 277. (Osternacht in Weimar.)

die junge Generation, die der dreißiger Jahre zum Kampfe geführt — die Vorhut und Avantgarde, die den Siegern von 66 und 70, plänkelnd im Morgengrauen, voraufging. In Weimar, und später, als Burgtheaterdirector hat Dingelstedt die Stücke Gutzkow's immer mit besonderer Liebe gegeben und anknüpfend an eine Besprechung des „Zauberers von Rom", ihm ein literarisches Denkmal[1]) errichtet, bis jetzt das einzige fast, das diesen Namen verdient.

Daß das Verhältniß auch ihn genirte, so lange es, auf die kleine Stadt beschränkt, aus unmittelbarer Nähe wirkte, begreift sich. Aber mit der souveränen Gelassenheit oder Herablassung des Cavaliers, der er nun einmal ist, geht er darüber hinweg, wenn es in seinem Innern auch, gleichzeitig bewegt durch Vorgänge im eignen Haus, nachdenklicher, wehmüthiger aussieht, als er nach Außen zeigen mag.

Sein alter Freund Vogel hatte sich, in Sachen der Schillerstiftung, an ihn gewandt. Hierauf erwidert Dingelstedt:

Wie gerne würde ich, Deinem Wunsche, alter Freund, gemäß, für die Wittwe unseres armen S. aus der Schiller-Stiftung etwas thun! Aber ich kann nicht. Dresden hält seit Anfang dieses Jahres seine Beiträge zurück; was die anderen Zweigstiftungen schicken, reicht knapp hin, um bereits übernommenen Verpflichtungen zu genügen. Nächsten Monat ist Generalversammlung hier, voraussichtlich auch Neuwahl. Der Vorort wird von Weimar wegkommen (wofür ich dem Himmel durch ein 8tägiges Speis- und Trankopfer an Sekt meinen Dank darbringen werde!) Im Juli beginnt „die neue Ära", die dann auch Deinem Fürwort gerecht werden wird.

Dank für Deine Theilnahme am Glück meiner Tochter[2]). Sie macht nicht blos eine „gute Partie", sondern auch eine beiderseitige Neigungs-Heurath. In 14 Tagen schon ist Hochzeit, dann geht das junge Paar nach Paris und im Herbst über Pyrenäen-Bäder, Schweiz, Tirol in's neue Nestlein, nach Gratz. Für mich ist's ein harter Verlust: drei Kinder in Einem Jahre, Wilhelm in die Neustädter-Akademie, Franz nach Heidelberg, — wo Du ihn einmal besuchen könntest — und nun Gabriele, meine treue Reisegefährtin, so weit weg! Es wird Ernst mit dem Alt-werden; immer stiller und einsamer der Lebensweg, die Schatten länger . . . .

Addio, ehe ich in Deinen empfindsamen Singvogelton verfalle.

Grus Deinem Haus vom meinen! Treulichst Dein

Weimar, 5./5. 64. F. D.

In denselben Zusammenhang gehören die beiden folgenden, gleichfalls an Vogel gerichteten Schreiben, das erste, nachdem Gutzkow seine Demission als Generalsecretär der Schillerstiftung gegeben, das andere vierzehn Tage nach dessen Selbstmordversuch in Friedberg:

Danke, lieber Alter, für Deinen guten Rath und treuen Willen. Ihn zur That zu machen, brauchst Du nur meinen Artikel in Nr. 286 der Augsb. Allg. Zeitung in Dein Deutsch zu übersetzen und nach Deinen Andeutungen zu verwenden. Im Übrigen ist die Zeit längst vorbei, wo der Knabe Karl und seines Gleichen mir fürchterlich gewesen. Die General-Versammlung wird in Thatsachen auf theils alberne theils intriguante Lügen antworten. Tausend Grüße und Wünsche von Haus zu Haus Dein

14./10. 64. F. D.

Weimar, 31./1. 65.

Beifolgend das Telegramm, welches ich am 15. d. M. erhielt. Natürlich konnte ich aus der Unterschrift auf Dich, mein Alter, nicht schließen; also noch natürlicher Dir nicht danken. Es geschieht hiemit nachträglich, und da ich Dir nicht wohl zehn Sgr. Kostenersatz in die freundliche

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. V, S. 297 ff.

[2]) Gabriele, vermählte Frau Preschern von Heldenfeldt.

Rechte drücken kann, sende ich Dir dafür meine lebensgroße Photographie, die im Ladenpreis genau so viel kostet. Wenn Du die Nachtlampe drüber gießest, hast Du das gewünschte Ölbild.

Daß Du vorgestern (zum fünften Mal) Deinen 53ten Geburtstag gefeiert hast, freut mich unbändig. „Forsitan hocce dii“ etc. Ich werde mich bemühen, auch mit jedem Jahr jünger zu werden und Dich nächsten Sommer zu meinem 40ten Wiegenfest einladen.

Gutzkow thut mir leid, obwohl er nur hat, was er verdient. An seinem Fall sieht man einmal wieder recht die Erbärmlichkeit deutschen Literatenthums, das von blassem Neid zu noch bläßerem Mitleid, ohne jede Einsicht und Haltung, übergeht. Als ich gerade heute vor 8 Jahren in München Knall und Fall weggejagt wurde, nach sechsjährigen, musterhaften Diensten und tüchtigster Pflichterfüllung, hatte ich die ganze Presse vom Kladderadatsch und Brennglas an bis auf die ultramontanen Blätter Bayerns auf den Fersen und mußte durch Injurien-Klagen auf meine Kosten meine Ehre decken, ich — allein gegen Alle. Wer eben einfach, mannhaft, fest seine Schuldigkeit thut, seines Wegs geht: der ist und bleibt allein, indeß, wenn Einer Zeitlebens agitirt, manoeuvrirt, intriguirt, allarmirt, lamentirt u. s. w., der süße Pöbel ihm nachläuft. Mag er. Ich scheide gern von dem ganzen Pack, das *mich* braucht (und misbraucht), nicht aber umgekehrt.

Grüße Deine Frau herzlichst. Die meinige ist mit der Ältesten zum Carneval in Wien. Ich halte hier Haus und aus, so lang' es eben gehn mag.

Treulichst Dein

alter Jugendfreund
F. D.

Schon aus sehr frühen Aeußerungen Dingelstedt's geht hervor, daß er für Berlin immer ein gemischtes Gefühl, etwa wie eine unglückliche oder unerwiderte Liebe gehegt habe. Berlin war damals, in den dreißiger und vierziger Jahren, weder an Umfang, Häuser- und Bewohnerzahl, noch an allgemeiner Bedeutung den übrigen großen Städten Deutschlands sehr überlegen. Unter Friedrich Wilhelm's III. väterlichem Regimente hielt man sich hübsch in seinen vier Pfählen, that Niemandem wohl und Niemandem weh, wogegen Friedrich Wilhelm's IV. geniale, weiter ausgreifende Pläne mit der Enttäuschung Aller endeten. Der Gegensatz zwischen Süd- und Norddeutschland sprach sich am schroffsten aus in dem Urtheil über Berlin. Was auf dem Grunde dieses inneren Widerstrebens lag, war mehr, oder etwas Anderes noch, als Abneigung: es war Mißtrauen, es war Furcht. Der Aar, der unter dem alten Fritz seine Krallen gezeigt, war er wirklich todt? Wenn er vielleicht nur schlummerte? Wieder aufwachte? . . . Darin lag ein großes Zugeständniß — der Unsicherheit, des Unbehagens für die Vielen, und für die Wenigen das mehr oder minder deutliche Bewußtsein, daß dennoch und trotz der gegenwärtigen Lethargie Preußen der Staat und Berlin die Stadt der Zukunft sei. Zu diesen, vermöge seines feinen politischen Instinctes, gehörte Dingelstedt.

Seine Beziehungen zu Berlin begannen, als er noch nicht dreiundzwanzig zählte, zu Ricklingen: Gedichte von ihm waren in Chamisso's „Musenalmanach“ für 1836 erschienen, und das war in jener glücklichen Zeit, wo es noch einen literarischen Areopag in Deutschland gab, für den jungen Poeten so gut wie ein Diplom. Dingelstedt's erster Besuch in Berlin, als er einige Jahre später zuerst hierher kam, war ein Act der Pietät: eine Wallfahrt zu Chamisso's Grab, das er in Terzinen besungen, rein und vollendet, marmorn und doch von seelischer Wärme durchdrungen, nicht unwürdig derer des Meisters selber in „Salas y

Gomez“ [1]). Der Eindruck, den Berlin und preußisches Wesen auf ihn gemacht, war nicht erbaulich, „mit Behagen“ weist er der „eitlen, kalten, falschen“ Stadt den Rücken, und zwar „auf Ewig“, wenn man nämlich dem Ghasel (Nr. VI.) in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters“ Glauben schenken will [2]). Aber schon aus Wien, in einem Brief an Oetker (vom 25. Dec. 1842) lädt er den Freund ein, künftigen Sommer mit ihm nach Berlin zu gehen; er will dort Studien machen zu einem Buch über „Wien und Berlin“, was freilich unterblieben ist, da Dingelstedt inzwischen nach Stuttgart berufen ward. Damals war Stuttgart nicht der Ort und Dingelstedt nicht der Mann, um sich besonders für Berlin zu enthusiasmiren. Aber in jenem Briefe an Kolb vom 13. April 1847 [3]), aus welchem wir schon einmal citirt haben, heißt es doch: „Ich habe Aussicht auf sechs bis acht Monate Reisen, im nächsten Winter sehe ich mir Berlin an. Gibt es dort ein Katheder für mich oder *eine Stelle beim Theater*, so bleibe ich da. Ich hätte nie nach dem Süden gehen sollen, er ist mir zu gemüthlich.“ Nicht Dingelstedt hat den Passus unterstrichen, auf welchen vielmehr wir die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken uns erlaubt haben.

Erst viele Jahre später und von Weimar aus geschah es, daß Dingelstedt auf einer Bühne Berlins erschien, der größten damals, wie vielleicht heute noch, aber damals der Oper und dem Volksstück bestimmt, wie heute der Ausstattungscomödie. Es war das Victoriatheater und zur Aufführung kam das „Wintermärchen“, welches Dingelstedt eingerichtet und in den damals noch neuen, schönen Räumen dieses mächtigen Baues zur Feier von König Wilhelm's Geburtstag selbst in Scene gesetzt hatte. Mancher ältere Berliner wird sich dieses festlichen Abends noch erinnern, und zwar nicht nur wegen des Glanzes und der Pracht, mit welcher Dingelstedt's Meisterhand das Werk Shakespeare's erneute, sondern wegen eines Umstandes, der viel dazu beitrug, diese Vorstellung denkwürdig zu machen. Die Rolle der Hermione war von einer jungen Dame dargestellt worden, welche bis dahin Choristin und nur vorübergehend an kleinen Bühnen beschäftigt, hier zum ersten Mal und, wie man sagte, durch Dingelstedt selbst dazu bestimmt, mit einem Versuche großen Stils vor ein großes Publicum treten sollte. Man war anfänglich nicht besonders erregt durch die Nachricht und legte derselben kein allzu großes Gewicht bei, da man von den mittelmäßigen Kräften des Theaters, was das Spiel betrifft, überhaupt nicht viel erwartete. Doch wenn ich jetzt an jenen Abend zurückdenke, so werden noch einmal alle die starken Empfindungen wach, wie man vom Zweifel zur Neugier, von der Neugier zur Theilnahme, von der Theilnahme zur Bewunderung hingerissen ward — und mit der vollen Deutlichkeit, als ob sich Alles noch einmal vor mir begäbe, erblicke ich die Bildsäule der Königin in ihrer ganzen plastischen Schönheit und Unbeweglichkeit, höre die Worte:

Du sollst nicht länger Stein verbleiben,
Komm', steig' herab und fülle, die Dich sehen,
Mit süßem Grauen!

---

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. VII, S. 147.

[2]) Das., Bd. VIII, S. 113.

[3]) Mitgetheilt von Karpeles in der „Presse“, vom 11. September 1887.

Und der Marmor wird lebendig, und ein Jauchzen des Beifalls, wie ich, in Berlin, nie vorher oder nachher Etwas vernommen, umrauscht mich, und in dem Brausen und Branden ertönt immer wieder, in jener Stunde zum ersten Male genannt und seitdem nicht mehr vergessen, ein Name: Charlotte Wolter!

Doch außer diesem theatralischen Erfolg bedeutete der Abend des 22. März 1861 den Berlinern noch etwas mehr. Das Jahr zuvor hatte der Prinz von Preußen, seit 1858 Prinzregent, den Thron bestiegen, und dies, nachdem die Trauerzeit um Friedrich Wilhelm IV. abgelaufen und die Krönung in Königsberg stattgefunden, war König Wilhelm's erster Geburtstag, der als solcher von seinem Volke gefeiert werden konnte. Wem es noch vergönnt war, Zeuge zu sein der Huldigungen, welche Deutschlands Fürsten und die ganze Nation dem ehrwürdigen Kaiser Wilhelm zu seinem letzten Geburtstage, 22. März 1887, darbrachten, der wird an jenen andern Tag, der Preußen noch allein gehörte, wie an einen Frühlingstag zurückdenken, einen Märztag, wenn durch den Kampf und Aufruhr der erwachenden Natur, durch stürmisch bewegtes Gewölk die Sonne bricht, welche Glück und Frieden, einen reichen Sommer, einen goldenen Herbst verspricht. Wenn man sich diese Stimmung vergegenwärtigt, dann wird man um so besser den nachfolgenden, von Dingelstedt gedichteten Prolog verstehen, welcher der Aufführung des „Wintermärchens" voran ging:

In einer ernsten, inhaltsreichen Zeit,
„Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehen,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Da darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höh'ren Flug versuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen."

So sprach der Meister deutscher Bühnendichtung,
So Friedrich Schiller. Mag sein gold'nes Wort
Als Weihegruß zum heut'gen Fest ertönen
Und als Entschuld'gung der gewagten That,
Die sich auf diesen Brettern vorbereitet.

Denn sie, der Muse des Gesangs bestimmt,
Dem heit'ren Spiel volksthümlicher Gebilde,
Sie wollen jetzt ein Werk wiedergebären,
Das volle drittehalb Jahrhunderte
Begraben lag in tiefem Zauberschlaf,
Ein Werk, so märchenartig wie sein Name,
Der Gegenwart so fremd wie seine Wiege,
Das Schwanenlied Shakspeare's, des Schwans vom Avon,
Der, auch von nied'rem Volkstheater aus,
In großer Zeit nicht höh'ren Flug allein
Versuchte, nein, den allerhöchsten Flug
Zum Gipfel ew'ger Kunst, glorreich vollbrachte.

So gebt Euch, die Ihr günst'ge Hörer seid,
Der Tragkraft seiner Schwingen willig hin.
Verschmäht einmal, für diesen Abend nur,
Das Urtheil, das vom nächsten Tage stammt,
Und messet weder ihn an Eu'rem Maß,
Er steht zu hoch dafür, noch uns an seinem,
Das wir anstreben können, nicht erreichen,
Beschränkt wie unf're Kräfte sind und Mittel.
Statt auf den Boden heut'ger deutscher Bühne,
Der auch ein heißer ist, ein schwankender,
Gleich dem der Welt, die er bedeutsam spiegelt,
Stellt Euch mit uns auf jenen luftigen
Und doch so sich'ren Boden Shakspeare's hin,
Der Sinnentäuschung weder sucht noch gibt,
Der frei zu schaffen, frei zu spielen liebt,
Die Sommernacht durchwebt mit lichten Träumen
Und dunkle Wintermär mit Veilchensäumen.

Das ist's, warum wir Wintermärchen bringen,
Wo Frühlings-Anfang im Kalender steht,
Wo durch die Welt auf unsichtbaren Schwingen
Ein Osterhauch der Auferstehung geht,
Und deshalb stimmt die Gabe als die beste,
Zu König Wilhelm's erstem Wiegenfeste!

Wie? Oder wär' es Spiel des Zufalls nur,
Daß mit dem Lenz Sein Leben hat begonnen,
Sein Regiment mit einem neuen Jahr?!
Hat nicht die Hand des Weltgeists augenscheinlich
Ihn hingestellt an eine Wetterscheide,
Hoch auf die Spitzen einer großen Zeit?
Wann ward der Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel heißer gekämpft,
Als jetzt? Wann um der Menschheit Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, mehr gerungen?
Jetzt gilt das Wort, daß Wirklichkeit zur Dichtung,
Die Weltgeschicht' ein Wintermärchen wird!

Ja doch, erhebt den Blick vom engen Umkreis
Der Bühne zu dem offnen Welttheater,
Und laßt ihn von der Höhe dieses Tages
Ein Weilchen prüfend schweifen in die Weite.
Was seht Ihr? Umgestürzte Herrscherthrone,
Die ein Jahrtausend standen, und darüber;
Ein unterirdisch Dräuen, Dröhnen, Drängen,
Nicht bloß im Schoß der vaterländ'schen Erde,
Nein, durch die ganze Welt, die alt' und neue,
Von Asiens Hochebnen, wo die Wiege
Der Menschheit stand, bis in den fernen Westen,
In dessen Meer- und Urwalddämmerungen
Sich ihrer Zukunft Nebelbild verliert!
„Welch' Schauspiel! Aber ach, kein Schauspiel nur,"
Nein, Wintermärchen-gleiche Wirklichkeit
Wie dieses wild und unheimlich verworren,
Allein, so rufen wir mit Zuversicht,
Auch so harmonisch aufgelöst wie dies!

O Heil der Meisterhand, der es beschieden,
Den Knäu'l zu schlichten, statt ihn zu zerhau'n!
Dem Auge Heil, auf dessen Blick voll Frieden
Die Völker ihre Friedenshoffnung bau'n!
Dem Manne Heil, der Maß und Gleichgewicht
Zu halten weiß, wann's ringsum stürmt und bricht;
Heil uns'rem König, uns'rem Hort und Herrn,
Der, in Gewitternacht, ein fester Stern,
Die Wolken wandelnd wird zu voller Klarheit,
Das Wintermärchen in des Frühlings Wahrheit!

Was im Stoffe lag und durch den Moment gegeben wurde, das hat Dingelstedt in diesen Versen klug und geschickt verwoben. Aber nicht nur der Kunst des Dichters, auch dem scharfen Blick und gesunden Sinn des Politikers macht diese Leistung Ehre. Dem Austrag der Waffen voran, der zu Deutschlands Heile für Preußen entschied, senkt er die Fahne — kein Ueberläufer er, der politische Nachtwächter von Anno 41, der, nachdem er lange, gleich den Anderen gegrollt, nun, ungleich den Anderen, den anbrechenden Morgen wittert und den nahenden Frühling grüßt. Denn dies ist, noch vor dem Politiker, das Vorrecht des Poeten, und wir entsinnen uns auch nicht, daß Dingelstedt damals irgendwie deshalb getadelt worden wäre. Vielmehr hatte sein erstes öffentliches Erscheinen in Berlin, welches freilich auch sein letztes sein sollte, sich zu einem großen Triumph für ihn gestaltet; und er, sicherlich nicht er allein war es, der Hoffnungen daran knüpfte für diese Stadt, in der Alles, auch das Theater, vom Hauch einer neuen Zeit berührt, sich zu heben schien.

Aus der kleinen, bereits erwähnten Schrift von Heinrich Grans [1]) erfahren wir, daß Dingelstedt beabsichtigte, auch die Königsdramen dem Berliner Publicum im Victoriatheater vorzuführen, daß Alles schon bis auf den Abschluß fertig war und daß das Unternehmen zuletzt nur an dem Widerstand der eigenen Schauspieler scheiterte. Sie verlangten Garantien, welche Dingelstedt nicht geben konnte. Seitdem, so theilt Grans mit, vollzog sich ein Umschwung in Dingelstedt's Wesen: „an Stelle des bisher freundlichen, fast herzlichen Verhältnisses, welches so lange Jahre zwischen dem Chef und seinen Mitgliedern bestanden, trat von jetzt ab ein kühleres, formelles." Aber Schlimmeres für Dingelstedt stand bevor: das Jahr 1866.

Ihm widerfuhr, was auch so manchem Anderen damals nicht erspart blieb: der Riß, der Deutschland spaltete, ging mitten durch sein Herz. Seine Frau war Oesterreicherin, — war Oesterreicherin mit Leib und Seele. Die alten Erinnerungen wurden wach, die alte Liebe für das Land und die Stadt, in denen er vormals so gerne geweilt und sein Glück gefunden hatte: für das zu Boden gestreckte Oesterreich und das bedrohte Wien. Da, in den schweren Tagen, den letzten des blutigen Juli, schrieb Dingelstedt ein Gedicht und sandte mit den folgenden Begleitzeilen es seinem getreuen Vogel, der zu jener Zeit, wie man sich aus Früherem erinnern wird, Redacteur des „Frankfurter Journals" war, dem einzigen, welches nach dem Einmarsch der Preußen in die Mainstadt daselbst weiter erscheinen durfte:

[1]) Fünfzehn Jahre in Weimar, S. 98, 99.

Weimar 31/7 66.

Schöne Seelen finden sich. Das Gedicht an den K. v. Pr., das Du, lieber Alter, anregst, ist bereits fertig, bereits an die Allg. Zeitung abgegangen. Das Journal hätte es gegenwärtig nicht bringen können. Kaum wird es die Allg. Zeitung thun. Geschieht es doch, so will ich nicht als Verfasser genannt und bekannt werden. Nota bene.

Ein Wink für Deine Interessen: Benütze die gegenwärtige Krisis, um Deine Stellung zu verbessern, zu befestigen. Vermehrte Arbeit bedingt Vortheile, die Du ohne jede Indiscretion geltend machen darfst, ja mußt — aus Pflicht gegen die Deinen. Benütze doch dazu Deine alten Verbindungen mit den jetzigen Machthabern.

Welche Zeit! Und welche Zukunft! Ich beneide meine Brüder in Amerika und bedauere meine Söhne. Jene haben überstanden, was diesen bevorsteht; obendrein in zwei Lagern. Von mir und meiner armen Frau ganz zu schweigen: wir leiden unsäglich, da nicht nur unsere Sympathieen, sondern auch unsere nächsten Interessen auf der verlierenden, fast verlorenen Seite liegen. Ein Haus in Prag und östreichische Papiere, der ganze Erwerb ihres und unseres Lebens, steht auf dem Spiele.

Treulichst Dein

Fr. Dingelstedt.

Das Gedicht, welches zuerst anonym in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. August 1866 erschien, schließt jetzt in der Gesammtausgabe von Franz Dingelstedt's Werken den Band seiner „Lyrischen Dichtungen"[1]). Es hat die Ueberschrift: „Dem König von Preußen" und das Motto: „Caesarem salutant morituri."

Du hast's erreicht. In dreißig Tagen
Hast Du den dreißigjähr'gen Krieg
Und dreißig Herr'n aufs Haupt geschlagen:
Um hohen Preis ein Pyrrhus-Sieg!
Denn wähne nicht, daß nun vollendet
Dein Werk; Du stehst noch fern vom Ziel;
Verloren, wenn es also endet,
Und nicht gewonnen ist das Spiel.
. . . . . .
Hilf, Herr und König, hilf dem Volke,
Dem deutschen Volk, das untergeht,
Vor dem, wie eine Wetterwolke
Die nächste Zukunft dräuend steht!
Beut Frieden aus der Hand des Siegers,
Aus der des Königs Kampfeslohn,
Freiheit aus der des Freiheitskriegers,
Luisens ritterlicher Sohn!
. . . . . .
Dein Ahnherr auf der großen Brücke
Hat einst auf schmalen Grund gebaut;
Kaum breiter Jener mit der Krücke,
Der Dir ins Fenster täglich schaut.
Sei mehr als sie! Setz' auf die Zinne
Dem Hohenzollern-Staat und Haus;
Bau Du sie, doch in rechtem Sinne:
In Deutschland baue Preußen aus.
. . . . . .

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. VIII, S. 394—396.

Noch einen Sieg, den allerschwersten:
Der Sieger überwinde sich;
Dann nennt die Welt Wilhelm den Ersten,
Und Wilhelm den Erob'rer Dich!
Wag's, um den letzten Preis zu werben
Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn:
König von Preußen, Du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!

Dieses Gedicht, aus welchem wir nur die markantesten Strophen mitgetheilt, sollte, nun, da die Zeiten sich erfüllt haben, Dingelstedt nicht vergessen werden!

Auch sein altes Vaterland hatte der Wechsel der Dinge berührt: wie er es in den „Sieben Jahren" geschildert, gab es jetzt wieder ein „ehemaliges Kurhessen" und einen Kurfürsten im Exil, aber es gab keine Rückkehr mehr. „Dem blinden Hessen ist der Staar gestochen worden; er muß sich als Preußen erkennen, möchte sich als Deutschen fühlen . . . ." schrieb damals Dingelstedt, in Ergänzung seiner aus früher Jugendzeit herstammenden „Bilder aus Hessen-Kassel" [1]); und wollte mit den Gedankenpunkten des unvollendeten Satzes wohl andeuten, was in ihm selber vorging. Denn obgleich lange schon expatriirt, lebte doch in ihm der alte Kurhesse noch und das alte hessische Stammesgefühl, das man nicht mit Particularismus verwechseln darf. Es hat nicht entfernt eine politische Tendenz, sondern wurzelt durchaus in der gesunden Natur dieses Volksthums, das, im Besitze des Großen und Ganzen, nicht um sein verlorenes kleines Vaterland klagt, desto fester aber an der unverlierbaren Heimath hängt und hält.

Die Folgen der Ereignisse von 1866, welche Preußen vier neue Provinzen und drei bisherige Residenzen gaben, machten sich auch auf anderem, als dem bloß staatlichen Gebiete bemerkbar. Auch das Theater ward davon berührt.

Man hat oft, indem man auf Dingelstedt's Bemühungen um Berlin zurückblickt, davon gesprochen, daß er an eine Stellung in der preußischen Hauptstadt gedacht und ihn unwürdiger Intriguen gegen Herrn von Hülsen beschuldigt. Wir würden, auch ohne daß wir den ausdrücklichen Beweis in Händen hätten, einen solchen Verdacht als unvereinbar mit Dingelstedt's innerstem Wesen zurückweisen. Er schätzte Herrn von Hülsen, und wenn er ihn einmal, in einem Brief an Kolb, „einen Bismarck im Kleinen" nennt, so kann das ein Compliment sein, um so mehr, als er, in einem anderen Brief an denselben Correspondenten sagt, daß er „in Hülsen einen durchaus ehrlichen, keineswegs unfähigen, nur freundlich entgegenkommenden Mann fand, obwohl (oder weil?) er ein ‚Mann vom Fache'." Doch auch wenn es ihm die Ehre nicht verboten hätte, Dingelstedt wäre zu klug, zu gescheidt gewesen für den hoffnungslosen Versuch, einen Mann, wie diesen, verdrängen zu wollen. Er kannte das fast persönliche Verhältniß, welches, auf der Zuneigung und dem Vertrauen König Wilhelm's beruhend, diesen mit Botho von Hülsen verband und in den schweren, gemeinsam verlebten Zeiten nur noch

[1]) Sämmtliche Werke, Bd. V, S. 15.

fester geworden; er wußte, daß der hohe Herr, dessen vornehmster Tugenden eine die Dankbarkeit war, unerschütterlich zu seinem treuen Diener stand. Aber wer der Feier des 24. Juni 1876 im Concertsaale des Opernhauses zu Berlin beigewohnt, der wird sich besonders lebhaft des Momentes erinnern, wo zwei Männergestalten, die hoch aus der festlichen Versammlung emporragten, einander gegenüber traten, der Eine, Generalintendant der Berliner Schauspiele, der heute sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum beging: Herr von Hülsen, Excellenz; der Andere, Leiter des Wiener Hofburgtheaters, der im Namen Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät, des Kaisers von Oesterreich, den Jubilar beglückwünschte: Baron von Dingelstedt. Aus ganz entgegengesetzten Lebensstellungen kommend, waren diese Beiden, Repräsentanten der beiden größten Bühnen deutscher Zunge, sich hier begegnet — der märkische Edelmann, der preußische Offizier und der hessische Schulmeister, der kosmopolitische Nachtwächter.

Nein, an die Generalintendantur in Berlin konnte Dingelstedt niemals denken, hat er in Wahrheit niemals gedacht. Was er dagegen wirklich gewünscht und gewollt, spricht sich in dem nachstehenden Brief an Oetker aus, der in diesen Tagen des Ueberganges für alle hessischen Angelegenheiten eine leitende Persönlichkeit, eine Macht geworden war. Der Brief, datirt Weimar, 26. August 1866 beginnt:

Lieber Fritz!

Dann folgt ein Zeitungsausschnitt des Inhalts:

Berlin, 15. August. Es heißt, daß es in der Absicht der Regierung liege, die Hoftheater der nunmehr in Preußen aufgehenden Staaten entweder mit Subventionen an Privatunternehmer zu vergeben, oder sie unter Oberaufsicht der Berliner Intendantur für staatliche Kosten verwalten zu lassen.

Hierauf fährt Dingelstedt fort:

Wenn diese Nachricht wahr ist, wird es vielleicht möglich werden, mich, der ich nach einem größeren Wirkungskreis verlangen darf, der hessischen Heimath zurückzugeben? Denke darüber nach, frage, handle, aber ohne mich zu compromittiren.

Dein

Franz.

Darunter steht ein Frauenname, zur Erinnerung an einen auf das Datum des Briefes fallenden Geburtstag, der ihnen (oder Oetker allein) in der Jugend theuer war. Echt lyrisch, Dingelstedtisch!

Inzwischen ward entschieden, daß die Hofbühnen zu Hannover, Cassel und Wiesbaden als „königliche Theater", aber ressortirend von der Generalintendantur zu Berlin, fortbestehen sollten; und Dingelstedt schreibt an Oetker:

Meiner Seits, lieber Fritz, habe ich in der angeregten und von Dir so freundlich aufgenommenen Sache bisher nichts gethan, kann auch hinführo nichts thun, was einer Meldung oder Bewerbung ähnlich sähe . . . Ich dachte mir, es könnte durch Deine, Nebelthau's[1]) und anderer maßgebender Leute Wink, oder durch eine Manifestation Kassels zu meinen Gunsten meine Berufung, über Hülsen hinweg, ins Werk gesetzt werden. Der König — der mich kennt und mir nicht abhold ist — würde nicht dagegen sein; dann auch Hülsen nicht, mit welchem ich mich zu stellen suchen müßte. Gegen eine gewisse Abhängigkeit von ihm habe ich nichts, wenn mir, innerhalb eines bestimmten Budgets, administrative Freiheit und daneben die ganze technische Leitung gegeben wäre. Die Gehaltsfrage wird dabei nicht viel verschlagen, da der Gehalt des Intendanten aus dem Budget zu schöpfen sein wird. 1500 Thaler sind lächerlich; 2500 das Minimum, worauf sich irgend welcher befähigte Mann einlassen kann.

[1]) Bürgermeister von Cassel.

Das sind so meine Gedanken . . . „Verlorene Liebesmüh'", wie Deine Theilnahme für den alten Freund, wenn Preußen seinen deutschen Beruf in den eroberten Theatern (ab uno discimus omnes) dahin interpretirt, daß an deren Spitze Offiziere oder Söhne und Schützlinge von solchen treten. Mögest Du in Deiner Reform der Weltbühne glücklichere Erfahrungen und Ergebnisse davontragen, als sie mir, in meinen Bestrebungen für die Bühnenwelt, bisher zu Theil geworden sind und auch fernerhin zu Theil werden.

Vergieb den Stoßseufzer und denke in Liebe Deines

Weimar, 18/9 66. F. D.

Die Verhandlungen, wenn sie jemals ernsthaft geführt worden sind, ergaben kein Resultat; und doch mag es Dingelstedt wohl verlockend erschienen sein, und würde seinem Herzen noch mehr als seinem Ehrgeiz geschmeichelt haben, durch Preußen selber in die Heimath zurückgeführt zu werden. Aber dies zu erreichen, blieb ihm versagt. Er, dem im Leben so Vieles gelungen: hier fand er seine Schranke; Preußen zu erobern hat er nicht vermocht. Vielleicht, daß das Schicksal seinen Wunsch unerfüllt ließ, um ihm, nach Goethe's Ausspruch, Etwas über seinen Wunsch gewähren zu können. Ein süddeutscher Dichter hat einmal gesagt, Berlin sei Deutschlands Kopf und Wien Deutschlands Herz. Das Wort paßt heute nicht mehr, wenn es je gepaßt hat; aber es könnte wohl auf Dingelstedt angewandt werden: sein Kopf, sein Verstand wies ihn nach Berlin, nach Preußen; seinem Herzen näher stand Wien, stand Oesterreich. Und so hat es sich auch an ihm bewährt: „der Zug des Schicksals ist des Herzens Stimme."

Wenn Dingelstedt dazu gekommen wäre, seine Erinnerungen zu schreiben oder, wie Laube die seinen, noch in den letzten Lebensjahren zu vollenden, so würden wir an dieser Stelle wohl erfahren haben, daß auch er seine Berufung an das Burgtheater, ganz ebenso wie zuvor jener „Cato von Eisen", weiblichem Einfluß, weiblicher Vermittlung verdankte. Quod licet Jovi! . . . Was uns bei Laube kaum glaublich sein würde, wenn nicht er selbst es erzählte[1]), das nimmt uns nicht Wunder bei Dingelstedt, in dessen Schicksalsgestaltung wir immer diese „doigts des fées" thätig sehen (oder auch nicht gerade sehen), wie er es in einem seiner Jugendbriefe vorahnend gewünscht und voraus gesagt hat. — Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir die Fäden, die für Dingelstedt nach Wien führten, bis zur Altenburg zurück verfolgen, die jetzt freilich, von ihren ehemaligen Bewohnern verlassen, keine Feste mehr sah, deren hochsinnige Tochter aber, wie einst, bei ihrer Vermählung, der Herzog von Ratibor, ihr künftiger Schwager, die Bestallung Hoffmann's von Fallersleben ihr gleichsam als Hochzeitsangebinde dargebracht, so nun auch des anderen alten Freundes nicht vergessen hatte.

Die oberste Leitung der beiden Wiener Hoftheater, des Hofopern, oder damals Kärnthnerthor-, und Hofburgtheaters, war eine Hofcharge, die bisher immer nur in den Händen des Oberst-Kämmerers gelegen hatte. Beim Tode des Fürsten Vincenz Auersperg, 1867, der bis dahin diesen Posten inne gehabt, hatte sein Nachfolger, Graf Crenneville, die mit demselben verbundene Direction der Theater abgelehnt, und es trat nunmehr eine organische Aenderung ein, insofern zwischen dieser höchsten Stelle und der des eigentlich artistischen Directors die

[1]) Erinnerungen, 1841—1881, von Heinrich Laube. Wien, W. Braumüller. 1882. S. 156.

neue eines Generalintendanten geschaffen wurde. Oberster Chef wurde der erste Oberhofmeister des Kaisers, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, dessen Gemahlin, seit 1859, eben jene, in der idealsten Kunstsphäre Weimars erwachsene Prinzeß Marie von Wittgenstein war, und Generalintendant wurde der Baron von Münch-Bellinghausen, Friedrich Halm. Mit dieser Wendung nicht einverstanden, nahm Laube, seit siebzehn Jahren artistischer Director, seinen Abschied, indem er sich bezeichnend äußerte: „Bemerkenswerth ist hierbei, daß Friedrich Halm (Baron Münch) Anno 1847 die Veranlassung war zu meinem Eintritte ins Burgtheater, und daß Baron Münch (Friedrich Halm) Anno 1867 die Veranlassung war zu meinem Austritte aus dem Burgtheater“ [1]).

Und um dieselbe Zeit, 14. September 1867, schrieb Dingelstedt aus Weimar an Vogel:

„Daß ich nach Wien gehe, weißt Du. Wünsche mir Glück auf die neue, nicht gefahrlose, aber deshalb eben reizende Fahrt, die ich, den stillen Hafen verlassend, abenteuerlich antrete. Hoffentlich ist es meine letzte Wandlung.“

[1]) Erinnerungen, S. 153.

Grundsätze der Naturforschung.

Von
Professor **J. Rosenthal.**

Wenn wir unter dem Worte Natur den Inbegriff Alles dessen zusammenfassen, was durch unsere Sinne wahrgenommen werden kann, mit Einschluß also unseres eigenen Ich, dann ist Naturwissenschaft der Inbegriff aller unserer Kenntniß von dieser Natur. Die einzelnen Naturwissenschaften aber sind unter einander verschieden: einerseits nach den Theilen der Natur, mit welchen sie sich beschäftigen, z. B. Mineralien, Pflanzen, Thieren, Menschen; andererseits nach der Art, wie sie diese Naturobjecte betrachten und behandeln. Hierbei können wir zwei Hauptrichtungen unterscheiden: bei einigen Naturwissenschaften handelt es sich zunächst um die Eintheilung der Naturobjecte auf Grundlage ihrer Formen und der Art ihres Entstehens, um die Zusammenstellung ähnlicher Formen in gewissen Reihen und die Unterscheidung dieser von anderen ihnen weniger ähnlichen. Diese Theile der Naturwissenschaften können wir *beschreibende Naturwissenschaften* oder *Naturbeschreibung* nennen; im Gegensatz zu diesen machen die anderen nicht die Objecte an sich, sondern die an denselben wahrgenommenen *Vorgänge* oder *Processe* zum Gegenstand ihrer Untersuchung. Wir wollen sie zum Unterschied von der Naturbeschreibung als *Naturlehre* bezeichnen.

Eine jede Wissenschaft hat ihre besonderen Methoden der Untersuchung und Forschung. Je nach der Natur des Objectes und je nach der Art der Processe, welche zu beobachten sind, werden bald diese, bald jene Forschungsmethoden als zweckmäßig sich erweisen. Mit der Methode der Forschung hängt auch zusammen die Art und Weise der Darstellung, welche am geeignetsten ist, dem Anfänger das gesammte Gebiet des Wissens, soweit wir es besitzen, mitzutheilen und klar zu machen. Wenn aber auch jede Wissenschaft ihre Besonderheiten in der Art der Forschung hat, so haben doch alle Wissenschaften gewisse Grundlagen gemein, und dies gilt umsomehr, je gleichartiger die Gegenstände der Forschung sind. Deshalb sind wir meistens geneigt, die Gesammtheit aller Naturwissenschaften,

als unter sich verwandt, in Gegensatz zu stellen zu denjenigen Wissenschaften, welche sich nicht mit den Objecten der Natur und den Vorgängen innerhalb derselben beschäftigen, sondern vielmehr mit den Erscheinungen, welche vom Menschen und seinen Handlungen abhängen. Diese letzteren werden gewöhnlich unter dem Namen der „Geisteswissenschaften" den Naturwissenschaften gegenüber gestellt. Aber auch zwischen diesen beiden Gruppen ist keine strenge Scheidung möglich. Die Grundlagen aller Wissenschaften sind die gleichen, denn sie beruhen auf dem Wesen der menschlichen Erkenntniß.

Man unterscheidet in der Regel die inductive und deductive Methode der Schlußfolgerung oder des Verfahrens, durch welche wir aus schon Bekanntem auf Unbekanntes schließen und neue Wahrheiten zu entdecken vermögen. Wenn wir uns fragen, was das Wesentliche dieser Methoden ist, so ergibt sich Folgendes: Der Mensch bekommt zunächst Eindrücke aus seiner Umgebung durch Vermittelung seiner Sinne. Die Art dieser Eindrücke ist von der Natur seiner Sinne abhängig. In der Physiologie werden die Eigenschaften der Sinnesorgane erörtert, und es wird nachgewiesen, wie diese bestimmend auf die Art der Eindrücke, welche wir von der Außenwelt bekommen, einwirken. Alle diese Sinneseindrücke sind zunächst nur augenblickliche und subjective, d. h. wir erfahren immer nur etwas über den augenblicklichen Zustand unseres Körpers. Da aber diese Zustände sich verändern, so gelangen wir dazu, die gleichzeitig auf verschiedene unserer Sinnesapparate wirkenden, sowie die aufeinander folgenden Eindrücke auf dieselben Sinnesorgane mit einander zu vergleichen und zu erkennen, daß häufig gleichartige Eindrücke unter ähnlichen oder gleichen Umständen erfolgen. Durch die Sprache sind wir auch in den Stand gesetzt, unsere Eindrücke mit solchen zu vergleichen, welche andere Menschen unter ähnlichen oder gleichen Umständen empfangen haben. So ergibt sich denn, daß gewisse Eindrücke sich immer wieder in ähnlicher oder gleicher Weise wiederholen und, da wir annehmen, daß die Natur des Menschen, auf welchen die Eindrücke einwirken, im Wesentlichen dieselbe geblieben ist, so schließen wir, daß diese Uebereinstimmung der Eindrücke von einer gewissen Gleichmäßigkeit der Erscheinungen in der Außenwelt herrühren müsse.

Wenn wir eine Reihe von derartigen Erfahrungen gemacht haben und finden, daß gewisse Erscheinungen immer in gleicher Weise wiederkehren, so sind wir geneigt anzunehmen, daß dies immer so sein müsse. Einen solchen Schluß aus Einzelerfahrungen auf eine allgemeine Gültigkeit derselben nennen wir einen Inductionsschluß. Haben wir auf diese Weise eine gewisse Anzahl unserer Erfahrungen zu einer Art von allgemeiner Regel zusammengefaßt, so sind wir ferner geneigt, bei jeder neuen Erfahrung, die wir machen, zunächst zu versuchen, ob sie sich unter eine der uns schon geläufigen Regeln einordnen lasse. Wir sind aber auch geneigt, unserer Erfahrung zu Hülfe zu kommen, indem wir versuchen, aus den schon gewonnenen und von uns für wahr gehaltenen Regeln durch Schlußfolgerungen neue Fälle aufzusuchen, auf welche jene Regeln passen, oder durch Verbindung der Regeln untereinander neue Regeln aufzufinden. Diese Art der Denkthätigkeit können wir gegenüber derjenigen, welche uns aus Einzelerfahrungen zur Aufstellung von Regeln leitete, als Deduction bezeichnen.

Dem entsprechend nennen wir alle Wissenschaften, welche auf der Grundlage der Erfahrung aufgebaut sind, inductive oder Erfahrungswissenschaften, und dazu gehören sämmtliche Naturwissenschaften ohne Ausnahme. Diesen stellt man dann gewöhnlich die deductiven Wissenschaften gegenüber, als deren Typus ganz besonders die Mathematik gilt. In der That zeigt es sich, daß in der Mathematik das ganze System der Wissenschaft aufgebaut wird durch eine Reihe logischer Schlußfolgerungen aus gewissen Voraussetzungen, den sogenannten Axiomen: z. B. zwei Größen, welche einer dritten gleich sind, sind auch unter sich gleich u. s. w.

Es ist immer noch eine vielumstrittene Frage, wie der Mensch zu der Kenntniß dieser Axiome gekommen sein kann. Wir fangen den Unterricht in der Mathematik gewöhnlich damit an, daß wir dem Kinde diese Axiome mittheilen und sagen, dies verstände sich von selbst. Und wirklich glaubt uns dies das Kind nicht bloß aufs Wort, sondern es hält sich auch für vollkommen überzeugt von der Wahrheit der Axiome; es fühlt gleichsam innerlich, daß sie richtig sein müssen und daß das Gegentheil Unsinn wäre. Wenn wir uns aber fragen, woher diese Ueberzeugung stammt, so müssen wir zugestehen, daß in dem als Beispiel angeführten Satz eine Anzahl von Begriffen enthalten sind, zu denen der Mensch nur auf inductivem Wege gekommen sein kann. Der Begriff „Größe" ist doch nur abgeleitet aus der Erfahrung, welche uns zeigt, daß Körper, die im Uebrigen gleichartig sind, in der Größe verschieden sein können, daß es kleine und große Menschen, kleine und große Bäume, kurze und lange Wege gibt. In ähnlicher Weise kommen wir durch Induction zu dem Begriff der Gleichheit, indem wir Größen derselben Art unmittelbar miteinander vergleichen, z. B. indem wir einen Maßstab an einen Gegenstand anlegen und sehen, daß der Gegenstand gleich, größer oder kleiner als der Maßstab, oder daß er etwa ein gewisses Vielfaches des Maßstabes ist. Nachdem wir derart inductiv die Begriffe der Gleichheit und Größe construirt haben, ist dann das Axiom, von dem wir gesprochen haben, der Ausdruck dieser Erfahrung, und das Axiom erweist sich als selbstverständlich, weil das Kind, ehe ihm der Satz in dieser prägnanten Form vorgetragen wird, schon oft Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen, welche es zur Entwicklung jener Begriffe hinführten, und weil der Satz nichts weiter als der sprachliche Ausdruck jener Erfahrungen ist.

Wir sehen also, daß es selbst in dieser deductivsten aller Wissenschaften nicht ohne inductiv gewonnene Grundlagen abgeht. Und ebenso werden im weiteren Verlaufe des mathematischen Studiums noch manche Begriffe eingeführt, welche nur auf inductivem Wege gewonnen sind. Ganz ebenso aber ist es in den sog. inductiven Wissenschaften nicht möglich, mit Inductionsschlüssen allein auszukommen. Sie bilden allerdings die Grundlage; aber aus den inductiv gewonnenen Regeln werden auch in diesen Wissenschaften auf deductivem Wege Folgerungen gezogen, und nur durch diese Verbindung von Inductionen und Deductionen baut sich das Gefüge der Wissenschaft auf.

Wenn wir nun, nachdem die Forschung eine gewisse Summe von Kenntnissen zusammengetragen hat, die Wissenschaft lehren wollen, so können wir das entweder so machen, daß wir die Ergebnisse der Forschung einfach darstellen und

sagen: „es ist so, wir haben das gefunden"; oder daß wir den Weg, auf welchem es gefunden ist, wenn auch in abgekürzter Weise, vor den Augen des Lernenden nochmals durchmachen. Offenbar wird diese letztere Methode, welche das inductiv Gefundene auch inductiv darstellt, den Vorzug haben, daß sie verständlicher, einleuchtender wird. Eine Wahrheit, welche auf Treue und Glauben empfangen wird, muß man annehmen, auswendig lernen und auf die Autorität des Lehrers hin nachsprechen. Aber wenn man erfährt, auf welchem Wege die Forscher zu dieser Wahrheit gelangt sind, dann wird man selbst zu beurtheilen im Stande sein, welcher Grad der Zuverlässigkeit dem, was als Wahrheit ausgegeben wird, zukommt. Man wird sich selbst ein Urtheil bilden können. Eine solche Darstellung bietet aber noch einen zweiten, sehr großen Vortheil. Indem man den Zusammenhang der einzelnen, vorgetragenen Sätze erfährt, *lernt* man dieselben nicht bloß, man *lernt* sie auch *verstehen*, und das erleichtert ungemein die Arbeit des Gedächtnisses, das *Behalten*. Es muß daher das Bestreben jeder wissenschaftlichen Darstellung sein, möglichst diesen freilich weiteren Weg zu wählen. Ich sage *möglichst*, weil es nicht immer thunlich ist, nach dieser Vorschrift zu verfahren. Häufig ist die Wissenschaft auf großen Umwegen, durch mannigfache Irrthümer zur Erkenntniß von Wahrheiten gekommen. Es würde eine unnütze Belastung des Gedächtnisses sein, wenn man diesem Zickzackwege nachgehen wollte. Man wird daher häufig die Wahrheiten darstellen, nicht wie sie gefunden worden *sind*, sondern wie sie hätten gefunden werden *können*, wie wir sie nachträglich construiren, nachdem uns gewisse Zwischenglieder, welche Anfangs noch unbekannt waren, bekannt geworden sind.

Wir haben oben gesehen, daß die Grundlage aller Erfahrungswissenschaften gewisse Inductionsschlüsse sind, welche aus einer Anzahl übereinstimmender Erfahrungen abgeleitet wurden. Einen solchen Inductionsschluß, wenn er in die Form eines Urtheils oder Satzes gekleidet ist, will ich als eine *Regel* bezeichnen. Zur näheren Erläuterung dessen, was ich meine, wähle ich einige einfache Beispiele. *Alle Menschen sind sterblich; die Sonne geht Morgens im Osten auf und Abends im Westen unter; in unseren Gegenden sind die Tage und Nächte nicht gleich lang, sondern ihre Dauer wechselt in regelmäßigem Turnus.* Solche und ähnliche Regeln halten wir für unumstößliche Wahrheiten, nicht bloß, weil wir selbst die betreffenden Erfahrungen während unseres Lebens sehr oft gemacht haben, sondern auch weil wir wissen, daß auch schon unsere Vorfahren immer und immer wieder dieselben Erfahrungen gemacht haben.

Eine solche Häufung zahlreicher, vollkommen übereinstimmender Erfahrungen muß offenbar einer aus ihnen abgeleiteten Regel einen höheren Werth verleihen. Aber nicht alle inductiv abgeleiteten Regeln sind von dieser Art. Sehr viele Menschen sind nur allzusehr geneigt, ihre Erfahrungen vorschnell zu verallgemeinern, d. h. aus einigen wenigen und noch dazu nicht einmal vollkommen sicheren Erfahrungen Regeln abzuleiten. Aber auch der Mann der Wissenschaft kommt oftmals in die Lage, in einer gewissen Frage nur über eine kleine Anzahl von Erfahrungen verfügen zu können. Wenn er aus diesen eine Regel ableitet, so wird er sich bewußt bleiben müssen, daß der Grad ihrer wissenschaftlichen Bedeutung

nur ein geringer ist, daß sie nur einen zweifelhaften Werth hat und der weiteren Bestätigung bedarf. Es ist eine der wichtigsten Eigenschaften des echten Forschers, daß er sich vor übereilten, vorschnellen Inductionen hütet.

Nicht selten wird es vorkommen, daß eine Regel, die wir gefunden haben, sich auch in weiteren Fällen der Erfahrung als richtig bewährt; in andern Fällen aber versagt die Regel plötzlich bei einer neuen Erfahrung. Das rührt gewöhnlich davon her, daß die Regel nicht vollständig ist; daß sie zwar einen Theil der Bedingungen, unter denen das Ereigniß einzutreten pflegt, angibt, aber nicht alle. Regeln, die auf tausendfachen, immer gleichen Erfahrungen beruhen, bieten natürlich einen größeren Grad von Gewißheit als diejenigen, welche aus nur wenigen und noch dazu unsicheren Erfahrungen abgeleitet sind. Wir müssen deshalb bei denjenigen Regeln, welche nicht auf genügenden Erfahrungen beruhen, immer den Vorbehalt machen, daß dieselben möglicher Weise noch einer Umformung bedürfen, ehe wir sie als zuverlässig gelten lassen können. Derartige vorläufig aufgestellte Regeln bezeichnen wir als Hypothesen oder Annahmen. Solchen Hypothesen begegnen wir sehr häufig in der Naturwissenschaft; und diejenigen, welche sich mit der Logik nicht hinlänglich vertraut gemacht haben, sind der Meinung, daß dies ein Mangel, eine Unvollkommenheit der Naturwissenschaft gegenüber den Geisteswissenschaften sei. Das beruht auf einem Irrthum. Denn auch in den letzteren gibt es solche Hypothesen. Außerdem ist ein Satz, von dem wir wissen, daß er nur eine vorläufige Formulirung gewisser Erfahrungen, noch nicht absolute Wahrheit sei, für die Erkenntniß viel mehr werth als die Einbildung des Besitzes einer Wahrheit, die sich bei näherer Untersuchung als mangelhaft erweisen könnte.

Derartige, vorläufig aufgestellte Regeln haben aber ferner einen großen Werth nach verschiedenen Richtungen: zunächst einen didaktischen, d. h. für die Darstellung der Wissenschaft, für den Unterricht. Wenn es mir gelungen ist, eine Reihe von Einzelerfahrungen in einem Satz zusammenzufassen, so erleichtert das die Gedächtnißarbeit, welche zur Erlernung der Wissenschaft nothwendig ist. Denn ich brauche statt der vielen Einzelfälle nur den zusammenfassenden Satz meinem Gedächtniß einzuprägen. Viel wichtiger aber ist es, daß solche Hypothesen den Fortschritt der Wissenschaft selbst fördern und zur Auffindung der echten Wahrheit helfen, daß sie einen heuristischen Werth haben. Die Geschichte der inductiven Wissenschaften zeigt uns auf jedem Schritt, welche Förderung dieselben durch gute Hypothesen erfahren haben.

Wenn wir glauben, aus einer Anzahl einzelner Erfahrungen eine Regel ableiten zu können, wobei wir uns ganz gut bewußt sind, daß dieselbe noch nicht endgültig ist und noch der weiteren Prüfung bedarf, so können wir aus dieser Regel auf deductivem Wege Schlüsse ziehen.

Wir sagen: wenn der Satz richtig ist, dann muß unter den und den Umständen das und das sich ereignen. Wir werden uns dann bemühen, festzustellen, ob unter diesen Umständen wirklich sich das ereignet, was wir aus der Regel abgeleitet haben. Trifft dies ein, so bestätigt das die Richtigkeit unserer Regel; trifft es nicht ein, so wissen wir, daß die Regel falsch und daß weitere Forschung

nothwendig ist. Die vorläufig aufgestellte Hypothese wird uns daher Anlaß geben zu neuen Untersuchungen und Nachforschungen, welche uns schließlich gestatten, die Regel so zu formuliren, daß sie der richtige Ausdruck der Erfahrungen ist.

Die zur Prüfung einer Hypothese erforderlichen Erfahrungen sind nicht immer leicht zu machen. Zuweilen sind wir dabei auf den Zufall angewiesen, welcher das Ereigniß, auf dessen Ablauf es ankommt, unsrer Beobachtung zugänglich macht. Es kann leicht vorkommen, daß ein solches Ereigniß eintritt, ohne daß ein Mensch zugegen ist, oder daß die Menschen, welche die Erfahrung machen, keine Ahnung von dem Zusammenhang des Ereignisses mit einer wissenschaftlichen Hypothese haben, oder daß sie nicht befähigt sind, die Umstände, unter denen sich das Ereigniß vollzieht, so klar und vollständig zu erfassen, daß die Erfahrung wissenschaftlich verwerthbar wird. Um eine wirklich brauchbare Erfahrung zu machen, genügt es nicht, zu sehen, zu hören und zu fühlen; es ist auch nothwendig, die Ereignisse in ihrem Wesen richtig zu erkennen und alle begleitenden Umstände möglichst genau und vollständig aufzufassen. Wir nennen eine solche genaue und vollständige Auffassung eines Ereignisses eine Beobachtung. Damit also eine wissenschaftlich verwerthbare Erfahrung zu Stande komme, bedarf es eines Beobachters, welcher gegenwärtig und in der richtigen Geistesverfassung zur genauen Beobachtung ist, wenn das Ereigniß eintritt.

Glücklicher Weise sind wir nicht immer auf den bloßen Zufall angewiesen. Es gibt Ereignisse, deren Eintritt wir auf Grund früherer Erfahrungen voraussehen können. Ich erinnere nur an die Sonnen- und Mondfinsternisse. Auf die Beobachtung solcher Ereignisse können wir uns vorbereiten. Wir können Beobachter an die zur Beobachtung geeignetsten Punkte der Erde schicken, sie mit den besten Instrumenten ausrüsten und so Beobachtungen erzielen, welche zur Aufklärung zweifelhafter Punkte führen. Eines der lehrreichsten Beispiele dieser Art ist der Durchgang des Planeten Venus durch die Sonnenscheibe. Dieser Planet tritt bei seiner Bewegung um die Sonne zu gewissen Zeiten zwischen die Sonne und die Erde, bezw. hinter die von uns abgewandte Seite der Sonne, so daß er für uns, die wir ihn von der Erde aus beobachten, innerhalb eines Zeitraums, welcher zwischen 113 und 130 Jahren schwankt, zweimal kurz hintereinander, d. h. innerhalb acht Jahren, scheinbar an der Sonnenscheibe vorbeigeht. Zuletzt hat sich dies 1874 und 1882 ereignet; die nächsten Venusdurchgänge werden in den Jahren 2004 und 2012 stattfinden.

Nun hat die möglichst genaue Beobachtung des Venusdurchgangs für die Astronomen einen hohen Werth, besonders deshalb, weil sie ein Mittel gewährt, die Berechnung der Entfernung der Sonne von der Erde noch genauer, als bisher möglich war, auszuführen. Alle unsre Beobachtungen sind mit Fehlern behaftet, und die auf sie begründeten Berechnungen sind deshalb auch fehlerhaft. Je häufiger aber die Beobachtungen wiederholt werden und je unabhängiger sie von einander sind, desto mehr gelingt es, die Fehler gegenseitig auszugleichen und die Berechnungen genauer zu machen.

Wir werden deshalb verstehen, mit welcher Gespanntheit die Astronomen auf eine sich nur so selten darbietende Gelegenheit warten, um ihre Beobachtungen

zu machen. Als daher 1874 und 1882 dieses seltene Ereigniß bevorstand, haben sämmtliche civilisirten Staaten mit großen Kosten Expeditionen zur Beobachtung derselben ausgerüstet. Es kam eben darauf an, das Ereigniß so gut als möglich auszunützen, dafür zu sorgen, daß, wenn die eine oder die andre der ausgesandten Expeditionen durch Ungunst der Witterung oder sonstige Ursachen an der Beobachtung verhindert werden sollte, die andern dafür eintreten könnten.

Es gibt aber auch Fälle, wo eine Vorausberechnung des Ereignisses nicht möglich ist. Denken wir uns, ein Arzt werde aufgefordert, ein Gutachten abzugeben, ob ein Mensch gesunden Sinnes oder geisteskrank ist. Man schließt auf seine Geisteskrankheit aus einem gewissen eigenthümlichen Benehmen, das aber nur hin und wieder auftritt. Dazwischen scheint der Mensch ganz vernünftig zu sein. Der Arzt muß dann den Menschen mit der größten Sorgfalt beobachten, wenn irgend möglich so, daß derselbe nicht weiß, daß er beobachtet wird. Nach einigen Tagen tritt vielleicht ein Anfall von Tobsucht ein oder es zeigen sich andre Erscheinungen, welche dem Arzt gestatten, ein begründetes Urtheil abzugeben.

In diesem Falle führt geduldiges Abwarten und gespannte Aufmerksamkeit zum Ziel. In einer Reihe von anderen Fällen sind wir dagegen im Stande, die erforderlichen Umstände, unter denen die Beobachtung gemacht werden kann, willkürlich herbeizuführen. Eine solche Beobachtung, die unter bestimmten, von uns willkürlich herbeigeführten Umständen gemacht wird, nennt man einen *Versuch*.

Es wird berichtet, daß *Galilei* 1583 auf die Erforschung der Fall- und Pendelgesetze geführt wurde durch die Beobachtungen schwingender Kronleuchter im Dom zu Pisa. Es fiel dem damals neunzehnjährigen Jüngling auf, daß große und kleine Kronleuchter, wenn sie an gleich langen Ketten hingen, gleiche Schwingungsdauer hatten. Er fand darin einen Widerspruch gegen die damals geltende aristotelische Lehre, daß sich die Geschwindigkeit fallender Körper wie ihre Gewichte verhalten. Wir sehen hier zunächst eine *Beobachtung*, und zwar eine zufällige; denn es war Zufall, daß Galilei's Blick auf die schwingenden Kronleuchter fiel. Wir sehen aber ferner eine *Hypothese*, welche Galilei beim Nachdenken über seine Beobachtung aufstellte und welche lautet: „Das Schwingen aufgehängter Körper ist eine Art von Fallen." Auf diesen Gedanken war vor Galilei noch Niemand gekommen. Aber diese Hypothese führte zu einem Widerspruch gegen einen von der damaligen Wissenschaft für wahr gehaltenen Satz des Aristoteles; nach diesem hätten die schweren Kronleuchter schneller schwingen müssen, als die leichten. Also war entweder Galilei's Hypothese falsch oder die Meinung des Aristoteles. Hätte Galilei seine Gedanken den Gelehrten seiner Zeit einfach mitgetheilt, so hätte sich sicherlich unter diesen eine Disputation, ein dialektischer Wortstreit über die Begriffe „Fallen", „Schwingen" u. s. w. entsponnen, und sehr wahrscheinlich hätte Galilei darin den Kürzeren gezogen. Statt dessen ging er in sein Cabinet, band der Reihe nach Bleikugeln von verschiedenem Gewicht an Fäden und ließ sie schwingen: er sah, daß die Schwingungszeiten unabhängig waren vom Gewicht, dagegen abhängig von der Länge des Fadens. Dieser letztere Umstand enthielt, wie ich hier nicht weiter ausführen will, eine

Bestätigung seiner Hypothese. Er ließ ferner schwere und leichte Kugeln von dem schiefen Thurm zu Pisa herunterfallen; er untersuchte den Fall der Körper auf schiefen Ebenen. Mit einem Worte, er stellte Versuche an. Und er fand auf diesem Wege nicht bloß die Fall- und Pendelgesetze, sondern er wurde auch der eigentliche Schöpfer der experimentellen Physik, deren ungeheurer Aufschwung seit jener Zeit nicht zum geringsten Theil dem von ihm mit so großem Erfolg eröffneten Wege der experimentellen Untersuchung zu verdanken ist.

Voraussetzung jedes vollkommenen Versuchs ist immer, daß der Experimentator alle auf das Schlußergebniß einwirkenden Umstände und Bedingungen kennt und bei den Folgerungen aus dem Ergebniß berücksichtigt. Das ist leider nicht bei allen Versuchen der Fall. Der Experimentator kennt entweder die Bedingungen nicht alle; oder er kennt sie wohl, aber er hat sie nicht in seiner Gewalt. Angenommen, auf das Schlußergebniß eines Versuchs hätten fünf oder zehn verschiedene Bedingungen Einfluß. Eine ideale Versuchsreihe zur Erforschung des Verhältnisses würde folgendermaßen einzurichten sein: Zuerst werden alle Versuchsbedingungen bis auf eine (Nr. 1) constant erhalten; 1 wird innerhalb der Grenzen, welche der Versuch gestattet, verändert und zu jedem Werth von 1 der zugehörige Werth des Schlußergebnisses ermittelt. Hierauf wird Nr. 2 verändert, während alle andern (einschließlich 1) constant erhalten werden u. s. f., bis alle Bedingungen vollkommen experimentell erforscht sind. Dieses Ideal ist selten vollständig durchführbar, um so seltner, je zahlreicher die Bedingungen sind. Hieraus erklärt es sich, warum in vielen Wissenschaften die Ergebnisse der Versuche und die aus ihnen zu ziehenden Schlüsse so schwankend und unzuverlässig sind, so daß es nothwendig wird, sie immer von Neuem und mit immer vollkommeneren Mitteln zu wiederholen, um sich der Wahrheit immer mehr anzunähern.

Je weiter sich unsere Erfahrung ausdehnt, desto größer wird die Zahl, zugleich aber auch die Zuverlässigkeit der aus ihr abgeleiteten Sätze oder Regeln. In dem Maße aber, wie unsere Naturerkenntniß sich erweitert, kann es nicht ausbleiben, daß wir einen Zusammenhang zwischen früher getrennten Reihen von Erfahrungen entdecken und daß wir dahin gelangen, neue Regeln oder Sätze aufzustellen, welche mehrere der früher aufgestellten Regeln zusammenfassen, ihren gesammten Inhalt in noch allgemeinerem Ausdruck darstellen. Nachdem, wie wir früher gesehen haben, Galilei die Erscheinungen der schwingenden Pendel und des Falles schwerer Körper erforscht hatte und andrerseits Keppler die Gesetze der Bewegung der Planeten festgestellt hatte, war es dem Scharfsinn Newton's vorbehalten, alle diese einzeln gewonnenen Kenntnisse zusammenzufassen durch Aufstellung des Satzes, daß alle Materie sich gegenseitig anzieht mit einer Kraft, die umgekehrt proportional ist dem Quadrate der Entfernungen und direct proportional der Masse der aufeinander wirkenden Körper. Es ist leicht zu verstehen, welcher Fortschritt unsrer Erkenntniß durch die Aufstellung eines solchen Satzes ausgedrückt ist, welcher die Bewegung der entferntesten Himmelskörper und den Fall eines Sandkorns unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringt, welcher gestattet, die Bewegung der Planeten vorauszuberechnen und aus den Abweichungen dieser Berechnung von den Beob-

achtungen vorauszusagen, daß an der und der Stelle ein bis dahin noch unbekannter Planet vorhanden sein müsse, welcher dann auch wirklich nachträglich aufgefunden wurde.

Einen Satz von so umfassender Bedeutung wollen wir zum Unterschied von jenen einfachen Regeln, von deren Betrachtung wir ausgegangen sind, ein Naturgesetz nennen. Ihnen gegenüber sind die Regeln von Galilei und Keppler von viel eingeschränkterer Bedeutung; aber in ihrem wissenschaftlichen Werth sind sie doch immerhin über jenen einfachen empirischen Regeln hoch erhaben, welche den ersten Anfang aller Induction aus der Erfahrung ausmachen. Wir bezeichnen sie deshalb auch als Gesetze mit einem Zusatz, welcher ihren Inhalt und ihr Geltungsbereich andeutet: Fallgesetz, Pendelgesetz, zuweilen auch nach ihrem Urheber: Kepplersche Gesetze u. s. w. Wenn wir zur Erkenntniß oder zum Verständniß eines solchen Gesetzes gelangt sind, so gewährt dies unserem Geist eine große Befriedigung. Auf ihr beruht das reine und hohe Vergnügen, welches jedes Studium, besonders aber das der Naturwissenschaften bereitet. Jene Befriedigung wird in der Regel darauf zurückgeführt, daß dem menschlichen Geiste das Causalitätsverhältniß gleichsam immanent sei, daß wir durch einen innern Trieb gezwungen wären, bei jedem Dinge und bei jeder Erscheinung nach seiner Ursache, seinem Grunde zu fragen, und daß in dem Gesetz der Grund für das Ding, für die Erscheinung gegeben sei. Ich halte diese Auffassung nicht für richtig. Das Gesetz kann weder die Ursache der Erscheinung sein noch kann es uns dieselbe lehren. Wir müssen uns zunächst klar zu machen suchen, was wir uns unter dem Begriff „Ursache" oder „Grund" zu denken haben. Offenbar ist derselbe psychologischen Ursprungs, d. h. er ist aus der Beobachtung unserer eigenen Seelenvorgänge entstanden. Wenn wir irgend etwas thun, so sind wir uns bewußt, dazu durch einen Grund veranlaßt worden zu sein: Wir gehen zu Bett, weil wir müde sind; wir greifen nach einem Roman, weil wir uns zerstreuen wollen. In diesen Fällen ist der Begriff des Grundes oder der Ursache ganz klar. Wir setzen auch voraus, daß die Handlungen anderer Menschen in ähnlicher Weise zu Stande kommen. Wenn wir aber den Begriff „Ursache" auf Naturereignisse anwenden, so kann er offenbar nicht mehr denselben Sinn haben. Wenn wir sagen, die Schwere sei die Ursache des Fallens eines Steines, so soll das offenbar doch nicht heißen, daß die „Schwere" eine selbstbewußte, aus Motiven handelnde Person sei. Das Wort „Schwere" ist vielmehr nichts weiter als der kurze Ausdruck einer Eigenschaft, welche wir an allen Körpern erkannt haben und welche sich gleichmäßig äußert in dem Fallen des Steins, in den Schwingungen eines Pendels, in der regelmäßigen Bewegung der Himmelskörper. Mit anderen Worten, das Wort „Schwere" ist ein kurzer Ausdruck, welcher uns das Newton'sche Gravitationsgesetz in Erinnerung bringt und uns sagt, daß der Fall des Steins, welchen wir soeben betrachten, kein vereinzeltes Ereigniß ist, sondern ein Einzelfall aus einer großen Zahl von Erscheinungen, welche wir schon kennen und welche sich alle unter der Formel des Newton'schen Gesetzes zusammenfassen lassen.

Die Befriedigung, welche wir empfinden, beruht also in Wirklichkeit darauf, daß wir im Stande sind, die einzelne Naturerscheinung mit einer großen Zahl

anderer, uns schon bekannter in Zusammenhang zu bringen, sie als einen Einzelfall eines Naturgesetzes zu erkennen. Das Ziel jeder Naturforschung ist immer nur die Aufdeckung dieses Zusammenhanges.

Zuerst müssen wir natürlich jede uns neu aufstoßende Erscheinung kennen lernen, sie genau zergliedern und von anderen trennen. Dann aber suchen wir zu erkennen, d. h. sie an die richtige Stelle in dem Gebäude unserer Naturkenntniß einzureihen, ihren Zusammenhang mit den anderen Naturerscheinungen zu sichern[1]).

Wenn uns das gelungen ist, dann sagen wir, wir hätten die Naturerscheinung erklärt. Wir haben das Gewitter erklärt, wenn wir erkannt haben, daß es eine elektrische Erscheinung sei, d. h. daß die Vorgänge in ihm zu derselben Classe gehören wie gewisse uns bekannte Erscheinungen, welche wir unter dem Namen der elektrischen zusammenfassen. Die Aufgabe einer jeden einzelnen Naturwissenschaft wird daher darin bestehen, erstlich die in ihr Bereich fallenden Naturerscheinungen kennen zu lernen, und zweitens ihren Zusammenhang unter einander und mit allen anderen Naturerscheinungen aufzudecken.

Das Endziel aller Naturwissenschaft aber muß offenbar sein, ein Naturgesetz von so umfassender Bedeutung aufzustellen, daß es nicht nur alle schon bekannten, sondern auch alle zukünftigen, noch nicht bekannten Erscheinungen in sich begreift.

Wir würden demnach drei Stufen von Sätzen oder Verallgemeinerungen unterscheiden, in denen sich die ganze Summe unserer Naturerkenntniß ausdrückt: 1. die Regel, welche nichts ist als die Zusammenfassung einer größeren oder kleineren Zahl empirisch gefundener Thatsachen; 2. das Gesetz, welches die Zusammenfassung einer sehr großen Zahl wissenschaftlich geordneter und gut erkannter Erscheinungen umfaßt, und endlich 3. das oberste Naturgesetz, welches dasselbe für alle Naturerscheinungen ohne Ausnahme leisten soll[2]).

Wir haben gesehen, daß an Stelle der Regel zuweilen die Annahme oder Hypothese tritt, d. h. eine vorläufige Fassung der Regel, welche noch der weiteren wissenschaftlichen Prüfung harrt. Solche Hypothesen können aber zuweilen auch so umfassend sein, daß es nothwendig wird, sie von anderen, die nur für ein kleines Gebiet von Erscheinungen aufgestellt sind, zu unterscheiden. In diesem Fall bezeichnen wir sie als Theorieen. Die Theorie verhält sich also zur Hypothese, wie das Gesetz zur Regel; in beiden Fällen ist nur der Umfang das Unterscheidende. Daraus folgt, daß eine scharfe Grenze nicht gezogen werden kann, daß der Eine von einer Theorie spricht, wo der Andere nur eine Hypothese anerkennen will, und daß dieselbe Unsicherheit der Abgrenzung zwischen Regeln

---

[1]) Den alten Spruch: „Felix qui potuit rerum cognoscere causas“ darf der Naturforscher in seiner Bescheidenheit nicht auf sich anwenden. Für ihn könnte der Spruch nur lauten: „rerum cognoscere nexum“.

[2]) Wir sind wirklich im Stande, ein solches oberstes Gesetz zu formuliren, wenngleich wir natürlich niemals mit Sicherheit sagen können, ob nicht noch Thatsachen werden aufgefunden werden, die in den letzten Folgerungen aus diesem Gesetz nicht mit einbegriffen sind oder gar demselben widersprechen. Für den augenblicklichen Zustand unserer Erkenntniß ist dies das Gesetz von der Unveränderlichkeit der Masse und der Energie der Materie. Denn alle Folgerungen aus diesem Grundgesetz, welche man hat prüfen können, haben sich vollkommen bewährt, und es ist keine einzige Thatsache bekannt, welche ihm widerspricht.

und Gesetzen herrscht. Es kommt darauf nicht viel an. Wichtig aber ist es, die Unterschiede zwischen Regeln und Gesetzen einerseits, Hypothesen und Theorieen andererseits festzuhalten [1]).

Wenn es demnach Aufgabe der Naturforschung ist, den Zusammenhang der Erscheinungen zu ergründen, so müssen wir doch bei jeder Einzelunterſuchung noch zwei verschiedene Arten des Zusammenhangs unterscheiden: einen qualitativen und einen quantitativen.

In vielen Fällen hängt es nur von dem Maße unserer Erkenntniß ab, ob wir bei dem ersteren stehen bleiben oder bis zum zweiten vordringen. Die Geschichte der Wissenschaft lehrt daher an vielen Beispielen, daß die Erkenntniß eines qualitativen Zusammenhangs nach und nach oder auch auf einmal durch die Arbeit eines genialen Forschers zu der des quantitativen Zusammenhangs geführt hat. Daher ist es immer das Bestreben aller Forscher gewesen, die Erscheinungen soweit kennen zu lernen, daß man sie in Zahlenwerthen, nach bestimmten Maßen angeben könne. Man nennt solche Wissenschaften, welche die Ergebnisse ihrer Untersuchungen in genau bestimmten Maßen anzugeben vermögen, exacte. Freilich gibt es auch in diesen immer einzelne Erscheinungen, deren Kenntniß noch nicht weit genug gediehen ist, um sie messend zu verfolgen. Das wohlverdiente Ansehen aber, welches die exacten Wissenschaften wegen der größeren Bestimmtheit ihrer Erkenntniß genießen, hat auch häufig Forscher verführt, nach solcher Bestimmtheit zu streben bei Aufgaben, bei denen die Vorbedingungen für dieselbe nicht gegeben waren. Die Geschichte der Wissenschaften bietet zahlreiche Beispiele dafür, daß solches Streben nach dem Schein der Exactheit nur Unheil und Verwirrung anrichtet. Es ist daher eine wichtige Aufgabe des Forschers, sich bei jeder Untersuchung die Frage vorzulegen, wie weit er in der Lage ist, zuverlässige Messungen zu machen und die Erscheinungen nicht bloß ihrem Wesen nach im Allgemeinen, sondern auch nach exactem Maß zu verfolgen.

Ein gutes Beispiel solcher exacter Forschung sind die früher erwähnten Versuche Galilei's über die Fall- und Pendelbewegung. Die Fallhöhen, die Pendellängen, die Fallzeiten und die Schwingungsdauer mußten möglichst genau gemessen werden, um die Gesetzmäßigkeit ihrer Beziehungen zu einander festzustellen. Jeder von uns, wenn er sich in den Besitz der nöthigen Vorrichtungen zu setzen vermag, kann die Versuche wiederholen und ihre Zuverlässigkeit prüfen. Und in der That sind ja diese Versuche seit Galilei unzählige Male von den verschiedensten Forschern mit immer feineren Hülfsmitteln nachgemacht worden. Dabei wurden auch einige Fortschritte in der Erkenntniß gewonnen. Im Jahre 1672 fand Richer, daß ein und dasselbe Pendel in Cayenne langsamer schwingt als in Paris; und Huyghens wies nach, daß dies theils durch die Drehung der Erde um ihre Achse, theils durch die Abweichung derselben von der Kugelgestalt bedingt sei. Aber, worauf ich besonders die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist Folgendes:

[1]) Selbst die bestbegründeten Theorieen behalten doch immer einen hypothetischen Kern, wodurch sie sich eben von den Naturgesetzen unterscheiden. Die jetzt allgemein angenommene Theorie des Lichts z. B., deren feinste mathematische Folgerungen sich auf das Wunderbarste bestätigt haben, geht von der Annahme eines „Aethers" aus, für die wir keinen empirischen Nachweis führen können.

Bei allen messenden Versuchen haben wir mit der Unvollkommenheit unserer Beobachtungsmittel zu kämpfen. Die Schärfe unserer Sinne, besonders unseres Auges, ist eine ungeheuere; wir können sie durch Werkzeuge, wie das Mikroskop u. dergl. noch beträchtlich steigern. Aber sie hat doch ihre Grenze. Bei allen Messungen müssen wir daher Fehler begehen. Wir können den Einfluß dieser Beobachtungsfehler zum Theil verringern dadurch, daß wir die Beobachtungen häufig wiederholen. Denn ein Theil der Fehler wird regellos bald nach der einen, bald nach der andern Seite gerichtet sein. Wenn wir daher aus vielen Einzelversuchen das arithmetische Mittel nehmen, so werden wir dem richtigen Werthe näher kommen. Die Mathematik lehrt uns auch, wie wir aus einer gegebenen Anzahl von einzelnen, empirisch gefundenen Werthen berechnen können, wie groß etwa noch der Fehler des Mittelwerthes sein kann, wie weit derselbe zuverlässig ist. Aber es gibt auch Fälle, wo in Folge der Beobachtungsbedingungen der Fehler immer mehr nach der einen als nach der andern Seite hin liegt, wo also die Ergebnisse der Messung immer zu groß oder immer zu klein ausfallen. Auf alles dieses muß der Experimentator Rücksicht nehmen, wenn er die Ergebnisse seiner Versuche richtig verwerthen will.

Alle Ergebnisse derartiger Messungen werden sich stets darstellen in zwei Reihen von Größen, welche besagen, wie sich die Erscheinung verhält, wenn die Bedingung, deren Einfluß wir untersuchen, verschiedene Werthe annimmt. Wenn wir z. B. untersuchen, welche Räume ein fallender Körper durchläuft in verschiedenen Fallzeiten, so finden wir, daß der Körper fällt:

In einer Secunde . .	4,9	Meter
In zwei Secunden . .	19,6	=
In drei Secunden . .	44,1	=
In vier Secunden . .	78,4	=

Wir können das gewonnene Ergebniß übersichtlich in einer Tabelle darstellen, welche etwa folgendermaßen aussehen würde:

Fallzeiten:	1	2	3	4	Secunden,
Fallräume:	4,9	19,6	44,1	78,4	Meter.

Was ist die Bedeutung dieser Tabelle? Sie besagt: In vier möglichst genau ausgeführten Versuchen haben wir für die vier Fallzeiten: 1 Secunde, 2 Secunden, 3 Secunden, 4 Secunden die Fallräume 4,9 m; 19,6 m; 44,1 m; 78,4 m gefunden. (Jeder dieser vier Werthe ist vielleicht die genau berechnete Mittelzahl aus je zehn Einzelversuchen, was ihre Genauigkeit besser verbürgt, ohne sonst in dem Verhältniß etwas zu ändern.) Die Betrachtung dieser vier Werthe zeigt uns, daß sie in einer einfachen Beziehung zu einander und zu den zugehörigen Fallzeiten stehen. Wir können jeden dieser Werthe darstellen als Product der Grundzahl 4,9 (dem Fallraum in 1 Secunde) in das Quadrat[1]) der Fallzeit. Wir stellen nun die Behauptung auf, daß diese Beziehung nicht bloß für die vier von uns untersuchten, sondern für alle Fallzeiten gelte.

---

[1]) Unter „Quadrat" versteht man das Product einer Größe mit sich selbst. Das Quadrat von 2 ist gleich 4, das von 4 gleich 16 und so fort.

Das ist offenbar nichts Anderes, als was wir früher einen *Inductionsschluß* genannt haben. Aber dieser Schluß hat noch etwas *Hypothetisches*. Und jetzt ist auch klar, was wir zu thun haben, um diese Hypothese zu prüfen.

Wenn unsere Hypothese richtig ist, so können wir berechnen, wie groß der Fallraum für irgend eine andere Fallzeit, z. B. 10 Secunden, sein müßte. Wir würden dafür den Werth 490 m finden. Diese Berechnung hat den Werth eines *Deductionsschlusses*. Denn sie folgert aus der (vorläufig für wahr angenommenen) Hypothese Etwas für einen bestimmten, nicht beobachteten, d. h. also nicht durch die Erfahrung gegebenen Fall. Wir prüfen jetzt diese Folgerung durch einen *neuen Versuch*. Wir lassen einen Körper während 10 Secunden fallen und finden, daß er in der That einen Raum von 490 m durchfällt. Wir machen den Versuch nochmals mit einer Fallzeit von $2^1/_2$ Secunden und finden, daß der Fallraum 30,425 m beträgt, genau so viel, als die Berechnung auf Grund der Hypothese für diese Fallzeit ergeben hat. Wir kehren den Versuch um, lassen den Körper vorher gemessene Räume durchfallen und messen die Zeiten, welche er dazu braucht. Jedesmal stimmt das Ergebniß mit dem überein, welches aus unserer Hypothese berechnet werden kann[1]).

Jetzt erst halten wir die Hypothese für einen richtigen Ausdruck der Thatsachen. Damit hat sie aber aufgehört, eine *Hypothese* zu sein, sie nimmt vielmehr den Werth eines *Naturgesetzes* an. In der That sind wir durch unsere Betrachtungen zu dem gelangt, was man in der Physik als einen Theil der Galilei'schen Fallgesetze kennt; wir können das Ergebniß auf Grund unserer Versuche folgendermaßen ausdrücken: *Beim freien Fall sind die durchfallenen Räume proportional den Quadraten der Fallzeiten.*

Wie in diesem Beispiele, so können wir auch in anderen Fällen aus guten Beobachtungen und richtig angestellten Versuchen Naturgesetze ableiten. Aber nicht immer sind die Verhältnisse so einfach, und häufig sind wir gezwungen, uns mit Annäherungen an die Wahrheit zu begnügen, weil die Umstände eine genaue Messung nicht gestatten. Ganz besonders aber sind die Fälle zu beachten, in denen nicht nur ein, sondern mehrere Umstände auf das schließliche Ergebniß von Einfluß sind. So z. B. ist es ganz sicher festgestellt, daß das Lebensalter einen Einfluß auf die Sterblichkeit hat. Nun können wir uns über diese in mannigfacher Beziehung wichtige und interessante Frage auf statistischem Wege Aufschluß verschaffen, indem wir aus den Sterberegistern zusammenstellen, wie viele Menschen in einem bestimmten Bezirk gestorben sind, und welches Alter jeder Gestorbene erreicht hatte. Wir werden dann ganz allgemein finden, daß die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre und ganz besonders in den ersten Lebensmonaten sehr groß ist, dann stetig abnimmt bis zum vierzehnten Jahre etwa, dann wieder langsam zunimmt bis zum fünfundfünfzigsten Jahre etwa, um dann noch schneller zu steigen. Wir wissen aber, daß die Umstände, welche in jedem einzelnen Falle den Tod eines Individuums herbeiführen, der mannigfachsten Art sind: angeborene

---

[1]) Um diese Versuche anzustellen, bedarf es gerade keines Pisaner schiefen Thurms. Durch Einführung der schon von Galilei benutzten schiefen Ebene und der Fallmaschinen können wir die entsprechenden Versuche mit großer Genauigkeit in jedem physikalischen Cabinet machen.

Schwäche, ungenügende Ernährung, Krankheiten, Unglücksfälle ꝛc. Alle diese Umstände summiren sich in den verschiedenen Lebensaltern in verschiedener Weise, und daraus ergibt sich das Gesammtergebniß, welches wir aufgefunden haben. Aber erst wenn wir weiter forschen und den Einfluß jedes einzelnen Umstandes seinem Werthe nach ermitteln, können wir die Erforschung, soweit sie die Thatsachen betrifft, für abgeschlossen erklären.

Und wie in diesem Beispiel, so geht es mit allen Problemen der Naturwissenschaft. Emsiger Fleiß, rastloses, nüchternes Arbeiten zahlreicher Generationen von Forschern muß die Kenntniß der Thatsachen vervollständigen, bis es möglich wird, den Zusammenhang derselben zu übersehen. Gelingt es, durch Aufstellung einer guten, glücklich gegriffenen Hypothese den vermuthlichen Zusammenhang gleichsam ahnend zu erfassen, so zeigt das den Weg, den die weitere Forschung zu nehmen hat. Aller Scharfsinn des Experimentators kann dann aufgewandt werden, auf dem gefundenen Wege weiter bis in die kleinsten Einzelnheiten vorzudringen. Je weiter wir aber in der Erkenntniß vorschreiten, desto mehr neue Fragen treten uns entgegen. Und so wird es noch vieler, vieler Jahre ruhiger steter Arbeit bedürfen, und es werden immer neue Gesichtspunkte sich darstellen; aber immer wird jede neue Erkenntniß, und sei sie an sich noch so winzig, uns einen Schritt weiter bringen in dem Verständniß des Zusammenhanges der Erscheinungen.

Heinrich von Sybel's Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches [1]).

Von

August Kluckhohn.

Den beiden ersten Bänden des großen Sybel'schen Werkes, über welche den Lesern der „Deutschen Rundschau" im Decemberheft des vorigen und im Januarheft dieses Jahres Bericht erstattet wurde, sind in kurzen Zwischenräumen drei weitere gefolgt. Hatten die beiden früheren Bände nur die Vorgeschichte der epochemachenden Ereignisse beleuchtet, so sind es nun die großen über die Geschicke unseres Vaterlandes entscheidenden Actionen selbst, die sich vor unseren Augen in dramatischer Lebendigkeit abspielen. Mit wachsender Spannung folgen wir den Ereignissen von Tag zu Tag, oft von Stunde zu Stunde, hier durch die politischen, dort durch die kriegerischen Vorgänge in Athem gehalten.

Wie vorzüglich es v. Sybel versteht, aus viel verschlungenen diplomatischen Geweben die leitenden Fäden aufzuzeigen, und in jedem Moment die Verflechtung der europäischen mit der preußisch-deutschen Politik zur Anschauung zu bringen, wurde neben anderen Vorzügen dieses seltenen Meisters der historischen Kunst schon in unserem ersten Artikel hervorgehoben. Nicht minder bewährt sich in den nun vorliegenden Bänden die Feder des Historikers, wo es gilt, die Geschichte eines Feldzuges zu skizziren, oder den Gang eines Gefechtes, den Verlauf einer Schlacht mit prägnanten Strichen zu zeichnen und dabei sowohl das topographische Moment, als die tactischen Vorgänge den Lesern zu vergegenwärtigen. Daß aber v. Sybel als Kriegshistoriker seine Kenntniß nicht etwa bloß einem verständnißvollen Studium der großen Generalstabswerke verdankt, zeigt schon die Thatsache, daß er mehr als einmal von diesen abweicht und eine selbständige Auffassung geltend macht.

So reich auch schon die ersten Bände an neuen Ergebnissen waren, die der Verfasser den ihm zum ersten Male zugänglichen preußischen Staatsacten ent-

[1]) Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten. Von Heinrich von Sybel. III. bis V. Band. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1890.

lehnt hatte, so konnte man doch in dem einen und anderen Blatte, dem die politische Richtung v. Sybel's unsympathisch war, die Behauptung lesen, daß das thatsächlich Neue, was der Geschichtsschreiber biete, doch eigentlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben sei. Seit dem Erscheinen des dritten Bandes haben meines Wissens selbst übelwollende und tadelsüchtige Kritiker diese Klage nicht zu wiederholen gewagt, und noch weniger würden sie es gegenüber dem vierten und vollends dem fünften Bande vermögen. Tritt doch die Bereicherung, die unsere Kenntniß von den ereignißvollsten Jahren unserer Geschichte aus den zuverlässigsten Quellen, d. h. aus denjenigen Acten erfährt, „welche im Gange der preußischen Action erwachsen sind oder dieselbe bestimmt haben," auf Schritt und Tritt entgegen. Würde uns aber selbst von dem, was man als Enthüllungen bezeichnen darf, weniger geboten, als thatsächlich der Fall ist, und diente v. Sybel's actenmäßige Erzählung bloß dazu, die zahllosen nicht authentischen Berichte, die in Umlauf gesetzt worden sind, zu controlliren und in Einzelheiten richtigzustellen, so wäre das Verdienst des Geschichtschreibers immer noch groß genug und bliebe es auch dann, wenn seine Darstellung, abgesehen von dem reichen und zuverlässigen Inhalt, nicht auch einen unschätzbaren Werth als Kunstwerk hätte.

Wir versuchen es, den Lesern dieser Blätter einen Einblick in die zuletzt erschienenen Bände zu gewähren, indem wir, so weit es der Raum gestattet, den Gang der Erzählung skizziren und dabei auf einzelne Momente, die in neuer Beleuchtung auftreten, besonders hinweisen.

I.

Der schleswig-holsteinischen Frage, mit deren Lösung durch den Krieg von 1864 Bismarck die große Action eröffnete, die den Grund zu dem deutschen Reiche legen sollte, hat v. Sybel einen ganzen Band gewidmet. Er erörtert eingehend den Ursprung des deutsch-dänischen Conflictes, indem er sowohl die Verfassungsverhältnisse der Elbherzogthümer, als die dänische Thronfolgefrage in ihrer historischen Entwicklung klar legt, und zeigt sodann, wie das fanatische Auftreten der eiderdänischen Partei gegen das Deutschthum in Schleswig und gegen die jahrhundertalte Realunion der Herzogthümer zu einer Verschmelzung der Successions- mit der Verfassungsfrage führte, so daß die Schleswig-Holsteiner nur noch in völliger Trennung von Dänemark unter dem Herzog von Augustenburg ihre Rettung sahen. Daß nach dem vorauszusehenden Aussterben des Mannesstammes des dänischen Königshauses Holstein mit Ausnahme der Grafschaft Rantzau und Schleswig bis auf den ehemaligen Gottorp'schen Theil an Augustenburg fallen müsse, hat das preußische Ministerium des Auswärtigen, wie wir zum ersten Male erfahren, auf Grund von Gutachten berühmter Rechtsgelehrten schon 1845 anerkannt. Gleichwohl erklärte sich Friedrich Wilhelm IV., als der König Christian VIII. durch den „offenen Brief" von 1840 seine Absicht, die weibliche Erbfolge auch über die beiden Herzogthümer auszudehnen, aller Welt ankündigte, im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung Deutschlands, aber in Uebereinstimmung mit den anderen Großmächten, für die Erhaltung der Integrität Dänemarks. Er war so weit davon entfernt, die Herzogthümer für Deutschland in Anspruch zu nehmen, daß er sogar den Dänen rieth, die

Gefahr einer Zerstückelung der Monarchie durch die Berufung der Augustenburger auch zur Nachfolge im eigentlichen Dänemark sicherzustellen. Das wäre allerdings ein Ausweg gewesen, der alle staatsrechtlichen Schwierigkeiten beseitigt, aber auch die Herzogthümer auf unabsehbare Zeiten fest an Dänemark gebunden haben würde. Zum Glück wollte man in Kopenhagen von dem dort verhaßten Fürstenhause nichts wissen. Christian VIII. hatte unter Zustimmung Rußlands als einstigen Nachfolger seines kinderlosen Sohnes, einen Neffen, den Sohn seiner Schwester Luise, Prinzen Friedrich von Hessen ausersehen; durch eine Gesammtstaatsverfassung wollte er die Integrität der Monarchie noch weiter sicherstellen. Ehe es dazu kam, starb er, zu Anfang des Jahres 1848. Sein Sohn Friedrich VII. aber unterwarf sich ganz der eiderdänischen Partei und kündigte auf ihr Drängen an, daß er zu einer vollständigen Einverleibung Schleswigs die Hand zu bieten bereit sei.

Gegen diesen unverhüllten Rechtsbruch erhoben sich in den Märztagen des Jahres 48 unter der begeisterten Zustimmung von ganz Deutschland die Herzogthümer zu offenem Kampfe. Dabei versagte ihnen jetzt auch Preußen seinen Beistand nicht. Denn in Berlin wie in Frankfurt erkannte man an, daß das Bundesland Holstein, von jeher mit Schleswig untrennbar verbunden, vollberechtigten Anspruch auf die Wahrung dieser Zusammengehörigkeit habe. Man ging aber noch über die Linie zweifellosen Rechtes hinaus, indem man auf Verlangen der Schleswig-Holsteiner auch Schleswig in den Bund aufnahm und die gemeinschaftliche provisorische Regierung der Herzogthümer anerkannte.

Wie unglücklich indeß der so freudig begonnene Krieg von 1848 verlief, ist bekannt. Preußens Thatkraft erlahmte nur zu bald unter dem schweren Drucke der europäischen Mächte. Zwar brachte der übel berufene Malmöer Waffenstillstand noch nicht den Frieden; im Frühjahr 49 brachen die Feindseligkeiten von Neuem aus; aber noch drohender, als ein Jahr zuvor, traten Rußland und Oesterreich gegen das schwächlich geleitete Preußen auf, und Friedrich Wilhelm IV., der Sache der Herzogthümer wegen ihres „revolutionären" Anstrichs innerlich längst entfremdet, schloß den Waffenstillstand von 1849 und den Frieden von 1850 ab. Schleswig, den Waffen der Dänen preisgegeben, wurde von ihnen nach der Niederlage der schleswig-holsteinischen Armee bei Idstedt erobert, Holstein aber nach den traurigen Tagen von Olmütz im Namen des wiedererstehenden deutschen Bundes durch österreichisch-preußische Truppen so lange besetzt, bis die dänische Regierung sich zur Anerkennung der sehr bescheidenen Forderungen herbeiließe, von denen die deutschen Mächte die Räumung des Landes und ihre Zustimmung zu der definitiven Ordnung der dänischen Erbfolgefrage abhängig machten.

Die Erbfolgefrage war mittlerweile insofern in ein neues Stadium getreten, als man in Kopenhagen mit russischer Zustimmung den Prinzen Friedrich von Hessen fallen ließ und dem Gemahl der Schwester desselben, dem Prinzen Christian von Glücksburg, die Thronfolge zu sichern wünschte. In London sollten die europäischen Mächte durch ein neues Protokoll dieses Abkommen sanctioniren. Selbst der den Herzogthümern so wenig freundlich gesinnte Minister Schwarzenberg fand den eiderdänischen Fanatismus, dem jene ausgesetzt waren, so un-

erträglich, daß er in Verbindung mit der preußischen Regierung vor der Räumung des Bundeslandes Holstein und vor der Anerkennung der neuen Erbfolge-Ordnung von Dänemark wenigstens die bindende Zusage verlangte, daß Schleswig weder danisirt noch dem übrigen Dänemark einverleibt würde. Am 29. Januar 1852 gab der Minister Bluhme diese Erklärung in der verlangten Form ab. Den deutschen Mächten war damit das Recht der Einmischung gegeben, sobald Dänemark seine Verpflichtungen den Herzogthümern gegenüber nicht erfüllte.

Der König von Preußen stellte aber noch eine andere Bedingung für das Londoner Protokoll, nämlich die Zustimmung des Herzogs von Augustenburg zu der neuen Thronfolgeordnung, d. h. den Verzicht auf die von ihm selbst für sich und sein Haus behaupteten Erbansprüche. Hier war es nun, wo Bismarck, damals Bundestagsgesandter in Frankfurt, zum ersten Male amtlich in die schleswig-holsteinische Frage eingreifen sollte. Friedrich Wilhelm beauftragte ihn, im Namen der dänischen Regierung mit dem Herzog Christian über jenen Verzicht in Unterhandlung zu treten. Man weiß, daß Bismarck nur einen Erfolg von zweifelhaftem Werthe erzielte, indem der Herzog nach langem Schwanken und Sträuben sich nur verpflichtete, gegen eine Entschädigung, für seine während des schleswig-holsteinischen Krieges confiscirten Güter, mit seiner Familie den Aufenthalt außerhalb der dänischen Staaten zu nehmen, und ferner im eigenen und im Namen seiner Familie verhieß, nichts gegen die neue dänische Thronfolge unternehmen zu wollen. Einen ausdrücklichen Verzicht auf seine Erbansprüche enthielt diese Erklärung nicht; die dänische Regierung wollte in thörichtem Trotz einen solchen formellen Verzicht auch nicht, um selbst den Schein einer Anerkennung der herzoglichen Rechte zu vermeiden. Ebenso wenig hatten die Söhne des Herzogs auf ihr Erbrecht verzichtet, sondern nur eingewilligt, daß die von Dänemark zu zahlende Geldsumme ($2^3/_4$ Millionen) zu einem Fideicommiß verwendet würde. Sybel hebt aber mit Nachdruck hervor, daß, da der Zweck der ganzen Versammlung den Vater und den Söhnen vom ersten Tage an bekannt gewesen, auch Niemand daran zweifelte, daß mit der Empfangnahme des Geldes die Familie aus dem Kreise der Prätendenten definitiv ausgeschieden; davon sei kein Mensch mehr durchdrungen gewesen, als der damalige Vermittler des Abkommens, Herr v. Bismarck. Welcher Unbefangene könnte auch leugnen, daß ein Verzicht auf die Geltendmachung rechtlicher Ansprüche in der Wirkung gleichbedeutend war mit dem Verzicht auf diese Rechte selbst? Wie aber, wenn der Herzog Christian seine Rechte nachträglich auf seine Söhne übertrug? Der Vater hatte zwar auch in ihrem Namen pacisciert, aber nach deutschem Privatfürstenrecht konnte ein Verzicht des Vaters die großjährigen Söhne ohne deren ausdrückliche Zustimmung nicht verpflichten. Es war daher denkbar, daß nach dem Tode oder auch schon nach der Abdication des in der Ausübung seiner Rechte gehinderten Vaters die Söhne freie Hand erhielten. Zwar hatte, wie unser Geschichtschreiber constatirt, von dieser feinen juristischen Schlußfolgerung kein Staatsmann in Europa eine Ahnung, und auch in Schleswig-Holstein war die allgemeine Ansicht die, daß der Herzog sein und des Landes Recht für gutes Geld unwiderruflich verkauft habe. Gleichwohl hat, wie man weiß, der Herzog Christian einige Jahre später, vielleicht in dem Gedanken, daß er unter einem Zwange

gehandelt habe, der dem so erpreßten Versprechen jede bindende Kraft nehme, seinem älteren Sohne Friedrich die Rechtstitel Augustenburgs cediert und dieser daraufhin eine Verwahrung seiner Rechte nach Kopenhagen und Berlin gesandt, um endlich nach dem Tode Friedrich's VII. von Dänemark als Herzog von Schleswig-Holstein die Regierung der Herzogthümer für sich in Anspruch zu nehmen. Aber durfte wirklich der Vater, wenn er bei fürstlichen Ehren, im eigenen Namen wie im Namen seiner Familie, versprochen hatte, nichts gegen die in Dänemark beabsichtigte Thronfolge zu unternehmen, die in seiner Hand unwirksamen Rechtsansprüche an einen Erben abtreten, damit dieser sie geltend machte? Es begreift sich, wenn Bismarck, der Vermittler jener Abkunft, durch das Auftreten der Familie sich getäuscht, „ja beinahe vor Europa compromitirt" fühlte und nie von einem Erbrecht des Herzogs Friedrich etwas wissen wollte.

Bismarck hat, ehe er als preußischer Minister die schleswig-holsteinische Frage ihrer Lösung entgegenführte, noch einmal als Bundestagsgesandter Gelegenheit gefunden, seine staatsmännische Ansicht über dieselbe zu äußern. Es war im Jahre 1856. Damals hatten die Dänen unter schnödem Bruch der Versprechungen von 1851—52 schon jahrelang mit den gewaltsamsten Mitteln die Danisirung der Herzogthümer betrieben und mit schrankenloser Polizeiwillkür in denselben geschaltet. Nun wurde, als endlich die Holsteiner Stände zu einer Beschwerde am Bundestage sich anschickten, Bismarck von seinem Könige zu einem Bericht aufgefordert. Sein Gutachten ist merkwürdig genug. Mit Rücksicht auf die damalige Verfassung des deutschen Bundes empfiehlt Bismarck in der gerechten Sache eine weitgetriebene und auf den ersten Blick bei dem „tapfersten aller Staatsmänner unseres Jahrhunderts" überraschende Vorsicht an. Daß Dänemark Recht und Vertrag gebrochen, sei unzweifelhaft. Die Mehrzahl der deutschen Höfe würde mit Eifer einem bundesrechtlichen Vorgehen zustimmen, um den Wünschen ihrer Bevölkerung entgegenzukommen, dabei jedoch stets mit Sorge auf Oesterreichs demnächstige Entschließungen hinblicken. Der Wiener Hof aber, von jeher Dänemark zugethan, werde nicht einen Schritt weiter gehen, als ihm die Rücksicht auf die öffentliche Meinung unerläßig mache; er werde stets die Initiative und die Verantwortung der Action Preußen zuschieben; der Erfolg jedoch werde stets von den Entschlüssen der fremden Mächte abhängen. Daher der Rath, mit großer Umsicht und Bedächtigkeit vorzugehen, nichts zu unterlassen, was die Pflicht, Deutschland nach außen zu vertreten, gebieterisch fordere, niemals aber ohne Oesterreich einen Schritt zu thun, welcher Europa reizen könne.

Nur gemeinschaftlich mit Oesterreich vorzugehen und auch auf die anderen Mächte behutsam Rücksicht zu nehmen, blieb auch der Leitstern für Bismarck's schleswig-holsteinische Politik, nachdem ihn König Wilhelm I. im September 1862 an die Spitze des Ministeriums berufen hatte, obwohl mittlerweile Dänemark, der wiederholt angedrohten Bundesexecution zum Trotz, sein Deutschland herausforderndes Gebahren so weit getrieben hatte, daß selbst die fremden Mächte in Kopenhagen dringend zum Einlenken riethen. Unser Staatsmann hatte längst erkannt, daß die ganze dänische Angelegenheit nur durch den Krieg in einer für Preußen erwünschten Weise gelöst werden könne, und weil er dafür hielt, daß der Anlaß zu diesem Kriege sich unschwer finden ließe, sobald die europäische

Lage für die Kriegführung sich günstig gestalte, so hatte er auch schon wenige Tage nach dem Eintritt in das Ministerium von dem Kriegsminister ein Gutachten über die für jenen Zweck nöthigen Vorbereitungen gefordert. Von Roon erhielt er damals die befriedigende Auskunft, daß er die 60,000 Mann, deren man zum Kampf gegen Dänemark bedürfe, jeden Augenblick bereit stellen könne. Aber unter den derzeitigen Verhältnissen konnte es Bismarck noch nicht für ein preußisches Interesse halten: „einen Krieg zu führen, um im günstigsten Falle in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor preußischen Annexionsgelüsten am Bunde gegen uns stimmt, und dessen Regierung ein bereitwilliges Object österreichischer Umtriebe sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für seine Erhebung schulden möchte."

Als dann Dänemark, in vollständiger Unterschätzung des allein furchtbaren Gegners, den es in dem preußischen Staatsmann hatte, jenes Märzpatent von 1863 erließ, durch welches in grellem Widerspruch mit den Zusagen von 1852 die Incorporation Schleswigs in nahe Aussicht gestellt wurde, fand Bismarck in der Einleitung der Bundesexecution das geeignete Mittel, die Frage so lange lebendig zu erhalten, bis Preußens europäische Stellung ein entschiedenes Auftreten zuließe. So lange aber das Verhältniß Preußens zu den Westmächten, wie zu Oesterreich in Folge seiner russenfreundlichen Haltung während des polnischen Aufstandes aufs Höchste gespannt war, wäre es nach Bismarck's Einsicht unverantwortlich gewesen, sich von der ungestümen öffentlichen Meinung in und außer Preußen zu Schritten drängen zu lassen, die zu unabsehbaren Verwicklungen führen konnten. Daher hinderte er nicht allein, daß der Bundestag die Verträge von 1852, da Dänemark sie gebrochen, für unverbindlich erklärte und den Bundeskrieg beschlösse, sondern hätte selbst die Bundesexecution, als sie der wachsende Trotz der Dänen unvermeidlich machte, nicht ungern noch hinausgeschoben gesehen. So erklärt es sich, daß er selbst nach dem 1. October 1863, als man in Frankfurt die Execution beschloß, und Dänemark eine letzte Frist für die Rücknahme des Märzpatents gestellt hatte, noch die Hand zu dem Versuche einer gütlichen Beilegung des nach seiner innerlichsten Ueberzeugung doch unversöhnlichen Conflictes bot. Dabei sollte ihn seine Rechnung auf die Hartnäckigkeit der Eiderdänen nicht täuschen. Zwar der König Friedrich, welcher bisher dem Kopenhagener Pöbel zu Gefallen eiderdänische Politik getrieben, wäre froh gewesen, der drohenden Bundesexecution zu entgehen; er fiel, als der Baron Blixen-Finecke ihm von einer aussichtsvollen Correspondenz mit Bismarck Mittheilung machte, ihm um den Hals und nannte ihn seinen Retter; er werde die Verfassung, welche der Reichsrath eben berathen, nimmermehr sanctioniren. Aber den Ministern wagte er nicht zu widersprechen und würde auch das eiderdänische Verfassungswerk voraussichtlich unterzeichnet haben, wenn er nicht plötzlich tödtlich erkrankt wäre. Als ihm dann in einem lichten Augenblicke die Urkunde zur Unterschrift vorgelegt wurde, rief er: „Ich will nicht unterzeichnen, Christian mag es thun." Am 15. November starb er, der Letzte des königlichen Mannesstammes. Am 16. wurde der Protokoll-Prinz als Herrscher der dänischen Gesammtmonarchie ausgerufen; an demselben Tage aber verkündigte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, daß er als Herzog Friedrich VIII. die Regierung

Schleswig-Holsteins antrete und den deutschen Bund zum Schutz der legitimen Erbfolge anrufe. Wie hätten die Schleswig-Holsteiner zögern können, ihm zuzujubeln und einmüthig in den Ruf: „Los von Dänemark!" einzustimmen, zumal seitdem der neue Dänenkönig aus Furcht vor den Volkshaufen Kopenhagens am 18. November die neue Verfassung sanctionirt hatte!

Nicht minder einmüthig und noch stürmischer sprach sich die öffentliche Meinung in Deutschland für den Augustenburger aus, weil dessen Anerkennung allein dem so lange mißhandelten Bruderstamme Rettung verhieß. „Der Gedanke, daß es außer der Augustenburgischen Thronfolge vielleicht noch andere Wege zum Sturze der Dänenherrschaft in Schleswig-Holstein gebe, existirte unter all' den Millionen deutscher Männer nur bei einem Menschen, und dieser Eine verschloß ihn einstweilen tief in seiner Brust." Die Minister der Mittel- und Kleinstaaten, wie ihre Fürsten ließen sich willig von dem Strom der nationalen Begeisterung fortreißen und verlangten von dem durch das Londoner Protocoll nicht gebundenen Bundestage, daß er, unbekümmert um die europäischen Mächte, des Augustenburgers sich annehme.

Eine ganz entgegengesetzte Stimmung beherrschte das Wiener Cabinet, das sich damals ohnedies schon von Sorgen aller Art umdrängt sah. Durch sein schwankendes Verhalten in der polnischen Frage hatte Oesterreich außer dem Zorne des Kaisers von Rußland zuletzt auch den Napoleon's auf sich gezogen. Der Frankfurter Fürstentag hatte mit einer Niederlage geendet. Das Napoleonische Project eines europäischen Congresses, der die Karte Europas revidiren sollte, war wesentlich gegen Oesterreich gerichtet. In dieser isolirten Lage wurde der Kaiserstaat von der deutsch-dänischen Krise betroffen. Durfte er eine neue Gefahr heraufbeschwören, indem er sich dem deutschen Volke zu Liebe von der Integrität der dänischen Monarchie, die er bisher so entschieden verfochten, lossagte? Aber wie, wenn Preußen sich an die Spitze der nationalen Bewegung setzte, in einem Augenblicke, wo es sich der vertrauten Freundschaft Rußlands erfreute, und auch, dank der geschickten Behandlung der Congreßfrage durch Bismarck, von Napoleon sich umworben sah? Nichts konnte daher den Wiener Staatsmännern willkommener sein, als in der deutsch-dänischen Frage mit dem Nebenbuhler Hand in Hand zu gehen, und nichts erfreulicher, als daß Bismarck sehr bereit war, denselben Weg wie Oesterreich einzuschlagen, wenn auch sein letztes Ziel in ganz anderer Richtung lag. Bismarck wollte die volle Befreiung der Herzogthümer, aber ohne schon jetzt an dem Londoner Vertrage über die Thronfolge, an der alle Großmächte festhielten, zu rütteln; ihm boten die Verfassungsverletzungen, in denen sich Dänemark „auf schnöden Rechtsbruch festgenagelt," eine unanfechtbare Handhabe zum Kriege, sobald er Gebrauch davon machen wollte. Die Zurücknahme der Novemberverfassung zu fordern, war aber auch Oesterreich bereit. Daher galt es, die dargebotene Hand fest zu fassen, um dann, wenn der Krieg einmal entbrannt und dadurch alle früheren Verträge mit Dänemark zerrissen seien, den Bundesgenossen für die völlige Losreißung der Herzogthümer zu gewinnen. „Wir haben im Jahre 1849 erlebt," sagte Bismarck, „daß es übel ist, Einer gegen Viere zu stehen. Zwei gegen Drei ist ein besseres Verhältniß." Bismarck's Staatskunst sorgte aber auch dafür, daß nicht die Drei sobald sich

zusammenfanden, indem er gegen das lärmende England fest und furchtlos, gegen Rußland, dessen Neigungen zwischen Dänemark und Preußen getheilt waren, verbindlich, gegen Napoleon aber mit klug berechneter Rücksicht auftrat.

In Paris begegnete der Gesandte v. d. Goltz schon im November 1863 einer Stimmung, die Bismarck's Plänen nicht günstiger hätte sein können. Preußen, ließ sich Napoleon vernehmen, könne in seiner jetzigen Lage nicht bleiben; es sei von kleinen Staaten umgeben, die sein Wirken hindern und seine Kraft nicht vermehren. Der Minister Drouyn de Lhuys ging so weit, daß er rieth, Preußen möge die Ansprüche Augustenburgs nicht als unbestreitbar hinstellen; es liege schon im Interesse der deutschen Seemacht, Schleswig-Holstein zu einer preußischen Provinz und nicht zu einem selbständigen Herzogthum zu machen. „Als er bei diesen Aeußerungen auf Compensationen deutete, und Goltz gleich darauf bemerkte, daß Preußen keine Provinzen zu vergeben hätte, erläuterte der Minister, daß er nicht an territoriale Abtretungen denke." Der Kaiser selbst aber gefiel sich am folgenden Tage in einem Gespräche über eine französisch-preußische Allianz. Daß sich darauf der Gesandte bereitwillig einließ, vermerkte König Wilhelm sehr übel. „Wie kommt Goltz dazu," fragte er, „ohne meine Autorisation von der Möglichkeit einer französischen Allianz zu reden?" Mißtrauisch gegen Frankreich, war er dagegen von ganzem Herzen bereit, trotz aller früheren Spannung, mit Oesterreich zusammenzugehen. Auch für die Hindeutung des französischen Ministers auf eine Annexion der Herzogthümer von Seiten Preußens zeigte sich König Wilhelm völlig unempfänglich. „Seit Jahren," sagt v. Sybel, „hatte in dieser Sache der Wunsch auf Wahrung der deutschen Ehre und auf Befreiung der deutschen Lande seine Seele erfüllt; ein eigennütziger Gedanke war ihm dabei nicht gekommen, und wenn sich, was er lebhaft wünschte, das Londoner Protokoll beseitigen ließ, war er bereit, sich mit Augustenburg zu verständigen." Von anderer Seite wissen wir heute, daß der Prinz schon am 18. November mit Bismarck wie mit dem Könige eine Unterredung hatte, daß dieser sein Vorgehen billigte, aber eine Unterstützung desselben nicht in Aussicht stellte.

Auch in der Conseilsitzung vom 26. November erkannte der König ausdrücklich an, „die Dinge seien heute noch nicht so weit gekommen, daß Preußen sich von dem Londoner Protokolle bereits lossagen dürfe." Es galt also zunächst mit Oesterreich die Bundesexecution kräftig durchzuführen und zugleich für den voraussichtlich sich daraus entwickelnden Krieg mit Dänemark die erforderlichen Truppen (60 000 Mann) bereit zu halten.

Daß schon die Ankündigung der militärischen Vorbereitungen auf dem Landtage zu den schärfsten Debatten führte und Bismarck, weil er das Londoner Protokoll für Preußen als einstweilen verbindlich erklärte, aufs heftigste verurtheilt wurde, konnte den Minister ebenso wenig anfechten, als der Sturm der Entrüstung, der sich gegen ihn in ganz Deutschland erhob, als er am Bundestage statt der Occupation Holsteins (zur Wahrung der Rechte des Interessenten, d. h. im Sinne des Bundestags: des Augustenburgers) den Beschluß schleuniger Execution gegen den König-Herzog von Holstein mit der Mehrheit von einer Stimme durchsetzte.

Die Executionstruppen, Hannoveraner und Sachsen (die Preußen und Oesterreicher standen in der Reserve), rückten in Holstein ein. Die Dänen hatten sich zurückgezogen, um desto stärker die Linie des Danewerkes zu besetzen. Die sächsisch-hannoverischen Bundescommissare vermochten nicht zu hindern, oder wollten nicht hindern, daß alsbald der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, von den Holsteinern jubelnd begrüßt, in Kiel erschien, einen Hofhalt errichtete und mit Hülfe eines stetig wachsenden Anhangs auf die unter der Leitung der Bundescommissare stehende Verwaltung des Landes einen weitgehenden Einfluß ausübte.

In Deutschland aber war die große Mehrzahl der Mittel- und Kleinstaaten, getragen von der unwiderstehlichen populären Bewegung, eifrig beschäftigt, die Anerkennung Friedrich's durch den Bundestag zu erwirken, worauf dann, wenn Oesterreich und Preußen nicht theilnehmen wollten, die Truppen der Mittelstaaten in Verbindung mit einer von dem Herzog zu werbenden holsteinischen Division ihn in den Besitz Schleswigs wie Holsteins setzen und ganz Europa Respect vor dem deutschen Nationalwillen einflößen würden.

Um so kühler und besonnener blieb Bismarck. Wenn er bis dahin zu dem Versuche Rußlands und Englands, noch vor dem 1. Januar, dem Tage des Inkrafttretens der Novemberverfassung, einen Systemwechsel durchzusetzen, freundliche Miene gemacht, gegenüber Oesterreich aber zugesagt hatte, vor eben diesem Termine den Bruch der Verträge von Seiten Dänemarks nicht als endgültig betrachten und die Lossagung Preußens vom Londoner Protocoll noch nicht aussprechen zu wollen, so stimmte er jetzt dem Grafen Rechberg bei, als dieser die Besetzung Schleswigs durch Oesterreich und Preußen zum Zweck der Erzwingung der dänischen Verpflichtungen von 1852 vorschlug. Er wußte hierfür durch eine Denkschrift auch den König Wilhelm zu gewinnen, obwohl der Monarch lieber den offenen Rücktritt vom Londoner Protokoll und die Lossagung von der Integrität Dänemarks gesehen hätte. Da er aber für diesen Fall die Gefahr eines europäischen Krieges und das Mißliche einer Trennung von Oesterreich nicht verkennen konnte, für wesentlich dagegen allein den Uebergang der deutschen Truppen über die Eider hielt, so pflichtete er Bismarck bei. Demnach wurde in Frankfurt der königliche Antrag gestellt, der Bund möge Schleswig in Pfand nehmen für die Erfüllung der dänischen Versprechungen, mit Oesterreich aber für den voraussichtlichen Fall der Ablehnung jenes Antrags vereinbart, daß die preußischen und österreichischen Truppen allein in Schleswig einmarschiren sollten. Kaum war denn auch der Occupationsantrag am 14. Januar vom Bunde verworfen, als beide Mächte erklärten, sie würden in ihrer europäischen Stellung selbst das Herzogthum in Pfand nehmen.

An demselben Tage aber, 16. Januar, an welchem Dänemark das Ultimatum (achtundvierzigstündige Frist für Aufhebung der November-Verfassung) gestellt wurde, erhielt auch das Abkommen, welches die beiden Cabinete für die neue Phase der schleswig-holsteinischen Frage getroffen hatten, bindende Kraft. Neben der Bestimmung, daß nach der Besetzung Schleswigs alle dänischen, Augustenburger und demokratischen Demonstrationen zu verhindern seien, ist vor Allem der Artikel bemerkenswerth, nach welchem die Frage der Erbfolge nur mit dem Einverständniß beider Mächte entschieden werden solle. Oesterreich zwar hatte in viel weiter-

gehender Weise Preußen die Hände zu binden gesucht, indem es verlangte, daß man sich auch von dem Princip der Integrität der dänischen Monarchie nur mit beiderseitigem Einverständniß lossagen dürfe. Da jedoch für den König wie für Bismarck der Entschluß feststand, die Herzogthümer ganz von der dänischen Herrschaft zu befreien, so kam Alles darauf an, den Artikel so zu formuliren, daß Preußen eventuell ohne den Verbündeten von dem Londoner Protokoll sich lossagen könne, wenn auch die Ordnung der künftigen Verhältnisse in den Herzogthümern und insbesondere die der Erbfolge von dem gemeinschaftlichen Einverständniß abhängig blieb.

Wie weit die Absichten, womit man in den Krieg eintrat, auseinandergingen, zeigte sich auch in dem Auftreten der beiden Verbündeten gegen die europäischen Mächte. England suchte nämlich noch in letzter Stunde von Dänemark das drohende Unheil abzuwenden und wenigstens einen Aufschub der Invasion in Schleswig um sechs Wochen zu gewinnen, aber weder in Petersburg noch in Paris wollte man sich auf Verhandlungen einlassen, die zu einem Bruch mit Preußen führen könnten. Napoleon zwar hatte an der Verbindung Preußens mit Oesterreich gar keine Freude, hielt dagegen seinerseits an der Hoffnung auf ein Bündniß mit König Wilhelm fest, und rechnete darauf, daß sich aus dem dänischen Kriege Verwicklungen ergeben würden, die Preußen in seine Arme treiben müßten. „Wir werden es dahin bringen, daß sich Preußen und Oesterreich mit Kanonen beschießen," hat er schon im December 1863 dem italienischen Gesandten Nigra gesagt. Nach London erklärte er jetzt, daß er nicht Lust habe, einen Krieg mit Deutschland herbeizuführen, der für England weiter nichts als die Blockirung einiger Häfen und die Wegnahme einzelner Schiffe bedeuten, für Frankreich aber der unglücklichste und gewagteste aller Kriege sein würde, auf welchen das Kaiserthum sich einlassen könnte.

Wie verschieden aber war die Sprache, die Rechberg und Bismarck führten, sobald die Gefahr einer Intervention von Seiten der anderen Mächte auftauchte! Jener beeilte sich zu versichern, daß Oesterreich die Absicht einer Zerstückelung der dänischen Monarchie so fern wie nur je liege, und forderte von Bismarck eine ähnliche Erklärung für eine gemeinsame Note. Drei ganze Tage wurde zwischen beiden Cabinetten hin und her telegraphirt, bis man sich über eine Fassung verständigt hatte, die allerdings die dänische Integrität noch anerkannte und die Bereitwilligkeit zu einer Conferenz aussprach, aber auch die nur wenig verhüllte Erklärung enthielt, daß durch den Krieg die Verträge hinfällig werden und eine fremde Intervention das Schicksal Dänemarks nur verschlimmern würde.

Auf den überaus anschaulich dargestellten Krieg, der inzwischen schon begonnen hatte, dürfen wir uns nicht gestatten einzugehen. Hätte der greise Wrangel den Rath Moltke's befolgt, so wäre die dänische Armee, ehe sie das Danewerk verlassen konnte, umgangen und damit der Krieg wahrscheinlich sofort beendet worden. Indeß machte doch die Einnahme der von den Dänen für unüberwindlich ausgegebenen Befestigungswerke einen gewaltigen Eindruck in Europa. In den deutschen Mittelstaaten aber steigerte die Eroberung des Danewerks nur den Aerger darüber, daß der Bund so rücksichtslos bei Seite geschoben war. Man drohte, sobald der Bund die Entscheidung getroffen, Truppen nach Holstein dem

Herzog zu Hülfe zu senden, auf die Gefahr hin, daß Oesterreich und Preußen kriegerische Maßregeln dagegen ergriffen; als der preußische Gesandte dem bayrischen Minister bemerkte, ein solches Verhalten hieße die Franzosen geradeswegs zur Einmischung einladen, erwiderte jener: „Ich werde sie nicht rufen, aber wenn sie den widerrechtlich angegriffenen Mittelstaaten zu Hülfe kämen, könnte ich es nicht hindern."

Die plötzliche Besetzung holsteinischer Städte, die der General Wrangel durch preußische Truppen vornehmen ließ, ehe Bismarck einen dahingehenden Antrag in Frankfurt hatte stellen lassen können, steigerte den Groll im mittelstaatlichen Lager noch mehr. Da veranlaßte Bismarck, um Beust's Eifer zu mäßigen, daß an der sächsischen Grenze ein Theil des schlesischen Armeecorps zusammengezogen wurde; zugleich aber sandte der König den General v. Manteuffel nach Dresden und Hannover, um die beiden Höfe zu beruhigen. Beust gegenüber machte aber Manteuffel kein Hehl daraus, daß bei dem ersten Schuß, der in Holstein auf einen preußischen Soldaten fiele, Sachsen besetzt werden würde.

Schwieriger und wichtiger war die Mission, welche Manteuffel nach Wien führte. Oesterreich zu einem festen Auftreten gegen die Mittelstaaten zu animiren, wurde ihm freilich leicht; dagegen trug man in Wien aus Rücksicht auf Frankreich und England große Scheu, die kriegerischen Operationen über Jütland auszudehnen, und gab dies nach langen Verhandlungen nur unter der Bedingung zu, daß die früheren Erklärungen gegenüber den Großmächten wiederholt und die Bereitwilligkeit zu einem Waffenstillstand ausgesprochen würde. Auch das weitere Zugeständniß mußte Bismarck machen, daß die gemeinschaftlichen Vorschläge sich auf die Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark beschränken sollten. Die Invasion Jütlands machte Dänemark endlich geneigt, in die von England so eifrig betriebene Conferenz zu willigen. Den Zusammentritt derselben aber wußte Bismarck bis zum 25. April zu verzögern, sodaß vorher den preußischen Truppen Zeit blieb, die hart vertheidigte Düppelstellung zu erstürmen, und durch diesen glänzenden Erfolg nicht allein das militärische Ansehen Preußens, sondern auch die Stellung der Verbündeten auf der Conferenz mächtig zu heben. Inzwischen hatte Bismarck auch diplomatisch den Congreßverhandlungen geschickt genug vorgearbeitet. Meisterhaft wußte er den Schachzügen Napoleon's zu begegnen oder sie sich zu Nutzen zu machen. Als der französische Kaiser vorschlug, über das Schicksal Schleswig-Holsteins die Bevölkerung selbst entscheiden zu lassen, wohl wissend, wie sehr Oesterreich dieser Anwendung des Nationalitätsprincips widerstrebte, ging Bismarck zwar nur sehr bedingt, aber doch in einer für Napoleon schmeichelhaften Weise darauf ein. Drouyn de Lhuys setzte dem Grafen v. d. Goltz am 9. April auseinander, daß es sich empfehlen würde, die Linie Schleswig-Husum ins Auge zu fassen; sie eigene sich zur Anlage des Nord-Ostseecanals, dessen Bedeutung, wie Bismarck richtig vorausgesehen habe, Napoleon sehr zu würdigen wisse; was südlich jener Linie liege, wäre mit Holstein zu einem besonderen Staate zu vereinigen, über dessen Souverän dann die Bevölkerung zu hören sei; wenn deren Votum auf einen selbstständigen Staat unter dem Augustenburger ginge, so würde Napoleon es auf der Conferenz zu dem seinigen machen; er verlange dafür nicht die geringste Landabtretung, sondern

würde sich mit den Compensationen begnügen, welche ihm ein offenes und kräftiges Einverständniß auf anderen Gebieten zu gewähren geeignet sei.

Daß diese amtlichen Eröffnungen, die Bismarck in noch höherem Maße als den König befriedigen mußten, zu sehr ernsten Erwägungen führten, läßt sich denken. Bismarck antwortete am 14. April, daß der König mit der von dem französischen Ministerium vorgeschlagenen gemeinsamen Richtung im Allgemeinen einverstanden sei, aber eine nördlichere Lage der Grenze wünschen müsse. An die Annexion könne man erst denken, wenn die Bildung eines eigenen Staates sich als nicht ausführbar erwiesen habe; übrigens werde sich Preußen auch den Erbprinzen gefallen lassen, nur habe es kein Interesse, für seine Einsetzung einen europäischen Krieg zu führen. An der Befragung der Bevölkerung, über die man mit Wien verhandle, werde man in allen Stadien der Conferenzverhandlung festhalten; doch sei es wünschenswerth, dieselbe hinauszuschieben. Denn zur Zeit würde sie für den Augustenburger und gegen jede Theilung ausfallen; Preußen, das natürlich die Annexion vorziehe, werde zunächst die Personalunion und die Aufnahme von Schleswig in den deutschen Bund vorschlagen; dann sehe die Bevölkerung, daß es ohne Theilung nicht gehe und werde sich darin finden. Auch für die Annexion an Preußen werde sie stimmen, wenn die Frage einfach laute: preußisch oder dänisch; übrigens sei ein Aufschub der Entscheidung bei fortdauernder Besetzung des Landes Preußen nicht schädlich.

Napoleon war mit dem allen ganz einverstanden, und versprach auch, für eine günstigere Grenze auf der Conferenz zu wirken. Daß die Personalunion, die er als ein mittelalterliches Bastardproject bezeichnete, verworfen werden würde, betrachtete er als zweifellos und sprach als seine Ueberzeugung aus, daß zuletzt nichts übrig bleiben werde, als die Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten und die Annexion des deutschen Theiles an Preußen.

Aus den Verhandlungen der Londoner Conferenz, zu der bekanntlich auch Beust als Vertreter des deutschen Bundes hinzugezogen wurde, sei nur erwähnt, daß Graf Bernstorff, der Botschafter Preußens in London, nachdem er zugleich im Namen Oesterreichs und des Bundes die Hinfälligkeit der Verträge ausgesprochen, nicht umhin konnte, dem Oesterreich gegebenen Versprechen gemäß, zunächst die vollständige politische Unabhängigkeit der durch gemeinsame Institutionen verbundenen Herzogthümer, d. h. im besten Falle die Personalunion mit Dänemark, vorzuschlagen. Aber die dänischen Bevollmächtigten wiesen diesen Vorschlag unbedingt selbst für den Fall zurück, daß die Thronfolge in den Herzogthümern wirklich dem König Christian zugedacht sei. Die Conferenz vertagte sich darauf bis zum 28. Mai.

Während nun auch das britische Cabinet zu der Ueberzeugung gelangte, daß für Dänemark nur noch der nördliche Theil Schleswigs zu erhalten sei, hielt es Bismarck an der Zeit, mit der Wiener Regierung in einen Gedankenaustausch über das weitere Verfahren auf der Conferenz und über die Zukunft der Herzogthümer zu treten. Dänemark werde man, so erörtert er in der merkwürdigen Depesche vom 21. Mai, Nordschleswig zugestehen können; auf der Conferenz möge die dynastische Frage unentschieden bleiben, zwischen Oesterreich und Preußen sei eine Verständigung schon jetzt wünschenswerth. Gegen den Augustenburger, für

den sich Rechtsgründe, wenn auch nicht unanfechtbare, geltend machen ließen, habe man in Berlin nichts einzuwenden, wenn derselbe Bürgschaften für ein conservatives Regiment biete. Inzwischen erhebe auch der Großherzog von Oldenburg Rechtsansprüche, denen man in Berlin nicht entgegen wäre, wenn Oesterreich sich dafür erkläre. Es könne endlich auch in Wien nicht unbekannt sein, daß sich in Preußen Stimmen für eine Annexion der Herzogthümer aussprächen; der Verwirklichung dieses Gedankens aber, womit den Herzogthümern selbst am besten gedient wäre, würde man nur nachstreben können im vollen Einverständniß mit den kaiserlichen Verbündeten.

Daß diese letzte Versicherung, wie die ganze Depesche, sehr ernstlich und ehrlich gemeint war, dürfen wir mit Sybel glauben. Denn so wenig Bismarck auch persönlich dem Augustenburger zugeneigt war und so zweifelhaft ihm seine Erbansprüche erschienen, so hätte er doch dem Wunsche des Königs und dem noch lebhafteren des Kronprinzen nachgegeben, wenn sich der wesentliche Zweck, den er verfolgte, die militärische Sicherstellung Norddeutschlands und die Schöpfung einer deutschen Seemacht, durch das Entgegenkommen des Prinzen und mit dem guten Willen Oesterreichs hätte erreichen lassen. Zu dem Entschlusse, um jeden Preis die Annexion durchzusetzen, konnte er, der mit allen Factoren zu rechnen gewohnt war, schon mit Rücksicht auf die entgegenstehenden Hindernisse noch nicht gekommen sein, so naturgemäß auch ihm wie Anderen seit dem Beginn des Krieges dieser Ausgang erscheinen mußte. Noch gewisser ist, daß ihm, als er Oesterreich von einer Position zur andern mit sich fortzog, kein Gedanke ferner lag, als der, dem Verbündeten den Abschied zu geben oder sich gar gegen ihn zu wenden, sobald er seine Schuldigkeit gethan haben werde.

Welche Aufnahme aber Bismarck's vertrauliche Eröffnungen in Wien fanden, mag man bei Sybel selbst nachlesen. Rechberg, der bis dahin so heftig wie nur möglich gegen die Augustenburgische Candidatur geeifert, hatte jetzt, wo die Personalunion der Herzogthümer mit Dänemark sich als undurchführbar erwies, keinen lebhafteren Wunsch, als, nach dem Ausdrucke Bismarck's in einem Telegramm an Bernstorff: „die Candidatur des Prinzen unwiderruflich festzustellen, um dadurch die Möglichkeit speciell preußischer Forderungen zu erschweren; das könne Preußen sich nicht gefallen lassen und dürfe andere Lösungen nicht eher ausschließen, als bis ermittelt sei, welche Stellung der Erbprinz sich und seinem Lande künftig zu Preußen geben wolle."

Demgemäß ließ nun Bismarck auf der Conferenz vom 28. Mai zwar den Vorschlag, Friedrich zum Herzog zu erheben, machen, aber diesen Antrag bloß damit befürworten, daß der Prinz in den Augen Deutschlands die meisten Rechtsansprüche besitze und seine Anerkennung durch den Bundestag gesichert sei; jede Anerkennung jener Rechtsansprüche preußischerseits wurde dabei vermieden. Und da von den fremden Mächten sich keine für den Augustenburger aussprach, so war auch Preußen an den Vorschlag nicht mehr gebunden.

Während dann in London über die Theilung Schleswigs hin und her gestritten wurde, verhandelte Bismarck mit dem Augustenburger. Leider war der 1. Juni kein glücklicher Tag für den Prinzen. Wie man aus Lorentzen's Schrift: „Schleswig-Holstein und die Annexion" ersieht, hatte es der Herzog früher nicht

an Anerbietungen fehlen lassen; aber jetzt, „nach dem Antrage vom 28. Mai und vielleicht auch nach Notizen über die neueste Wiener Stimmung, schien er sich," um das Wort Sybel's zu gebrauchen, „bereits ganz als souveränen Bundesfürsten zu fühlen, der verpflichtet sei, den Rechten seines Hauses und seines Staates nichts zu vergeben." Wenigstens fand Bismarck das Entgegenkommen nicht, welches er der Situation des Prätendenten und den Interessen Preußens angemessen hielt, und von nun an stand es für ihn, trotz aller Gegenbemühungen des Kronprinzen, fest, daß er die Candidatur Friedrich's nicht mehr zu fördern habe. Dagegen rechnete es Rußland ihm hoch an, daß er sich der oldenburgischen Ansprüche annahm. Auch in anderer Hinsicht ist das Gespräch merkwürdig, das Bismarck am 10. Juni mit Kaiser Alexander hatte. Nur von einer Annexion wollte der Czar nichts hören. Als Bismarck entgegnete: „Wir würden deshalb keinen europäischen Krieg heraufbeschwören, aber wenn die Annexion uns angeboten würde, schwerlich in der Lage sein, sie abzulehnen," erwiderte der Kaiser: „Nun, dahin würde es schwerlich kommen; ich wüßte nicht, wer Euch ein solches Anerbieten stellen sollte." Daß Napoleon es längst gethan, sagte Bismarck dem russischen Herrscher natürlich nicht.

Die Londoner Conferenz ging endlich am 25. Juni ergebnißlos auseinander. Die Dänen, durch Palmerston's Haltung gegen Preußen ermuthigt, hatten bis zuletzt ihren hartnäckigen Trotz behauptet, und schließlich auch den preußischen Antrag auf Befragung des Volkes in Schleswig mit Protest verworfen. Graf Bernstorff aber vernahm aus Lord Clarendon's Munde die warnenden und zugleich anerkennenden Worte: „Ihr habt bis jetzt euer Spiel gewonnen; ihr seid als Herren der Lage in die Conferenz eingetreten und habt sie als Herren der Lage verlassen — seht zu, wie lange das dauert!"

Die Entscheidung brachten die Waffen; am 30. Juni wurde Alsen erobert und damit der Widerstand der Dänen, die eine Landung auf Fünen, ja auf Seeland fürchteten, gebrochen. Auf einen letzten Versuch, von Napoleon Hülfe zu erbitten, war am 8. Juni aus Paris das Telegramm gekommen: „Alles verloren, der Kaiser will nichts für uns thun." Mit den Präliminarien vom 1. August waren endlich die Herzogthümer los von Dänemark. Das preußische Heer, dem die leidenschaftlich verbitterte Volksvertretung die Mittel für den Feldzug verweigert, hatte sich glänzend bewährt, noch glänzender freilich die Staatskunst des genialen Mannes, der die diplomatische Leistung von 1864 nachher oftmals als die schwierigste und glücklichste unter allen seinen Unternehmungen bezeichnet hat.

II.

Durch den Wiener Frieden waren Preußen und Oesterreich in den gemeinschaftlichen Besitz der Herzogthümer gekommen, über deren Zukunft die beiden Mächte nur im Einvernehmen mit einander entscheiden durften. Der Wunsch, an der durch den Krieg bewährten Allianz festzuhalten, beseelte das Berliner wie das Wiener Cabinet. In diesem Sinne wurden im August 1864 bei dem Besuche, den König Wilhelm und sein Minister in Wien abstatteten, die besten Versicherungen ausgetauscht, und daß es auch Bismarck damit ehrlich meinte,

bewies er u. A. damit, daß er sich eifrig, wenn auch vergebens, bemühte, die durch die damaligen österreichisch-preußischen Zollverhandlungen gefährdete Stellung Rechberg's durch Entgegenkommen von preußischer Seite neu zu befestigen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil er hoffte, mit dem ihm persönlich näher stehenden Staatsmanne sich auch in Zukunft friedlich verständigen zu können. Aber schon am 12. November ließ Graf Mensdorff, der doch nach der Versicherung des Kaisers Franz Josef die freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen nicht minder pflegen sollte als sein Vorgänger Rechberg, drei Depeschen nach Berlin abgehen, welche die Schwenkung, die sich in Wien zu Gunsten des dort so oft verworfenen Augustenburgers vollzogen, und eine neue Annäherung an die von Rechberg so empfindlich gekränkten Mittelstaaten scharf genug zum Ausdruck brachten: die Hofburg empfahl die Einsetzung des Erbprinzen, um Frieden und Einigkeit im Deutschen Bunde wieder herzustellen. Freilich hatte der Gesandte in Berlin gleichzeitig zu eröffnen, daß Oesterreich auch die preußische Annexion der Herzogthümer genehmige, wenn ihm dafür ein entsprechender Territorialerwerb an der schlesischen Grenze zu Theil werde, ein Anerbieten, das auch früher schon gemacht, von dem König Wilhelm aber entschieden zurückgewiesen worden war. Hätte Preußen für den Preis einer Landabtretung sich Oesterreichs Zustimmung zu der Annexion erkaufen wollen, so würde man sich in Wien um den Bund ebenso wenig wie um Augustenburg gekümmert haben, während doch Mensdorff's Depeschen wiederholt auseinandersetzten, daß die Gründung eines halb souveränen Staates, der einen Theil seiner wesentlichen Hoheitsrechte an Preußen übertrüge, gerade durch das Bundesrecht ausgeschlossen werde, dessen Erhaltung eine Lebensfrage für Oesterreich bilde. Wollte demnach Preußen nicht auf jeden Gewinn aus dem dänischen Kriege für sich wie für Deutschland verzichten, so mußte es die Fesseln des seinen Aufschwung hemmenden Bundesrechts zersprengen und mit der schleswig-holsteinischen Frage zugleich die deutsche zur Lösung bringen.

Bismarck beantwortete jene Wiener Auslassungen erst, nachdem er die Entfernung der Executionstruppen aus Holstein durchgesetzt, Mensdorff aber wiederholt in stolzem, ja drohendem Tone an die Einsetzung des Augustenburgers gemahnt hatte. Dem gegenüber erörterte Bismarck, daß die Bundesverfassung der wenigst geeignete Boden für die beiderseitigen Interessen bilde, und daß Preußen die mit schweren Opfern erworbenen Rechte an den Herzogthümern nicht aufgeben könne und werde, ohne vorher Bürgschaft für die Sicherstellung der militärischen und Verkehrsinteressen, die dort in Frage kämen, erhalten zu haben. Die Mittheilung der Bedingungen, von deren Erfüllung Preußen also die Einsetzung des Souveräns abhängig mache, solle erfolgen, so bald die betheiligten Minister dieselben formulirt haben würden.

Die wachsende Ungeduld, mit welcher man österreichischerseits auf Beschleunigung drängte, fand in dem diplomatischen Verkehr oft genug mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Interessant ist vor Allem ein ausführliches Gespräch Bismarck's mit dem Grafen Karolyi (8. Februar), worin Letzterer erklärte, daß, wenn Preußen nicht im Laufe des Monats annehmbare Vorschläge mache, Oesterreich zu den Mittelstaaten und der Bundesmajorität übertrete, Bismarck aber

erwiderte: wenn Oesterreich sich einem feindseligen Bundesbeschlusse zugesellt, so ist der Conflict vorhanden.

„Wir wissen bestimmt, was wir wollen: die Annexion, wenn sie ohne Krieg zu erreichen ist, oder wenn vor der Entscheidung andere Ursachen den Krieg herbeiführen, jedenfalls aber ein Verhältniß, welches die Festungen und Kriegshäfen, sowie die Verfügung über die Streitkräfte und andere Rechte in den Herzogthümern in unsere Hand gibt. Für die Differenz dieser beiden Lösungen den Krieg mit europäischen Großmächten aufzunehmen, scheint mir mit dem Werthe des Objects nicht im Verhältniß zu stehen. Gegen die Herabdrückung unserer Ansprüche unter die zweite aber würden wir den Degen ziehen und der vollen Sympathie des Landes sicher sein."

So läßt sich Bismarck in einer an den Gesandten in Paris gerichteten Depesche vom 20. Februar vernehmen: Er erörtert darin mit Ueberlegenheit das Bedenkliche eines von Goltz befürworteten vorzeitigen Bündnisses mit Napoleon und findet es besser, die einmal bestehende Ehe mit Oesterreich, trotz kleiner Hauskriege, einstweilen fortzusetzen.

An der Hoffnung, auf friedlichem Wege zum Ziele zu kommen, hielt Bismarck auch noch fest, nachdem das Wiener Cabinet am 3. März die Februarbedingungen entschieden zurückgewiesen hatte. Er lebte des Glaubens, es werde auch die Bevölkerung der Herzogthümer, trotz aller Förderung, welche die Augustenburgische Nebenregierung österreichischerseits erfuhr, sich der Einsicht nicht verschließen, daß Preußen allein dem Lande Schutz und Sicherheit nach außen zu bereiten vermöge, und daß ihm daher die hierzu erforderlichen Rechte nicht verweigert werden würden. Von dieser Ansicht ging er auch dann noch nicht ab, als Oesterreich der Agitation für die volle Selbständigkeit der Herzogthümer dadurch neue Nahrung gab, daß es trotz aller Warnung dem Bundesbeschluß beitrat, welcher die Einsetzung Herzog Friedrich's VIII. begehrte. Auch den Entschluß Bismarck's zu dem Versuche, durch einen schleswig-holsteinischen Landtag die Februarbedingungen vor jeder weiteren Verhandlung mit dem künftigen Souverän genehmigen zu lassen, führt Sybel auf die Ueberzeugung des Staatsmanns von der einleuchtenden Richtigkeit der preußischen Forderungen zurück. Angesichts aller Schwierigkeiten mochte Bismarck wohl manches Mal bitteren Herzens ausrufen: ich trete die Keller allein. „Aber keinen Augenblick kam ein Gedanke entmuthigten Weichens in seine Seele; zu festgewurzelt stand bei ihm die Ueberzeugung von der innern Güte und dem nationalen Werthe seiner Sache; ich werde dereinst, sagte er damals, der populärste Mann in ganz Deutschland sein."

Erst im Mai fing Bismarck an, die Hoffnung auf eine friedliche Lösung aufzugeben. Eine Mission Manteuffel's nach Wien sollte dazu dienen, volle Klarheit in das Verhältniß zu Oesterreich zu bringen und eventuell den Ausbruch des Krieges zu beschleunigen. Der König jedoch entschied sich in einem Ministerrath vom 29. Mai 1865, in den uns v. Sybel einführt, für die Fortsetzung des bisherigen Ganges der Unterhandlung. Aber während der Kronprinz noch mit Wärme für die Augustenburgische Candidatur plaidirte, ließ es der König geschehen, daß Bismarck wiederholt von Oesterreich die Entfernung des Erbprinzen forderte, und gab diesen endlich vollständig auf, nachdem Friedrich einen eigenhändigen Brief des Monarchen, der ihn in gnädigem Tone aufforderte, die Schwierigkeiten der Lage durch seine Abreise zu vermindern, entschieden ab-

lehnend beantwortet hatte. Dazu kam, daß das eben vollendete Rechtsgutachten der Kronsyndici, dem Sybel eine sehr bemerkenswerthe Auseinandersetzung widmet, mit siebzehn gegen eine Stimme den Erbprinzen, so lange der Vater lebte, mit elf gegen sieben Stimmen aber auch nach dem Tode des Vaters jedes Successionsrecht in den Herzogthümern absprach. Der König, längst aufgebracht über das persönliche Verhalten des Erbprinzen, fühlte sich jetzt auch von seinen bisherigen Rechtsbedenken befreit. „Das Februar-Programm war fortan für Preußen ein überwundener Standpunkt."

In einem eigenhändigen Briefe vom 30. Juni bat der König seinen kaiserlichen Freund dringend um die Ausweisung des Erbprinzen, der ihm, dem Souverän und Kriegsherrn gegenüber eine Stellung einnehme, die er nicht dulden könne. Da die Antwort auf sich warten ließ, gleichzeitige Demonstrationen in den Herzogthümern aber, zu welchen die Geburtstagsfeier des Erbprinzen Veranlassung gab, den Unwillen des Königs noch steigerten, so gab er am 9. Juli die Genehmigung zu militärischen, finanziellen und diplomatischen Vorbereitungen für den Kriegsfall. Das von demselben Tage datirte kaiserliche Antwortschreiben, welches den König ersuchte, von der Ungnade gegen den Erbprinzen abzusehen, und ihn als Souverän der Herzogthümer anzuerkennen, verbesserte die Situation nicht. In dem großen Ministerrath, den der König auf dem Wege nach Gastein am 21. Juli in Regensburg hielt, wurden schwerwiegende Beschlüsse gefaßt, nach Wien ein Ultimatum gesandt, mit Frankreich ein Neutralitätsvertrag, mit Italien ein gemeinsames Vorgehen gegen Oesterreich in Aussicht genommen. Da waren es die Schwierigkeiten der inneren Lage Oesterreichs, welche den Kaiser nach dem Rathe Esterhazy's bestimmten, die Hand zu dem Abkommen von Gastein zu bieten, nach welchem die beiden Mächte sich in die Ausübung der gemeinsamen Rechte, „unbeschadet der Fortdauer dieser Rechte beider Mächte an der Gesammtheit beider Herzogthümer," in der Art theilten, daß Preußen Schleswig, Oesterreich Holstein in Verwaltung nahm, Lauenburg aber für $2^1/_2$ Millionen Thaler an Preußen abtrat. Daß man preußischerseits dem neuen Provisorium nicht die Entscheidung durch die Waffen vorzog, erklärt sich aus den damals nicht günstigen Aussichten auf die Haltung des Auslandes, indem die französische Politik völlig unzuverlässig, die italienische Regierung unentschlossen erschien, die deutschen Mittelstaaten dagegen über ihre Parteinahme für Oesterreich keine Zweifel bestehen ließen.

Sechs Wochen nach dem Abschluß der Gasteiner Convention ging Bismarck nach Biaritz, um sich über die Gesinnungen des französischen Kaisers im persönlichen Verkehr zu vergewissern. Nach all den Mythen, die sich alsbald über seine Verhandlungen mit Napoleon in dem Pyrenäenbad, nicht ohne die Erinnerung an Cavour in Plombières, bildeten, ist es von besonderem Interesse, durch Sybel nicht allein aus Bismarck's Berichten über seine Gespräche mit dem Kaiser und dessen Ministern, sondern aus den vorausgehenden Depeschen v. d. Goltz's auch über die Haltung des Pariser Cabinets unmittelbar nach der Gasteiner Uebereinkunft zuverlässige Aufschlüsse zu erhalten. Hier müssen wir uns begnügen zu bemerken, daß Napoleon den Plan Preußens, Holstein durch Geld zu erwerben, durchaus billigte und auch für den Fall eines Krieges eine zukünftige

Verständigung über ein engeres Verhältniß zu Preußen in sichere Aussicht nahm, dagegen im Falle eines Conflictes in Deutschland ein Bündniß mit Oesterreich, das ihm vor Gastein angeboten worden, als eine Unmöglichkeit bezeichnete. Bismarck kehrte am 17. November, zwar ohne positive Vereinbarungen, die er auch nicht bezweckt hatte, aber sehr befriedigt zurück. „Seine Stimmung war erregt und gehoben; in lebhaften Worten sprach er die Ueberzeugung aus, alle Hindernisse siegreich überwältigen zu können."

Der Vorschlag, die Herzogthümer gegen eine Geldzahlung ganz an Preußen zu überlassen, wurde in Wien um so entschiedener zurückgewiesen, als um dieselbe Zeit von Italien dasselbe Ansinnen an Oesterreich in Beziehung auf Venetien gestellt und Bismarck's Reise nach Frankreich aufs Ungünstigste ausgelegt worden war. Auch das bisher leidlich gute Einvernehmen der leitenden Behörden in den Herzogthümern hörte nun auf. Gablenz ließ den Augustenburger Demonstrationen, im Widerspruch mit der Gasteiner Uebereinkunft, freien Lauf; trotz aller Einsprache preußischerseits wurde sogar in Altona am 23. Januar 1866 eine Massendemonstration geduldet. Als darauf Bismarck aber die peremptorische Frage nach Wien richtete, ob man die Allianz mit Preußen noch länger aufrecht erhalten wolle oder nicht, lehnte es die kaiserliche Regierung ebenso entschieden ab, über einen Act der Verwaltung in Holstein Rechenschaft zu geben. Damit war der Meinungsaustausch über Schleswig-Holstein zu Ende und die österreichisch-preußische Allianz gelöst. Auch die Hoffnung auf den Frieden konnte in Berlin nur noch gering sein. Denn wenn Oesterreich, wie vorauszusehen, nicht einlenkte, sondern die Selbständigkeit Schleswig-Holstein's im Sinne des Bundesrechtes durchzusetzen suchte, so hatte Preußen nur die Wahl zwischen einer Demüthigung, schlimmer als Olmütz, und dem Kriege. Die erstere nicht hinzunehmen, war der König ebenso entschlossen wie sein Berather; aber während Bismarck, in Uebereinstimmung mit den einflußreichsten Generalen, gegen alles Zaudern sprach, fiel dem Könige der Entschluß zum Kriege gegen Oesterreich so schwer, daß er lieber durch Verzögerung des Bruches Preußen größere Opfer auferlegte, als vor der Erschöpfung des letzten Friede bringenden Mittels zum Schwerte griff. Es gab, nach v. Sybel's Bemerkung, „oft harte Auseinandersetzungen und schwere Stunden"; indeß findet der Geschichtschreiber es um so weniger erforderlich, darauf „oder auf die sonstigen Einflüsse näher einzugehen, welche in dem königlichen Palaste in der einen oder der anderen Richtung thätig waren", als gemäß dem einfachen und großen Zuge in der Politik dieser Regierung zuletzt doch immer die sachlichen Momente entscheiden.

Einen großen Conseil vom 28. Februar schloß der König nach Moltke's Aufzeichnung mit den Worten: er wünsche den Frieden, sei aber, wenn es sein müsse, zum Kriege entschlossen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte. Nun ließ es der König auch geschehen, daß Verhandlungen mit Napoleon über ein specielles Einvernehmen und mit Italien über ein Kriegsbündniß eröffnet und als das Object der preußischen Action, außer der Erwerbung der Herzogthümer, eine engere Verbindung der deutschen Staaten unter preußischer Leitung hingestellt wurden. Napoleon fand es vortrefflich, daß die preußische Politik einen höheren natio-

nalen Ausgangspunkt nehme, lehnte es aber ab, ein größeres Compensationsobject, das er doch der öffentlichen Meinung Frankreichs wegen für unerläßlich hielt, im Voraus zu bezeichnen. Als Goltz darauf nach Berlin berichtete, der Kaiser werde für die Annexion der Herzogthümer keine Entschädigung, bei weiterem Machtzuwachs Preußens aber höchst wahrscheinlich die Grenzen von 1814 fordern, erwiderte Bismarck umgehend, daß nach dem unerschütterlichen Entschluß des Königs niemals von einer Ueberlassung deutschen Landes die Rede sein könne. Gern vernahm man dagegen die Kunde, daß Napoleon den König Victor Emanuel zu schleunigem Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen ermahne.

Mit dem Florentiner Hof zu unterhandeln, sollte eben Moltke abgesandt werden, als in Berlin Govone erschien, aber weniger um mit Preußen abzuschließen, als Oesterreich durch die Gefahr eines italienisch-preußischen Bündnisses zu einer friedlichen Abtretung Venetiens geneigt zu machen. Govone bot erst zu dem Vertrage vom 8. April die Hand, als er sich überzeugt hatte, daß Bismarck, statt seinerseits Italien als „Vogelscheuche" gegen Oesterreich zu benützen, entschlossen auf den Krieg zusteuerte. Preußen hatte, nachdem Oesterreich schon am 2. März voreilig (gegen Mensdorff's Rath) seine Rüstung begonnen und zugleich die Absicht angekündigt, die schleswig-holsteinische Frage an den Bund zu bringen, guten Grund, auch seinerseits wenigstens die ersten kriegerischen Vorbereitungen zu treffen. Am 10. April ließ Bismarck in Frankfurt den Antrag auf Berufung des Parlaments stellen und legte vier Wochen später dort auch die Grundzüge einer Reform vor. Diese mußte man ebenso gemäßigt finden, wie der Parlamentsantrag mit allgemeinem Stimmrecht von den Einen ungläubig, von den Anderen mit Unwillen aufgenommen worden war. Inzwischen drängten die überall unternommenen Rüstungen, mit denen jedoch Preußen länger als die übrigen Betheiligten zurückgehalten hatte, jede andere Frage in den Hintergrund. Ein letzter sehr merkwürdiger Einigungsversuch, den A. v. Gablenz, ein in Preußen lebender Bruder des österreichischen Statthalters in Holstein, unternahm, blieb, nachdem der Wiener Kriegseifer den Stein ins Rollen gebracht hatte, ebenso ergebnißlos, wie die Abrüstungsverhandlungen und Napoleon's Congreßvorschlag. Oesterreich sagte sich endlich offen von dem Gasteiner Vertrag los, indem es die Frage der Herzogthümer der Entscheidung des Bundes anheimstellte. Bismarck antwortete damit, daß er den in Frankfurt begrabenen Entwurf der künftigen Bundesverfassung (mit Ausschluß Oesterreichs) jetzt allen deutschen Regierungen direct zusandte. Gleichzeitig rückten preußische Truppen in die von den Oesterreichern nicht besetzten Ortschaften Holsteins ein. Es war das letzte Unrecht, in das Oesterreich sich und seine Genossen setzte, daß es in Frankfurt am 14. Juni die Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen beschließen ließ.

Was v. Sybel über die Ereignisse der letzten Wochen, welche dem Ausbruch des Krieges vorausgingen, Neues berichtet, dient vorzüglich zur Aufhellung der französischen Politik, die hier noch unredlicher nach allen Seiten und zugleich begehrlicher sich darstellt, als sie schon nach allen vorausgehenden Enthüllungen erschien. Wenn Napoleon lebhaft bedauerte, daß Preußen kein Savoyen zu verschenken hatte, so konnte er auch beklagen, daß Bismarck nicht Cavour, und

Kaiser Wilhelm nicht Victor Emanuel war. Nachdem auch Drouyn de Lhuys oft genug Goltz vergebens gedrängt hatte, einen „Speisezettel" für Frankreich zu entwerfen, und Benedetti's Briefe aus Berlin Bismarck als den Einzigen hingestellt hatten, der mit sich allenfalls reden ließe — wir erfahren durch Sybel des Näheren, wie der deutsche Staatsmann zu dieser Anerkennung gekommen —, verzichtete Napoleon darauf, sich von Preußen vor Beginn des Kriegs in derselben Weise seinen Gewinn zusichern zu lassen, wie es ihm mit Oesterreich gelungen war. Er hielt es aber auch nicht für nöthig, da er an der Niederlage Preußens um so weniger zweifelte, als er Alles gethan hatte und noch ferner zu thun gedachte, um ihm den italienischen Bundesgenossen abwendig zu machen. Neue Streiflichter fallen ferner auch auf Pfordten's bayrische Politik, vor Allen aber auf den ebenso besonnenen als kühnen Gang des großen Mannes, der im Bewußtsein seiner Kraft und seiner guten Sache der drohenden Kriegsgefahr in einer Stimmung entgegensah, die in dem von Sybel mitgetheilten Briefe an den Herzog Ernst von Coburg-Gotha vom 9. Juni einen so schönen Ausdruck gefunden hat. Mit der Denkschrift, welche Bismarck am 12. Juni dem Könige und dem Ministerrath über die nächsten diplomatischen und militärischen Operationen vorlegte, und einer Schilderung der Sitzung des Bundestags vom 14. Juni — seiner letzten — schließt dieser vierte Band.

III.

Das allgemeinste Interesse wird naturgemäß der fünfte Band (der Krieg von 1866, die Friedensschlüsse und die Grundlagen des neuen Reiches) erregen. Hier bietet die Größe der kriegerischen und politischen Ereignisse dem Geschichtschreiber einen Stoff sondergleichen dar. Die Geschichte des Krieges in Deutschland und Italien ist zwar von militärgeschichtlichen Autoritäten auf freundlicher und feindlicher Seite im Großen wie in allen seinen Theilen oft genug behandelt worden; kaum minder umfassend ist die deutsche, französische und italienische Literatur, welche die diplomatischen Vorgänge jener Tage aufzuhellen bestimmt war; aber ein Buch, das auf verhältnißmäßig engem Raume die Thaten im Felde und die damit Hand in Hand gehenden Leistungen der Staatskunst in gleicher Klarheit und Sicherheit darstellt, an unzähligen Stellen Ergänzungen und Berichtigungen, an entscheidenden Punkten aber überraschende neue Aufschlüsse bringt, darf der dankbarsten Aufnahme in weiten Kreisen sicher sein.

Das Kapitel „Kriegspläne" beginnt der Verfasser mit einem Blick auf die österreichische Armee, wobei unter anderen das maßvolle Urtheil über Benedek angenehm berühren wird. Der Darstellung der unzulänglichen Rüstungen der Bundesstaaten folgt ein Hinweis auf die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Kriegszwecke, welche die Glieder der bundestreuen Coalition verfolgten. Während Oesterreich die gänzliche Niederwerfung des preußischen Rivalen und damit die Sicherung seiner Herrschaft über ganz Deutschland ersehnte, war Bayern „nach seinem Streben auf Verewigung des Dualismus im Bunde sehr entschlossen, solche Pläne zu hindern und Preußen zwar zu schwächen, aber nicht allzu sehr besiegen zu lassen. . ." „Die Uebrigen richteten genau dieselben Erwägungen gegen Bayern, wie dieses gegen Oesterreich; sie strebten, nicht von Preußen, aber noch

viel weniger von Bayern mediatisirt zu werden." Anders sah es in dem auswärtigen Amte, im Kriegsministerium und im großen Generalstabe zu Berlin aus, wo es „weder Schwanken noch Zweifeln" mehr gab und an keiner Stelle „die Schwierigkeit der Aufgabe, die Kraft und Klarheit des Entschlusses trübte." Wir lernen die Erwägungen kennen, aus denen der preußische Offensivplan hervorging, zu dessen Ausführung die preußischen Heere in Böhmen eindringen sollten. Noch ehe hier in überraschender Schnelligkeit und Schwere die ersten Schläge fielen, hatte General von Falckenstein, „der geistreiche, kräftige und angriffslustige Veteran", die Unterwerfung Norddeutschlands vollzogen. Nur mit zwei Worten gedenken wir der dortigen Ereignisse.

Die Kasseler Episode wird nach Röder's Bericht in charakteristischer Weise geschildert. Ausführlicher beleuchtet v. Sybel die Vorgänge in Hannover, insbesondere die so oft in gehässiger Weise entstellten Verhandlungen, welche dem beklagenswerthen Kampfe von Langensalza vorausgingen. Niemand wird ohne Theilnahme lesen, wie dem Könige elf Tage nach der schicksalsschweren Nacht zu Herrenhausen am 26. Juni noch einmal die Möglichkeit geboten wurde, um den Preis des Bündnisses mit Preußen zum Frieden zu gelangen, wie aber der unglückliche Fürst, gereizt durch die Zwischenfälle, welche die Waffenstillstandsverhandlungen begleiteten, den letzten durch den Oberst von Döring unternommenen Versuch der Verständigung schroff zurückwies.

„Der König fragte kurz: Von wem haben Sie Ihren Auftrag? und auf Döring's Antwort: Von Sr. Majestät, folgte die weitere Frage: Vom Könige selbst? Döring erwiderte: Durch den Ministerpräsidenten Grafen Bismarck. Der König rief: Was will der Mensch? Der Oberst bat allerunterthänigst, zu bedenken, daß von einem preußischen Minister die Rede sei. Nun, sagte der König, wir sind Alle Menschen; theilen Sie mir Ihren Auftrag mit. Döring las darauf dem Könige den wesentlichen Inhalt der ihm ertheilten Instruction vor. Bei der Stelle, wo nochmals ein Bündniß angeboten wurde, unterbrach ihn der König: Ach was, Bündniß; und nun folgte ein leidenschaftlicher Erguß, er könne die Vorschläge nur durch einen feierlichen Protest gegen das völkerrechtswidrige Verfahren Preußens beantworten; man habe seinen Parlamentär angehalten u. s. w. Die Unterredung schloß mit den Worten des Königs: Ich habe Ihnen nichts weiter mitzutheilen als die Wiederholung meines Protestes."

In grellerem Lichte noch als bisher schon erscheint das Verhalten v. Falckenstein's, dessen kaum begreifliche Eigenwilligkeiten das Mißgeschick von Langensalza wesentlich verschuldeten. Seine Entfernung von dem Obercommando stand denn auch bei der obersten Heeresleitung schon zu der Zeit fest, als er sich, nachdem der letzte Widerstand in Norddeutschland gebrochen war, der Bekämpfung der süddeutschen Staaten zuwenden konnte. Ueber die gleichzeitigen Ereignisse auf dem italienischen Kriegsschauplatz konnte v. Sybel den Depeschen Usedom's und noch mehr den Berichten des durch Moltke zum Zwecke strategischer Verabredung an Lamarmora entsandten Kriegshistorikers Theodor v. Bernhardi pikante Mittheilungen entnehmen. Der von unserem Geschichtschreiber vortrefflich charakterisirte Diplomat Usedom, der mit den Führern der ungarischen Emigration nahe Beziehungen unterhielt, hatte schon lange vor Ausbruch des Krieges in Berlin dahin gedrängt, in Gemeinschaft mit Italien Ungarn zu insurgiren. Erst als er ein über das andere Mal meldete, daß man in Florenz auch ohne Krieg in den Besitz von Venetien zu kommen hoffe, und daß alle diese geheimen Umtriebe am besten beseitigt würden, wenn man Italien zur Unterstützung des ungarischen

Aufstandes bestimmen könne, wurde Bernhardi ermächtigt, im italienischen Hauptquartier auch für die Ausführung dieses Vorschlages zu wirken. Aber Lamarmora lag kein Gedanke ferner, als eine Expedition über die Adria zu entsenden; er wollte ebenso wenig von den strategischen Rathschlägen Moltke's, die auf ein rasches Vorgehen zum Zwecke des Zusammenwirkens an der Donau mit dem preußischen Heere zielten, etwas wissen, sondern steifte sich, trotz aller Beredtsamkeit Bernhardi's, darauf, mit der Hauptarmee den Mincio zu überschreiten und in das Festungsviereck einzudringen. Die ohne Vorwissen Bismarck's an Ricasoli gerichtete Depesche Usedom's vom 17. Juni, die Italien zu einer energischen Kriegführung anspornen sollte, wurde von dem Minister dem italienischen Oberbefehlshaber zweimal in Abschrift zugesandt. Lamarmora, der die Note mit wahrem Ingrimm gelesen, behielt sie, ohne einem Menschen davon zu sagen, bei sich, um sie später in seinem Groll gegen Preußen drucken zu lassen und das „guerre à fond" und „frapper au cœur" zu Schlagworten gegen Preußen zu machen. Wie dann durch Lamarmora's bodenlose Unfähigkeit die Schlacht von Custozza verloren ging, und wie unbegreiflich kopflos sich der Feldherr an diesem Tage und wie zweideutig in der nächstfolgenden Zeit benahm, darüber weiß v. Sybel nach Bernhardi Ueberraschendes zu berichten. Er hält jedoch mit seinem Gewährsmann nicht dafür, daß Lamarmora geradezu Verrath begangen und sein Heer mit bewußter Planlosigkeit habe schlagen lassen, um ohne schweres Blutvergießen in den Besitz Venetiens zu kommen.

Zum Glück für Preußen und Deutschland lag die Entscheidung nicht auf einem der Nebentheater, sondern auf dem böhmischen Kriegsschauplatz, wo Oesterreich wie Preußen auf die eigene Kraft angewiesen waren und den Siegespreis die Leitung des künftigen Deutschlands bildete.

Die lichtvolle Darstellung des Krieges in Böhmen bis zu dem großen Tage von Königgrätz übergehen wir, weil wir nicht die Stellen anzugeben wüßten, die aus diesem bei aller Knappheit so farbenreichen und effectvollen Gemälde besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Wir wenden uns lieber gleich dem großen Staatsmanne zu, dessen schwerste Arbeit erst begann, nachdem das Heer und seine Lenker unvergleichliche Lorbeeren errungen hatten.

Bismarck befand sich am Abend des 3. Juli auf dem Schlachtfelde in der Umgebung des Königs, als Moltke sagte: „Euer Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen". „Die Streitfrage," ließ sich darauf Bismarck vernehmen, „ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wiederzugewinnen." Mit dieser Gesinnung ging er an das Werk des Friedens, das ihm, und zwar nicht allein durch das Eingreifen Frankreichs, in einer Weise erschwert werden sollte, die erst v. Sybel vollständig darlegen konnte.

Am 5. Juli erhielt der König das Telegramm Napoleon's, worin sich dieser auf Anrufen Oesterreichs, das ihm Venetien abgetreten, unter Aufforderung zum Waffenstillstand als Vermittler ankündigte und damit, nach den vielen Zusicherungen wohlwollender Neutralität, jetzt dem Sieger in den Arm fiel. „Unglaublich!" war der erste Ausruf des Königs. Aber er war auch mit Bismarck sogleich der Meinung, daß die Vermittlung nicht kurzweg abzulehnen sei. Unserem

Geschichtsschreiber lagen einige, rasch mit eigener Hand auf das Papier geworfene Notizen des Monarchen vor, in denen dieser sich die Frage beantwortet: was fordern wir.

„Die Antwort," berichtet von Sybel, „zeigt, daß er trotz aller Siege auf dem alten Standpunkt geblieben war: Annexion von Schleswig-Holstein, deutsche Bundesreform unter preußischer Leitung, oder, wie er es jetzt ausdrückte, Suprematie über ganz Deutschland. Dazu dann als einzige Folge der beispiellosen Triumphe: Ersatz der Kriegskosten; Abdication der feindlichen Souveräne von Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau zu Gunsten ihrer Thronfolger; Abtretung etwa eines böhmischen Grenzstrichs, Ostfrieslands, der Erbansprüche auf Braunschweig. Kein Gedanke an weitere Eroberungen, an Beseitigung eines deutschen Fürstenhauses."

Wenn es anders gekommen, so haben die entthronten Dynastien dies Napoleon III. zu danken: denn um dem Schreckbild der Einigung von ganz Deutschland unter Preußens Führung zu entgehen, trieb der französische Kaiser Preußen, den ihm gebührenden Machtzuwachs auf anderen Wegen zu suchen, brachte es aber durch seine hinterhaltige, begehrliche und doch jämmerlich schwächliche Politik dahin, daß es der genialen Staatskunst Bismarck's gelang, neben den Annexionen und der Gründung des norddeutschen Bundes alle Vorbedingungen für die baldige Einigung des Südens und des Nordens in dem neuen deutschen Reiche durchzusetzen.

In wie weit der preußische Gesandte am Hofe der Tuilerien in rastloser Thätigkeit seinem Vorgesetzten in die Hände gearbeitet hat, tritt jetzt erst vollständig klar zu Tage. Denn all den theils entstellten, theils geradezu erfundenen Berichten französischer Autoren stellt v. Sybel die Depeschen des Botschafters Grafen Goltz selbst und seine Correspondenz mit Bismarck theils im Wortlaut, theils in Auszügen entgegen. Man kann diese Documente nicht ohne Staunen lesen.

Nachdem Napoleon zu lebhafter Genugthuung Frankreichs sich zum Schiedsrichter zwischen den kriegführenden Mächten aufgeworfen hatte, mußte er es erleben, daß die Italiener das ihnen als Geschenk dargebotene Venetien stolz zurückwiesen, und sich durch keine List noch Drohung zu einem Waffenstillstand ohne Preußen bewegen ließen, während König Wilhelm, welcher die Waffenruhe von Friedenspräliminarien abhängig machte, sich zu nichts Weiterem verpflichtete, als sich mit dem Kaiser über die Mittel zur Herstellung des Friedens zu benehmen, das preußische Heer aber seinen Siegesmarsch gegen Wien fortsetzte. Man begreift, daß der Kaiser, welcher seit dem Tage von Königgrätz alle seine Berechnungen über den Haufen geworfen sah, mit der lebhaftesten Ungeduld die preußischen Forderungen erwartete. Die Armee mobil zu machen, die Kammern einzuberufen und mit einem Weltkrieg zu drohen, wozu Drouyn de Lhuy's den Haltlosen fast schon am 4. Juli fortgerissen hätte, schien ihm, je mehr er dazu gedrängt wurde, um so bedenklicher, und der Prinz Napoleon, Rouher und Andere thaten das Ihrige, jene Bedenken noch zu verstärken. An diesen Männern fand auch Goltz eine Stütze in dem Bemühen, den Bruch zu verhüten; es gelang ihm sogar, die Kriegslust seiner schönen Gönnerin, der Kaiserin Eugenie, ein wenig zu dämpfen. Sie empfing am 9. Juli den Botschafter, um ihren ganzen Haß gegen Preußen auszuschütten, er aber schilderte ihr die Gefahr eines Krieges mit Deutschland und Italien so lebhaft, daß seine Vorstellungen nicht ganz ohne

Eindruck blieben. Als dann im Auftrage des Königs Wilhelm der Prinz Reuß mit entgegenkommenden Versicherungen, wenn auch ohne das heißbegehrte Friedensprogramm, in Paris erschien, wollte zwar Napoleon sich nicht mehr erinnern, daß er schon vor dem Kriege den preußischen Bundesreformplan vom 10. Juni gebilligt hatte, aber er sprach „wie ein Mann, der kein recht gutes Gewissen hat und sich aus seiner selbstgeschaffenen Verlegenheit herauszuwinden sucht."

Noch lebhafter war die Scheu der Kaiserin vor der drohenden deutschen Einheit. „Ihr habt," sagte Eugenie dem Prinzen Reuß, „eine solche Kraft und Schnelligkeit Eurer Armee bewährt, daß wir bei der Nachbarschaft einer solchen Nation Gefahr laufen, eines schönen Tages Euch ganz unversehens vor Paris zu sehen; ich würde Abends als Französin einschlafen und Morgens als Preußin erwachen." Dagegen schien es Reuß, als ob eine einfache Annexion Hannovers und Kurhessens ihr geringe Bedenken erregten, wie denn auch Goltz schon wahrgenommen haben wollte, daß sich das französische Cabinet einer Einverleibung nicht widersetzen würde.

Inzwischen hatte Napoleon mit allen Kriegsgedanken vollständig gebrochen und war bereit, um aus seiner schiefen Lage heraus zu kommen, den preußischen Wünschen möglichst weit entgegen zu kommen.

„Den Kaiser fand ich erschüttert, ja fast gebrochen. Er sagte mir, wir müßten eine äußerst wichtige Unterredung mit einander haben. Es könne zu nichts führen, sich in Recriminationen zu ergehen. Die Kaiserin habe ihm Mittheilung von unserem Gespräche gemacht; es möge in meinen Worten manches Wahre sein. Es sei möglich, daß er, ohne die Folgen zu erwägen, sich günstig über unsere Bundesreform geäußert. Dann sei die Aufregung im Lande über unsere ungeheueren Erfolge gekommen. Man habe ihm die Thorheit einer Politik vorgeworfen, welche einer jetzt schon so gewaltigen Macht die Mittel zur Errichtung eines Deutschen Reiches an der französischen Grenze geben wollte. In dieser Lage habe sich ihm die längst gewünschte Gelegenheit geboten, Italien das venetianische Land zu geben. Er habe, er gestehe es, einen großen Fehler begangen, vergrößert durch die wider seinen Willen der Sache gegebene Oeffentlichkeit. Wenn Preußen und Italien jetzt auf ihrem Widerstand beharrten, so sei er vor seinem Lande einer tiefen Demüthigung ausgesetzt. Er könne dadurch zu einer Politik getrieben werden, welche allen seinen Neigungen und den seit Jahren beharrlich verfolgten Ansichten widerspräche. In irgend einer Weise, schleunigst, müsse er aus dieser unhaltbaren Lage herauszukommen suchen."

Der Kaiser bat dann wiederholt um möglichst rasche Vorlage der preußischen Minimalforderungen für den Frieden, und gab noch einmal zu erkennen, daß Frankreich vor Allem an der Ausdehnung des preußischen Reformplans über Süddeutschland Anstoß nehmen würde. Compensationsforderungen dagegen, über die Goltz eine Aeußerung Napoleon's hervorzulocken suchte, hegte er im Augenblick nicht, sagte vielmehr im Laufe des Gespräches, „daß er nichts verlange, man spreche ihm von einem Winkel bei Landau, diese 50 000 Einwohner seien aber nicht der Rede werth." (Goltz bemerkte dann, berichtet Sybel weiter, wie sich durch ein etwas complicirtes Tauschverfahren diese Abtretung ermöglichen lasse.) „Napoleon legte keinen Werth darauf. Er sagte mit einer gewissen Resignation, es sei am Ende besser, auf alle Vortheile für Frankreich zu verzichten."

Er scheine in der That, sagt Goltz an einer späteren Stelle der merkwürdigen Depesche, den streitenden Einwirkungen nachgebend, den Compaß völlig verloren zu haben. Für den Augenblick sei er Preußen gewonnen, könne aber in jedem folgenden Augenblick umschlagen, wenn ihm preußischerseits die Stellung

zu sehr erschwert werde. Vor der Hand stieg Napoleon's Unruhe und Verlegenheit von Stunde zu Stunde. Er sei, sagte er dem Prinzen Reuß am 12. Juli, auf glühenden Kohlen; die Stimmung in Frankreich verschlechtere sich täglich, er müsse in den Stand gesetzt werden, dem Lande zu sagen, daß die preußischen Bedingungen mit den Interessen Frankreichs sich vereinigen ließen. Der Hauptpunkt sei, daß in der neuen Bundeseinrichtung Süddeutschland, wenn auch nur scheinbar, vom Norden getrennt bleibe. Dies würde seine Stellung entlasten, und es ihm möglich machen, sich Preußens Friedensartikel anzueignen.

Am nächsten Tage konnte endlich Goltz auf Grund einer durch einen Feldjäger überbrachten Depesche Bismarck's (d. d. Pardubitz 9. Juli) die Bedingungen, unter denen Preußen auf Friedenspräliminarien eingehen werde, mit dem Kaiser discutiren. Obwohl Bismarck bei dem durch den Kriegszustand in Böhmen vielfach unterbrochenen telegraphischen Verkehr am 9. Juli über die augenblicklichen Gesinnungen Napoleon's ohne Kunde war, wußte er doch hinlänglich, daß es unmöglich sei, in den für den Norden Deutschlands geplanten Bund auch Süddeutschland aufzunehmen.

„Die öffentliche Meinung," so erörtert er in der maßgebenden Depesche an Goltz, „verlange die Einverleibung Sachsens, Hannovers und Hessens in Preußen, gewiß für alle Betheiligten die zweckmäßigste Lösung, wenn sie sich ohne Abtretung anderen preußischen Gebietes erreichen ließe. Meines Theils finde ich den Unterschied zwischen einer uns hinreichend günstigen Bundesreform und dem unmittelbaren Erwerb jener Länder nicht groß genug, um dafür das Schicksal der Monarchie von Neuem aufs Spiel zu setzen. Unser politisches Bedürfniß beschränkt sich auf die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands in irgend einer Form. Statt der Einverleibung würde man auch jenen Staaten, welche dem Bundeskrieg gegen Preußen zugestimmt hatten, ungünstigere Bedingungen in Beziehung auf ihre Militärhoheit auferlegen, oder ihnen einzelne Gebietstheile entziehen können." Daß man die Erzherzogthümer behalte, sei selbstverständlich. Nachdem dann Bismarck unter Anderem noch bemerkt hatte, daß ihm ein definitiver königlicher Entschluß über diese Dinge noch nicht bekannt sei, gibt er dem Gesandten anheim, zunächst zu versuchen, „welcher Eindruck und welche außerdeutschen Compensationsforderungen bei Frankreich hervorgerufen werden, wenn wir die volle Annexion von Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau fordern, demnächst aber die weiteren oben entwickelten Eventualitäten in gleicher Weise sondirend durchzusprechen. Ew. Excellenz wollen dabei, ohne zu drohen, doch durchblicken lassen, daß wir einen im Verhältniß zu unseren Erfolgen unehrenvollen Frieden nicht anzunehmen fest entschlossen sind." Sollte aber Frankreich eine drohende Haltung gegen Preußen annehmen, so werde man die Entwicklung desselben abwarten, dann aber auch auf der vollen Grundlage der Reichsverfassung von 1849 die nationale Erhebung Deutschlands bewirken und jedes Mittel ohne Rücksicht auf irgend einen Parteistandpunkt zur Kräftigung des Widerstandes der Nation anwenden. Indeß habe er noch die Ueberzeugung, daß, wenn es ihm gelinge, „die diesseitigen Forderungen auf das verständige und für uns ausreichende Maß herabzustimmen," sich mit dem Kaiser Napoleon einigen zu können. In einem Telegramm vom 11. Juni setzte er noch erläuternd hinzu: „Stellen Sie die Alternative zwischen Annexion und Reform nicht in der Art auf, daß Zwischenstufen mit Annexion einiger gegnerischer Länder ausgeschlossen wären, und halten Sie daran fest, daß jede volle Annexion, die ohne Abtretung preußischen Gebietes erlangt werden kann, besser ist als die halbe auf dem Reformwege."

Als Goltz den Kaiser von dem Inhalt seiner Instruction in Kenntniß setzte, hatte dieser nichts gegen den norddeutschen Bund einzuwenden; auch die Form, ob Annexion oder militärische Unterordnung einzelner norddeutscher Staaten, sei ihm, erklärte er, gleichgültig; nur das Königreich Sachsen wünschte er, um das Gleichgewicht einigermaßen herzustellen, nicht aus irgend einem Wohlwollen gegen

das sächsische Königshaus, dem süddeutschen System zugezogen zu sehen. Auf die Selbständigkeit Süddeutschlands und die Integrität Oesterreichs mit Ausnahme Venetiens legte er das entscheidende Gewicht. Nunmehr war die Harmonie zwischen dem Kaiser und dem preußischen Gesandten so groß, daß Goltz ersucht wurde, selbst die Friedenspräliminarien zu redigiren! Der Kaiser erklärte sich mit der Arbeit des Diplomaten folgenden Tags völlig einverstanden, empfahl das so gewonnene Friedensprogramm den beiden streitenden Mächten zur Annahme und schlug einen Waffenstillstand vor. Leider hatte Goltz es für gut gefunden, die Territorialveränderungen, abgesehen von den Elbherzogthümern, um Weiterungen zu vermeiden, in den Präliminarienentwurf nicht aufzunehmen; er hielt dies auch, im Hinblick auf die Aeußerung des Kaisers, daß ihm die innere Gestaltung des norddeutschen Bundes gleichgültig sei, für unnöthig. Bismarck dagegen fand es unerläßlich, sich vor dem Anfang des Waffenstillstandes der Zustimmung Napoleon's zu den Annexionen, auf die König Wilhelm jetzt entschiedenen Werth legte, zu vergewissern, und beauftragte den Gesandten, ein bindendes Versprechen in Beziehung auf die Erwerbung von drei bis vier Millionen norddeutscher Einwohner zu erwirken. So lange er hierüber keine Gewißheit hatte, sah er, durch Goltz nur unvollständig unterrichtet, mit Unruhe und Sorge auf die Napoleonische Vermittlung, und mißtraute ihr um so mehr, als er in der Verschlossenheit des im Hauptquartier angekommenen Benedetti, der Tag und Nacht zur Mäßigung drängte, nur einen Beweis der Hinterhaltigkeit der französischen Politik sah. Darum wünschte er lebhaft, daß die durch die Vermittelung Giskra's, des Bürgermeisters von Brünn, direct mit Wien angeknüpften Verhandlungen zum Abschluß führen möchten; er war, um von der Intervention Frankreichs frei zu werden, zu den für Oesterreich günstigsten Bedingungen bereit, wie er denn auch gern mit von der Pfordten über den Antheil Bayerns an der Bundesreform verhandelt hätte.

Indeß erhob gegen die Annexion von vier Millionen Norddeutschen weder der Kaiser noch auch ganz entgegen einer in Paris entstandenen, unzählige Male wiederholten Erzählung, Drouyn de Lhuys nicht die mindeste Schwierigkeit. Nur möge, wiederholte der Kaiser, das Königreich Sachsen nicht beseitigt werden; dagegen hatte er wider die Annexion des Leipziger und des Bautzener Kreises nichts einzuwenden, und empfahl unter anderem sogar auch Oberhessen als eine passende Erwerbung.

So schien denn, da man sich mittlerweile zu Nikolsburg auch mit Oesterreich über alle wesentlichen Punkte verständigt hatte, der Präliminarfriede gesichert zu sein. Bismarck aber legte auf einen raschen Abschluß um so größeren Werth, als soeben, 24. Juli, ein Telegramm des Grafen Redern aus Petersburg den dringenden Wunsch des Kaisers Alexander ankündigte, zur Erörterung der schwebenden Fragen einen Congreß der Großmächte zu berufen. Es galt also, die letzte Frist, ehe jener Wunsch amtlichen Ausdruck gefunden, zur Vollendung des Friedenswerkes zu benutzen und das einzige Hinderniß, das dem noch entgegenstand, zu beseitigen. Dies Hinderniß aber bildete der König, welcher, durch einflußreiche Männer darin bestärkt, wenigstens auf der Erwerbung von ein paar

sächsischen Kreisen und auf einer höheren Kriegsentschädigung von Seiten Oesterreichs bestand.

Schon früher hatte sich Bismarck zu der Mahnung veranlaßt gesehen, „Europa gegenüber den Bogen nicht zu stark zu spannen, aber dabei einen schweren Stand gehabt, vor allem bei der militärischen Umgebung des Königs, welche in ihrem Siegesstolz kein Maß mehr kannte und noch weiter als der König selbst ihre Anforderungen steigerte," so daß es bei Bismarck's nervöser Ueberreizung oft zu heftigen Scenen kam, wobei es „eine große Wohlthat für ihn war, daß der Kronprinz in seiner ruhigen Weise ihm mehrmals ausgleichend zur Seite stand." Jetzt, am 24. Juli, wendet sich Bismarck an den König in einer Denkschrift, die immer eines der glänzendsten Zeugnisse seiner Weisheit und Mäßigung bilden wird. In beredter Weise setzt er auseinander, wie Alles darauf ankomme, den großen Augenblick nicht zu versäumen, ehe in Paris ein neuer Umschwung eintrete und Rußland, das mit der lebhaftesten Ungeduld den Friedensforderungen Preußens entgegensehe, seine Sympathien für die deutschen Dynastien geltend mache; er weist auf die Größe dessen hin, was man jetzt mit Mäßigung erreichen könne, ein Ziel, so groß, wie es bei dem Ausbruch des Krieges niemals gesteckt werden konnte.

„Wenn dieses Ziel durch einen raschen Abschluß von Präliminarien auf dieser Basis gesichert werden kann, so würde es nach meinem allerunterthänigsten Dafürhalten ein politischer Fehler sein, durch den Versuch, einige Quadratmeilen mehr von Gebietsabtretung, oder wenige Millionen mehr zu Kriegskosten von Oesterreich zu gewinnen, das ganze Resultat wieder in Frage zu stellen und es den ungewissen Chancen einer verlängerten Kriegsführung oder einer Unterhandlung, bei welcher fremde Einmischung sich nicht ausschließen lassen würde, auszusetzen . . . Ich halte," so schließt nach weiteren Ausführungen die schöne Denkschrift, „es für meine Pflicht, gegen Ew. Königl. Majestät, Allerhöchstderselben diesen allerunterthänigsten Vortrag schriftlich und in amtlicher Weise zu erstatten, da die Entscheidung des Augenblicks nach meinem Ermessen von einer unberechenbaren Wichtigkeit ist. Ich fühle die ganze Verantwortlichkeit gegen Ew. Königl. Majestät für den Rath, welchen ich zu ertheilen berufen bin, und habe daher das Bedürfniß, amtlich zu constatiren, daß, wenn ich auch jede von Ew. Majestät befohlene Bedingung in den Verhandlungen pflichtmäßig vertreten werde, doch jede Erschwerung des schleunigen Abschlusses mit Oesterreich behufs Erlangung nebensächlicher Vortheile gegen meinen ehrfurchtsvollen Antrag und Rath erfolgen würde."

Der Bescheid des Königs fiel nicht anders aus, als zu erwarten war; seine Erwägungen konnte v. Sybel aus Randnoten feststellen, die er zu Bismarck's Denkschrift hinzugefügt hatte. Er meinte zwar, wenn auch das Resultat, dessen Größe nie vorherzusehen gewesen, nicht durch kleine Forderungen in Frage gestellt werden dürfe, so komme es doch darauf an, wie viel man an Geld und Land erhalten könne, ohne das Ganze aufs Spiel setzen zu müssen; aber er schloß damit, „daß, wenn trotz Bismarck's pflichtmäßiger Vertretung der preußischen Ansprüche, vom Besiegten nicht das, was Armee und Land erwarten dürften, zu erlangen sei, ohne das Hauptziel zu gefährden, so müsse der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Welt das Urtheil überlassen."

„Schwerlich wird," setzt v. Sybel hinzu, „die Nachwelt anders urtheilen, als daß ein solches Verhältniß zwischen Monarch und Minister, eine solche Verbindung von Siegesbewußtsein und Mäßigung, ein solches Hand-in-Hand-Gehen von Selbstbeherrschung und Genialität in aller menschlichen Geschichte sehr selten erschienen ist."

Am 26. Juli waren die Präliminarien zur Unterzeichnung fertig, als Benedetti eine Pariser Depesche des Inhalts vorlegen wollte, daß Frankreichs Zustimmung zu den preußischen Annexionen eine billige Entschädigung zur Voraussetzung habe, worüber der Kaiser sich mit Preußen ins Benehmen setzen werde, sobald seine Rolle als Vermittler beendigt sei. Bismarck erklärte sich mit großer Freundlichkeit bereit, die bevorstehenden Anträge Frankreichs mit dem Botschafter zu erwägen. Als aber Benedetti daran eine Andeutung knüpfte, daß es sich wohl um Landschaften des linken Rheinufers handeln werde, fiel ihm Bismarck in das Wort: „Machen Sie mir heute keine amtlichen Mittheilungen dieser Art," und wandte sich darauf zur Unterzeichnung der Präliminarien.

Dieser Act machte auch dem Kriege gegen die Südstaaten, den die preußischen Truppen, zuletzt unter Manteuffel, mit glänzendem Erfolge durchgeführt hatten, ein Ende. Eine Woche später, am 5. August, eröffnete der König, bei seiner Rückkehr mit unermeßlichem Jubel begrüßt, den preußischen Landtag mit einer Thronrede, die all den Tausenden, welche unter dem langen so leidenschaftlich geführten Verfassungsconflicte gelitten, die frohe Gewißheit gab, daß nach dem erfolgreichsten aller Kriege auch der innere Frieden zurückkehren sollte, indem der König, statt des gefürchteten Verfassungssturzes, ein Indemnitätsgesetz ankündigte und damit die Hand zur Versöhnung bot. Durch v. Sybel erfahren wir, daß es Bismarck gewesen, der in Verbindung mit v. d. Heydt, aber in offenem Widerspruch mit den anderen Ministern, den König für diese Wendung gewonnen hatte.

Aber während Berlin jubelte, war Bismarck noch von Sorgen schwerster Art gedrückt. Rußland hatte den officiell angekündigten Congreßplan, trotz aller Gegenvorstellungen, noch nicht zurückgezogen; in England hatten zwar die preußischen Siege lebhafte Theilnahme erweckt, aber die Regierung kühl gelassen; mit Oesterreich war der definitive Friede noch nicht geschlossen, und die Prager Verhandlungen wurden um so schwieriger, als Italien noch Welschtirol verlangte. Und nun überreichte, es war eben am 5. August, Benedetti jene maßlosen Compensationsforderungen, zu denen der halb kranke Napoleon sich die Zustimmung widerwillig hatte entreißen lassen. Sybel verschweigt nicht, daß auch Goltz das Seinige in Paris dazu beigetragen, um das beste Ergebniß von einer gut geführten Verhandlung erwarten zu lassen, indem er in neuerer Zeit unumwunden Frankreichs Anspruch im Princip für gerechtfertigt erklärte. „Leider erzählte Goltz dem französischen Minister nicht, daß er persönlich zwar zu Abtretungen bereit sei, daß er aber jeder Vollmacht dazu entbehre, und auf alle Andeutungen solcher Art aus Berlin keine Antwort erhalte."

Daß sich jetzt das französische Verlangen bis nach Mainz erstreckte, und daß Bismarck die von Benedetti überreichten Forderungen entschieden zurückwies, ist seit Langem bekannt. Sybel bezeugt, daß zwar nicht der äußere („körperliche") Vorgang den Mittheilungen, die der Staatsmann in einer späteren Reichstagsrede darüber gemacht hat, entspreche, daß aber Bismarck den wesentlichen Charakter des Vorganges vollkommen richtig beschrieben habe. Benedetti, noch nicht zufrieden, daß ihm auch der König persönlich erklärte, bei der Stimmung der Nation könne nicht ein Zoll breit Landes abgetreten werden, verhandelte am

7. August noch einmal stundenlang, bis Bismarck, dessen eigene Aufzeichnungen dem Geschichtsschreiber vorlagen, endlich erklärte:

„Wenn Sie auf diesen Forderungen bestehen, so gebrauchen wir — darüber täuschen Sie sich nicht — alle Mittel; wir rufen nicht bloß die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit auf, sondern wir machen auch sofort Frieden mit Oesterreich auf jede Bedingung, überlassen ihm ganz Süddeutschland, lassen uns selbst den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit 800 000 Mann über den Rhein und nehmen Euch den Elsaß ab. Unsere beiden Armeen sind mobil, die Eurige ist es nicht, die Consequenzen denken Sie sich selbst." Der Eindruck dieser Worte war um so stärker, je gelassener und freundlicher sie gesprochen wurden. „Wie?" rief Benedetti, „Ihr meint, Oesterreich würde Frieden schließen, wenn wir gegen Euch aufträten?" Bismarck sagte: „Es ist kein neuer Gedanke, den ich eben ausspreche. Unmittelbar vor dem Kriege haben wir darüber verhandelt, und heute, versichere ich Sie, schließt Oesterreich den Frieden. Also, wenn Sie nach Paris kommen, so verhüten Sie einen Krieg, welcher sehr leicht verhängnißvoll werden könnte." „Wie gerne thäte ich das," entgegnete der Botschafter. „Aber mein Gewissen zwingt mich, in Paris dem Kaiser zu erklären, daß, wenn er die Abtretung nicht erlangt, er mit seiner Dynastie der Gefahr einer Revolution ausgesetzt ist." „Machen Sie," schloß Bismarck das Gespräch, „den Kaiser darauf aufmerksam, daß gerade ein aus dieser Frage entsprungener Krieg unter Umständen mit revolutionären Schlägen geführt werden könnte, daß aber gegenüber einer revolutionären Gefahr die deutschen Dynastien sich fester begründet zeigen würden als jene des Kaisers Napoleon."

Es ist bekannt, wie Napoleon den drohenden Antrag vom 29. Juli beschämt zurückzog. Auch Rußland, wohin Manteuffel in wichtiger Mission abgegangen war, gelang es, durch ein festes und kluges Auftreten wieder in ein preußenfreundliches Fahrwasser zu bringen, und dadurch auch die Schwierigkeiten zu beseitigen, auf welche die Friedensverhandlungen namentlich mit Stuttgart und Darmstadt wegen der Fürsprache stießen, die Kaiser Alexander für seine Verwandten erhob. Das ausführliche Schreiben, welches König Wilhelm am 20. August aus diesem Anlaß an den Kaiser von Rußland richtete, rechtfertigt die Annexionen vom nationalen Standpunkte in so schlagender Weise und wahrt zugleich der preußischen Politik so nachdrücklich einen conservativen Charakter, daß man es gern in seinem ganzen Wortlaut kennen lernen möchte.

Es war eine ergreifende Scene, als Bismarck am 22. August, nachdem er dem bayrischen Minister Benedetti's Begehren vom 5. August, Preußens Antwort darauf und die soeben eingetroffenen neuen Pariser Forderungen mitgetheilt hatte, die Frage stellte, ob Bayern bereit sein würde, im Kampfe gegen die auswärtigen Gegner fest und treu mit Preußen, der Deutsche mit dem Deutschen zusammen zu stehen? „Die Antwort läßt sich denken: die beiden Männer umarmten sich, und so erwarb Bayern durch die Unterzeichnung des Schutz- und Trutzbündnisses, Preußens Verzicht auf Oberfranken und Deckung der Rheinpfalz gegen etwa sich wiederholende Gelüste Frankreichs." König Ludwig II. aber richtete am 30. August an den preußischen Monarchen folgende schönen Worte:

„Nachdem der Friede zwischen uns geschlossen und eine feste und dauernde Freundschaft zwischen unseren Häusern und Staaten begründet ist, drängt es mich, dieser auch einen äußeren symbolischen Ausdruck zu geben, indem ich Ew. Königl. Majestät anbiete, die ehrwürdige Burg Ihrer Ahnen zu Nürnberg gemeinschaftlich mit mir zu besitzen. Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. Königl. Majestät in neue Bahnen gelenkt hat."

Die neuen, auf die Erwerbung Landau's, der oberen Saar, Luxemburgs und selbst Belgiens gerichteten Forderungen, welche Benedetti am 20. August überreicht hatte, konnten nicht hindern, daß zwei Tage später auch der Prager Frieden zum Abschluß kam. Bismarck hielt den französischen Diplomaten so lange hin, bis das Werk von 1866 nach außen vollständig gesichert war und Napoleon III., noch einmal bekehrt, in dem Rundschreiben vom 16. September den nationalen Drang des deutschen Volkes als berechtigt anerkannte.

Das letzte Kapitel ist der inneren Entwickelung, den Verhandlungen des Landtags über die Indemnität, die Annexionen und das Bundeswahlgesetz gewidmet.

Nachdem hier der Verfasser noch einen Blick auf Süddeutschland geworfen, wo abgesehen von Bayerns Adel und Clerus und der schwäbischen Demokratie, die patriotische Stimmung der Gemüther unwiderstehlich gegen die von Napoleon's Willkür quer durch Deutschland gezogenen Dämme gerichtet war, so daß die Niederwerfung dieser Schranke nur noch eine Frage der Zeit sein konnte, darf er es aussprechen, daß im Herbst des Jahres 1866 das deutsche Reich gegründet war. Er vergleicht dann das Werk des Königs Wilhelm und seines großen Berathers in geistvoller Weise mit dem Reichsverfassungsbau der Nationalversammlung von 1848. Damals war die deutsche Einheit das mit Jubel begrüßte Ideal, während der Particularismus noch mit tausend Fasern in dem gewohnten realen Dasein wurzelte. Der Einsicht und Mäßigung des von Bismarck berathenen Königs dagegen gelang es, „den Boden für ein stabiles Gleichgewicht des Ideals und der Realität, der Einheit und des Sonderthums zu finden". War so das Werk, das er schuf, zunächst von geringerem Glanze als das von 1849, so bot es um so mehr Aussicht auf festgegründete Dauer.

Schon damals und noch bestimmter 1867 hat der Kronprinz Friedrich Wilhelm, „welcher auch in anderen Beziehungen eine höhere Machtstellung des Reichsoberhauptes im Sinne trug," den Wunsch ausgesprochen, der König möge sich den deutschen Kaisertitel beilegen. Denn dem Volke gebe der Titel eines Bundespräsidenten kein ergreifendes Bild; die Erneuerung der Kaiserwürde aber werde ihm die erlangte Einheit anschaulich verkörpert zeigen, und die Erinnerung an des Reiches alte Macht und Größe alle Herzen entflammen.

„Der Gedanke an sich," schließt Sybel sein Buch, „war, wie wir es erlebt haben und fortdauernd erleben, vollkommen richtig; aber offenbar war er damals verfrüht: ein norddeutsches Kaiserthum hätte im Norden keine Begeisterung erweckt, und im Süden die Vollendung des nationalen Werkes erschwert. König Wilhelm wies den Vorschlag kurz und bestimmt zurück; in seiner schlichten Weise wollte er nichts sein, als Bundesfeldherr und der Erste unter seines Gleichen. Er ist es auch geblieben, nachdem er vier Jahre später bei dem Eintritt der Südstaaten, auf Bayerns Antrag nach Beschluß der Fürsten und des Reichstags, die Annahme der Kaiserkrone genehmigt hatte."

Wer wird nicht von Herzen wünschen, daß es dem greisen Meister vergönnt sein möge, mit derselben jugendlichen Schaffenskraft, von der die uns vorliegenden fünf Bände ein so beredtes Zeugniß ablegen, die Geschichte der Begründung des deutschen Reiches bis zum Jahre 1871 zu führen?

Die Réfugiés und die Gebrüder Gaultier.

Auf Grund handschriftlichen Materials
von
Gneomar Ernst von Natzmer.

I.

Gleich anderen deutschen protestantischen Fürsten hatte sich der große Kurfürst, dessen Gemahlin eine Urenkelin des großen Hugenottenführers Coligny war, 1666 bei Ludwig XIV. für seine in Frankreich bedrängten Glaubensgenossen verwandt und dieser ihm erwidert, daß ihn nicht nur sein königliches Wort, sondern auch das Gefühl der Dankbarkeit für ihm in den letzten Unruhen bewiesene Treue bestimme, die Privilegien der Reformirten aufrecht zu erhalten. Die Bedrückungen nahmen aber ihren Fortgang, indem die katholische Geistlichkeit es unter Anderem durchzusetzen wußte, daß die Specialverfügungen der Einzelgerichtshöfe zum Gesetz erhoben und die Verheißungen des Edicts von Nantes auf diesem Wege illusorisch wurden. Unter solchen Umständen erfolgte die erste größere Auswanderung französischer Reformirter.

Ein Sohn des brandenburgischen Oberpräsidenten, Otto von Schwerin, der in Paris Gesandter war, bestimmte eine Anzahl derselben auf im Landsberg'schen belegene Güter seines Vaters zu gehen, der in diese vom dreißigjährigen Kriege verwüstete Gegend seinerseits deutsche Colonisten bereits berufen hatte. Es betheiligten sich 1671 an einem Abendmahl in der dortigen reformirten Kirche achtzehn Franzosen, Handwerker: Posamentirer, Schuhmacher, die das Jahr darauf, hier ohne hinreichende Beschäftigung in ihrem Beruf, nach Berlin übersiedelten und sich daselbst mit einhundert anderen ins Brandenburgische gekommenen Landsleuten, welche zum Theil eine Anstellung in kurfürstlichen Diensten erhalten hatten, zusammenfanden.

Zu den ausgezeichnetsten dieser Refugirten gehörte der Oberstwachtmeister der Leibtrabanten, Louis de Beauveau, Graf d'Espense, welchen der große Kurfürst 1679 zu seinem Oberstallmeister, 1684 zum Generallieutenant erhob. Es war die Zeit, wo die kirchlichen Verhältnisse einen Mann wie François de Gaultier, der berufen war, am Haager und Berliner Hofe eine politische Rolle zu spielen, Frankreich zu verlassen nöthigten.

Den damaligen Zustand der Bedrückung in Frankreich hat man charakterisirt: „Kein reformirter Geistlicher durfte sich außerhalb seines Gotteshauses im Ornat zeigen; auch in den Kirchen mußte der Gesang der Reformirten vor dem katholischer Processionen verstummen, und man sorgte, daß es nicht zu selten geschah; auf die Abschwörung des reformirten Glaubens war ein Preis gesetzt, und der Uebertritt von der katholischen Kirche zum Protestantismus verboten; gemischte Ehen waren untersagt, die reformirten Bekenner von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.“ Diesen Bestimmungen gab man durch Dragonaden Nachdruck.

Unter solchen Umständen ist die Stadt Montpellier im Departement Languedoc, welche schon früher der Hauptsitz der Hugenotten war, unter Ausnutzung ihrer vom Mittelpunkt der staatlichen Geschäfte entfernten Lage, zu einem Herd der Opposition der in Rede stehenden Zeit geworden. Die Seele dieses Widerstandes war François de Gaultier. Wir entnehmen hierüber seinen eigenhändigen, von uns übersetzten Aufzeichnungen in französischer Sprache — sie befinden sich im Privatbesitz der Frau Generalin v. Holleben, deren Mutter eine der letzten Gaultier war — Folgendes:

„Die Kirchen von Montpellier und die von Nimes und Usèz waren berufen, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Um die Mittel zu finden und zu beschaffen, welche erforderlich waren, die Angriffe der Gegner abzuwenden und unschädlich zu machen, wurden Versammlungen berufen. Ich war derjenige der Geistlichen von Montpellier, welcher von diesen Geschäften am meisten in Anspruch genommen wurde. Ich empfing die Briefe, welche man von Paris und anderweitig schrieb und beantwortete sie. Ich war es, der die nöthigen Rathschläge entgegennahm und ertheilte und mit den Abgeordneten, welche wir am Hofe hatten, verhandelte. Man deputirte mich in der Regel auch zu den Versammlungen, welche außerhalb Montpellier stattfanden.“

Der Umstand, daß einer der Geistlichen die Tochter eines angesehenen katholischen Beamten zum Abendmahl zuließ, gab den Anlaß, daß die Kirche von Montpellier geschlossen wurde.

Als der Herzog von Noailles, Commandirender in Languedoc, den hierzu versammelten Vertretern der Kirche den Arrestbefehl mittheilte, führte Gaultier das Wort. Wir entnehmen das Nähere wieder seinen Aufzeichnungen:

„Ich sagte, daß wir dem Befehle nicht gehorchen könnten. Ganz abgesehen davon, daß er ungerecht, weil er eine große Kirche nur wegen des Versehens eines Einzelnen verurtheile, zu verlieren, was ihr das Theuerste, verstoße er gegen alle Formen des Rechts; denn er sei von parteiischen und unbefugten Richtern gefällt, ohne den Angeklagten auch nur eine Gelegenheit zu geben, gehört zu werden und sich zu vertheidigen. Unmöglich könnten sich unter solchen Umständen zehntausend Personen ihrer Religionsübungen begeben. Man müsse sich daher der Ausführung des Befehles widersetzen und wäre in der Lage, seine Beschwerde Seiner Majestät vorzutragen.“

In Folge einer zweiten Unterredung mit dem Herzoge wurde Gaultier vorläufig sistirt, demnächst von Montpellier verbannt und seine Kirche demolirt. Der guten Sache nicht zu schaden, enthielt sich Gaultier jetzt jeder Theilnahme

an den regelmäßigen Geschäften und Versammlungen seiner Parteigenossen; er hat den Standpunkt, welchen er einnahm, selbst bezeichnet:

„Ich war immer der Meinung, daß man ungeachtet der richterlichen Verbote predigen (das heißt das Wort Gottes verkünden) müsse, aber unter zwei Bedingungen, der einen, daß der Ungehorsam ein allgemeiner, der anderen, daß man sich gleich den echten Christen ohne Waffen mit dem Entschluß versammle, alles über sich ergehen zu lassen, mithin stillschweigend zu leiden. Ich konnte es daher nicht billigen, daß man sich darauf beschränkte, in einzelnen Kirchen nur gegen die Verordnung zu predigen."

Die weltlichen Behörden erkannten aber, je länger je mehr, daß Gaultier, wenn auch nicht mehr die Seele, so der Vater des Widerstandes in Languedoc war.

Es wurde beschlossen, ihn zu verhaften.

Auf die Nachricht von diesem Vorhaben ging François, zunächst in Begleitung seines Bruders Jacques, der Doctor der Medicin an der Universität Montpellier war, auf großen Umwegen heimlich nach Genf und von hier über Frankfurt und Mainz nach Holland. François hat über seine Erlebnisse auf dieser Reise geschrieben:

„Ohne irgend einen Unfall in Genf glücklich angekommen, drängte es mich vor Allem, Gott meinen Dank auch für so manche Bewahrung auf der Reise gleich am Tage darauf in der Kirche des heiligen Peter darzubringen. Ich hörte daselbst die Predigt, 16/6 12. 83.

„In der Stadt fand ich eine große Zahl Geistlicher, welche sich gleich mir den Verfolgungen in Frankreich entzogen hatten, unter Anderen meinen Freund, den Geistlichen von Nimes, Icard, dessen Anwesenheit mich tröstete, da ich bisher nicht wußte, wohin er sich begeben hatte. Ich verweilte in Genf bis zum Monat Juni des folgenden Jahres und machte ein paar Ausflüge nach Coppet, Prangins und Bern."

In Coppet machte Gaultier die Bekanntschaft des Grafen Friedrich Dohna, der durch seine Mutter, eine Solms-Braunfels, in verwandtschaftlichen Beziehungen zur oranischen Familie stehend, eine Reihe von Jahren Gouverneur des Fürstenthums Oranien und Erzieher Wilhelm's III. war und, zur Zeit als brandenburgischer Gesandter bei der Schweiz im Interesse einer evangelischen Alliance accreditirt, Schweizer Familien zur Uebersiedlung ins Brandenburgische zu bestimmen suchte. Diese Beziehungen mußten Gaultier um so bedeutungsvoller sein, als Dohna ein ausgesprochener Feind Frankreichs war. Er ist der Stammvater der jetzigen Linien Schlodien und Schlobitten in Ostpreußen.

Wir fahren in den Mittheilungen Gaultier's fort:

„Die Veranlassung zu der Reise nach Bern war, daß ein Herr v. Balthasar, ein deutscher Edelmann, der Generallieutenant in Frankreich gewesen, wo er die Schwester eines Baron v. Montarnaud, mit dem ich verwandt, heirathete, auf seiner Besitzung Prangins am Genfer See, vier Meilen von dieser Stadt, zwei Geistliche zu ernennen hatte und eine dieser Stellen, welche vacant war, mir geben wollte. Die hierzu erforderliche Einwilligung des Berner Raths zu erlangen, gab er mir Briefe an denselben mit. Der Rath verweigerte seine Zu-

stimmung, sei es aus der politischen Erwägung, der französischen Regierung keinen Vorwand zur Unzufriedenheit zu geben, sei es, um nicht noch stellenlose Landesgeistliche und Vorgeschlagene der Lausanner Akademie zu beeinträchtigen und mißmuthig zu machen.

„Man bezeugte mir aber, daß man mich, wenn es sich nur um meine Person handle, in die Zahl der Landesgeistlichen aufnehmen würde. Bei der großen Zahl refugirter Geistlicher, welche sich bereits in der Schweiz befinde und allem Anschein nach zunehme, könnte man es aber der Anderen wegen nicht thun.

„Im Juni 1684 verließ ich Genf. Icard begleitete mich bis Bern. Wir gingen über Yverdon und Neufchatel. Hier wollte man uns mit einem auskömmlichen Gehalte als Geistliche verwenden. Die Grafschaft stand aber unter einem papistischen französischen Prinzen, man wagte daher nicht, uns fest anzustellen. Wir blieben nicht. In Bern hatte ich mit einem gewissen Thormor, Geistlichen der dortigen französischen Kirche, Freundschaft geschlossen, welcher, obwohl ein geborener Berner, sehr gut französisch predigte.

„Während er sich selbst anschickte, die Schweiz zu verlassen, unterließ er nichts, für meine Anstellung zu sorgen. Im Conseil ließ er durch einen Senator den Antrag einbringen, von der Resolution, keinen französischen Geistlichen anzustellen, zu meinen Gunsten ausnahmsweise abzusehen. Die Rathsherrn beharrten aber bei ihrem Beschluß. Das für mich Schmeichelhafteste an der Sache war, daß Thormor den Antrag ohne mein Wissen gestellt hatte.

„Verschiedene hochgestellte Personen der französischen und deutschen Berner Kirche erboten sich nun, mir ein Gehalt von jährlich hundert Pistolen auf dem Wege freiwilliger Beiträge zu geben, wenn ich die Predigt in der französischen Kirche übernehme. Ich schlug aber auch dies Anerbieten aus, weil die Anstellung keine feste war.

„Während meines Aufenthalts in Bern empfing ich Nachrichten von meiner Frau und meinen Kindern, dazu eine Abschrift des Haftbefehls, welchen der Intendant von Languedoc gegen mich auf Grund eines Urtheils erlassen hatte; derselbe, welcher meinen Freund Icard und andere Amtsbrüder zum Tode verurtheilte.

„In Basel blieb ich drei bis vier Wochen in der Absicht, mich an der dortigen Universität als Doctor der Theologie zu habilitiren. Man hielt mich einige Zeit mit der Hoffnung hin, es werde sich schon machen. Als man zur Ausführung schritt, sollte ich die Schweizer Formel unterzeichnen. Hierzu konnte ich mich nicht verstehen, da sie Verschiedenes enthielt, was meinen Auffassungen widerspricht. Ich gab daher meinen Plan auf."

Am 1. October traf Gaultier in Nymwegen ein und ging nach Rotterdam, wo er mit einem Collegen, dem „einflußreichen Jurien" eine Freundschaft fürs Leben schloß; demnächst nach Amsterdam und dem Haag. Ueberall fand er Commissäre der Wallonischen Synode beschäftigt, flüchtige französische Geistliche zu unterstützen und für ihre Kirchen in Frankreich zu interessiren. Als die Commissäre vom Rathspensionär Fagel, an den sie sich dieserhalb wandten, darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie sich an fremde Höfe nur als Private wenden dürften, hielt Jurien zu solcher Mission Niemanden geeigneter als seinen Freund Gaultier, dieser aber hierzu eine Bevollmächtigung durch den Prinzen-

Statthalter (Wilhelm III.) für nothwendig, unter dem die Niederlande, längst schon eine Zufluchtsstätte der religiösen politischen Freiheit des damaligen Europa, den Gipfel ihrer Größe und Macht erreichten, zu der die Seehelden Tromp und de Ruyter den Grund gelegt hatten. Der Prinz-Statthalter wurde benachrichtigt und zeigte sich einverstanden.

Als Gaultier ihm am 18. bis 28. December 1684 durch Jurien vorgestellt wurde und versicherte, daß alle Kirchen Frankreichs ihre Blicke auf ihn als ihren irdischen Schutzherrn gerichtet hätten, dankte der Oranier für das Compliment und erklärte, daß es seine Schuld nicht sei, wenn es an der nöthigen Hülfe noch fehle: „Ich brauche nicht dazu angetrieben zu werden, mein Interesse, meine Ehre und mein Gewissen verpflichten mich von selbst dazu."

Der Prinz sprach dabei seine Absicht aus, Gaultier in einer bezüglichen Mission nach Berlin zu senden. Allerdings könne man nichts Entscheidendes zur Befreiung der französischen Kirchen unternehmen, solange der Kaiser durch den Krieg mit den Türken in Anspruch genommen sei. Immerhin werde es aber nützlich sein, den Kurfürsten zu sprechen, der für die Religion ein so großes Interesse habe. Gehe dieser darauf ein, könne man eine Intervention der protestantischen Fürsten für die Kirchen der Glaubensgenossen in Frankreich erreichen, „une intercession de tous les princes protestants envers le Roi de France pour les églises de ce royaume."

Am 8. Januar 1685 wurde Gaultier vom Oranier in geheimer Abschiedsaudienz empfangen. Der Prinz entwarf ihm ein genaues Bild des Berliner Hofes und aller daselbst maßgebenden Persönlichkeiten, insbesondere der Minister. Er schied diese dabei in solche, welchen Gaultier vertrauen und andere, welchen er nicht vertrauen dürfe. Es wurde ihm daher aufgegeben, nicht als Geistlicher zu erscheinen, seine Aufträge geheim zu halten und sich nur zu erkennen zu geben, wo die Umstände es erforderten. Ranke spricht nur andeutungsweise, ohne Namen zu nennen, von dieser Mission „als einer Art geistlicher".

Gaultier reiste und präsentirte sich unter dem Namen eines Herrn von Blancard, Specialgesandten („gentil-homme et envoyé particulier") des Prinzen von Oranien, und wurde in Berlin am 21. Januar vom Minister von Fuchs empfangen, der dem Kurfürsten seit 1670, zunächst als Cabinetssecretär, zur Seite war. Er trug seinen Auftrag dem Minister vor und bat, ihm sobald als möglich eine Audienz beim Kurfürsten zu erwirken; sein Herr, der Prinz von Oranien sei überzeugt, daß Fuchs ihm behülflich sein werde, den Zweck seiner Sendung zu erfüllen. Der Minister versprach seinen Beistand und gab verschiedene Rathschläge; er zeigte sich dabei dem Oranier durchaus wohlgesinnt. Drei Tage später brachte er die Nachricht, daß der Kurfürst Gaultier mit Ungeduld in Potsdam erwarte. Der Gesandte eilte hin und wurde das erste Mal am 27. Januar, einem Dienstag Abend, empfangen.

Indem wir den Verlauf dieser und einer folgenden Audienz einer Familienaufzeichnung entnehmen, noch unter dem Eindrucke der Erzählungen François de Gaultier's, nach dessen Papieren, von einem Großsohn entworfen, der in Berlin eine hohe richterliche Würde bekleidete, mithin zu solcher Arbeit befähigt war, staunen wir, mit welcher Nüchternheit und Vorsicht der große Kurfürst die

Staatsgeschäfte auch da behandelte, wo, wie hier, mit Ranke zu reden, sein Ehrgeiz in tiefster Seele in Frage kam.

Gaultier übergab dem Kurfürsten das Schreiben des Prinzen von Oranien. Seine Hoheit las es und zeigte, daß er bereit sei, zu hören, was ihm im Namen des Prinzen zu sagen sei.

Der Bevollmächtigte entwarf darauf ein Bild von dem beklagenswerthen Zustande, in welchem sich die Kirchen Frankreichs befänden, und von der Gefahr, in der sie schwebten, gänzlich vernichtet zu werden, wenn sie nicht sehr bald von außen Hülfe erhielten. Er stellte dabei vor, daß die Feinde der Kirche sich nicht auf die Zerstörungen in Frankreich beschränken wollten, sondern auf die Vernichtung der Reformation in ganz Europa ausgingen.

Zur Vertheidigung gegen diese maßlosen Angriffe halte der Prinz von Oranien eine enge Verbindung aller protestantischen Fürsten und Staaten für nothwendig, die, in Erwartung größerer Erfolge für die Kirchen in Frankreich, sie vor dem Untergang zu retten solidarisch eintrete. Der Kurfürst sei der einzige Fürst in Europa, der an der Spitze dieses Unternehmens mit Aussicht auf Erfolg erscheinen könne. Die Achtung, welche er an den protestantischen Höfen genieße, werde dazu beitragen, daß man den Vorschlag, wenn er von ihm komme, sich aneigne. Es wäre ein Werk, das seines Eifers und seiner Liebe zur Religion würdig sei. Er könne sein so ruhmreiches Leben durch nichts Besseres als dies Unternehmen krönen.

Ohne eine Gegenbemerkung zu machen, hörte der Kurfürst den Redner mit Aufmerksamkeit an. Es wollte Gaultier scheinen, als wenn der Herr von seinen Mittheilungen überzeugt und durch dieselben gerührt war. Dieser versicherte nun auch, daß er den größten Antheil an den Leiden der Kirchen in Frankreich nehme und zu ihrer Erleichterung gern etwas beitragen möchte. Den ihm vom Prinzen von Oranien gemachten Vorschlag werde er prüfen und seine Entschließung dem Gesandten durch Fuchs mittheilen lassen.

Was für gute Absichten Gaultier auch im Allgemeinen am Kurfürsten wahrnahm, so bemerkte er doch seit der ersten Begegnung, daß dieser Frankreich die größte Rücksichtnahme schenke und fürchtete deshalb gleich, daß seine Sendung keine große Frucht schaffen werde.

In einer langen Audienz, welche Gaultier am 1. Februar mit Fuchs hatte, fand er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß er sich nicht täusche. Der Minister versicherte die guten Absichten des Kurfürsten, stellte aber auch die Schwierigkeiten vor, welche dem Plane des Prinzen von Oranien entgegenständen.

Gaultier führte aus, daß sie, wiewohl groß, nicht unübersteiglich seien, wenn der Kurfürst sich den Plan zu eigen mache; er überzeugte den Minister aber nicht, denn dieser erwiderte, man könne nicht verlangen, daß Seine Hoheit in einer allem Anschein nach aussichtslosen und doch so wichtigen Sache sich ohne zwingenden Grund decouvrire und öffentlich Partei nehme.

Gaultier beschränkte sich nun dahin, auf der Fürsprache für die Kirchen Frankreichs zu bestehen. Der Minister erklärte sich einverstanden, daß der Gesandte darüber dem Kurfürsten nochmals Vortrag halte.

Gaultier begab sich wieder nach Potsdam, hatte am 9. Februar eine Audienz und bat, daß, wenn der Kurfürst die Zeit zu einer protestantischen Union noch nicht für gekommen halte, er sich doch mit den anderen protestantischen Fürsten und Staaten für die Kirchen Frankreichs verwenden möge. Der Kurfürst erwiderte, daß die Meisten die Fürsprache ablehnen und diese, komme sie zu Stande, unnütz sein würde. Seine desfallsigen Bemühungen seien schon gescheitert, und der König von Frankreich habe ihm aussprechen lassen, er wünsche nicht, daß andere Fürsten sich in das mischten, was er in seinem Reiche thue.

„Ich erkannte," entnehmen wir dem Tagebuche François de Gaultier's, „daß ich nichts mehr zu hoffen hatte und bat, mich zurückziehen zu dürfen, da meine Geschäfte erledigt seien. Der Kurfürst, welcher mir seit der ersten Begegnung sein Wohlwollen bekundet, zeigte sich überrascht und fragte mich, ob ich mich nicht in seinen Staaten niederlassen wolle? Ich erwiderte, daß ich, in Diensten des Prinzen von Oranien, keine anderweitigen Verpflichtungen ohne sein Einverständniß übernehmen könne. Der Kurfürst wünschte, daß ich dem Prinzen schreiben möge, dieser werde schon zustimmen. „Er wird froh sein," fügte er hinzu, „einen Mann wie Sie bei mir zu haben." Ich versprach, es zu thun und führte den Vorsatz gleich nach meiner Rückkehr nach Berlin aus.

„Während ich die Antwort des Prinzen von Oranien erwartete, hatte der Kurfürst, dem der Gedanke, mich bei sich zu behalten, am Herzen lag, einen Traum, der ihn bekümmerte: er wollte mich anstellen und hatte nicht die dazu erforderlichen Mittel. Der Kurfürst erzählte den Traum am anderen Morgen seinem Seelsorger Brunsenius, der ihn mir einige Tage später mittheilte." —

So warme Sympathien der Kurfürst für den Prinzen von Oranien hatte, so ließ er sich doch auch durch die kommenden Ereignisse nicht dazu hinreißen, mit Frankreich zu brechen, dessen, wenn auch nur äußerliches Einvernehmen ihm für seine politische Stellung Oesterreich gegenüber unentbehrlich schien.

Dabei interessirte sich der Kurfürst für die Thronfolge des Oraniers in England. Und wir lassen dahingestellt, in wie weit er sie auf dem regelmäßigen Wege der Succession durch des Prinzen Gemahlin noch erwartete, deren zunächst berechtigter Vater krank, in England verhaßt und ohne männliche Erben war.

Die Aufzeichnungen François de Gaultier's versetzen uns in diese Zeitverhältnisse:

„Am 16. Februar wurde dem Kurfürsten die Nachricht von dem Tode Karl's II. von England durch einen Courier überbracht, welchen man ihm von London sandte. Ich eilte nach Potsdam, um zu sehen, ob ich mich nicht unter den veränderten Verhältnissen dem Prinzen von Oranien, dessen Interessen mir überaus theuer waren, nützlich machen könne. Ich bat um eine Audienz bei Seiner Hoheit und erhielt sie am 18. Bevor ich nur ein Wort gesagt hatte, sprach der Kurfürst vom Tode des Königs, daß die Krone dem Prinzen von Oranien gehöre und dieser dort die schönste Gelegenheit habe, für sich und die protestantische Religion zu wirken. Die Einzelheiten der Unterhaltung theilte ich auf Befehl des Kurfürsten meinem oranischen Prinzen sofort brieflich mit.

„Der Kurfürst zeigte mir in der Audienz eine Streitschrift des Bischofs von Meaux, welche der französische Gesandte Graf Rebenac eine unbezwingliche Kund-

gebung für die katholische Kirche genannt hatte. Seine Hoheit fragte mich, ob ich nicht eine kurze Erwiderung verfassen wolle, die man Rebenac mittheilen könne. Ich legte eine solche bald darauf unter dem Titel Betrachtungen (réflexions générales) vor; der Kurfürst ließ die Schrift nach meiner Abreise in Holland drucken."

Jacob II. trat die Regierung mit Mäßigung an. Er bekannte sich zu den Ideen des europäischen Gleichgewichts, während sein Volk den Kurfürsten als den Vornehmsten unter den Reformirten verehrte. Der englische Resident im Haag suchte den brandenburgischen auf, um in der Politik eine gewisse Gemeinschaft herbeizuführen. Noch im Jahre 1686 verwendete sich Jacob bei Ludwig XIV. für Abstellung von Gewaltsamkeiten, welche in Orange stattfanden. Auch erklärte Jacob wiederholt auf das Bündigste, daß der Prinz von Oranien sein dereinstiger Nachfolger auf dem englischen Throne sei.

Es schien also zwischen dem Kurfürsten und Jacob ein gewisses Einvernehmen zu bestehen.

In diese Zeit fällt ein neuer Aufenthalt Gaultier's im Haag.

Wir entnehmen das Nähere seinen eigenen Aufzeichnungen:

„Ich hatte vor meiner Abreise noch einige Audienzen. Als ich die Erlaubniß des Prinzen von Oranien zu meiner Niederlassung in Brandenburg erhielt, verfügte der Kurfürst meine Anstellung als Geistlicher der französischen Gemeinde in Berlin, welche übrigens zwei andere Geistliche bereits hatte: M. Abbadie und M. d'Artil.

„Ich legte die geistliche Kleidung wieder an und predigte in Berlin zwei Mal, am 22. auf Befehl des Kurfürsten und in seiner Gegenwart vor dem ganzen Hofe.

„Am 24. hatte ich meine Abschiedsaudienz. Der Kurfürst gab mir dabei neue Merkmale seiner Gnade, indem er mir sagte, daß, was er für mich gethan, der Anfang sei. Ich solle meine Familie kommen lassen, er werde für sie sorgen. Er wolle ihrethalben an den französischen Hof schreiben, damit sie dort entlassen und ich die Freiheit erhalte, mein Vermögen an mich zu nehmen.

„Einige Tage später ließ mir der Kurfürst seine Antwort auf das Schreiben zustellen, welches er vom Prinzen von Oranien erhalten. Auch empfing ich für meine Familie einen Paß außerhalb Frankreichs. 12./2. 4. 1685 reiste ich nach Holland ab und stattete dem Prinzen von Oranien meinen Bericht über meine Mission ab. Dieser bezeugte mir seine Zufriedenheit und machte mir, mich schadlos zu halten, ein Geschenk von hundert Pistolen, die ich in meine Bibliothek steckte. Der Prinz hatte dabei die Güte, zu sagen, daß ich, während meiner Anwesenheit in Holland, jederzeit bei ihm Zutritt habe und nach meiner Abreise so oft an ihn schreiben könne, als ich für wünschenswerth halte."

Während der Anwesenheit Gaultier's in Holland traf Fuchs daselbst „in besonderer Mission" ein und schloß, nicht ohne daß die religiösen Sympathien dabei mitwirkten, mit den Generalstaaten den Vertrag vom 23. August 1685, der, unter Beseitigung von entstandenen Differenzen, das frühere Schutzbündniß bestätigte. Gewiß hat Gaultier seinen Theil daran, wenigstens an dem Vertrauen, mit welchem man sich begegnete. Dies fand seinen glänzendsten Aus-

druck darin, daß Fuchs einen Streit des Erbstatthalters mit seinen Staaten schlichten durfte.

II.

Im October des Jahres 1685 unterzeichnete Ludwig XIV. den Widerruf des Edicts von Nantes. Jede Duldung der Hugenotten in Frankreich sollte damit aufhören, auch die private Ausübung des reformirten Gottesdienstes nicht mehr zulässig, alle nicht von katholischen Priestern eingesegneten Ehen sollten nichtig sein, Kinder aus diesen Ehen den Klöstern anheimfallen, die Geistlichen der Reformirten Frankreich verlassen, die Laien, wenn sie auswanderten, mit lebenslänglichem Galeerendienst und dem Kloster gestraft werden, bereits Emigrirte unter Androhung sofortiger Confiscation ihrer Güter heimkehren. Es blieb den Unglücklichen hiernach keine andere vernünftige Wahl als Unterwerfung oder heimliche Flucht mit Verzichtleistung auf ihr Besitzthum. Unter solchen Umständen haben bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fünfhunderttausend französische Refugirte ihr Vaterland verlassen.

Diesem Elend gegenüber ließ sich der große Kurfürst nicht mehr zurückhalten: er eröffnete den Bedrängten seine Staaten durch das Potsdamer Edict und dehnte die Freiheiten, welche er bewilligte, auf die früheren Emigranten aus, 29. October 1685. Es ist dabei bemerkenswerth, daß die französischen Reformirten als solche nicht zu den im westfälischen Frieden anerkannten gehörten. Eine Declaration des französischen Hofes beantwortete der große Kurfürst mit der Erklärung, daß sein Verfahren keine Feindseligkeit gegen Frankreich enthalte, denn es sei keine innere Landesangelegenheit, in die er sich mische: er biete nur den bereits Geflüchteten ein Asyl an. Dem Könige könne es gleichgültig sein, was aus Denen werde, die sich aus seinem Reiche entfernt hätten. Er, der Kurfürst, habe sich auch der ausgewanderten Unterthanen des Kaisers angenommen und dieser ihm deshalb nicht gegrollt.

In Frankreich fand das Potsdamer Edict durch François' Bruder, Jacques de Gaultier, der sich 1684 geflüchtet und in Morges am Genfer See niedergelassen hatte, überallhin Eingang.

Vom Berliner Hofe, mit den erforderlichen Geldmitteln ausgestattet, wies Jacques die Réfugiés, welche sich an ihn wendeten, nach den Sammelorten, welche fürs Brandenburgische bestimmt waren: Frankfurt a. M., Köln, Amsterdam, Hamburg. Zur Bestreitung der entstehenden Unkosten verfügte der Kurfüst eine Hauscollecte, zu welcher er selbst gleich anfangs zweitausend Thaler beitrug. Später unterstützten sein Unternehmen bemittelte Refugirte, indem sie sich selbst besteuerten.

Jacques folgte demnächst seinem Bruder nach Berlin und wurde kurfürstlicher Hofmedicus.

Alle hier Eintreffenden wurden, zur Prüfung ihrer Ansprüche an die kurfürstliche Gnade, zunächst François de Gaultier vorgeführt, der die vornehmsten dem Kurfürsten persönlich vorzustellen pflegte. Dieser empfing sie, unter anderen am 10. Januar 1686, mit einer Herzlichkeit, welche eine tiefe Bewegung seines Gemüths verrieth. Demnächst verfügte über die Refugirten eine Commission, zu der, außer François, der Graf d'Espence und, als Vorsitzender, der bekannte

Oberhofmarschall und Generalkriegscommissair, erster brandenburgischer Kriegsminister, Joachim Ernst von Grumbkow, gehörte, letzterer ein Mann, der einen freien wissenschaftlichen Blick mit militärischer Tüchtigkeit und organisatorisches Talent mit der Feinheit des Hofmannes verband. Es war nicht leicht, für die vielen Flüchtigen aller Berufsclassen ein geeignetes Unterkommen zu finden, das ihnen den erforderlichen Erwerb gewährte und ohne Benachtheiligung Dritter zur Hebung der Landescultur beitrug. Die Commission hat diese Aufgabe in staatsmännischer Weise gelöst. Der Kurfürst genehmigte auf Vorschlag der Commission, daß die Refugirten besondere Gemeinden mit eigenen Geistlichen bildeten. Die Berliner wurden der Disciplin der Domgemeinde unterstellt. Friedrich III. hat demnächst den Freiherrn v. Spanheim, zur Zeit Gesandter in Paris, mit der Leitung der französischen Angelegenheiten betraut und als oberste geistliche Behörde aller französischen Colonisten die „commission ecclésiastique", deren Präses eine Zeit lang der berühmte Danckelmann war, unter Vorsitz eines Departementsministers eingesetzt. Man erreichte durch diese Sonderstellung eine mehr natürliche Entwickelung und Acclimatisation der Fremdlinge, die ihrerseits Brandenburg mit dem vorgeschritteneren, romanischen Europa in Contact brachten und eine Verstärkung „des protestantischen Princips wurden, auf welchem die Eigenart unseres Staates beruht". Daß François de Gaultier auch in dieser Beziehung seinen Landsleuten mit gutem Beispiel voranging, ersehen wir aus dem nachstehenden Verwendungsschreiben des am Berliner Hofe eine glänzende Rolle spielenden französischen Gesandten Rebenac an den Commandanten der Pariser Bastille. Die Veranlassung zu der Fürsprache war, daß man Gaultier seine Mobilien vorenthielt, auf die er, nach der Verfügung des Königs, ein Recht hatte. Die Verhältnisse hatten sich aber inzwischen in Frankreich, in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes, geändert. Um so bemerkenswerther erscheint uns daher, daß der Gesandte in einem noch dazu offiziösen Schreiben Gaultier seinen Freund nennt.

„Berlin, 22. April 1687. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich der Ehre Ihres Schutzes die kleinen Interessen des Herrn Gaultier empfehle, der gegenwärtig Geistlicher im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg ist.

„Ich weiß, wie selten Gnadenerweisungen für Leute seiner Art sind, die in ihren vorgefaßten Meinungen beharren. Um so mehr werde ich Ihnen verpflichtet sein, wenn Sie ihn in Betreff des in dem beifolgenden Memoire Ausgeführten ein wenig begünstigen können, indem ich ihm das Zeugniß geben muß, daß er die Obliegenheiten seines Amtes in einer so rechtschaffenen, noblen Weise erfüllt, wie sonst wenige Geistliche in diesem Lande.

„Ich muß hinzufügen, daß er einer meiner Freunde ist, die ich schätze, und daß Sie durch Erfüllung der Bitte dem Kurfürsten etwas Angenehmes erweisen werden, der eine besondere Achtung für Gaultier hat.

„Ich bitte Sie bei dieser Gelegenheit, mein Herr, mir Ihr Wohlwollen zu bewahren und sich überzeugt zu halten, daß man nicht mit größerer und wahrhafterer Verehrung als ich sein kann Ihr u. s. w."

Bei allen seinen staatlichen Verpflichtungen versäumte Gaultier die geistlichen Aufgaben so wenig, daß man von ihm gesagt hat, beim Austritt aus dem

kurfürstlichen Palais, wo er die französischen, Anstellung suchenden Officiere und Standespersonen vorstellte, sei er zu Kranken gegangen, sie zu trösten. Dabei fand er noch Zeit zu seinen Studien. Seine amtlichen Pflichten hat er in dieser Weise bis zum Tode des großen Kurfürsten versehen, bei dessen Leichenfeier er nicht ohne Sorge für die Zukunft sich hören ließ: „Der hochselige Kurfürst hatte noch eine andere, eine angenommene Familie, die ihm seine mildthätige Liebe erworben, die ihm nicht weniger theuer war als die, zu deren Vater ihn die Natur gemacht hatte. Es war die Zahl der Réfugiés, welche er aus den Trümmern der Kirchen Frankreichs gerettet und in seinen Staaten wie in einem sicheren Hafen gesammelt hat. Seine Fürsorge erstreckte sich auch auf diese neue Familie, die er mehrmals dem Prinzen (seinem Nachfolger) mit großer Zärtlichkeit empfahl". —

Es ist bekannt, daß der neue Kurfürst, ein Gegner der Verbindung seines Vaters mit Frankreich, sich dem Prinzen von Oranien um so mehr nahe stellte, als dieser mit seinem Schwiegervater schon bei Lebzeiten des großen Kurfürsten zerfallen war in Folge der Bestrebungen Jacob's, die Eidesleistungen, auf denen der protestantische Charakter der englischen Verfassung beruhte, abzuschaffen.

Im Januar 1688 war ein Schotte nach Berlin gekommen, dem alten Kurfürsten von der wachsenden Unzufriedenheit der britischen Großen Nachricht zu geben. Der Rathspensionär Fagel hatte im Namen des Prinzen von Oranien dieserhalb ein Manifest erlassen. Im März hatte der Kurfürst von maritimen Rüstungen, welche man im Haag gegen England betrieb, Kenntniß erhalten und sterbend die Parole ertheilt: „London und Amsterdam!" Es bedrückte ihn die als bevorstehend angekündigte Niederkunft der Gemahlin des Königs Jacob. Handelte es sich doch dabei um die oranische Erbfolge und die Frage der Erhaltung des englischen Thrones für den Protestantismus. Bei allen sonstigen Gegensätzen dachte in dieser Beziehung der neue Kurfürst wie sein Vater, bei dessen Leichenbegängniß von Friedrich III. bereits Verabredungen für den Fall der Action mit einem Abgesandten des Prinzen von Oranien getroffen wurden.

Das Signal zum Abfall der britischen Großen war die Verkündigung der Niederkunft der Königin von einem Sohn. Man erklärte diesen für unecht und forderte den Prinzen von Oranien auf, zur Wahrung seiner Thronrechte nach England zu kommen.

Fuchs erklärte, zur Erleichterung der vom Prinzen von Oranien geplanten Expedition den Generalstaaten eine brandenburgische Truppenmacht von neuntausend Mann überlassen zu wollen. Der Obermarschall v. Grumbkow traf die näheren Verabredungen in Wesel. In seiner Begleitung befand sich der kurfürstliche Generaladjutant, Oberstlieutenant Dubislav Gneomar v. Natzmer, der mit dem Oranier nach England ging und bis Weihnachten in London um ihn war. Dann kehrte Natzmer mit einem Handschreiben des Prinzen und vielen Briefen Refugirter, mit welchen er in England verkehrte, nach Berlin zurück, wurde vom Kurfürsten „ungemein gnädig", von Grumbkow mit „den Liebesbezeugungen eines Vaters" empfangen.

Gleich darauf ging François de Gaultier im Auftrage des Kurfürsten nach England und verblieb daselbst bis zum Anfang des folgenden Jahres. Das Schreiben des nunmehrigen Königs Wilhelm, mit welchem er entlassen wurde, datirt: Whitehall, 16. Januar 1690. Am 10. April trat Gaultier eine Mission nach der Schweiz und England an, von welcher er erst im Frühjahre 1691 heimkam. Als Zweck der Sendungen findet sich speciell in Betreff der nach England ausgesprochen, daß es sich dabei um le soutien de la réligion gehandelt habe. Weitere Details fehlen. Wir erinnern aber daran, daß nach unseren früheren Mittheilungen Dohna bereits den Auftrag hatte, im Sinne einer evangelischen Allianz in der Schweiz zu wirken. Die Lage von Coppet am Genfer See mochte dazu den damaligen Besitzer dieses Schlosses, dem reformirten Kurfürsten, besonders geeignet erscheinen lassen. Otto v. Schwerin wünschte die Berührung mit den Freidenkern nicht.

Jetzt bildeten die Gelehrten unter den Refugirten, indem sie den Kampf gegen den Jesuitismus, der sie aus Frankreich vertrieben, von Berlin aus fortsetzten, mit den Schriftstellern der anglikanischen Kirche und den Gelehrten der holländischen Universitäten eine Coalition gegen den Jesuitismus. Dabei wuchs die von Friedrich III. gepflegte politische Einigung der protestanischen Staaten mit Oesterreich, im Gegensatz zu Frankreich, dessen Uebergewicht auch dem Papste empfindlich wurde, seitdem sich die französische Kirche von ihm durch die gallikanischen Satzungen losgerissen hatte (1682), so daß, als Ludwig XIV., um sich recht gläubig zu erweisen, zur gewaltsamen Ausrottung der Hugenotten schritt, Innocenz II. sich gegen die Bekehrung durch bewaffnete Apostel mit den Worten aussprach: man müsse die Menschen in die Tempel führen, aber nicht hineinschleifen. Auch er schloß sich dem Widerstande gegen die „die europäische Freiheit bedrohenden Unternehmungen des französischen Königs" an. Er unterstützte Oesterreich gegen die Türken und wurde 1687 bereits von dem Vorhaben der Verschworenen in England, Jacob zu entthronen und die Krone an die Prinzessin von Oranien zu bringen, verständigt.

In den Apriltagen des Jahres 1689, wo Gaultier seine Mission nach England antrat, wurden, wir dürfen annehmen mit seinem Zuthun, die Einleitungen zu der großen Alliance der Fürsten und Stände beider Confessionen gegen Frankreich getroffen.

Wenn auch mit anderen Motiven, trat der Papst der Opposition bei, die zum Kriege drängte. Seine Politik beförderte dadurch den Protestantismus. Indem dieser aber das europäische Gleichgewicht gegen die exorbitante Macht Ludwig's XIV. aufrecht erhielt, trug derselbe dazu bei, daß Frankreich sich den geistlichen Ansprüchen des Papstthums fügte.

Wenn die verwickelten politischen Verhältnisse der Zeit einen vertraulichen Austausch mit geistlichen Gesinnungsgenossen wie Gaultier nothwendig machten, so ist die Notiz, welche wir in den Acten gefunden haben, nicht auffallend, daß Gaultier zuletzt im Interesse des englischen Königs Wilhelm reiste, es übrigens aber ablehnte, nach England zu gehen: pour ne pas subir la Ré-ordination! —

Am 1. März 1703 ist François de Gaultier in Berlin, dreiundsechzig Jahre alt, gestorben.

Sein von Raymondon gemaltes Porträt zeigt uns ein edles, klares, vornehmes Antlitz mit Adlernase, blauen Augen, „la bouche belle“. Seine Stimme und Gesten waren angenehm. Mit einer umfassenden Gelehrsamkeit geschmückt, beschäftigte er sich vorzugsweise mit Kirchengeschichte, Astronomie, Philosophie, Theologie und Mathematik. Er schrieb immer französisch.

Sein Sohn Claude, welcher ihn in seinen geistlichen Functionen ersetzte, ist 1739 als Consistorialrath und Superintendent der märkischen Kirchen aus dem Leben geschieden. Von den Angehörigen scheinen uns bemerkenswerth: Pierre, sächsischer Geheimer Kriegsrath und Intendant der Dresdener Schauspiele, François, brandenburgischer Geheimer Justizrath, Jacques, surnommé de la Croye, Geheimer Rath und Bibliothekar Friedrich's des Großen, Claude, Lieutenant in den Generalstaaten, Henri François, Legationsrath und Erzieher des Prinzen Louis von Preußen, Bruder des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III.

Das ganze nach Brandenburg gekommene Geschlecht der Gaultier ist 1849 im Mannesstamme erloschen. —

Von den fünf- bis sechshundert geflüchteten französischen Officieren, welche nach Brandenburg-Preußen kamen, sind die meisten der Armee zugetheilt worden, welche der große Kurfürst zu diesem Behufe nicht unbedeutend vermehrte. Der Zuwachs war für unser Heer nicht ohne große Bedeutung. Nicht nur, daß viele Gebildete und Träger vornehmer Namen feine Sitte und Bildung um sich verbreiteten, an der es damals noch vielfach fehlte, es kamen mit ihnen auch militärische Talente, die sich unter den neuen Verhältnissen einen Namen gemacht haben. Und während bisher die oranischen Ordonnanzen in der kurfürstlichen Armee maßgebend waren, so machten die refugirten Offiziere ihre neuen Kameraden mit mancher vorzüglichen französischen Einrichtung bekannt.

Der Gefeiertste der Réfugiés war der Marschall Schomberg, der berühmte General, ein schöner Mann mit freier Stirn und einem Adlerblick, den der Kurfürst mit einem Gehalt von dreißigtausend Thalern in der Residenz Berlin als seinen Generalissimus, Statthalter des Herzogthums Preußen und Geheimen Staats- und Kriegsrath anstellte, demnächst aber dem Prinzen von Oranien zu seiner Expedition nach England als Feldherr überließ, wo Schomberg an der Boyne gefallen ist.

Er ist der Vater einer interessanten Truppe im brandenburgischen Heere: der französischen Grands Mousquetaires.

Professor Fournier und Gruner's Aufenthalt in Oesterreich.

In der „Deutschen Rundschau" (Band LIII, Berlin 1887) hat der Prager Professor Fournier unter dem Titel: „Stein und Gruner in Oesterreich" versucht, den Aufenthalt dieser beiden Männer in jenem Lande zu schildern. Dabei hat er aber nicht Alles so richtig dargestellt, wie man es hätte erwarten sollen. Allerdings muß ich diese Behauptung auf denjenigen Theil des Fournier'schen Aufsatzes beschränken, welcher sich mit Gruner beschäftigt. Nicht früher war ich im Stande, dies zu sagen und zu beweisen, weil ich, mit einer Biographie Justus Gruner's beschäftigt, erst jetzt die Acten über die von Fournier behandelte Zeit genau zu kennen glaube.

1. Zunächst kann ich nicht umhin zu constatiren, daß Fournier den von Gruner für die russische Regierung entworfenen Plan, welcher im Concept vorliegt, nicht richtig gelesen hat. Fournier selbst schreibt über dasselbe: „Das Concept ist sehr flüchtig und zum Theil schwer lesbar geschrieben, was einen amtlichen Abschreiber zu recht ergötzlichen Mißverständnissen verleitete, so daß die österreichischen Behörden den wahren Plan Gruner's wohl nie vollständig kennen lernten." Nun fehlt es aber in dem von Fournier veröffentlichten Plane Gruner's auch nicht an wunderbaren Mißverständnissen, von denen einige hier gleich zur Berichtigung folgen mögen.

Fournier's Druck.	Gruner's Concept.
1. In Preußen ist die Ansicht des Volkes gut und tüchtig. Es weiß, wem es den Keim seines ehemals so glücklichen Wohlstandes verdankt und wünscht sich dafür zu rächen.	1. In Preußen ist die Ansicht des Volkes gut und tüchtig. Es weiß, wem es den Ruin seines ehemals so glücklichen Wohlstandes verdankt und wünscht sich dafür zu rächen.
2. Die Vorstellung, er schließe sich gezwungen und verstellter Weise an ihn an, ist unter der unterrichteten und gut gestimmten Masse allgemein, und es würde leicht, daran einst Unterhandlungen zum Nachtheile des Verbündeten zu knüpfen.	2. Die Vorstellung, er schließe sich gezwungen und verstellter Weise an ihn an, ist unter der ununterrichteten aber gut gestimmten Masse allgemein, und es wird leicht, daran einst Unternehmungen zum Nachtheil des Verbündeten zu knüpfen.
3. Diese Unteragenten haben die Verbindlichkeit oder Verpflichtung, alle Nachrichten über die Märsche, Stimmungen und Maßregeln der französischen Alliirten stets schleunig anzuzeigen.	3. Diese Unteragenten haben die Verbindlichkeit, alle Nachrichten über den Marsch (?), Stimmungen und Maßregeln der französischen und alliirten Armeen stets schleunigst anzuzeigen.
4. Sie sind befugt und verpflichtet Emissäre zu haben, um Nachrichten zu sammeln und aus ihnen [Berichte zusammenzustellen (?)].	4. Sie sind befugt und verpflichtet, Commissarien zu haben, um Nachrichten zu sammeln und aus ihrer respectiven Kenntniß einzusenden.
5. so ist sie der Kern der Befreiung, auf den alle unterdrückten Landsleute hoffen, zu dem Jeder sich wendet, wenn der Augenblick der Rettung schlägt.	5. so ist sie der Stern der Hoffnung, auf den alle unterdrückte Landsleute hoffen, zu dem Jeder sich wendet, wenn der Augenblick der Rettung schlägt.
6. Sie bildet einen Kern von Haß und Rache gegen den Feind des Vaterlandes, aus dem die glänzendsten und erlesensten Früchte reifen.	6. Sie bildet eine Aera von Haß und Rache gegen den Feind des Vaterlandes, aus dem die glänzendsten und ernstesten Früchte reifen.
7. Es können aber auch bloße Emmissarien ohne militärischen Charakter und Haufen gedacht werden, welche einzeln mit falschen Päßen umher-	7. Es können aber auch bloße Emmissarien ohne militärischen Charakter und Haufen gebraucht werden, welche einzeln mit falschen Päßen umher

reisen und mit Hülfe von Vertrauten Couriere überfallen und ihnen die Depeschen abnehmen.

8. Wirkt sie nicht so und nicht jetzt, so wird sie es einst thun, und immer bleibt solche eines der wichtigsten Mittel, dessen sich Deutschland gegen Frankreich bedienen kann.

9. Die Instrumente zu dieser Einrichtung sind:

1. Die nöthigen Fonds von Geld und Credit.
3. Zusicherung, daß die zu verwendenden Personen im Falle eines unglücklichen Krieges durch S. Majestät des Kaisers von Rußland, sei es durch Anstellung in Diensten oder durch Geld entschädigt und sichergestellt werden sollen.

reisen und in bekannten Gegenden der französischen Armee mit Hülfe von Vertrauten unter den Gemeinden Couriere überfallen und ihnen die Depeschen abnehmen.

8. Wirkt sie nicht so und nicht jezt, so wird sie es einst thun, und immer bleibt solche eines der wichtigsten Mittel, dessen sich Rußland gegen Frankreich bedienen kann.

9. Die Erfordernisse zu dieser Einrichtung sind:

1. Die nöthigen Fonds durch Geld und Credit.
3. Zusicherung, daß die zu gebrauchenden Personen im Falle eines unglücklichen Krieges durch S. Majestät den Kaiser von Rußland, sei es durch Anstellung im Dienste oder durch Geld entschädigt und sichergestellt werden sollen.

2. Die Angabe Fournier's, Gruner sei, als der Hof im Jahre 1809 von Königsberg nach Berlin zurückkehrte, auf den unendlich schwierigen Posten eines Polizeipräsidenten der Hauptstadt berufen worden, will ich gleich damit widerlegen, daß Gruner durch eine vom 25. März datirte Cabinetsordre, welche an den Minister des Innern, Grafen Dohna, gerichtet war, zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt wurde[1]), während der Hof erst 3/4 Jahre später, nämlich im December in Berlin eintraf. Schon in dem Artikel Karl Justus von Gruner in der Allgemeinen deutschen Biographie, welchen Fournier kannte, steht, daß Gruner im März 1809 Polizeipräsident geworden sei.

3. Wenn Fournier meint, Stein habe von dem Plane Gruner's erfahren, als ihn dieser in Prag besuchte, so scheint mir dies unrichtig zu sein. Gruner war gleich am Tage nach seiner Ankunft in Prag, nämlich am 14. April bei Stein[2]). Am 2. Mai schreibt der erstere an den russischen Gesandten in Wien, Grafen Stackelberg. Er bittet, wenn derselbe ihm antworten wolle: „me l'adresser sous l'enveloppe de Mr. de Stein. Mais comme celui-ci ignore mes relations avec la Russie je supplie V. E. ne me donner que le titre ci-dessous marqué." Er unterschreibt sich: „conseiller d'état au service de S. M. le Roi de Prusse." Gruner hatte also damals seinen Plan wohl noch nicht Stein vorgelegt. Schwerlich wird er dies früher gethan haben, als sich der Minister entschlossen hatte, nach Rußland zu gehen.

4. Das Zusammensein Gruner's mit Arndt in Prag übergeht Fournier mit Stillschweigen, wodurch natürlich die Darstellung unvollständig bleibt. Bei der Erwähnung des letzteren macht er eine Anmerkung, in welcher er einen Brief Arndt's an Gruner mittheilt. Er leitet diesen mit folgenden Worten ein: „Man kennt Arndt's Fahrt über Prag nach Petersburg aus dessen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" S. 127 f. f. Unter fremdem Namen, von Gruner mit einem falschen Paß versehen, in Gesellschaft eines kleinen Wiener Kaufmanns war er glücklich durch Galizien bis Brody und über die Grenze gelangt." So stellt Arndt es allerdings dar, aber trotzdem ist es nicht richtig. Der Wiener Kaufmann war nicht, was er schien. Derselbe hieß Knapp und war österreichischer Detectiv, oder wie er officiell genannt wurde, Vertrauter. Dies geht aus dem von Fournier veröffentlichten Brief Arndt's, aus dem Bericht des Knapp an Gruner vom 10. August und aus demjenigen des Stadthauptmann Lilienau vom 15. August 1812 an den Oberstburggrafen, Grafen Kolowat hervor. Arndt konnte allerdings nicht wissen, daß er mit einem Polizeispion reiste, Fournier aber, welchem die angeführten Actenstücke im Archiv des Ministerium des Innern in Wien vorlagen, mußte die Angaben Arndt's berichtigen.

---

[1]) Königl. Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 77, Tit. 354, Nr. 1a.
[2]) Pertz, Stein's Leben, Bd. III, S. 29.

5. Die Darstellung Fournier's, als habe Gruner nach seiner Verhaftung dem Prager Stadthauptmann über seinen Eintritt in den russischen Staatsdienst erzählt, ist falsch. Es stammt diese ganze sogenannte Erzählung aus dem Verhörsprotokoll, wie Fournier auch später in einer Anmerkung angibt. Gruner hat also das, was Fournier abdruckt, nicht dem Stadthauptmann erzählt, sondern es zu Protokoll gegeben, was doch zweierlei ist. Von der gleich darauf folgenden Behauptung Fournier's, Hardenberg habe Gruner den Vorwurf des Undankes gemacht, weil der letztere dem ersteren seine Anstellung im russischen Staatsdienste verheimlicht hatte, habe ich nichts finden können, weder in den österreichischen noch in den preußischen Acten. Unerklärlich aber ist es, warum Fournier weder die erste Note Metternich's vom 12. August an Hager erwähnt, noch von dem durch die Prager Polizei verbreiteten Gerücht spricht, nach welchem Gruner gleich nach seiner Verhaftung über die Grenze geschafft sei. Ebenfalls läßt er unerwähnt, daß Gruner im März 1813 die Erlaubniß erhalten hat, von der Festung in die Stadt Peterwardein seiner Gesundheit wegen zu ziehen und die Correspondenz desselben mit seiner Familie während seiner Gefangenschaft. Den Brief Gruner's an den Kaiser Franz vom 26. August 1812 scheint Fournier nicht zu kennen, wenigstens erwähnt er ihn nicht. In diesem Schreiben betont der damals schon verhaftete Gruner nachdrücklich sein russisches Dienstverhältniß. Auch davon, daß Metternich bereits am 5. August 1813 die Freilassung Gruner's beantragt hat, scheint Fournier nichts zu wissen. Im kaiserlich königlichen Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien werden die beiden zuletzt angeführten Schriftstücke aufbewahrt. Ganz unverständlich ist, weswegen Fournier das kaiserliche Handbillet, in welchem die Freilassung Gruner's befohlen wird, ohne Datum abgedruckt hat.

6. Am Schlusse des Fournier'schen Aufsatzes heißt es: „Unter dem Eindrucke des Triumphes der Nation über den verhaßten Feind verblaßte die Erinnerung an das überstandene Ungemach, gewann Geist und Muth bald ihre frühere Frische wieder. Er ist schon in Breslau im Stande, der Frau eines Freundes in launiger Weise die Geschichte seiner Arretirung und seiner Haft zu erzählen. Auch später, wenn er auf seine Festungszeit zu sprechen kam, war er gerne bereit anzuerkennen, daß man ihn zu seinem Besten vor den französischen Spähern verborgen hatte. Er klagte nur, daß der Schein allzusehr dem Ernste geglichen habe." Geht schon aus dem letzten Satze deutlich hervor, daß die Erinnerung an das überstandene Ungemach *nicht* verblaßt war, so wird dies durch einen Brief Gruner's an den General von Knesebeck noch deutlicher. Der erstere schreibt nämlich am 28. Januar 1814: „Man ist mir Ersatz für furchtbare Mißhandlung schuldig." Das Schreiben, welches Fournier allerdings nicht kennen konnte, wird im Archive des Generalstabes in Berlin aufbewahrt, aber es ist unmöglich, nach Kenntniß der Briefe Gruner's an den Vicepräsidenten der Polizeihofstelle und den commandirenden General in Slavonien aus dem Jahre 1813 daran zu zweifeln, daß dem Schreiber derselben diese Zeit je verblassen sollte.

7. Wie Fournier gar dazu kommt, einen Brief Gruner's vom 6./17. Juli für ein Memoire desselben vom 5. Juli zu halten, ist gänzlich unklar. Hiller hatte ein Memoire Gruner's vom 5. Juli 1813 nach Wien mitgenommen und war dann nach Peterwardein zurückgekehrt. Von dort hatte er ein zweites Schreiben Gruner's an den Vicepräsidenten der Polizei-Hof-Stelle, Baron Hager, mitgenommen, welches er, nachdem dieser es gelesen, mit sich nach Böhmen nahm, um es dort dem Grafen Metternich zu übergeben. Gruner hatte dann den vom 17. Juli datirten Brief an Hager geschrieben. Daß keinesfalls das Schreiben vom 5. und vom 17. Juli dasselbe ist, geht sowohl aus Gruner's Schreiben vom 17. als auch Hager's vom 25. Juli hervor. Gruner schreibt in seinem Briefe vom 17. Juli nämlich: „die Versicherung des Herrn Feldzeugmeisters Freiherrn von Hiller, Excellenz, daß Euer Excellenz ihm in Wien viele Theilnahme an meinem unverdienten Geschick bezeugt hätten" u. s. w. Ferner heißt es, „der Feldzeugmeister Baron von Hiller hat die Güte gehabt, ein desfalsiges neues Memoire von mir mitzunehmen, um es Eurer Excellenz vorzulegen und Ihnen zugleich mündliche Details mitzutheilen, welche ich dem Papiere nicht anzu-

vertrauen wagte." Aus diesem Briefe stammt auch der von Fournier citirte Satz, welchen er in das Memoire vom 5. versetzt. Der Hager'sche Brief beginnt: „Der Herr Feldzeugmeister Baron von Hiller hat mir Euer Wohlgeboren gefällige Zuschrift vom 5. d. bei seiner Ankunft in Wien zugestellt. Ich eile, solche zu beantworten und wünsche nur, daß Sie auch Beruhigung daraus schöpfen mögen." Am Schlusse des Hager'schen Briefes heißt es dann: „Was Euer Wohlgeboren neues Memoire anlangt, so hat es Feldzeugmeister Baron Hiller übernommen, es dem Herrn Minister für auswärtige Geschäfte selbst zu übergeben;" u. s. w. Also beantwortet Hager das Schreiben Gruner's vom 5. und nicht dasjenige vom 17. Juli[1]).

8) Aber alle diese Unrichtigkeiten würden mich nicht bewogen haben, schon jetzt gegen Fournier aufzutreten. Ganz allein die merkwürdige Begründung desselben von dem Antrage Hardenberg's auf Verhaftung und Auslieferung Gruner's hat mich dazu bewogen. Fournier begründet diese nämlich auf folgende Weise. „Janke hatte sich ein Jahr zuvor in den von Jahn und Friesen gegründeten geheimen „Deutschen Bund" eingeschmuggelt und denselben jetzt, wo dessen Mitglieder dem Gruner'schen Plane dienten, dem Staatsrath von Bülow, der nunmehr unter dem Minister Fürsten Wittgenstein das Ressort der geheimen Polizei versah, als staatsgefährlich verrathen. Bülow, ein Verwandter Hardenberg's, war, gleich Wittgenstein, ein eifriger Anhänger der französischen Partei, überdies mit Gruner, wie dieser wiederholt bestätigt, persönlich verfeindet, und deshalb für Janke's Mittheilungen nur zu empfänglich. Hardenberg selbst wurde gegen seinen ehemaligen Polizeichef dadurch eingenommen, daß Janke versicherte, Gruner habe sich gegen Vertraute geäußert, er besitze Papiere, die König und Kanzler zu compromittiren im Stande seien und die er, falls man ihn an Napoleon ausliefern wollte, bekannt machen würde. Das letztere Moment gab offenbar den Ausschlag."

In dieser Motivirung — ganz abgesehen davon, ob sie richtig oder unrichtig ist — liegen zwei Vorwürfe, von denen der eine schwerere gegen den Staatsrath Gruner, der andere leichtere gegen den Staatskanzler Hardenberg gerichtet ist. Gruner, „der seiner patriotischen, antifranzösischen Gesinnung halber," wie Fournier selbst schreibt, „nicht weniger bekannt war als der ehemalige Minister" Stein, Gruner, „der feurige Patriot", wie ihn Treitschke nennt, und als welcher er immer geschildert wird, dieser selbe Gruner soll gesagt haben, er wolle, wenn er an Napoleon ausgeliefert würde, König und Kanzler compromittiren! Ist diese Behauptung schon im höchsten Grade unwahrscheinlich, so übersteigt der gegen Hardenberg gerichtete Vorwurf geradezu Alles an Unwahrscheinlichkeit. Fournier behauptet nämlich, Hardenberg, der Staatskanzler, sei von Janke, dem unter Bülow arbeitenden Expedienten, gegen Gruner eingenommen; also gegen einen Mann, der sein Vertrauen im höchsten Grade besessen hatte.

Allein mit dem einfachen Hinweis auf die Unwahrscheinlichkeit dieser Vorwürfe, selbst wenn dieselbe noch größer wäre, als sie es in der That ist, können wir uns nicht begnügen, sondern wir müssen uns auf Acten und glaubwürdige Bücher berufen. Ehe wir jedoch auf die Vorwürfe Fournier's näher eingehen, ist es nothwendig, noch etwas an seiner Behauptung richtig zu stellen. Fournier schreibt nämlich: „Bülow, der nunmehr unter dem Minister Fürsten Wittgenstein das Ressort der geheimen Polizei versah," u. s. w. Dies ist falsch. Bülow selbst schreibt in dem von Fournier abgedruckten Briefe vom 6. August 1812: „Als gegenwärtiger Chef des K. preußischen Departements der gesammten Sicherheits- und höheren Polizey halte ich es daher für meine Pflicht" u. s. w. Daraus geht also hervor, daß Bülow Chef der Sicherheit und höheren Polizei war. In welchem Verhältniß stand dann aber Wittgenstein zu Bülow? Es ist leicht gesagt, daß dieser unter jenem das Ressort der geheimen

[1]) Das Schreiben Gruner's vom 5. Juli ist in den Acten des Ministerium des Innern nicht vorhanden. Das „neue Memoire" fehlt gleichfalls und ist auch im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv nicht vorhanden.

Polizei versah, aber es dürfte doch schwer sein, diese Behauptung zu begründen. Die Sache hat nämlich folgende Bewandtniß. Das Bureau der höheren Polizeiangelegenheiten war dem Staatskanzler direct untergeordnet. Als Gruner, welcher der erste Chef dieses Bureaus war, im März 1812 aus dem preußischen Staatsdienste ausschied, hat Hardenberg selbst die Leitung desselben übernommen[1]). Am 24. April 1812 ernannte dann der König den Fürsten Wittgenstein zum Chef des Bureaus. Allein dieser war durch Privatverhältnisse verhindert, das ihm übertragene Amt anzutreten. In Folge dessen ernannte Friedrich Wilhelm am 13. Juli 1812 den Geheimen Staatsrath von Bülow zum Chef des Departements der höheren und Sicherheitspolizei. Im November trat der letztere von diesem Amte zurück, und Wittgenstein übernahm nunmehr das ihm übertragene Amt.

Sehen wir nun, wie sich die Acten und glaubwürdige Bücher zu Fournier's Begründung von Hardenberg's Antrag verhalten. Fournier verweist in einer Anmerkung zu der oben aus seinem Aufsatze entnommenen Stelle auf Mannsdorf „Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit" Heft I S. 138. Dort will er „den (gekürzten) Abdruck" eines Schreibens von Janke an Wittgenstein vom 27. September 1819 gefunden haben. Es findet sich nun, daß bei Mannsdorf I S. 136—138 allerdings das von Fournier angezogene Actenstück, aber ohne Angabe des Datums, abgedruckt ist. Es findet sich auch ferner, daß dasselbe gar nicht an den Fürsten Wittgenstein gerichtet war, welcher schon im Januar 1819 von den Geschäften des Polizeiministeriums entbunden, nur noch Minister des königlichen Hauses war. Wittgenstein's Name wird außerdem noch zuletzt bei Mannsdorf auf S. 123 erwähnt, und zwar wird er dort unter der Zahl der Mitglieder der Ministerialcommission aufgeführt. In Betreff des Jankischen Schreibens heißt es bei Mannsdorf S. 135: „Als daher die Untersuchung von Seiten der Immediatcommission begann, ward er" — nämlich Janke — „aufgefordert von N., wo er als Regierungsrath fungirte, nach Berlin zu kommen, um über seine Wissenschaft vernommen zu werden." Es handelte sich damals um den sogenannten „Deutschen Bund."

„Bevor er noch von der Commission vernommen worden war," heißt es weiter bei Mannsdorf, „deponirte er seine Wissenschaft in einem schriftlichen Aufsatze." Hieraus würde man folgern müssen, daß Janke seinen „schriftlichen Aufsatz" der Immediatcommission übergeben habe, welcher der Fürst Wittgenstein bekanntlich nicht angehörte. Aber diese Mannsdorf'sche Angabe ist ebenso wenig richtig, wie es die Fournier'sche ist. Schon in dem Leben Jahn's von Pröhle (Berlin 1855) wird S. 324 der dem Fürsten Hardenberg von Janke erstattete Bericht erwähnt. In der That ist diese Angabe Pröle's die einzig richtige.

Als ich nach dem Erscheinen des Fournier'schen Aufsatzes, um die bei Mannsdorf abgedruckten Stellen aus den Immediatberichten des Geheimen Staatsrathes von Bülow zu controlliren, dieselben auf dem königlichen Geheimen Staatsarchive einsehen wollte, wurden mir nicht nur diese, sondern auch ein anderes Actenfascikel vorgelegt[2]), welches sich bei dem Suchen nach den Bülow'schen Berichten gefunden hatte. Der Titel dieses Fascikels lautet: „Briefe und Berichte des Hofraths Janke über seine Reisen nach Dresden und Wien". Unter diesen befindet sich denn auch ein Brief desselben, welcher bestätigt, daß das in Rede stehende Actenstück an keinen anderen, als an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, gerichtet ist. Der Brief Janke's lautet:

Durchlauchtigster Fürst
Hochgebietender Herr Staatskanzler
Gnädiger Herr.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht haben mir aufgetragen, Höchst Ihnen eine historische Skizze von dem im Jahre 1812 zu Berlin bestehenden Bunde, zu dem auch ich gehörte, bevor ich in königliche Dienste trat, zu entwerfen und zu übersenden.

---

[1]) Königl. Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 92, Gruner.
[2]) Königl. Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 74, HX 18a.

Ich habe diesen Auftrag in der Anlage getreu erfüllet und kann die Wahrheit dessen, was ich aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, auf meinen Amtseid verbürgen.

Vieles Specielle und Individuelle ist dem Gedächtniß entschwunden, weil ein Zeitraum von 7 Jahren dazwischen liegt, und ich durchaus nichts geschriebenes darüber besitze. Gern lege ich Ew. Durchlaucht diesen Bericht, der von der Wahrheit nicht im mindesten abweicht, zu Füßen, wenn ich so glücklich gewesen sein sollte, in der Vergangenheit die Spuren der Gegenwart bezeichnet zu haben.

Magdeburg, den 27. September 1819.

Ew. Hochfürstl. Durchl.
treugehorsamer
Janke

Die hier erwähnte Anlage ist aber nichts Anderes als das bei Fournier und Pröhle erwähnte und von Mannsdorf, wenn auch nicht völlig und wörtlich, auf S. 136—138 abgedruckte Actenstück. Am Schlusse lautet dasselbe:

„Nur an Gruner bin ich nicht zum Verräther, sondern zum Entdecker seiner Schändlichkeiten geworden, und zwar aus folgenden Gründen:

„1. Dieser Mensch" — Gruner war, als Janke dies schrieb, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister bei der Schweizer Eidgenossenschaft — „hatte gegen Friesen und Lange geäußert, er besitze ein Actenstück aus dem Staatskanzlerischen Archiv, womit er zum Verderben des Königs und meines angebeteten Fürsten Hardenberg hervortreten würde, wenn er dem Kaiser Napoleon überliefert werden sollte.

2. Eben derselbe hatte gute, aber verirrte Jünglinge, die zum deutschen Bunde gehörten, vermocht, sich zu Räuberhauptleuten herzugeben, um im Jahre 1812, zu einer Zeit, als Napoleon noch Sieger war, französische Couriere und Generale in Preußens Wäldern todtzuschlagen und gegen Gesetz und Ordnun; die nachbarlichen Landleute zum Raub- und Todschlagsgewerbe aufzuwiegeln. Dieser Plan und kein anderer wurde von mir zu rechter Zeit entdeckt, und darum nennt man mich Verräther.

Janke"

Prüfen wir nun die Aussagen des Hofrathes Janke auf ihre Richtigkeit, so finden wir, daß der sub 2 angegebene Grund der Wahrheit nicht entspricht. Janke redet hier und auch anderwärts von mehreren Banden in Preußens Wäldern, während die Acten nur eine Bande mit der zweifachen Ortsangabe in der Tuchler Haide, oder kurz in Preußen kennen. Dies ist für die Wahrheitsliebe des Hofrathes gewiß kein gutes Zeichen. Nun ist der von Gruner für die Bande in der Tuchler Haide in Aussicht genommene Hauptmann, ein Philipp Müller, am 4. Mai 1812, wie er selbst meint, in Berlin verhaftet worden. Am 6. Mai 1815 ist eben dieser Müller in Gegenwart des Polizeidirectors Weber und des Secretärs Wülfing von dem General-Polizeidirector Schnabel auf Gruner's Ersuchen in Düsseldorf befragt worden, ob er mit einem gewissen Heiligenstädt zusammen von Gruner zur Aufwiegelung der Bewohner der Gegend an der Weichsel gebraucht worden sei. Müller antwortete darauf, er habe niemals von Gruner Aufträge dieser Art erhalten. Der eben erwähnte Heiligenstadt, welcher bei seiner Ankunft in Marienwerder am 6. August 1812 verhaftet wurde, sagte in den mit ihm vorgenommenen Verhören aus, daß sein Thun nur in der Aufregung des Geistes der Bewohner der Weichselgegend bestehen sollte.

Wo aber steht denn in der aus der Skizze citirten Stelle, welche Fournier in einer Anmerkung abgedruckt hat, etwas von der Behauptung des letzteren: Janke habe den Staatskanzler gegen seinen ehemaligen Polizeichef dadurch eingenommen, daß er diesen versicherte, Gruner habe sich gegen Vertraute geäußert, er besitze Papiere, die König und Kanzler zu compromittiren im Stande seien, und die er, falls man ihn an Napoleon ausliefern wollte, bekannt machen würde? Janke gibt im Jahre 1819 lediglich zwei Gründe für seine Handlungsweise im Jahr 1812 an und sagt von dem einen derselben, diesen Plan Gruner's und keinen andern habe er zu rechter Zeit verrathen. Dagegen sagt er nicht, daß er seinen sub 1 angegebenen Grund im Jahre 1812 irgend einem Menschen mitgetheilt habe. Damit stimmen auch die Aussagen des Kriegsrathes von Kölln überein, welche derselbe am 31. August 1819 bei seinem polizeilichen Verhöre machte[1]). Im Jahre 1815 habe der ihm bis dahin ganz unbekannte Hofrath Janke ihn besucht und ihm erzählt, Gruner habe den Plan gehabt, Räuberbanden in der Tuchler Haide zu etablieren, um französische Couriere aufzufangen und

[1]) Pröhle, S. 334.

ihnen Depeschen abzunehmen. Dies habe er, Janke, noch zu rechter Zeit dem Staatskanzler entdeckt[1]).

Ist nun der Hofrath bei seinem sub 2 angegebenen Grunde nicht wahrheitsgetreu gewesen, so wird man annehmen dürfen, daß die Wahrheitsliebe Janke's auch bei seinem ersten Grunde nicht größer gewesen sein werde. Schon durch die große Unwahrscheinlichkeit, der Gruner von dem Hofrath in den Mund gelegten Aeußerung, steigert sich der Zweifel an der Richtigkeit der Aussage des letzteren. Gruner, so behauptet Janke, habe geäußert, er werde zum Verderben des Königs und des Staatskanzlers mit einem dieselben compromittirenden Actenstücke hervortreten, wenn er an Napoleon ausgeliefert werden sollte. Es findet sich nun aber nirgends eine Andeutung, wer eigentlich derjenige gewesen sei, welcher Gruner an Napoleon ausliefern wollte. Im Gegentheil beweisen die vorliegenden Acten, daß weder die österreichische noch die preußische Regierung — denn nur diese können in Betracht kommen — daran gedacht haben, Gruner an Napoleon auszuliefern. Woher aber soll Gruner eine Absicht erfahren haben, welche niemals bestanden hat?

Wenn sich jedoch unter den bei Gruner's Verhaftung beschlagnahmten Papieren ein solches gefunden hätte, welches den König und den Staatskanzler zu compromittiren im Stande gewesen wäre, dann würde allerdings Janke glänzend gerechtfertigt dastehen, und dann an der Wahrheit seiner Aussage nicht der mindeste Zweifel möglich sein. Jedoch die Acten sprechen auch hier ganz entschieden zum Nachtheile Janke's, denn es hat sich ein solches Actenstück *nicht* vorgefunden. Fournier bestätigt dies, wenn er schreibt: „Wie wenn sich nun wirklich ein Beweis fand, daß Preußen nicht mit seiner ganzen Politik dem Heerruf Napoleon's gefolgt war? Wenn z. B. zu Tage kam, daß Gneisenau bei seinem Fortgang aus Berlin einen geheimen Auftrag des Königs mit auf den Weg erhalten hatte? Und wenn nun Oesterreich der Mitwisser dieses Geheimnisses wurde, dieses Oesterreich, welches allem Anscheine nach gänzlich in das Lager des kaiserlichen Schwiegersohnes eingekehrt war? Welche Folgen konnte dies haben! Aber die Papiere Gruner's enthielten nichts, was diesem Bedenken entsprach." Danach bleibt also nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß der Hofrath Janke die von ihm Gruner in den Mund gelegte Aeußerung entweder *erlogen* oder mindestens doch *so entstellt* hat, daß sie falsch wurde.

Höchst auffallend ist es, daß in einer Zeit, wo hinter jedem bedenklichen Worte demagogische Umtriebe gesucht wurden, über diesen doch gewiß recht sehr bedenklichen Ausspruch Gruner's keine weitere Untersuchung stattgefunden hat. Sollte man dieselbe etwa schon im Jahre 1819 für unwahr gehalten haben? In der That ist der Hofrath Janke schon damals als ein unzuverlässiger Zeuge erkannt worden. Bei Mannsdorf I S. 141 heißt es: „Nach den Berichten des Kammergerichts-Vicepräsidenten v. Trützschler an die Ministerialcommission hat der u. s. w. J. in den Verhören eine sehr sichtbare Unruhe und Verlegenheit gezeigt, während die mit ihm konfrontirten die größte Unbefangenheit und Ruhe an den Tag gelegt." Ueber das Verhör vom 19. November schreibt Trützschler[2]): „Auch gestern war die Unruhe und Verlegenheit des J. in seinem ganzen Benehmen, und besonders in seinem Mienen- und Geberdenspiel, welches ich sorgfältig beobachtet habe, sehr groß, und er hatte keineswegs die Haltung eines Mannes, *der sich seiner guten Sache bewußt ist*."

In dem amtlichen Berichte von E. T. W. Hoffmann, dem Decernenten in dem Processe des Turnvater Jahn, heißt es[3]): „Außer dem Inquirenten war auch noch der K.-G.-Präsident v. Trützschler bei der Konfrontation des Janke mit dem Starke, Grashoff, Turte, Jahn zugegen, und von beiden ist mit Zuziehung des K.-G.-Ref. v. Viebahn in Gemäßheit des § 281 der Kr.-Ordnung ausdrücklich zu Protokoll erklärt:

---

[1]) *Mannsdorf*, Bd. I, S. 130.
[2]) *Mannsdorf*, Bd. I, S. 141, 142.
[3]) *Pröhle*, S. 380.

„1. Daß die oben genannten Personen, mit denen Janke confrontirt wurde, mit Ruhe und größtentheils unbefangen die Jankeschen Beschuldigungen anhörten und widerlegten, daß aber 2. der u. s. w. Janke allerdings nicht diejenige Haltung zeigte, welche selbst bei den schweren Beschuldigungen, wie die vorliegenden, derjenige, welcher weiter nichts als die Wahrheit nach bester Ueberzeugung aussagt, zu behaupten im Stande ist; im Gegentheil zeigte er, wenn er auch die Vorhaltungen so bestimmt, wie sie niedergeschrieben worden, aufstellte, doch dabei in seinem Benehmen, namentlich in seinen Mienen und Gebehrden, eine gewisse Unruhe und Verlegenheit."

Hofmann selbst äußert sich in dem angeführten Berichte über den Janke auf folgende Weise:

„Aus allem dem, was über den Charakter des Janke, über das Unwahrscheinliche, Schwankende seiner Behauptungen, über seine Widersprüche, über sein Benehmen überhaupt gesagt worden, ergibt sich als Resultat von selbst: daß seiner Denunziation, unerachtet er sie auf seinen Amtseid genommen, durchaus nicht der Glaube beizumessen ist, den ein glaubwürdiger Zeuge verdient" [1]).

Aus alle dem geht hervor, daß die Begründung Fournier's ganz unhaltbar ist. Seine Behauptung: Janke habe Hardenberg gegen Gruner im Jahre 1812 eingenommen, wird durch die aus der Skizze citirten Stellen durchaus nicht begründet. Es findet sich auch sonst nirgends ein Anhaltspunkt für Fournier's Behauptung. So lange aber derselbe nicht den Beweis für sie bringt, muß sie auch als falsch angesehen werden, denn es spricht, wie aus der vorstehenden Darstellung sich ergibt, nichts für, wohl aber Alles gegen Fournier's Angabe. Außerdem gibt es viel näherliegende und wahrscheinlichere Gründe für das Vorgehen Hardenberg's gegen Gruner. Entweder glaubte der Staatskanzler, welcher den Plan seines ehemaligen Polizeichefs kannte, daß derselbe, sei es durch zu frühes Losbrechen der in der Tuchler Haide gebildeten Bande, sei es durch eine unbedachte Aeußerung, ihn und die preußische Regierung in Verlegenheit setzen oder gar den Staat in eine so gefährliche Lage bringen würde, daß dadurch der Fortbestand Preußens bedroht werden würde, oder wollte endlich der Staatskanzler, wie die Familientradition besagt, seinen ehemaligen Polizeichef vor den Händen der französischen Polizei retten? Möglicher Weise hat dies Alles Hardenberg zu seinem Antrage bei seinen österreichischen Collegen veranlaßt. Es würde nur die Frage sein, ob sich in den vorliegenden Actenstücken Anhalte und Begründungen für solche Annahmen finden.

Nach der Verhaftung Gruner's schreibt Hardenberg am 4. September an Metternich:

„Il ne s'agit point de persécuter, mais de prévenir des maux incalculables que les menées de ces Messieurs auroient fait naître. Du reste Gruner est toujours extrèmement punissable et a agi envers la Prusse et surtout envers moi avec une fausseté insigne, en faisant à croire en même tems là ou il a pensé que cela avanceroit son but, que je me trouvois secrètement d'accord avec ses entreprises" [2]).

Danach würden also Aeußerungen Gruner's Hardenberg zu seinem Antrage bei Metternich veranlaßt haben.

Aus einem Bericht des Prager Stadthauptmanns Lilienau vom 14. August 1812 erfahren wir, daß ein gewisser Baron von Hagens, „von dem man in Berlin bereits überzeugt ist, daß er von Seiten des Kaisers Napoleon dazu verwendet werde, die geheimen Verbindungen in Deutschland zu erspähen" aller Orten umherreise. In dem Schreiben des Vicepräsidenten der Polizeihofstelle, Baron von Hager, an den Präsidenten des Hofkriegsrathes, Grafen Bellegarde, vom 27. October 1812 heißt es: „Da aus mancherlei höheren Staatsrücksichten Gruner's Aufenthalt verheimlicht werden muß, so werden E. E. mit mir übereinstimmen, daß es gut ist, wenn Gruner in Peterwardein unter einem anderen Namen erscheine. Er könnte Mayer genannt werden." In seinem Briefe vom 25. Juli 1813 schreibt Hager an Gruner: „Dies Alles" —

---

[1]) Pröhle, S. 382. Was für ein Mensch übrigens der Janke war, geht daraus hervor, daß seine „Dienstentlassung mit Pension wegen einer ihm eigenen moralischen Unwürdigkeit, auch Verwirkung des Amtsansehens für nothwendig erkannt worden ist," wie es in einem Schreiben vom 20. November 1820 heißt. Königl. Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 77 D XIX. Regierungsrath Janke.

[2]) K. K. österreichisches Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

nämlich seine Verhaftung und seine mit keinem Aufsehen verbundene geheime Verwahrung — „geschah Ihres eigenen Besten wegen, und es würde sehr schlimm um Sie gestanden haben, wenn nach dem, was Sie projectirt und zum Theil zur Ausführung gebracht hatten, wenn nach dem, was hiervon bereits transspirirt war, eine fremde Macht auf Ihre Auslieferung bestanden hätte." Sollte die Reise des französischen Polizeiagenten, denn das war doch der Baron von Hagens eigentlich wohl, und die Transspiration des Gruner'schen Planes nicht auch mit zu dem Vorgehen Hardenberg's gegen Gruner gewirkt haben?

Mag man nun annehmen, Hardenberg sei durch Aeußerungen Gruner's bewogen worden, seinen Antrag bei Metternich zu stellen, oder er habe dies gethan, um seinen ehemaligen Polizeichef vor den Händen der französischen Polizei in Sicherheit zu bringen, oder aber, daß Beides zugleich ihn dazu getrieben habe: wird man nicht allein die eben angeführten Belege oder Anhaltspunkte dafür, sondern auch diese Begründung für das Vorgehen Hardenberg's viel wahrscheinlicher, als diejenige Fournier's finden?

Berlin. von Gruner.

Erwiderung.

Der voranstehende Aufsatz wurde mir von der Redaction „mit Genehmigung des Verfassers" im Manuscript mitgetheilt, begleitet von dem freundlichen Ausdruck der Bereitwilligkeit, einer Entgegnung von meiner Seite Raum geben zu wollen. Ich schwankte eine Zeit lang, da ich Besseres zu thun hatte und am liebsten die Entscheidung in dieser Sache Denen überlassen haben würde, die meine Abhandlung von damals mit deren Kritik von heute verglichen und unbefangen geurtheilt hätten. Aber wie Wenige würden dies gethan, wie Viele dagegen aus dem selbstbewußten Tone des Recensenten abgenommen haben, es handle sich hier thatsächlich um mehr als vordringliche Rechthaberei in bedeutungslosen Dingen. Deshalb entschloß ich mich zu antworten, und zwar Punkt für Punkt.

1. Mein Abdruck des Gruner'schen Planes von 1812 soll Lesefehler enthalten. Wie oft mag wohl der Enkel das Concept des Großvaters vor die Augen genommen haben, um jene neun Errata zu constatiren, deren Berichtigung er offenbar für sehr nothwendig hält, da er damit den ganzen weiten Leserkreis einer vielverbreiteten Revue behelligt. Ich möchte aber doch nicht bezweifeln, daß unter den Lesern der „Rundschau" schon vor drei Jahren mehrere gewesen sind, die an der betreffenden Stelle das selbstverständliche „Ruin" statt des unmöglichen „Keim", „Stern der Befreiung" für „Kern", „ununterrichtet" für „unterrichtet" gelesen und dabei weit weniger an den Verfasser als an den Setzkasten gedacht haben. Ich bin auch überzeugt, hätte mein Herr Recensent bereits etwas mehr als vier Seiten über die bekannten zehn Worte Luther's in Worms und zwölf über seines Großvaters Amtsantritt in Berlin veröffentlicht, er würde für Druckfehler ein besseres Verständniß haben, als er hier verräth. Doch da hör' ich ihn repliciren: „Druckfehler sind es nicht allein, sonst stünde nicht „Deutschland" statt „Rußland", „Emissarien" statt „Commissarien", „Kern" statt „Aera", ..." Halt! Eine „Aera von Haß und Rache", „aus dem die glänzendsten und erlesensten Früchte reifen", das glaube dem Enkel, wer wolle. Der Großvater hat ohne Zweifel, wie andere Menschen auch, Früchte aus Kernen reifen sehen. Und schrieb er wirklich: „Der Stern der Hoffnung, auf den alle unterdrückten Landsleute hoffen?" Nein, so schlecht schrieben die Großväter nicht. Und damit ist mir mit einem Male das ganze Besserlesen des Herrn Kritikers recht verdächtig geworden und, wenn ich nicht irre, den Lesern der „Rundschau" auch, natürlich nur Denjenigen, die solche Lappalien ihres Interesses würdigen mögen.

2. Daß Justus Gruner im März 1809 Polizeipräsident von Berlin wurde, steht allerdings im Artikel der „Allg. D. Biographie". Aber darin steht noch manches Andere, was ich als nicht zutreffend erkennen mußte. Darum nahm ich auch diese Angabe nicht ohne Weiteres auf, sondern faßte die Zeitbestimmung für Gruner's Anstellung etwas weiter, indem ich nur das Jahr nannte, dasselbe, in welchem der Hof nach Berlin zurückkehrte. Hab' ich mich doch auch mit dem Geburtsjahr Gruner's begnügt und seinen Geburtstag nicht genannt. Dem Enkel freilich, der ein biographisches Werk plant, wird das Detail, welches er aus dem Archive beibringt, gewiß für seine Zwecke sehr dienlich sein. Nur drängt sich unwillkürlich die Frage auf, warum er mit dessen Mittheilung nicht wartet, bis sein Buch erscheint, und vor der Zeit gegen einen Zeitschriftartikel zu Felde zieht, dessen Tendenz und Maße doch ganz andere sein mußten? Ich könnte die Antwort hierhersetzen, meine aber, es sei dies nicht erst nöthig.

3. Meinem Herrn Recensenten scheint es unrichtig, daß ich sagte, Stein habe Gruner's Plan erfahren, als dieser ihn in Prag aufsuchte, d. i. im April 1812. Ich nehme dies auch jetzt noch an und halte mich dabei an die Ende April von der Geheimpolizei constatirte auffallende Veränderung im Wesen Stein's nach Gruner's Besuchen. Wenn mir hiergegen der Brief Gruner's an Stackelberg vom 2. Mai vorgehalten wird, so geht aus der von dem Herrn Enkel wiedergegebenen Stelle nur hervor, daß Stein bloß von Gruner's Uebertritt in russische Dienste noch nichts erfahren sollte, von der Absicht, gegen die französischen Verbindungen zu operiren, immerhin.

4. Den Vorwurf, den mir H. v. Gruner macht, ich hätte Arndt's Zusammentreffen mit seinem Großvater ignorirt, widerlegt er in den nächsten Zeilen selbst und überhebt mich so der Mühe, es zu thun. Was den Detective Knapp betrifft, den die Prager Polizei in Gruner's Vertrauen einschmuggelte, so ist mir derselbe genau bekannt. Ich spreche von ihm auf S. 350 meiner Abhandlung. Auch den Bericht des Stadthauptmanns vom 15. August kenne ich vollinhaltlich und weiß daher, daß von einem Mitreisenden Knapp's nach Brody nicht ein Wort darin steht. Den Brief Knapp's an Gruner vom 10. August 1812 kenn' ich allerdings nicht, und es ist leicht möglich, daß derselbe die von dem Enkel vorgetragene Ansicht unterstützt. Um so mehr ist es zu bedauern, daß derselbe es unterlassen hat, den entscheidenden Beweis dafür beizubringen.

5. Noch mehr Geduld als bisher werd' ich bei diesem Punkt aufwenden müssen. Denn ist es nicht ein dreistes Spiel mit dem Begriffe der Kritik, wenn der Herr Recensent kalten Blutes behauptet, es sei unstatthaft zu sagen, X habe dem Y etwas erzählt, denn X habe dies vor Y zu Protokoll gegeben, und das sei zweierlei? Ich mußte das zweimal lesen, eh' ich es erfaßte. Wie stellt sich denn H. v. Gruner vor, daß ein Angeschuldigter etwas zu Protokoll gibt? Oder weiß er etwa nicht, daß es der Stadthauptmann Lilienau war, vor dem sein Großvater am 26. und 27. August sein Verhör bestand? Nach dieser Probe kritischen Scharfsinns kann es mir unendlich gleichgültig sein, daß Herr von Gruner Enkel Etwas, das ich entdeckte, in den Acten nicht gefunden hat, und ebenso gleichgültig, wenn es ihm unerklärlich scheint, daß ich Manches nicht wörtlich, ja Manches sogar gar nicht mitgetheilt habe, was darin zu finden ist. Er übersieht eben wieder den Unterschied unserer Zwecke. Wäre ich er, und hätt' ich es mir zur Lebensaufgabe gemacht, der Welt ausführlich darzuthun, wie ein Anderer meinem Namen seinen guten Klang erwarb, ich würde vielleicht ebenfalls, von dankbarer Pietät verführt, meinen Helden und was mit ihm zusammenhängt, ein bischen überschätzen. Da ich aber nur ein unbetheiligter und unbefangener Forscher bin, der im historischen Urtheil Maß zu halten und geschichtliche Werthe zu distinguiren gelernt hat, so muß es mir H. v. Gruner schon zu gute halten, daß ich über seinen Großvater mitunter etwas verschwieg, was mir nicht der Rede werth erschien. Um so besser für ihn selbst, dessen Werk durch eine reiche Nachlese an Umfang nur gewinnen kann. -

6. Dieser Abschnitt entbehrt, soweit es die Polemik gilt, jeglichen wissenschaftlichen Interesses. Denn es wird zweifellos Madame Klio ganz kalt lassen, ob die Erinnerung an die durchlebte Festungszeit in Justus Gruner früher oder später verblaßte. Dagegen dürfte ihr als ein Beitrag zu dessen Charakteristik nicht unwichtig erscheinen, was sein Enkel aus den Akten des Großen Generalstabes mittheilt: daß nämlich derselbe Mann, welcher wenig Tage nach seiner Freilassung über sein überstandenes Ungemach scherzen konnte und von dem mein Recensent nachweist, daß er nicht in der Citadelle, sondern in der Stadt Peterwardein interniert gewesen sei und alle Rücksicht von Seiten des Kommandanten erfahren habe, mehrere Monate später erklärt, man sei ihm „Ersatz für furchtbare Mißhandlung schuldig!" Nebenbei bäte ich Herrn v. Gruner recht sehr, bei Citaten aus meiner Abhandlung grammatikalische Fehler zu vermeiden, die gewiß nicht darin stehen.

7. Nach einigem Kopfzerbrechen fand ich mich auch in diesem Absatz der Recension zurecht. Der Herr Enkel will beweisen, daß ich eine Stelle in einem Briefe seines Großvaters an den Polizeiminister vom 17. Juli 1813 als aus einem Schreiben vom 5. Juli stammend mitgetheilt habe. Möglich, daß mir dies passirt ist, und ich wäre für diese Berichtigung gewiß sehr verbunden, wenn ich nur mehr Vertrauen in die Forschergabe meines Recensenten besäße. Sollte hier vielleicht der russische Kalender Herrn v. Gruner einen Streich gespielt haben? Da ich die Acten nicht vor mir habe, kann ich dies im Augenblicke nicht entscheiden, und auch nicht, ob der Gouverneur von Slavonien wirklich in den Tagen vom 6. zum 16. Juli von Peterwardein nach Wien und von hier nach Hause zurückgereist ist, um sich sofort von dort nochmals nach der Residenz zu begeben, was doch, in einer Zeit ohne Eisenbahn und Dampfschiff, etwas recht Auffallendes hat.

8. Aber alle diese bisher erörterten Punkte hätten Herrn v. Gruner noch nicht bewogen, „schon jetzt gegen Fournier aufzutreten." Dazu vermochte ihn Anderes, zu dessen Erörterung er sich nun wendet. Er hat sich für diesen „Hauptangriff" mit „Acten und glaubwürdigen Büchern" ausgerüstet, und was die Ersteren betrifft, so hat ihm in der That das reiche Arsenal des Königl. Geh. Staatsarchivs zu Berlin weit offen gestanden. Ich mußte daraufhin auf wichtige Resultate gefaßt sein, die meine Untersuchung in *wesentlichen* Punkten zu berichtigen und die historische Kenntniß wahrhaftig zu bereichern vermögen. Doch nein. Auch hier gebar der kreißende Berg nur ein Mäuschen. Zunächst hat mein Recensent herausgebracht, daß Bülow nicht unter dem Minister Fürsten Wittgenstein, wie ich meinte, sondern als selbständiger Chef das Ressort der geheimen Polizei versah. Schön. Ferner, daß ein von mir auf S. 351 citirtes Memoire des famosen Janke aus dem Jahre 1819 nicht an Wittgenstein, sondern an Hardenberg gerichtet war. Auch schön. Nur möchte ich hier in aller Demuth bemerken, daß ich die Kenntniß dieses Actenstückes nicht dem „glaubwürdigen Buche" Mannsdorf's verdanke, sonst hätte ich unmöglich behaupten können, daß der darin gebotene Abdruck gekürzt sei, sondern daß ich es in einer gleichzeitigen Abschrift unter Acten der Wiener Geheimpolizei vorfand, mit der amtlichen Bezeichnung versehen: „Bericht des ꝛc. Janke *an den Fürsten von Wittgenstein* über den geheimen sogenannten deutschen Bund." Da nun diese Wiener Copie jeder besonderen Anrede entbehrt und im Contexte von Hardenberg in der dritten Person die Rede ist, trug ich kein Bedenken, die angegebene Adresse für die richtige zu halten. Ja, ich glaube heute noch an die Möglichkeit, daß Janke sein Elaborat gleichzeitig an Hardenberg *und* Wittgenstein gelangen ließ.

Doch da fühl' ich mich plötzlich von meinem Recensenten losgelassen, der sich mit all seiner kritischen Kraft auf — Janke wirft. Dieser hatte eine Aeußerung Justus Gruner's denuncirt, welche derselbe zu seinen Freunden Jahn und Friesen, den Gründern des „Deutschen Bundes", gethan haben sollte: er besitze ein Actenstück, von welchem er, wenn man (d. i. die französische Partei) ihn an Napoleon ausliefern wollte, zum Verderben des Königs und des Kanzlers Gebrauch machen würde. Diese Aeußerung, meint nun der Enkel, soll Janke erfunden haben. Das ist gewiß leicht möglich.

Janke war ein schlechtes Subject und einer Lüge zum Schaden Anderer sicherlich fähig. Ich habe deshalb auch in meiner Abhandlung nirgends behauptet, Gruner habe jenen Ausspruch wirklich gethan, sondern nur angenommen, Janke habe ihn 1812 bei Bülow geltend gemacht. Denn dieser Letztere verlangte in seinem Briefe an Metternich vom 6. August 1812 so dringend, nicht nur die Verhaftung Gruner's, sondern ganz besonders die Auslieferung seiner Papiere, daß dies den österreichischen Behörden auffiel. Mich würde übrigens ein sicherer Beweis dafür, daß Justus Gruner jene Worte wirklich gesprochen habe, gar nicht überraschen. Es ist heute nicht mehr unbekannt, daß durch die deutschnationale Bewegung jener Tage ein revolutionärer Zug ging, den selbst Stein mit manchem ungeduldigen Wort markirte und den z. B. Harnisch in seinen Erinnerungen dahin ausdrückte, „daß, wenn unser König zur rechten Zeit für das Vaterland nicht vorgehen werde, dann wohl sein Bruder dies thun würde." Nun stand auch Gruner auf der Hatzfeld'schen Proscriptionsliste vom Januar 1812. War es da gar so unmöglich, daß er sich im vertrauten Kreise in drohenden Worten herausließ? Ich glaube, seine (schriftliche) Anfrage bei Gneisenau aus dem März, ob man nicht gut thäte, in Broschüren für das Volk den König u. A. als „verächtlich" darzustellen, ist doch noch compromittirender für ihn als jene heimliche Drohung, die nebenbei ganz leer gewesen sein kann. Ich habe diese Anfrage mit anderen aus einem unanfechtbar echten Document auf S. 233 meines Aufsatzes abgedruckt. Auch meinem Herrn Recensenten hat sie ohne Zweifel vorgelegen, und wenn er sie heute mit Stillschweigen übergeht, so hindert das doch nicht, daß sie das ganze lockere Beweisgebäude, welches er mit so viel Mühe und in so schlechtem Stil aufgerichtet hat, mit einem Male über den Haufen wirft.

Prag. August Fournier.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Das zwischen Deutschland und England getroffene Uebereinkommen hinsichtlich der Abgrenzung der Interessensphären der beiden Länder in Afrika hat sowohl von deutscher als auch von englischer Seite mannigfache Anfechtung erfahren. Wurde hier insbesondere die Ueberlassung des Protectorates der Insel Zanzibar an die britische Regierung als ein allzu weit gehendes Zugeständniß angesehen, so erblickte eine Anzahl englischer Organe in der Abtretung der Insel Helgoland an Deutschland eine unzulässige Schmälerung des eigenen Landesgebietes. Die Widersacher Lord Salisbury's schreckten selbst nicht vor der kühnen Behauptung zurück, daß England, nachdem es auf den Besitz Helgolands Verzicht geleistet habe, ja auch Gibraltar an Spanien und Malta an Italien abtreten könne. Diese Kritiker des deutsch-englischen Vertrages übersehen nur, daß Gibraltar und Malta für die Machtstellung Englands zur See eine wesentliche Bedeutung haben, während die Insel Helgoland, nordwestlich von den Mündungen der Elbe und der Weser, wenige Meilen vom deutschen Festlande entfernt gelegen, für Großbritannien nur einen sehr geringen Werth hat, für Deutschland jedoch ein pretium affectionis besitzt. Im Hinblick auf die große Ausdehnung der Interessensphären der beiden Staaten in Afrika wird es auch vielfach von den wirklichen Leistungen der betheiligten Factoren abhängen, ob Deutschland und Großbritannien jedes für sich aus den Bestimmungen des Vertrages allen Nutzen zu ziehen wissen.

Vom Standpunkte der hohen Politik aus ist das deutsch-englische Abkommen jedenfalls ein eminent friedliches Symptom, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so braucht nur auf die hämischen Betrachtungen hingewiesen zu werden, welche von Seiten der panslawistischen Presse in Rußland, sowie der chauvinistischen Organe in Frankreich über den Vertrag angestellt wurden. Um die öffentliche Meinung in England zu erregen, bezeichneten diese Organe den Vertrag als eine societas leonina, auf die äsopische Fabel hinweisend, in welcher der Löwe, mit anderen Thieren auf die Jagd ziehend, die Beute allein behält. Daß Deutschland in dieser Darstellung die Rolle des Löwen spielen sollte, bedarf keines besonderen Hinweises; immerhin zeigt es uns Deutschen von Neuem, in welcher Richtung sich die Wünsche unserer Gegner bewegen. Hatten diese mit Rücksicht darauf, daß die Interessen Deutschlands und Großbritanniens in Afrika sich in einem gewissen Widerstreite befanden, die Hoffnung gehegt, es würde sich ein ernsthaftes Zerwürfniß zwischen den beiden Großmächten ergeben, so wurde diese Illusion durch das deutsch-englische Abkommen über die Abgrenzung der Interessensphären zerstört. In Wirklichkeit richteten sich denn auch alle jene dunklen Minirversuche gegen das europäische Friedensbündniß selbst, welchem Großbritannien zwar nicht in formeller Weise beigetreten ist, aber seine volle Sympathie gewährt. Lassen sich die Spuren dieser von französischer und russischer Seite ausgehenden Minirversuche leicht verfolgen, da jedes Tagesereigniß

dort lediglich von dem Gesichtspunkte aus betrachtet und behandelt wird, ob es wohl geeignet wäre, die zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien bestehende Allianz, deren friedlicher Zweck auch die Zustimmung Großbritanniens gefunden hat, zu zerstören oder gar zu sprengen. Immer wieder wird der Versuch gemacht, Mißtrauen zwischen diesen Staaten zu säen, ohne daß jedoch bisher auch nur der geringste Erfolg erzielt worden wäre, weil das von den Widersachern des europäischen Friedens gesponnene Gewebe allzu fadenscheinig und durchsichtig ist.

Hatten nun jene Friedensstörer gehofft, England und Deutschland würden sich in Afrika bitter verfeinden, so daß der Rückschlag in Europa nicht ausbleiben könnte, so ist durch den soeben abgeschlossenen Vertrag die Prämisse beseitigt worden. Vielmehr darf jetzt mit Zuversicht erwartet werden, daß die Colonialbestrebungen der beiden Großmächte, weit entfernt, unter einander in Widerstreit zu gerathen, denselben Zwecken der Cultur und Civilisation sich dienstbar erweisen werden. Hierzu kommt, daß, wie wenig Werth auch der Besitz Helgolands für Großbritannien selbst haben mag, die Abtretung dieser Insel an Deutschland doch sicherlich nicht erfolgt wäre, wenn bei den englischen Staatsmännern selbst nur im geringsten die Auffassung sich geltend gemacht hätte, daß in einer noch so fernen Zukunft kriegerische Verwicklungen mit Deutschland zu befürchten ständen. In dieser erfreulichen Friedensbürgschaft kann daher die Bedeutung des deutsch-englischen Abkommens für die hohe Politik erkannt werden. Selbst wenn Denjenigen zugestimmt werden darf, welche darauf hinweisen, daß Großbritannien bei einem von anderer Seite gegen Deutschland geführten Kriege keineswegs activ als unser Bundesgenosse eingreifen werde, muß es doch mit voller Genugthuung begrüßt werden, daß Ursachen zu einem Conflicte zwischen den beiden Ländern selbst aus der Welt geschafft werden, abgesehen davon, daß die erzielte Einigung in der Phantasie der Friedensstörer sich wie ein ihnen höchst lästiges Ereigniß abspiegelt, dessen Tragweite sie wohl gar überschätzen.

Wenn im Hinblick auf das deutsch-englische Abkommen hervorgehoben wurde, daß die Bewohner Helgolands als die zunächst an der Abtretung der Insel Betheiligten befragt werden müßten, ob sie bereit wären, die englische Staatsangehörigkeit mit der deutschen zu vertauschen, so braucht nur an die Komödie erinnert zu werden, die sich bei solchen „Plebisciten" in Frankreich abspielte, um die Idee einer „Volksabstimmung" auf Helgoland zurückzuweisen. Dagegen ist es im Interesse der Helgoländer geboten, deren berechtigte Eigenthümlichkeiten zu schonen. In dem Abkommen selbst wird den Einwohnern die Befugniß gewährt, innerhalb einer bestimmten Frist die britische Staatsangehörigkeit zu wählen. Auch sind alle Eingeborenen und deren Kinder, so weit dieselben vor der Unterzeichnung des Abkommens geboren sind, dem Dienste im Landheere sowie bei der Marine nicht unterworfen. Bei der Organisirung werden dann noch andere Verhältnisse der Insel in angemessener Form geregelt werden. Hat unter Anderem bisher die Bestimmung gegolten, daß nur die Bewohner Helgolands Grund und Boden auf der Insel als freies Eigenthum erwerben können, so empfiehlt es sich, auch für eine angemessene Frist dafür zu sorgen, daß nicht die „Fremden" unverzüglich von diesem Grund und Boden Besitz ergreifen und die kleinen Schiffer und Fischer verdrängen, die sich wohl durch vortheilhafte Anerbietungen zum Verkaufe ihres Eigenthums bereit finden ließen. Abgesehen davon, daß die Idylle der Insel Helgoland durch den Einzug von „Actiengesellschaften" gestört werden würde, gilt es vor Allem, die Bewohner selbst vor Schaden zu bewahren, indem ihnen innerhalb einer angemessenen Uebergangsperiode die Möglichkeit gewährt wird, sich in die neuen Verhältnisse hineinzuleben. Eine solche Fürsorge wird den neu gewonnenen Landsleuten sehr bald die Ueberzeugung verschaffen, daß die deutsche Staatsangehörigkeit nicht minder zu schätzen ist als die britische, eine Ueberzeugung, die sicherlich auch allen Theilnehmern an dem soeben in Berlin gefeierten zehnten deutschen Bundesschießen in erfreulichster Weise geworden ist. Daß die Angehörigen der verschiedenen deutschen Stämme während ihrer Anwesenheit in der deutschen Reichshauptstadt in dem Bewußtsein, einem mächtigen Staatswesen anzugehören, sich von Herzen wohl gefühlt haben,

kann nicht Wunder nehmen. Die Gastfreunde, welche aus der Fremde, zum Theil über das Weltmeer zu uns gekommen sind, gewannen jedoch nicht minder den Eindruck, daß durch die Errichtung des deutschen Kaiserreiches ein herrlicher Bau geschaffen worden ist, der allen Söhnen des Vaterlandes, auch denjenigen, die im Auslande verweilen, Schutz und Sicherheit gewährt. Die Deutsch-Amerikaner, welche am 4. Juli den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung ihres Adoptivvaterlandes festlich begingen, betrachten sich allerdings nicht als Fremde. Insbesondere sprach der als einer der Ehrengäste bei der Feier anwesende Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Phelps, der Mehrzahl aus dem Herzen, als er sich in seiner vortrefflichen Ansprache gegen den Materialismus wendete. „Eisenbahnen, Bergwerke, Telegraph und Telephon, Paläste, Parke, Dampfschiffe und Schlafwagen — alle die namenlosen Formen, in denen sich unser Reichthum und unsere Findigkeit kund geben, sind bewunderungswürdig, aber doch nur als Mittel zur Erreichung der Größe in Kopf und Herz, welche allein den Maßstab der nationalen Größe bildet. Es mag schwierig sein, inmitten eines capuanischen Wohllebens an solcher Größe festzuhalten, aber wie viel besitzen wir nicht, um uns in diesem Kampfe zu kräftigen!“ In solchen trefflichen Worten faßte der Gesandte der Vereinigten Staaten unter Anderem sein gegen den krassen Materialismus gerichtetes Glaubensbekenntniß zusammen, indem er dann insbesondere den Deutsch-Amerikanern in ihrem Adoptivvaterlande die schwere, aber freier Männer würdige Rolle zuwies, deutschen Idealismus zu verbreiten: „Ihr habt die trauten Stätten Eurer Kindheit, und was Ihr in ihnen gelernt, nicht vergessen, und was Ihr in ihnen in reicher Erfahrung gelernt habt, das lehrt Ihr jetzt uns: daß großer Besitz nicht unerläßlich ist für wahres Glück, und daß die höchsten Güter der Menschheit auch in einem Boden gedeihen können, der keinen Goldstaub enthält.“

Gelangte in der Rede des Gesandten der Vereinigten Staaten, Phelps, ein gut Theil echter Lebensweisheit zum charakteristischen Ausdrucke, so gestalteten sich die wechselseitigen Begrüßungen der deutschen Schützen mit den Italienern, den Oesterreichern und den Ungarn zu Verbrüderungen, wie sie dem innigen Bundesverhältnisse der zur Tripelallianz vereinigten Monarchien entsprechen. Daß die österreichischen Schützen, die sich zum zehnten deutschen Bundesschießen in Berlin eingefunden hatten, deutsch fühlen und empfinden, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. Ungemein sympathisch war jedoch die Art, in welcher die Vertreter Italiens und Ungarns ihre Solidarität mit den Deutschen betonten. So wies der Führer der italienischen Schützen, der Deputirte Adamoli, auf die Liebe hin, welche er und seine Landsleute für das „große deutsche Vaterland“ empfänden, mit welchem die Italiener durch die Gemeinsamkeit der Schicksale verbunden wären, zu welchem sie sich durch die Gemeinsamkeit der Ideale hingezogen fühlten. Nachdem er zur Vergleichung die Vergangenheit herangezogen hatte, in welcher die römischen Cohorten feindlich nach Deutschland drangen, während später wiederum die deutschen Stämme nach Italien Tod und Verderben brachten, hob er hervor, wie die italienischen Schützen nunmehr mit Waffen erschienen, die mit dem Oelzweige geschmückt wären. „Und wenn Ihr zu uns kommt,“ schloß der Abgeordnete Adamoli seine mit Enthusiasmus aufgenommene Rede, „so kommt Ihr nicht mehr, um unserem Lande Gesetze zu dictiren, sondern um Euch an dessen Schönheit zu erfreuen, in das Land, wo die Citronen blüh'n!“ Der Führer der ungarischen Schützen wies, nachdem er zunächst die friedliche Bedeutung der den Mannesmuth stählenden Uebungen der Schützenvereine hervorgehoben hatte, darauf hin, daß auch eine ernste Stunde schlagen könnte, in welcher das Vaterland seine Söhne zur Vertheidigung aufrufe, und daß dann die Ungarn Schulter an Schulter mit den Deutschen kämpfen, sowie die Büchse nicht eher aus der Hand legen würden, als bis die Fahnen beider Nationen mit dem Siegeslorbeer geschmückt wären. Die untrennbare Waffenbrüderschaft, welche der Führer der ungarischen Schützen feierte, wird jedoch, wie im Hinblicke auf die europäische Lage gehofft werden darf, noch geraume Zeit hindurch nur im friedlichen Wettbewerbe sich bethätigen.

Ein höchst erfreuliches Ergebniß aller dieser Kundgebungen der jüngsten Zeit bleibt jedenfalls, daß wie die zur Tripelallianz vereinigten Monarchien auch England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch Wort und That ihre Zustimmung zu den Bestrebungen des europäischen Friedensbundes an den Tag legten. Nicht minder zeigte sich während der Nordlandsfahrt des Kaisers Wilhelm II., daß König und Volk in Dänemark sowie in Schweden und Norwegen gleichfalls gewillt sind, die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland in vollem Maße aufrecht zu erhalten. Allerwärts bricht sich eben immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß in unserer Zeit den verschiedenen Staaten so schwierige sociale und civilisatorische Aufgaben gestellt sind, daß es frevelhaft wäre, ohne zwingenden Grund diesen Gottesfrieden zu stören. Eine Culturaufgabe von hoher Bedeutung war auch diejenige, deren Lösung der unlängst in Brüssel geschlossenen Conferenz zur Bekämpfung des Sklavenhandels gestellt war. Die Vertreter sämmtlicher Mächte waren darin einig, daß der Sklavenhandel mit aller Entschiedenheit unterdrückt werden müßte, so daß die Meldung einigermaßen überraschen mußte, daß der Vertreter der niederländischen Regierung im letzten Augenblicke abgelehnt habe, die Generalacte, in welcher die Beschlüsse der „Antisklaverei-Conferenz" zusammengefaßt werden, zu unterzeichnen. Pessimisten kündigten bereits das Scheitern des gesammten Werkes der Brüsseler Conferenz an; es wurde jedoch zunächst ein Ausweg gefunden, auf dem, wie mit Zuversicht erwartet werden darf, das angestrebte Ziel erreicht werden wird. Die Vertreter der übrigen Mächte beschlossen nämlich, die Generalacte der Antisklaverei-Conferenz zu unterzeichnen, der niederländischen Regierung aber innerhalb einer sechsmonatlichen Frist den Beitritt offen zu halten. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der Widerspruch Hollands sich keineswegs gegen die auf Bekämpfung des Sklavenhandels selbst abzielenden Vorschriften, sondern lediglich gegen eine Zusatzbestimmung richtet, durch welche die Staaten des durch die Berliner Congo-Conferenz in seiner Ausdehnung vertragsmäßig bestimmten Congobeckens ermächtigt werden sollen, Einfuhrzölle ad valorem der importirten Waaren zu erheben. Richtig ist, daß diese Zusatzbestimmung im Gegensatz zur Congoacte selbst steht, nach welcher für eine bestimmte Reihe von Jahren derartige Zölle nicht erhoben werden sollen; die Erfahrung hat aber gezeigt, wie es insbesondere für den vom Könige der Belgier mit einer nie versagenden Opferwilligkeit regierten unabhängigen Congostaat eine Lebensfrage ist, daß ein Theil der staatlichen Bedürfnisse durch eigene Einnahmen gedeckt werde. Gilt es doch gerade zum Zwecke der Bekämpfung des Sklavenhandels, in dem unabhängigen Congostaate in administrativer, die Rechtspflege betreffender, sowie militärischer Hinsicht besondere Dienstzweige zu schaffen, ferner zwischen den einzelnen Stationen Wege zu bauen und andere Communicationsmittel ins Leben zu rufen. Obgleich der König der Belgier bereits die größten Opfer für solche Zwecke gebracht hat und auch in Zukunft zu bringen entschlossen ist, bedarf der Congostaat doch noch selbständiger Hülfsquellen, die, soweit Einfuhrzölle in Betracht gezogen werden, auch den übrigen Staaten des conventionellen Congobeckens zu statten kommen würden.

Inzwischen ist der belgischen Repräsentantenkammer eine Vorlage unterbreitet worden, die mit den Beschlüssen der Brüsseler Antisklaverei-Conferenz im Zusammenhange steht und darauf abzielt, die Verhältnisse des unabhängigen Congostaates zu consolidiren. Dies soll zunächst durch eine von Belgien zu bewilligende Anleihe im Betrage von fünfundzwanzig Millionen Francs geschehen, von denen fünf Millionen sofort und in den folgenden zehn Jahren je zwei Millionen zu entrichten wären. Die Anleihe, deren erste Rate von fünf Millionen Francs hauptsächlich dazu dienen soll, die Ausführung der Beschlüsse der Antisklaverei-Conferenz zu sichern, fiele, wie in der Regierungsvorlage ausdrücklich hervorgehoben wird, dem unabhängigen Congostaate mit der Maßgabe zur Last, daß sie während der ersten zehn Jahre unverzinslich bleiben würde. Nach Ablauf einer bestimmten Frist wird Belgien dann sich entscheiden müssen, ob es mit der Umwandlung des unabhängigen Congostaates in belgisches Gebiet einverstanden ist. Der König der Belgier erklärt zugleich, daß er jede Ent-

schädigung für die bisher von ihm gebrachten persönlichen Opfer zurückweist. Auch für den Fall, daß die parlamentarischen Körperschaften Belgiens später den Vorschlag ablehnen würden, nach welchem Belgien vom unabhängigen Congostaate Besitz ergreifen soll, werden Bestimmungen getroffen. Eine solche Besitzergreifung von Seiten Belgiens drängt sich um so mehr als Nothwendigkeit auf, als der Congostaat andernfalls seine eigenen Existenzbedingungen ernsthaft gefährdet sehen würde. Die Begründung der den belgischen Kammern unterbreiteten Vorlage enthält unter Anderem ein Schreiben des Königs, welches für dessen Opferwilligkeit und patriotische Gesinnung vollgültiges Zeugniß ablegt. Nachdem Leopold II. in diesem Briefe betont hat, wie die Geschichte lehre, daß die kleineren Länder durch ihr moralisches und materielles Interesse dahin geführt werden, ihren Einfluß außerhalb der eigenen Grenzen zur Geltung zu bringen, entwickelte er, daß es insbesondere für eine Nation wie die belgische von hoher Bedeutung sei, den Erzeugnissen der zahlreichen Fabriken sowie dem gesammten Handel ein Absatzgebiet zu eröffnen. In charakteristischer Weise wird dann die Bedeutung des unabhängigen Congostaates hervorgehoben, welcher Dank der wohlwollenden Unterstützung der Mächte sich zu einem jugendkräftigen Staatswesen entfaltet habe, das, von Brüssel aus geleitet, von Belgien verwaltet werde und im Hinblick auf das unermeßliche Flußgebiet des Congo dem Handel ebenso rasche wie billige Verbindungen sichere, indem man bis in die Mitte des afrikanischen Continentes einzudringen vermöge. Dem Congostaate wird dann um so mehr eine hoffnungsvolle Perspective eröffnet, als durch die Erbauung der in das Gebiet der Wasserfälle führenden Eisenbahn die Verbindungswege sich noch günstiger gestalten sollen.

Mag immerhin die allzu optimistische Auffassung, wie sie sich in den bezüglichen Projekten kund gibt, Anfechtung erfahren, so wird doch Niemand dem edlen Patriotismus und der nur das Wohl des Vaterlandes bezweckenden Uneigennützigkeit des Königs Leopold II. die volle Anerkennung versagen können. Wie würdig erfaßt dieser seine Aufgabe, wenn er erklärt: „Wenn ein König seinem Lande einen Dienst erweisen will, so darf er auch vor der Vollendung eines Werkes nicht zurückschrecken, welches sogar waghalsig erscheint. Der Reichthum eines Souveräns besteht in der öffentlichen Wohlfahrt; sie allein bildet den Schatz, den er beständig zu vergrößern bemüht sein muß. Bis zum Augenblicke meines Todes werde ich wie bisher bestrebt sein, unser afrikanisches Werk zu leiten und zu unterstützen. Sollte aber das Land, ohne bis zu jenem Zeitpunkt zu warten, früher bereits eine engere Verbindung mit meinen Besitzungen am Congostaate anknüpfen wollen, so stehe ich ganz zu seiner Verfügung. Ich wäre glücklich, wenn ich noch bei meinen Lebzeiten das Land im Besitze des Congostaates sehen könnte.“ Zugleich ist das Testament in Bezug auf den unabhängigen Congostaat zur Veröffentlichung gelangt, durch welches festgesetzt wird, daß Belgien sämmtliche Rechte als Souverän jenes Staates erhalten soll, wie sie auf Grund von Verträgen bestehen. Auch in diesem Testamente spricht König Leopold II. seine Ueberzeugung aus, daß Belgien als Souverän des unabhängigen Congostaates in der Lage sein werde, die unerläßlichen Absatzgebiete für seinen Handel und seine Industrie zu erschließen.

Daß in Belgien selbst den allzu weitgehenden Erwartungen in Bezug auf die Entwicklung des unabhängigen Congostaates Einwendungen aller Art entgegengestellt werden, ist ein Zeichen von Besonnenheit. Wird aber von anderer Seite daran erinnert, wie seiner Zeit dem spanischen Volke durch die Entdeckung Amerika's ein unermeßliches Feld civilisatorischer Wirksamkeit und die Aussicht auf einen glänzenden Aufschwung des Handels und der Industrie eröffnet worden sind, so liegen die Verhältnisse mit Rücksicht auf den Wettbewerb der Nationen nunmehr wesentlich anders. Dagegen darf wiederum zugestanden werden, daß es auch für das heutige Spanien besser wäre, wenn es, anstatt immer wieder von Neuem durch innere Zwistigkeiten aufgewühlt zu werden, seine Kräfte sammeln und nach außen bethätigen könnte. Gerade in jüngster Zeit spielten sich in Spanien wieder mancherlei Vorgänge ab, in Bezug auf welche gehofft werden darf, daß sie mit der soeben durch den conservativen Partei-

führer Canovas del Castillo vollzogenen Neubildung des Ministeriums ihren Abschluß erhalten haben möchten. Allerdings bleibt zu bedenken, daß das Capitel der cosas di España wohl niemals ausgeschrieben werden wird. Erachtete man vor einiger Zeit die Periode der Pronunciamientos in Spanien für beendet, so tauchten dann plötzlich einige Generale auf, die sich nicht etwa darauf beschränkten, dem liberalen Cabinet Sagasta in den Cortes Opposition zu machen, sondern allen Ernstes eine militärische Bewegung gegenüber der Civilverwaltung zu insceniren versuchten. Wurde auch damals die drohende Gefahr beseitigt, so nahm doch die Uneinigkeit im eigenen Feldlager der Regierung mit jedem Tage zu. Der Conseilpräsident Sagasta vermochte so wenig über eine geschlossene parlamentarische Mehrheit zu verfügen, daß die liberalen Dissidenten ohne Unterlaß seinen Rücktritt forderten. Da Sagasta sich gewissermaßen von seinen eigenen Parteigenossen im Stiche gelassen sah, bat er die Königin-Regentin um seine Entlassung, die denn auch ohne Weiteres gewährt wurde. Durchaus verfehlt wäre es, den neuen Conseilpräsidenten für einen Reactionär zu halten, weil er als Führer der conservativen Partei bezeichnet zu werden pflegt. Vielmehr ist Canovas del Castillo, wie er bereits damals zeigte, als er im December 1874 die jüngere bourbonische Linie mit dem Prinzen Alfons von Asturien auf den spanischen Thron zurückführen half und die Monarchie Alfons' XII. rasch befestigte, ein Staatsmann von ebenso großer Gewandtheit wie Besonnenheit. Selbst der Hierarchie gegenüber wahrte Canovas del Castillo das Staatsinteresse in vollem Maße. Auch klammerte er sich keineswegs an die Regierungsgewalt, als er in deren Besitze war; vielmehr empfahl er seiner Zeit selbst der Königin-Regentin die Berufung des liberalen Parteiführers Sagasta, weil damals die von Seiten der Carlisten und Republikaner drohende Gefahr durch ein der Linken angehörendes Ministerium sicherer beseitigt werden konnte. Volle Anerkennung verdient ferner das maßvolle Verhalten, welches Canovas del Castillo im Hinblick auf die Beziehungen Spaniens zu den anderen Mächten an den Tag legte. Insbesondere ließ er sich auch die Pflege eines guten Verhältnisses zu Deutschland angelegen sein, so daß mit Zuversicht erwartet werden darf, daß Canovas del Castillo als Leiter des neuen spanischen Ministeriums zugleich die Interessen seines Vaterlandes fördern und im Sinne der Aufrechterhaltung des Friedens wirken wird. Wir dürfen bei dieser Gelegenheit wohl auf die ausgezeichnete Charakteristik hinweisen, welche Professor Emil Hübner von dem ihm persönlich bekannten gegenwärtigen spanischen Ministerpräsidenten, der ein ebenso bedeutender Politiker als großer Schriftsteller ist, vor Kurzem in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat. („Deutsche Rundschau", 1887, Bd. L, S. 417 ff.)

Literarische Rundschau.

Der Katalog eines Handschriftensammlers.

Lettres autographes composant la collection de M. Alfred Bovet. Décrites par Etienne Chavary. Ouvrage imprimé sous la direction de Fernand Calmettes. A Paris, Librairie Chavary Frères. 4 Rue de Furstenberg. 1887.

Dieser Band ist in 500 numerirten Exemplaren gedruckt worden, von denen 320 in den Handel kamen. Unser Exemplar trägt die Nummer 309, und wir verdanken es der Güte des Herrn Alfred Bovet. Da die Sammlung durch Verkauf längst (seit 1884/85) in alle Winde zerstreut ist und der Katalog selber bereits die Jahreszahl 1887 trägt, so würden alle Schönheiten dieses seltenen und kostbaren, 880 Seiten in Hochquart starken Bandes, die Pracht seiner Ausstattung und der Reichthum seiner facsimilirten Beilagen uns kaum veranlaßt haben, hier darauf zurückzukommen, wenn er nicht wirklich ein Stück Literatur darstellte. Diesen mächtigen Band durchblättern, heißt die Geschichte der Politik, Wissenschaften, Dichtung und Künste seit dem 15. Jahrhundert bis auf unsere Zeit in ihren vornehmsten Namen an sich vorüberziehen lassen. Er enthält eine solche Fülle literarischer und anderer Curiositäten, daß noch auf den Abbildungen der Originale das Auge mit ungewöhnlichem Interesse verweilen mag. Und nicht nur Curiositäten, sondern gar viele Stücke von bleibendem und dauerndem Werth, solche, die bis jetzt anderweitig nicht gedruckt, doch geeignet sind, unserer Kenntniß des betreffenden Autors irgend etwas Neues hinzuzufügen. Denn nicht nur für den passionirten Sammler, ebenso für den feinen und gebildeten Kenner gibt der Katalog der Collection Bovet Zeugniß. In Paris entstanden und in den französischen Abtheilungen besonders vollzählig, ist doch auch in denen des Auslandes die Sicherheit des Blicks und der Hand nicht zu verkennen. Herr Bovet ist Schweizer und Protestant. Er verleugnet nicht den galanten Zug seines Adoptivlandes, wenn er, abweichend von der sonst in seiner Sammlung befolgten Regel, die „femmes célèbres“ (die, mit der Herzogin von Longueville und Vittoria Colonna beginnend, mit Frau Cosima Wagner enden) nicht nach der Nationalität gruppirt: „denn,“ heißt es in der Einleitung, „die Schönheit, die Anmuth (la grâce) und der Geist sind das Erbtheil der Frauen aller Länder und aller Zeiten.“ Dagegen zollt er seiner Heimath und seiner Abstammung einen schönen Tribut, indem er die Berühmtheiten der Schweiz (unter denen aber merkwürdiger Weise Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer durch ihre Abwesenheit glänzen) mit ausgesprochener Vorliebe gesammelt und den „Huguenots illustres“ eine Separatabtheilung gewidmet hat.

Von dem Inhalt des Katalogs auch nur entfernt einen Begriff zu geben, ist an dieser Stelle nicht möglich. Wir beschränken uns auf Andeutungen.

Unter den französischen Staatslenkern fehlt von Karl VI. bis Grévy keiner, ebenso vollständig sind die Päpste von Leo X. bis Leo XIII. In England geht die Liste von Jakob I. (Cromwell eingeschlossen) bis Victoria; nur die vier George sind nicht vertreten. Zwischen Peter dem Großen und Alexander II. fehlt in der Liste der russischen Souveräne Kaiserin Anna; das österreichische Kaiserhaus reicht ohne Lücke von Karl V. bis Franz Joseph und von dem Begründer des modernen preußischen Staates, dem

großen Kurfürsten, reicht die Reihe der Könige: Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm II., III. und IV., bis zu dem Begründer des neuen deutschen Reiches, Kaiser Wilhelm I. Auch zwei der edelsten Frauen unserer Herrscherfamilie finden sich: Königin Louise und Kaiserin Augusta.

Daß unter den großen Staatsmännern Bismarck einen hervorragenden Platz einnimmt, wird Niemanden wundern. Sein, an den (damaligen, 1865) König Wilhelm gerichteter Brief ist im Facsimile mitgetheilt und bittet um eine Audienz für den Landmarschall des — Herzogthums Lauenburg. Das Blatt enthält nur wenige Zeilen, aber wie hoch es geschätzt ward, geht daraus hervor, daß es bei der Auction 105 Fr. erzielte, während Gortschakoff 31, Disraeli 20, Metternich 13, Beust 10 einbrachte. Nur Cavour ging noch höher, nämlich auf 200 Fr., was aber vielleicht dadurch erklärt wird, daß sein Brief sehr viel länger und an und für sich wichtiger war als derjenige Bismarck's. In Cavour's Brief, nach den Niederlagen des Jahres 1849 an eine Freundin in Paris gerichtet, lesen wir u. A. folgende Sätze:

„Verrathen vom König Karl Albert, schlecht unterstützt von der ungeheuren Mehrheit des Landes, die seine Meinungen theilte, war die gemäßigte Partei genöthigt, die Macht den Demagogen ohne Thatkraft und ohne Talent zu überlassen, welche so thöricht waren, zu glauben, daß eine Nation ihre Unabhängigkeit und Freiheit wieder erobern kann mit Phrasen und Proclamationen."

Neben den großen Feldherren Zieten, dem bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzog von Braunschweig und Blücher, der „von der Franzosen heimtückischer List" spricht, erscheint Graf Moltke, der einem französischen Verleger höflich dankt „für die gelungene Uebersetzung und die wohlwollende Beurtheilung seiner „Briefe aus Rußland" — derselben, welche, zuerst von der „Deutschen Rundschau"[1]) gebracht, eben jetzt in einer neuen Auflage herausgekommen sind[2]). Dieses Blatt von Moltke's Hand, ein bloßes Schreiben der Artigkeit, das kaum eine halbe Seite füllt, erzielte den Preis von 82 Fr., während es Mac Mahon nur auf 23 und selbst Radetzky nur auf 32 brachte. Am höchsten in dieser Abtheilung stellte sich Napoleon mit 1000 Fr., und ihm zunächst Sickingen mit 720.

Unter den Großen der Literatur zieht vor allen Anderen Goethe den Blick auf sich; es sind hier vier kostbare Stücke von ihm, theils nur dem Inhalt nach, theils im Facsimile wiedergegeben: ein Brief an den Hofrath Heyne in Göttingen, aus Rom, 13. Januar 1787[3]), ein andrer an den Hofmarschall von Racknitz in Dresden, aus Breslau, 18. September 1790, dann — der wichtigste von allen — der Brief an Schiller, Eisenach, 13. October 1795, der im Schiller-Goethe-Briefwechsel zwischen den Nummern 110 und 111 (nicht 109 und 110, wie der Katalog sagt)[4]) bisher gefehlt hatte, zuletzt das sechste der „Neugriechisch-epirotischen Heldenlieder" („Der Olympos", der „Kissabos" ꝛc.), datirt Marienbad, 23. Juli 1822, ganz in eigener Handschrift (lateinische Lettern) und einer stellenweise von dem uns bekannten Text stark abweichenden Gestalt.

Von Schiller — „le grand poëte, une des gloires les plus pures et les plus sympathiques de l'Allemagne" heißt es in der begleitenden Notiz des Katalogs — haben wir den Brief an seinen Freund und Verleger Goeschen, Dresden, 22. November 1786, und den an Körner, Weimar, 5. März 1789, beide facsimilirt, und Körner's Antwort auf letzteren, vom 19. Mai 1789, die in der Goedeke'schen Ausgabe von 1874 noch fehlt. Der berühmte Brief Lessing's an Gleim, vor der Uebersiedlung nach Hamburg geschrieben, 1. Februar 1767 (Redlich, Briefe von Lessing

[1]) 1877, Bd. X, S. 256 ff.

[2]) Feldmarschall Graf Moltke's Briefe aus Rußland. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

[3]) Gedruckt in den „Publications of the English Goethe Society", Bd. IV, S. 111. — Man vergl. Goethe-Jahrbuch 1890, S. 219.

[4]) Der Verfasser des Katalogs citirt nach der zweiten Ausgabe, vom Jahre 1856; gemeint sind die beiden Briefe: Weimar, den 10. October und Eisenach, den 16. October 1795. Der betreffende Brief ist seitdem gedruckt worden in Karl Emil Franzos' „Deutsche Dichtung", Bd. IV, S. 219.

Nr. 133) — „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen . . . Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?" — ward mit 700 Fr. bezahlt, dem höchsten Betrag auf diesem Markte der Weltliteratur, mit der einzigen Ausnahme Corneille's, der auf 1785 kam. Die Sechszahl der deutschen Classiker vollendet sich durch einige hübsche Stücke von Klopstock, Wieland und Herder, wie denn von Opitz und Hoffmann von Hoffmannswaldau bis auf unsere Tage der Epigonen kaum einer der bekannteren Namen der deutschen Literatur vermißt werden dürfte. Man sieht, daß auf diesem Gebiete gerade der Sammler unermüdlich war; in ihrem Umfang, und wohl auch in ihrem Werthe, steht dem französischen Theile des Kataloges der deutsche kaum nach. In ihr begegnen wir auch den Männern des Humanismus und der Reformation, Reuchlin, Luther, Bugenhagen, Ulrich von Hutten, Melanchthon; in ihm noch einmal Friedrich dem Großen als Schriftsteller.

Von eigenem Reiz sind die Blätter und Briefe, deren Verfasser zugleich geistvolle Zeichner waren, wie E. T. A. Hoffmann, von welchem ein Billet an den Schauspieler Keller reproducirt ist: „Da heute der 24. Januar ist" — es war des Dichters Geburtstag, und wir vermuthen sein letzter oder vorletzter, das Schreiben ist undatirt — „ersuche ich Sie, Geehrtester! mich heute Abend 8 Uhr auf eine Pfeife Tabak und ein Glas sehr guten Punsch zu besuchen. Sie werden in mir einen zwar kränklichen, aber übrigens jovialisirenden Mann finden, der den ganzen Tag halb im Bette, halb außer demselben existirend, allerlei poetische Allotria getrieben. Der Ihrigste." Statt der Unterschrift ein Selbstporträt Hoffmann's, im Munde die lange Pfeife, deren Rauchwolken das ganze Briefchen wie mit phantastischen Arabesken umringeln — ein echter Hoffmann, wenn es jemals einen gegeben.

Aus den Künstlerbriefen heben wir den von Chodowiecki hervor: „qui était sans rival dans la représentation de la figure humaine." Der Meister klagt — das Schreiben ist vom 20. October 1799 — daß er alt geworden, kein Geld mehr verdiene und nicht mehr in der Mode sei. Doch die neun, überaus charakteristischen Köpfe, mit denen er den Rand des Blattes geschmückt hat, zeigen, daß die Kraft seines Geistes und seiner Hand noch keineswegs geschwächt ist. Auch in dieser Liste wird man kaum einen unserer großen Namen umsonst suchen: Lucas Cranach eröffnet sie, Tischbein, Raphael Mengs, Dannecker, Schadow, Cornelius, Overbeck, Rauch, Schinkel, Schwanthaler, Kiß, Semper, Schwind, Preller, Rietschel, Drake, Schirmer, Lessing, beide Achenbach, Eduard Hildebrandt, Adolf Menzel, Knaus, Reinhold Begas — sie Alle folgen bis zu den Neueren und Neuesten. Eines der hübschesten Blätter ist das von Kaulbach, ein Stammbuchblatt; die Signatur — „ein wenig gewürzt", wie der Katalog sich ausdrückt — zeigt ein auf dem Boden hockendes, die Malerei repräsentirendes Kinderfigürchen, dem nach dem Grundsatz „Naturalia non sunt turpia" der Name des Malers fein säuberlich entgleitet und darüber die Verse:

Götter, Helden, Menschen, Thiere
Hab' ich, wechselnd in der Welt,
Doch mit nämlichen Plaisire,
Konterfeyt und dargestellt;
Nehmt nun Alles, wie ich's meine,
Gleichen Sinnes an und auf,
Jedem lasset sein das Seine,
Der Natur und Kunst den Lauf.

Die Schätze der französischen und englischen Abtheilungen auch nur flüchtig zu berühren, verbieten die räumlichen Grenzen, die wir uns hier gesteckt haben, ebenso wenig wie wir auf die der italienischen, polnischen, russischen, skandinavischen und amerikanischen mehr als hinweisen können. Aus den Angaben, die wir über einige Blätter der deutschen Abtheilung gemacht, wird man auf jene zurückschließen und sich einen ungefähren Begriff des ganzen, 2138 Nummern umfassenden Katalogs machen können. Es ist wohl zu bedauern, daß die Sammlung als solche nicht mehr existirt; doch sie war es werth, daß ihr Andenken in Wort und Bild uns erhalten blieb.

J. R.

βκγ. **Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses.** Herausgegeben vom Heidelberger Schloßverein. Band II, Heft 4. Mit zwanzig Tafeln. Inhalt: Sebastian Götz, der Bildhauer des Friedrichsbaues. Von Adolf von Oechelhäuser. — Heidelberg, Karl Groos. 1890.

Der Inhalt des ersten Bandes, sowie der früher erschienenen Hefte des zweiten sind auf der Rückseite des vorliegenden Heftes angegeben. Die erste Nummer des ersten Bandes war, wie wir da lesen, das „Klagegedicht über die gesprengte Burg und churfächsische Residenz Heidelberg". Hoffentlich wird sich dieser Lamentation als Seitenstück nicht später einmal ein „Klagegesang über die wiederhergestellte Burg" anschließen, denn der Gedanke, die wundervolle Ruine wieder in eine moderne Copie dessen zu verwandeln, was sie einmal gewesen ist, ist unserem Gefühle nach ein unglücklicher. Zu diesem Schlosse gehört, daß es in seiner zerstörten Gestalt ein Denkmal der Zeiten bleibe, die es erlebte. Den Franzosen, wenn sie vom verlorenen Elsaß reden, soll dieser gesprengte Thurm gezeigt werden und die Feuersbrunst des Jahres 1689 ihnen und der Welt für alle Zukunft entgegenleuchten. Zu diesen Ruinen hat die deutsche Jugend der Napoleonischen Zeit aufgeblickt; sie sind, von der sanften Hand der versöhnenden Natur mit Baumwuchs überzogen und geschmückt, eines der beredtesten Bilder deutscher Geschichte. Glaube die Stadt Heidelberg ja nicht, der Wiederaufbau des Schlosses werde ihr zum Vortheil gereichen. Kahl und correct wird der neue Bau besten Falles als ein glücklich vollbrachtes Kunststück dastehen, zu dem hinaufzupilgern die Welt weniger als früher für ihre Pflicht halten dürfte. Unsere Zeit vermag nichts Lebendiges in vergangenen Stilarten zu errichten. Diese Steinfiguren, die als Ueberbleibsel tragisch endender Größe uns historisch anmuthen, werden wiederhergestellt die deutsche Renaissance, der sie entsprungen sind, als das erscheinen lassen, was sie war: als eine liebenswürdige, aber rohe Nachahmung italienischer Grazie, der sie in keiner Weise auch nur von ferne nahe kommt. Freuen wir uns, daß das Heidelberger Schloß, mit seinen Terrassen, seinen Baumwipfeln, seinem Hofe, in den der Himmel durch die leeren Fenster herablacht, den herrlichen Anblick bietet, den Jeder heute in der Erinnerung von da mitnimmt. Hier läßt sich nichts thun, als den Gang natürlicher Auflösung so viel als möglich zu verlangsamen, damit dies Gemäuer noch recht vielen zukünftigen Geschlechtern im Glanze natürlicher, Gedanken erweckender Verwitterung vor Augen stehe. Das Heidelberger Schloß sinkt langsam wieder in die Arme der Natur zurück. Möge der Himmel die, welche für die geplante Wiederverjüngung des Baues Gelder zu bewilligen haben, verhalsstarrigen. Doch vielleicht war diese Oratio pro domo unnöthig, und der Plan ist längst schon wieder aufgegeben worden. In diesem Falle mögen unsere Worte nur daran erinnern, welcher Gefahr die Ruine des Heidelberger Schlosses seitens der restaurirenden Zerstörungswuth unserer Zeit einmal ausgesetzt war. Um nicht zu sagen, unserer Architekten. Die italienischen Architekten sind es doch wohl, von denen der Plan ausgeht, die Façade des Mailänder Doms, ein großartiges Werk, dessen Besitz und Erhaltung der Stolz der Stadt sein sollte, durch eine neue gothische Façade zu ersetzen, die für den völlig in die Renaissance übergegangenen Dom nicht paßt und die unter allen Umständen mißlingen wird. Und um die neueste geplante Zerstörung zu erwähnen: in Berlin hört man davon reden, es müsse nothwendigerweise die Bauschule niedergerissen werden. Schinkel's originellstes Werk, eine Architektur einzig in ihrer Art, deren Verlust unersetzlich wäre. Davon spricht man wie von einer Nebensache. Ganz Deutschland sollte Einspruch erheben. Die Bauschule Schinkel's ist eines der kostbarsten architektonischen Monumente, die Berlin besitzt. —

Prof. von Oechelhäuser bringt in seinem trefflich geschriebenen Aufsatze einen der Bildhauer wieder zu Ehren, die an dem äußeren Schmucke des Friedrichsbaues des Heidelberger Schlosses thätig gewesen sind, den aus Chur gebürtigen Sebastian Götz. Das Heidelberger Schloß ist so recht der Ort, die deutsche Renaissance zu studiren. Wie sie sich aus directer Nachahmung des italienischen Wesens zu eigener Behandlung der Ornamentik aufarbeitete. Man könnte den Proceß mit einem langsamen Uebergange aus dem südlichen Marmorstil in den nördlichen hölzernen vergleichen. Immer bretterner werden die Flächen, immer starrer die Gesichtszüge. Die italienischen Nachfolger Michelangelo's schufen ihre Decorationsgötter und Göttinnen und Heroen und Könige noch wie aus zartem Fasanenfleisch, die Deutschen bauen sie wie aus Roastbeefmassen auf, während gewaltige Eisenplatten zu ihren Rüstungen verschmiedet zu sein scheinen. Man empfindet, wie der Boden unter den Schritten dieser Sandsteinfürsten gedröhnt habe und welche Riesenpferde sie getragen haben müssen. Aber die mächtigen Leiber leben und bewegen sich, die Fäuste sind erfüllt von Kraft, und ein gewisser Athem sorgloſen Wohlseins umspielt sie, einerlei, ob die Frühlingssonne sie bescheint, oder wochenlang der Schnee auf ihnen liegt. Sie und all' die Zierrathen um sie her bilden ein lebendiges Ganzes, dem die Verwitterung wohl thut. Die deutsche Renaissance hat ihre Zeit gehabt und sollte nicht wieder aufgewärmt werden. Es bedurfte eines besonderen Schwunges der Hand für sie, der den Meistern ihrer Zeit eigen war und der den heutigen fehlt. Weder vorher noch nachher wußte man bildhauerisch gerade das hervorzubringen. Man vergleiche mit Meister Götzen's Fürstenbildern die in ähnlichem Geiste entstandenen frühesten Insprucker Figuren. Ihnen fehlt noch das der Architektur sich Anschmiegende. Sie sind groß, aber ermangeln noch des eigenthümlich Riesenmäßigen, das Bernini dann zum Uebermenschlichen ausdehnte. Es ist der Beobachtung würdig, wie dieser Bombast der europäischen Sculptur sich später in Frankreich zuerst wieder nach und nach zurückbildet, um mit der französischen Revolution endlich zu einfach menschlichen Maßen wieder zu gelangen. Der letzte Bildhauer, der

Colossales noch zu Stande brachte, aber doch schon mit einiger Mühe, ist Canova gewesen. Thorwaldsen und Rauch vergrößern bereits ursprünglich kleiner gedachte Modelle, und was heute über die natürliche Größe hinaus an Statuen zu Stande kommt, trägt den Charakter mechanischer Verdoppelung der Maße deutlich zur Schau. Dies hängt mit unserer historischen Anschauung zusammen, vor deren Blicken die Gestalten der Vorzeit immer geringeren Umfang angenommen haben. Das Geheimniß der echten colossalen Darstellung ist verloren gegangen und muß erst wieder gefunden werden.

βxφ. **Bau- und Kunst-Denkmäler Thüringens.** Im Auftrage der Regierungen von Sachsen-Weimar-Eisenach 2c. 2c. bearbeitet von Prof. Dr. P. Lehfeld. Heft 6. Herzogthum Sachsen-Meiningen. Amtsgerichtsbezirk Saalfeld. Mit 13 Lichtdruckbildern und 47 Abbildungen im Texte. Jena, Gustav Fischer. 1889.

Wir haben über dies im sechsten Hefte vorliegende Unternehmen bereits berichtet und freuen uns über seinen Fortgang. Wenn unter den heute ja an vielen Stellen und in vielen Richtungen hervortretenden vaterländischen Publicationen dieser Art eine dazu geeignet ist, für ihren Bezirk in patriotischem Sinne zu wirken, so ist es diese. Das thüringische Land und seine Denkmäler gewinnen für Jeden, der diese Bücher liest, neuen Inhalt. Dies ist die rechte Art: die Geschichte des großen Vaterlandes von der Stätte aus zu betrachten, an der man seßhaft ist. Den Löwenantheil des vorliegenden Heftes nimmt Saalfeld für sich in Anspruch. Die Geschichte der Stadt so in sich aufzunehmen, wie sie hier im Hinblick auf den Wechsel ihrer äußeren Gestaltung, unter Begleitung zahlreicher Illustrationen, erzählt wird, führt besser vielleicht in die deutsche Geschichte ein, als systematisches allgemeines Studium. Das unaufhörliche Abbrechen und Wiederaufbauen gibt ein Bild von der zerstörenden und reconstruirenden Macht der Jahrhunderte. Es gewährt Einblick in die wechselnden tieferen Ursachen dieser Veränderungen, und natürlichen Anlaß, die geschichtlichen Gründe dessen, was hier sich sichtbar im Kleinen geltend macht, nach allen Seiten hin zu verfolgen. Wir sind nicht dafür, daß Schüler mit Kunstgeschichte behelligt werden: wenn man Kindern aber die Alterthümer der Stadt, in der sie wohnen, so vortragen und zugleich an Ort und Stelle erläutern wollte, wie Prof. Lehfeldt's Buch für Thüringen das wohl möglich machte, so würde man einen erheblichen Nutzen stiften. Denn das ist einer der Mängel des heutigen Unterrichts, daß die zu lernenden Dinge und Gedanken mit dem Dasein des Tages und mit der Stelle, die das Schicksal zu unserer Heimath gemacht hat, zuweilen nicht deutlich genug in Verbindung stehen, und daher die Kinder zu sehr das Gefühl hegen, nur für die Schule und nicht auch für das Leben zu lernen. Die Geschichte einer alten Kirche, wie sie erbaut, durch Blitz und Feuersbrunst halb zerstört, wieder aufgerichtet, wieder verwüstet, als Verschanzung benutzt, dem heiligen Dienst zurückgegeben, geplündert, neu beschenkt und restaurirt und immer und immer, was den Styl anlangt, um- und umgestaltet und durch Ein- und Anbauten verändert worden ist, kann, richtig vorgetragen, zu einem Compendium der deutschen Religionsgeschichte werden, wie Bücher sie dem Volke zu liefern vielleicht nicht im Stande wären.

Wir weisen noch besonders auf die Einleitung hin, die als Neuigkeit eine kleine Reihe typographischer Bildzeichen mittheilt, welche, zur Erklärung architektonischer Begriffe in den Text gedruckt, als annehmbar zu empfehlen sind.

βxφ. **Gottfried Schadow.** Aufsätze und Briefe nebst einem Verzeichniß seiner Werke. Zur hundertjährigen Feier seiner Geburt, 20. Mai 1764. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Julius Friedländer. Stuttgart, Ebner & Seubart. 1890.

Diese von Emil Hübner herausgegebene zweite Auflage hat ihre besonderen Verdienste. Sie gibt Schadow's eigene Lebensbeschreibung in der ursprünglichen Fassung, theilt einige Briefe mehr mit und veröffentlicht zum ersten Male das Tagebuch von 1805 bis 24, dessen Anhang vom Jahre 1820 mit folgenden Worten schließt: „Was hilft es mir, wenn ich Mitglied so vieler auswärtiger Akademien bin, wenn ich in meinem Vaterlande vergessen werde, während ich, Gott sei Dank! eine Fülle von Gesundheit genieße, die mir in meinem Kunstfache thätig zu sein wohl gestattet." Schadow war nicht vergessen, aber von Rauch in den Hintergrund gedrückt worden.

Wie verschieden stehen die beiden Männer da. Schadow eine derbe, leidenschaftliche Natur; Rauch eine vornehme, vorsichtige Persönlichkeit. Rauch abmessend, was er sagt und thut; Schadow drauf los urtheilend, gleichgültig, ob er verletze. Schadow aus der gezierten Kunstübung des vorigen Jahrhunderts zu einem flotten Realismus übergehend, der seine Sachen dem Publicum leicht verständlich machte; Rauch in der antikisirenden Feinheit Canova's befangen, aus der er spät erst zur Darstellung historischer Costümgestalten überging. Schadow taucht heute wieder auf. Seine Werke haben für unser laufendes Jahrzehnt vielleicht mehr Anhänger als die Rauch's. An Geist, Gewandtheit und Erfindungsgabe übertrifft Rauch ihn, und dies Verhältniß beider Künstler wird in unparteiisch richtenden Zeiten immer so anerkannt bleiben. Mehr Blutwärme und rauhere Frische aber ist Schadow eigen. Beide haben sie Büsten Goethe's gemacht. Man vergleiche diese miteinander. Schadow's Arbeit hat nichts Großes, gibt aber das bürgerliche Dasein Goethe's mit unbefangener Sicherheit wieder. Vielen erschien Goethe gewiß so. Er ist der Minister, der hochstehende Mann innerhalb seiner Zeit. Rauch aber hat seiner Büste eine denkmalartige Einfachheit verliehen, die uns den Geist des großen Dichters ahnen läßt, der über den Zeiten steht. Schadow und Rauch repräsentiren die nebeneinanderlaufenden Strömungen der Berliner bildenden Kunst.

βxφ. **Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel.** Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Mit einem Lichtdruck der Büste,

der Phototypie eines Briefes Rauch's und mehrerer Stockätzungen. Berlin, F. Fontane. 1890.

Der erste Band, 162 Nummern enthaltend, umfaßt die Briefe von 1829—1840. Man versteht unter Briefwechsel im höheren Sinne den Austausch von Ideen und inneren Erlebnissen, so daß gegenseitige Förderung und Wachsthum der beiden Correspondenten durch- und aneinander hervortritt. Aber auch Jahr auf Jahr dauernde, abwechselnd gegebene Mittheilung der äußeren Schicksale unter Bezeugung herzlicher Theilnahme kann Briefwechsel benannt werden. Briefwechsel dieser Art sind besonders erfreulich, wenn sie die rein menschlichen Seiten von Männern enthüllen, die man bisher nur aus bedeutenden Werken gekannt hat und deren bürgerliche und häusliche Existenz uns nun freundlich entgegentritt. Mittheilung bis auf das geringste schriftliche Zeichen, sowie Wiedergabe eigenthümlicher Orthographie sind wohl geeignet, den Werth derartiger gedruckter Correspondenzen für den Historiker von Fach zu erhöhen. Das breitere Publicum, dem heute von vielen Seiten viel geboten wird, dürfte hin und wieder den Eingriff auswählender Hand als willkommen empfinden.

Sollte ein derartiges Bedenken dem vorliegenden Briefwechsel gegenüber ausgesprochen werden, so frage man sich aber, ob nicht gerade hier nothwendig war, jedes Blatt mitzutheilen. Durch die Gewißheit, es sei nichts ausgelassen worden, empfängt der Eindruck, den dieses Buch hinterläßt, erst seine Bestätigung. Der Eindruck, daß aus dem Verkehr der beiden bedeutendsten Bildhauer der neuern Zeit eine Reinheit der Gesinnung, ein Adel der Lebensanschauung, eine Bescheidenheit sich und der Welt gegenüber uns anweht, die etwas in hohem Grade menschlich Wohlthuendes haben. Das pietätvolle Verhältniß des Schülers zum Meister, dem er eine unwandelbare Dankbarkeit widmet, des Meisters zum Schüler, an dessen Emporkommen er Freude hat, tritt uns in voller Klarheit hier entgegen. Die beiden großen Künstler haben keine Geheimnisse voreinander, die sie trennten. Rietschel's freundlicher, milder, dankbarer Sinn, den wir ja längst kennen, findet hier einen letzten Zuwachs an Beweisstücken; Rauch's Wesen aber, das sonst etwas Kaltes, der Hingebung Entbehrendes hat, zeigt sich hier in natürlicher Güte.

βxφ. **Der Porträtmaler Johann Kupetzky.** Sein Leben und seine Werke von Alexander Nyari. Mit zwei Porträts. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1889.

Kupetzky ist einer der geschicktesten und gesuchtesten Maler seiner Zeit gewesen, dessen Gemälde uns heute noch erfreuen, wo wir ihnen begegnen. Er entfaltete sein Talent zuerst in Rom, wohin er nach mannigfachen, seltsamen Schicksalen gelangte, erlebte in Wien dann, wo er in die höchsten Kreise gelangte, eine Blüthezeit, die ein plötzliches wiederum seltsames Ende nahm, und zog sich dann nach Nürnberg, wo er gestorben ist. Unter der Herrschaft eines nach Selbständigkeit verlangenden, rauh angelegten Charakters, von Gemüth dagegen zart und empfindlich, nimmt er in seinen persönlichen Erlebnissen unsere menschliche Theilnahme in Anspruch. Er hatte eine schöne coquette Frau, die ihm Kummer machte, und einen talentvollen, schönen und liebenswürdigen Sohn, der ihm im siebzehnten Jahre starb. Kupetzky genoß bis zu seinem Tode hohen Ansehens, war mit Bestellungen reich versehen und hinterließ ein bedeutendes Vermögen.

Alexander Nyari ist dem Meister als treuer Historiker überall nachgegangen und hat sichtend und sammelnd eine Biographie zusammengestellt, für die von ihm ohne Zweifel Alles verwerthet worden ist, was an Nachrichten und Actenstücken aufzutreiben war. Ein Verzeichniß der Werke beschließt die Arbeit. Was darin auffällt, ist die große Anzahl von Selbstbildern des Meisters, der sich in den verschiedensten Attitüden und Kleidungen dargestellt hat. Auch in Berlin besitzen wir eins dieser Selbstbildnisse. Beigegeben sind dem Buche ein höchst charakteristisches Porträt des Fürsten Franz Rácóczy II. und eines des jungen frühverstorbenen Kupetzky, der wie sein Vater Johann hieß. Beide Werke lassen erkennen, daß Kupetzky als Porträtmaler die Mittel seiner Kunst beherrschte. Rácóczy's Bildniß zeigt einen Mann, dessen Züge von der ungeheuren Energie, die ihn beherrscht, wie durchmodellirt sind. Die ungarische Geschichte der Tage, wo österreichischer und türkischer Einfluß auf dem Boden dieses Königreichs im Kampfe lagen, besitzt in diesem Porträt eine Illustration, die jene gewaltsamen Zeiten überzeugend darstellt. Gern hätten wir als dritte Reproduction noch das Porträt Peter's des Großen gesehen, den der Künstler in Karlsbad malte und zu dem er in ein persönliches Verhältniß trat, das seine wie des Czaren Eigenthümlichkeit in scharfer Beleuchtung zeigt. Die Partie, wo davon erzählt wird, ist die interessanteste des Buches, das zugleich einen guten Ueberblick des künstlerischen Treibens in Rom und Wien enthält, zu den Zeiten wo Kupetzky dort thätig war.

γ. **Lorenz von Westenrieder.** Von August Kluckhohn. Bamberg, Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Das vorliegende 12. Bändchen der „Bayerischen Bibliothek" ist einem der vorzüglichsten Männer gewidmet, welche der bayerische Stamm hervorgebracht hat. Lorenz Westenrieder (geb. 1748, gest. 1829) steht als Geschichtschreiber unmittelbar neben Aventinus, und als Volksschriftsteller hat er so Treffliches geleistet, daß F. Roth sagen durfte: Bayern besitze an seinen Werken einen Schatz, wie kaum ein anderes deutsches Land einen aufzuweisen habe, einen Schatz, welcher ganz dem Lande angehörig, aus der Zeit an sie gerichtet sei, aber nicht darauf eingeschränkt, sondern geltend für eine lange Zukunft, voll Lehre, Warnung, Rath, Aufmunterung, Befestigung, Erhebung. Es ist ein schlichtes, arbeitsvolles, schmerzenreiches, aber gesegnetes Dasein, welches Professor Kluckhohn vor uns entrollt. Westenrieder war Priester, einige Jahre Lehrer der Dichtkunst am Gymnasium München, Mitglied der 1789 gestifteten Akademie der Wissenschaften, endlich Domcapitular; immer und überall aber war er ein

Freund des Wahren, Guten, Schönen, ein glühender Patriot, selbstlos und charakterfest, ebensowohl da, wo er für die Aufklärung stritt und in religiösen Dingen so vorurtheilslos sich aussprach, daß er wegen Hinneigung zum Lutherthum in Untersuchung gezogen ward, wie da, wo er, alt geworden, die Herstellung des Jesuitenordens für nützlich ansah und seine Münchener, welche keinen Protestanten als Bürger zulassen wollten, gegen den Vorwurf der Unduldsamkeit in Schutz nahm. Wenn hierin ein gewisser Wechsel unbestreitbar sich ausdrückt, so war er nicht auf Westenrieder's Person beschränkt und durch mancherlei, was zwischen 1780 und 1820 geschehen, wohl begründet. Die französische Revolution und das System des Ministers Montgelas waren Westenrieder's bei aller Aufklärung konservativem und religiösem Wesen so zuwider, daß er ganz von selbst einigermaßen in ein anderes Fahrwasser gedrängt wurde. Wie sich schon aus diesen Andeutungen ergibt, ist die Schrift nicht bloß von Interesse für die, welche Westenrieder (dem auf dem Promenadenplatz in München ein Denkmal errichtet ist) persönlich kennen lernen wollen: Kluckhohn faßt den Mann, wie sich gebührt, im Rahmen seiner ganzen Zeit und läßt ihn aus derselben hervorwachsen.

βχ. **Benjamin Franklin.** By John T. Morse, jr. Boston and New-York, Houghton, Mifflin and Company.

Der verdiente Herausgeber der Sammlung von Biographien der American Statesmen hat in diesem Bande die wenig dankbare Aufgabe unternommen, aus den verschiedenen Kreisen der fruchtreichen Lebensthätigkeit Benjamin Franklin's einen, seine politische Arbeit, für sich zu behandeln. Die Schwierigkeit lag besonders darin, daß bei dem Sonderzweck des Buches jede genauere Darstellung von Franklin's Leben und Charakter ausgeschlossen war, indeß doch seine Haltung als Politiker von den allgemeinen Eigenheiten und Schicksalen der ganzen Persönlichkeit bestimmt wurde. So sind denn auch die einleitenden Partieen und etliche Zwischenstücke ziemlich dürftig ausgefallen. Dagegen bietet Morse in den Hauptkapiteln seines Werkes eine treffende und klare Schilderung von Franklin's schwieriger Wirksamkeit als politischer Agent der Kolonien in England und als amerikanischer Gesandter in Frankreich und stellt den Mann, welchen wir sonst hauptsächlich als Popularphilosophen und Erfinder des Blitzableiters zu nennen gewohnt sind, auf ganz anderem Gebiete in seinen bedeutenden Eigenschaften dar. Dem deutschen Publicum wäre also zu empfehlen, daß es von diesem werthvollen Buche Kenntniß nähme.

βχ. **The Black Arrow.** By Robert Louis Stevenson. Tauchnitz Edition 2548. — 1888.

Daß Stevenson durch seine vielen, vielen Bücher — er ist vierzig Jahre alt und wird von einem schweren körperlichen Leiden sehr behindert — seine Gaben der Erfindung und Erzählung klärlich bewiesen hat, mag Jedermann gerne zugeben. In der außerordentlichen Verbreitung seiner Romane und den bedeutenden Einnahmen findet er den Lohn dafür. In wie weit diese Gaben bei geringerer Betriebsamkeit und größerer Sorgfalt ausgebildet werden könnten; ob Stevenson nicht, wenn er weniger schriebe, Besseres schriebe, dem dann ein bleibender Werth zukäme, das vermögen wir nicht zu beurtheilen. Jedenfalls ist er der stärkste Sensationalist unter den lebenden englischen Romanschriftstellern, denn F. J. Fargus (Hugh Conway) ist todt und H. Rider Haggard steht gegen diesen wie gegen Stevenson zurück. „The Black Arrow" ist wiederum ein Zeugniß von Talent, roh und grob wie ein Neu-Ruppiner Schlachtenbild älteren Datums, übereilt und durcheinander geworfen, mit argen Auswüchsen und Fehlern behaftet, aber immerhin spannend. Freilich, wie ungemein ist diese Art historischen Erzählens von Walter Scott entfernt! Wie voll und tief sind bei diesem die Hintergründe, welcher Reichthum freiquillenden Stoffes, welche Feinheit der Zeichnung, welche Anschaulichkeit! Was wir an Scott haben und wie sehr Jeder, der auf den historischen Roman ausgeht, vorerst und immer wieder Scott studieren müßte, das sieht man recht an diesen und ähnlichen Büchern Stevenson's, vielleicht nirgends deutlicher als in der Erzählung The Master of Ballantrae, welche „Scribner's Monthly" eben ihrem Ende zuführt. Aber wer nimmt sich heute Zeit, Scott zu studieren?

σβχ. **A Romance of Two Worlds.** By Marie Corelli. Tauchnitz Edition. 2549. 2550. — 1888.

Dieser Roman ist das Evangelium des „elektrischen Glaubens". In die Erzählung gespannt wird eine Theorie vorgetragen, nach welcher die Seele als eine Emanation der göttlichen, alle Welt schaffenden, erfüllenden und zerstörenden Elektricität erscheint. Den Gläubigen in dieser sichtbaren Welt ist der unmittelbare Verkehr mit den elektrischen Potenzen des Universums möglich. In welcher Weise diese Theorie mit der christlichen Religion sich verknüpft, wie sie ihre Zeugnisse aus dem neuen Testament holt, mag man selbst nachlesen. Der Erfolg des Buches sowie die der neuen Auflage beigegebenen Briefe beweisen, daß die Verfasserin Gläubige bereits gefunden hat. Vielleicht gelingt es ihr auch in Deutschland. Jedenfalls würde sie das aber nicht ihrer Erzählungskunst hauptsächlich zuzuschreiben haben, denn diese ist trotz aller Phantastik sehr gering.

ια. **A Dictionary of Music and Musicians** (A. D. 1450—1889) by eminent writers english and foreign. With Illustrations and Woodcuts. Edited by Sir George Grove, Director of the Royal College of Music. London, Macmillan and Co. 1884—1889.

Die ersten achtzehn Lieferungen dieses groß angelegten Musiklexikons sind bereits bald nach ihrem Erscheinen in der „Rundschau" angezeigt worden. Mit dem vorliegenden vierten Bande ist es abgeschlossen; ein Generalregister soll noch nachfolgen. Es ist an dieser Stelle unmöglich, von dem reichen, alle Gebiete der Musikwissenschaft umfassenden Inhalt dieser Encyklopädie

mehr als nur Andeutungen zu geben. Wir müssen uns auf die allgemeine Bemerkung beschränken, daß sie ihrer Anlage und Bestimmung gemäß die schwierige Aufgabe glücklich löst: den wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen und zugleich den Bedürfnissen der gebildeten Dilettanten überall gerecht zu werden. Auch die Darstellung verdient die vollste Anerkennung; sie ist je nach Umständen knapp und bündig oder mehr in die Breite gehend, immer der Bedeutung des Gegenstandes angemessen und erschöpfend. Das weitschichtige literarische Material ist in denkbar vollständigster Weise verwerthet worden; wir haben mehrfach bemerken können, daß auch archivalische Quellen, sowie zahlreiche in Tagesblättern 2c. verstreute und nur durch ausdauernden Sammelfleiß zu erlangende Notizen benutzt worden sind. Mit einem Wort: das Grove'sche Lexikon ist nicht aus einem Dutzend anderer bequem zusammengeschrieben, sondern eine auf eignen Füßen stehende, höchst respectable Arbeit. Die Bewältigung des vielseitigen Stoffes übersteigt selbstverständlich die Arbeitskraft eines Einzelnen, und sei er der fleißigste und kenntnißreichste. Der Herausgeber, als geistvoller Musikschriftsteller auch in der deutschen Künstlerwelt längst anerkannt, hat mit sicherer Hand eine stattliche Reihe von Mitarbeitern für sein Unternehmen herausgefunden, die sich in den Specialfächern großentheils bereits als tüchtig bewährt haben. Auch deutsche Namen von bestem Klange sind darunter: Hiller, Spitta, C. F. Pohl, Dörffel u. A. Dem Schlußbande ist ein Supplement (Lieferung 23—25) beigegeben, dessen Herausgeber J. A. Fuller Maitland (Verfasser einer verständnißvollen Biographie Schumann's, London 1884). Auch in diesen Nachträgen und Ergänzungen gewahrt man überall den rechten stillen Gelehrtenfleiß, der freiwillig auf laute Anerkennung verzichtet. Von größeren Artikeln aus den Buchstaben S bis Z heben wir heraus: „Symphony", „Tablature", „Thoroughbass", „Time", „Tonal Fugue", „Variations", „Violin" und „Violin-playing"; unter den Biographien machen wir besonders aufmerksam auf: Schumann (Spitta), Tartini (P. David), Taubert (Grove), Thalberg, Wagner (Dannreuther), Weber (C. F. Pohl), Verdi (Mazzucato) und Vogler. Die Verfasser derselben haben mit richtiger Einsicht dessen, was eine Encyklopädie zu geben hat, alle weitschweifige Schönrednerei vermieden, sich immer an das Wesentliche und Nothwendige gehalten und alles Ueberflüssige ausgeschieden. Zu dem Nothwendigen gehört vor Allem ein genauer Nachweis über die Werke der bedeutenderen Componisten und Schriftsteller. Wir verweisen in dieser Beziehung auf den im Supplement gegebenen Katalog von Beethoven's Werken, der in musterhafter Weise Kürze mit Vollständigkeit verbindet. Er enthält ein Verzeichniß der Compositionen, nach der Werkzahl geordnet, nebst den sorgfältigsten Angaben über die Zeit der Entstehung und der ersten Veröffentlichung, über die Originalverleger, die Widmungen und die Besitzer der Autographe. Ebenso willkommen ist auch die genaue Inhaltsangabe der von der Bach- und Händel-Gesellschaft herausgegebenen Bände. Bei Componisten von geringerer Bedeutung bedarf es einer solchen Ausführlichkeit nicht, z. B. bei Thalberg, dessen Compositions-Verzeichniß noch nicht den Raum einer halben Seite einnimmt, trotzdem aber durchaus vollständig ist. — Die Ausstattung des ausgezeichneten Werkes verdient alles Lob. Der Druck ist klein, aber scharf und deutlich und liest sich gut. Der Raum ist äußerst ökonomisch benutzt worden, so daß die Bände so viel enthalten als sonst wohl deren doppelte Zahl; der vorliegende vierte Band umfaßt nicht weniger als 820 gespaltene Seiten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Grove'sche Lexikon auch in Deutschland die Anerkennung und Verbreitung finden wird, die es in so hohem Maße verdient.

x. **Himmel und Erde.** Populäre illustrierte Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Redacteur Dr. M. Wilh. Meyer. Berlin, Hermann Paetel.

Die im März 1888 ins Leben gerufene Gesellschaft Urania, die sich die Popularisierung der Naturwissenschaften und die Verbreitung der Freude an der Naturkenntniß zur Aufgabe gemacht hat, gibt unter der Redaction des Herrn Dr. M. Wilh. Meyer, des Directors der von der Gesellschaft in Berlin begründeten „Volkssternwarte Urania" eine Zeitschrift heraus, die jüngst ihren ersten Jahrgang vollendet hat. Sie soll das Interesse des nicht fachmännisch gebildeten Publicums für die Bestrebungen der Gesellschaft erwecken und erhalten, und zu diesem Zwecke ist eine lange Reihe hervorragender Männer der Wissenschaft aus allen Culturländern der Welt als Mitarbeiter gewonnen worden, welche aus ihren speciellen Forschungsgebieten, theils in größeren zusammenfassenden Original-Darstellungen, theils in „naturwissenschaftlichen Feuilletons" oder kürzeren Mittheilungen dem Leser Aufschluß über die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung geben. Außer der vorwiegend berücksichtigten Astronomie und Astrophysik sind noch die Meteorologie, Geophysik, Geologie, Geographie, Optik und verwandte Gebiete in den Kreis der Berichterstattung und Behandlung einbezogen worden, ein reichhaltiges Programm, dem das Interesse des Publicums sicherlich nicht fehlen wird, zumal auch die Zeitschrift an äußerer Ausstattung sich weit über das Durchschnittsmaß erhebt, welches uns die naturwissenschaftlichen Journale in Deutschland bieten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Balan. — Duell und Ehre. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Duellfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des deutschen Offiziercorps. Von E. Balan. Berlin, Walther & Apolant. 1890.

Bayerische Bibliothek. 15. Band: Oberammergau und sein Passionsspiel. Von Karl Trautmann. Zeichnungen von Peter Halm. 1.—3. Auflage. Bamberg, Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Bettelheim. — Elena. Roman aus der Bukarester Gesellschaft. Von J. Bettelheim. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Bibliotheca Germanorum nuptialis. Verzeichniss von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa; von Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bis zur Neuzeit. Mit Anmerkungen, Angabe von Bibliotheken und Marktpreisen zusammengestellt von Hugo Hayn. Köln, Franz Teubner. 1890.

Biese. — Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik. Von Alfred Biese. Berlin, A. Haack. 1889.

Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die Vaticanischen Decrete. 1869—1887. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Burns. — Gedichte von Robert Burns. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1890.

Christ. — Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinian's. Von Wilhelm Christ. Zweite vermehrte Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1890.

Dejob. — Madame de Staël et l'Italie. Avec une bibliographie de l'influence française en Italie, de 1796 à 1814. Par Ch. Dejob. Paris, Armand Colin & Cie. 1890.

Der lustige Baedeker. Band V: Vollständiger humoristisch-poetischer Führer durch Berlin. Herausgegeben durch R. Schmidt-Cabanis. Illustrirt von W. Sprenger. Stuttgart, Levy & Müller.

Dwelshauvers. — Psychologie de l'apperception et recherches expérimentales sur l'attention. Essai de psychologie physiologique par Georges Dwelshauvers. Bruxelles, E. Guyot. 1890.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. VI. Jhrg. Bd. 22: Achtung Schildwache! Von Mathilde Serao. Stuttgart, J. Engelhorn. 1890.

Epitomes of three sciences. Comparative philology, psychologie and old testament history. By H. Oldenberg, J. Jastrow, C. H. Cornill. Chicago, The Open Court Publishing Company. 1890.

Francesco Caracciolo. Ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Basel, Benno Schwabe. 1889.

Franz. — Marcus Manlius. Ein historisches Trauerspiel von R. Franz. Berlin. Im eigenen Verlage. 1890.

Gedichte eines Ungenannten. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger. 1890.

Grieben's Reise-Bibliothek. Band 4: Dresden, Dresdens Umgebungen und die Sächsische Schweiz. Praktisches Handbuch für Reisende. Fünfzehnte Auflage. Neu bearbeitet von H. Stiehler und A. Hantzschel. Band 6: Berlin, Potsdam und Umgebungen. 36. verm. Auflage. Bearbeitet von Ernst Friedel. Band 7: Hamburg, Altona und Umgebungen mit Berücksichtigung von Helgoland, Kiel, Wyk, Sylt. Neu bearbeitet von Ernst Moser. 14. Auflage. Berlin, A. Goldschmidt. 1890.

Groller. — Unter vier Augen. Kleine Romane. Von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1890.

Heppe. — Hauswirthschaftliche Chemie. Die Lehren und Fortschritte der Chemie in ihrer Anwendung auf das Hauswesen. Leicht faßlich dargestellt für gebildete Leser von Dr. G. Heppe. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1890.

Janke. — Grundriß der Schulhygiene. Für Lehrer und Schulaufsichtsbeamte zusammengestellt von Otto Janke. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 1890.

Jungfer. — Der Prinz von Homburg. Nach archivalischen und anderen Quellen von Joh. Jungfer. Berlin, Kurt Brachvogel. 1890.

Koniecki. — Damascus. Eine Dichtung von Hermann Koniecki. Berlin, F. Schneider & Co. 1890.

Lammert. — Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnoth zur Zeit des dreissigjährigen Krieges. Von Dr. Gottfried Lammert. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1890.

Lindner. — Der angebliche Ursprung der Vemegerichte aus der Inquisition. Eine Antwort an Herrn Professor Dr. Friedrich Thudichum von Dr. Theodor Lindner. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1890.

Macray. — Annals of the bodleian library Oxford with a notice of the earlier library of the university. By the Rev. William Dunn Macray. Second edition. Oxford, At the Clarendon Press. 1890.

Meyer. — Die sociale Entwickelung des Menschengeschlechts. Vortrag von Dr. Georg Meyer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1890.

Mielke. — Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts. Von Hellmuth Mielke. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1890.

Müller-Walde. — Leonardo da Vinci. Lebensskizze und Forschungen über sein Verhältniss zur Florentiner Kunst und zu Rafael. Von Dr. Paul Müller-Walde. III. Lfg. München, Georg Hirth. 1890.

Muskat. — Das zukünftige deutsche Civilrecht. Allgemeiner Theil. Nach den Entwürfen eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich ꝛc. systematisch dargestellt von Dr. Eugen Muskat. Breslau, Preuß & Jünger. 1890.

Nestroy. — Johann Nestroy's Gesammelte Werke. Herausgegeben von Vincenz Chiavacci und Ludwig Ganghofer. 1. Lfg. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1890.

Neue Litterarische Volkshefte. Nr. 9: Eine litterarische Reise durch Deutschland. Nr. 10: Die Herrschaft der Speculation in der Litteratur. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Nonnemann. — 1000 Jahre deutscher Culturgeschichte in populärer Darstellung von Friedrich Nonnemann. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge).

Plotho. — Irmgard von Hammerstein. Schauspiel in fünf Aufzügen von Wolfgang Freiherrn von Plotho. Leipzig, Otto Wigand. 1890.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. IV. Serie. Heft 97: Ueber die Naturwissenschaften bei den Arabern. Von Prof. E. Wiedemann. Heft 98: Eine vergessene Geschichtsphilosophie. Zur Geschichte des jungen Deutschlands. Von Dr. phil. Richard Fester. Heft 99: Alexander der Große. Von weil. Prof. W. H. Kolster. Heft 100: Bewegungs- und Sinnesvorstellungen der Menschen in ihren Beziehungen zu seiner Großhirnoberfläche. Von Dr. Caro. Heft 101: Anthropologische Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden. Von Otto Ammon. Heft 102: Giordano Bruno. Ein Märtyrer der Geistesfreiheit. Von Hedwig Bender. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890.

Schönthan. — Neue Geschichten. Ernstes und Heiteres von Paul von Schönthan. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (M. Haase). 1890.

Schulze-Smidt. — Bleistift-Skizzen. Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung von 1889. Von B. Schulze-Smidt. Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung (Gustav Winter). 1890.

Schvarcz. — Kritik der Staatsformen des Aristoteles. Von Julius Schvarcz. Mit einem Anhange, enthaltend die Anfänge einer politischen Litteratur bei den Griechen. Vermehrte Ausgabe. Eisenach. J. Bacmeister. 1890.

Seidel. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Band VIII: Leberecht Hühnchen als Grossvater. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Solger. — Das Urevangelium. Studien zur Entwickelungsgeschichte der christlichen Lehre und Kirche. Von Ernst Solger. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk). 1890.

Sommer. — Auf der Wanderschaft. Gedichte von Fedor Sommer. Berlin, Theodor Thiele.

Stanley. — Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Von Henry M. Stanley. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Von der rauhen Alb.

Schwäbische Dorfgeschichte

von

Ilse Frapan.

Der Winterwind fegt über die kahle schneestarrende Hochfläche zwischen Donau und Neckar. Kein Wald ist da, der den Sturm aufhalten könnte — wollte man ihn anpflanzen, er würde doch den Boden nicht behaupten können; er würde zerknickt, zerrupft, zerdrückt und in alle Weiten verblasen. Nackt und schutzlos stehen die großen Dörfer mit niederen Schindeldächern, zusammengedrängt wie ein Trupp breiter Pilze. Tief haben sie die schneeweiße Pelzkappe übers Ohr gezogen, kein blankes Auge blitzt heraus, denn die Fenster, aus denen zur Sommerzeit die hochrothen Bergnelken herabnicken, heute sind sie nach außen unter einer Reifschicht, nach innen unter dicken Eisblumen vergraben.

Seit Mittag schneit es wieder, aber der Schnee wird vom Winde in großen nassen Klumpen dahergeschleudert und friert sogleich zu einer Eiskruste. Der Boden ist wie ein zerbrochener Spiegel, bald glatt zum Gleiten, bald höckerig; freilich, man fühlt's nur, man sieht nicht zwei Schritte weit in der furchtbaren, undurchdringlichen, tödtlich kalten Winternacht.

Das Bäsle Emilie aus Bietigheim, das einmal hat sehen wollen, wie solch ein Winter auf der Alb ausschaut, und drum die Verwandten in Laichingen besucht hat — heuer kann sie's genießen, wie's der Winter meint hier oben, näher, als ihr vielleicht lieb ist. In ihren modernen Stadtkleidern friert sie's den ganzen Tag, und sie darf's noch nicht einmal merken lassen; die Beth in ihren festen Bauernröcken schilt so schon genug auf die „Preisdöckle und Zwetschgemändle, wo's in der Stadt hab" und auf die schlechten Manieren „von dene Stadtleut". „A'starrt hent se mi, daß i schier wild worde ben, aber no net amol Oiner hot mir e „Grüeß Gott" gebe! Einen, der au so thon hot, han i g'frogt: No, g'fall i Dir oder net? Na hot er grad 'naus lacht. Und die nennet se „gebildete Menschen" und u's nennet se: grobe Baure!" Wenn die Beth so sprach, da war's schwer, eine Entgegnung zu finden, zum wenigsten für Emilie; wären nur meine Brüder, die Vicare hier, dachte sie, oder noch lieber mein Bräutigam, der ist gar Repetent, da würd' sie schon sehen, was man unter

einem rechten Mann aus der Stadt versteht. Aber sie getraute sich nicht, ihrer Base das zu sagen, die hätt', Gott bewahr, sogar über einen Repetenten lachen können! Emilie begnügte sich damit, ihr zu betheuern, daß sie jedenfalls klug genug sei, um schon morgen eine Stadtfrau zu werden, und das hörte Beth nicht ungern, obwohl sie dazu geringschätzig den Kopf schüttelte. Mit ihrer großen breitschulterigen Gestalt, der flachen Brust, den starken Händen und dem schweren Tritt, der Alles zittern machte, was nicht fest stand oder hing, war Beth allerdings ein gewöhnliches Bauernmädchen; wer aber einmal in ihr Gesicht geblickt, der wendete den Kopf wohl noch einmal nach ihr, so viel Ernst, Tüchtigkeit und geistige Helle strahlte aus den Augen. Seit des Vaters Tode war sie der Mutter Stütze und kräftige Hülfe; Nanele, die jüngere Schwester, schlug der Mutter nach, die auch klein von Gestalt und stillen weichen Gemüths war.

Es war die Neujahrsnacht, eben über zwölf Uhr. In der niederen Stube, deren eine Wand der große grüne Kachelofen einnahm, saß die Wittwe noch mit der jüngeren Tochter und dem Besuch aus der Stadt zusammen.

„Gang Nanele, der Of will no emol Futter han!" sagte die Mutter, und erhob ihr von Sonne und Wind braungebeiztes Gesicht und die vom Herdfeuer gerötheten Augen — „desch e Wetter heunt![1]) 's isch eppes Grusigs. Mer isch werrle Angst um d' Gaise, se möchte in derre Nacht verfriere."

„Grad han i nach ene g'sehe, Mutter," sagte Beth, die eben hereintrat; „kalt hent se net, i han e jedes Ritzle verstopft, daß Alles b'häb isch."

Sie setzte sich zu den Anderen auf die Ofenbank; die Emilie rief grade mit lebhaftem Kopfschütteln gegen Nanele: „Desch e grauenhafte G'schicht und ersch net emal wohr. Dees verträgt sich net mit der geoffe'barte Religion! Meine Brüder dürfte dees scho' garnet emal höre. Aberglaube, der führt zum U'glaube — mer ka' sein Seelenheil net sorgsam g'nug b'hüete!"

Beth unterbrach lächelnd die mit Salbung vorgetragenen Worte.

„Aber Du hörscht dia G'schichte älleweil net u'gern, scheint's! — 's isch nemme viel vo' G'schpenschterg'schichte g'redt worde, bis Du doher komme bischt!"

Das Bäsle erröthete bis an die hohe eckige Stirn: Beth hatte sie wieder einmal gefangen.

In diesem Augenblick murmelte Nanele, die seither mit starren Augen dagesessen und in die kleine Petroleumflamme der Lampe geguckt hatte: „Und 's isch eppe au net wohr, daß es ame Waldhäusle geischte thut?"

„Was isch mit em Waldhäusle," fragte Emilie, eifrig zurückend.

„E herzig netts Häusle isch's," unterbrach Beth, „schad dafür, daß der Schnee so gar hoch liegt, mer ka' nemme nuf bei der Jahreszeit. 's isch e Häusle von lebende junge Fichtebäumle, die im e Quadrat pflanzt send und e Dächle vo' G'zweig drobe her. 's isch net z' kloi, e Bank und e Tisch hots au drenne."

„'s wär scho nett — aber 's gaht Koiner gern da nei'," meinte die Mutter.

„I will's verzähle!" rief Nanele aufgeregt. „E Mädle hot e Kind kriegt, ledig, na hot se 's nemme welle, na hat se 's umbracht, na hat se 's in dem Waldhüttle vergrabe!"

---

[1]) heut' Nacht.

„Na — na — na," rief Beth lachend, „Du bischt e wüeschte Erzählerin. Aber so verhalte thut se 's scho, und das Mädle — 's ischt hier fremd gwe und mer woiß ehr Nam' net — ischt geflüchtet. No hot mer d' Kindsleich g'funde. Net im Bode ischt se g'lege, nur im Eck, mit eme grüne Zweigle zug'deckt. No hent d' Vögele und Agmeise 's a'gange und hent em d' Aeugele uspickt. Bei Beuron dronte ischt mer em Mädle uf d' Spur komme — no, wia 's net aus no ei' g'wußt hot, no ischt se in d' Donau 'nei'."

„Ja," fuhr die Mutter fort — „em weltliche G'richt ischt s' entgange, aber a' koin guete Ort ischt se net komme!"

„Und geischte mueß se en ganze Tag, drobe im Waldhäusle," schrie Nanele, „se grabt und grabt im Eck, wo 's Kind g'funde ischt, daß s' em sein Gräble jetz mache will, wo 's z' spät ischt."

„Manche sage au, se trag de Kopf in der Hand," sagte die Mutter, „weil ihr vo' rechtswege ‚Kopf ab' g'hört häb, 's sei aber net derzue komme."

„Hu!" machte Emilie und sah sich ängstlich um — es gab da neben dem großen Ofen auch so eine dunkle Ecke, wo's nicht ganz geheuer schien! „Aber gelt," fügte sie sich ermannend hinzu, „mer gehe emol in des verfluchte Häusle?"

„Mer sollt e stilles Gebet verrichte für d' arme Seel, wemmer in d' Nähe kommt," sagte die Mutter und faltete schon die Hände.

„Ha," rief Beth, „für so e Muschter? Dia laßt mer ruhig in der Höll!"

Die alte Bäuerin schüttelte ernsthaft den Kopf: „Mer bette älle Täg ‚führe uns nicht in Versuchung'."

„I weiß au eppes vom Geistweisgehn," unterbrach sie Emilie, „mei Bruder hat au g'sagt, dia G'schicht wär net u'möglich. In unsrer Familie do ischt en Ehepaar, des hat keine Kinder net g'habt; d' Frau hat aber do' gern ei's welle, so hent se ei's a'g'nomme für eige, e klei's Mädele mit drei Jahr. 's ischt e Waisele g'wese, recht e liebs schöns Kind, und d' Frau hat 's arg gern g'habt. E Jahr ischt vergange, na schenkt der lieb Herrgott ihr en eigenes Büble. 's ischt e große Freud' g'wese, aber bald send dere Frau so Gedanke ufg'stiege: jetzt, wemmer des g'wußt hätt, no hätt mer 's Luisle nemme braucht. Emal bei der Nacht hat se net schlafe kenne; s' ischt dag'lege mit em Büble im Arm, des schlaft so sanft, und ime Bettle im Eck hört se 's Luisle athme. Na send wieder dia Gedanke komme: Jetzt, wemmers Luisle net hätt, na kennt mei Büble in deme nette Bettle schlafe, wann er eppes größer ischt. Na, wie se 's Bettle recht a'guckt, sieht se: 's staht wer danebe, wia e weißer Schatte, 's Herz hat ihr a'g'fange klopfe, aber se hat hinsehn müeße, wia d' G'schtalt sich über des Mädle beugt hat. Nachher hat se sich ufg'reckt, na sieht d' Frau in e weiß traurig A'g'sicht — so recht bittweis' und bekümmert hat se herg'schaut, und de Händ' hat se g'runge. D' Frau hat 's glei g'schpürt: 's ischt dem Luisle sei Mutter g'wese. Se hat ehre Ma 'ufwecke welle, aber d' Stimm ischt er als vergange g'wese. Na hat se in ihrem Herze des G'lübd vor Gott abg'legt, daß se 's Luisle nemme verlasse wollt, komme was kommt. Im Augeblick ischt der bleiche Schatte verschwunde g'wese, aber des G'lübd' hat se treulich g'halte. Und 's Luisle hat 's er von Herze dankt. Ihr Büble ischt e gottloser Mensch worde,

en Aushauser und Ehrabschneider, aber 's Luisle hat g'schafft und g'sorgt und hat ihre Pflegeeltern vorm Bettelstab b'wahrt."

„Desch emol e nette G'schicht!" sagte Nanele tief aufathmend, „und Du kennsch 's Luisle, scheint's?"

„Freilich!" rief Emilie triumphirend, „'s Luisle isch d' Muetter vo' meine Karle; gelt, krieg i e guete Schwiegermuetter?"

„Jetz, so e vernünftiger Goisch, desch eppes Seltenes," sagte Beth spottend; „de meischte hent ere Freud dra', z' buxire und z' ploge. Do isch au emol e G'schicht vorkomme, dia geit z' denke."

„Kinder, 's isch spät," mahnte die Mutter, „i denk, mer genget schlofe."

„Wenn Beth ihre G'schicht verzählt hat," bat Emilie mit neugierig vorgestrecktem Hals.

„Hu, schlafe! Wann i jetzt allei schlafe müeßt, i thät mi fürchte," sagte die Kleine und klammerte sich an das Bäsle fest. „Kenn i dia G'schicht, Beth?"

„Ha Du! Du bischt daz'mal noch hinter eme Sack voll Holzäpfel g'stande und hascht Erbse beuget und mit Eiszapfe zunde," neckte Beth.

„O weger! d' Katz putzt sich äls no, und rechts vom Ofe, da kommt no e Gascht," rief Nanele mit mißtrauischem Gesicht.

„Rechts vom Ofe — des isch e Mannsbild! 's wird do net Dei Repetent sei', der vo' Bietigheim daher kommt, um Dir z' Neujahr z' gratulire?" lachte Beth. „Wisse mueßt, 's isch nemme g'heuer drobe uf der Wegscheid, wo des Kreuz staht mit dene blutige Fingermale! In der Neujahrsnacht — —"

„Red net meh von dene Sach!" rief Nanele ängstlich, „d' Emilie sieht scho' aus wie der Tod an der Wand."

„'s isch mer e rechte Wohlthat z' denke, daß mei Karl warm und weich z' Haus sitzt," sagte Emilie salbungsvoll, „wanns nur e bisle schneit, na hat er äls glei en Katarrhle!"

„Also e Bauer isch von Urach nach Münsinge gange," begann Beth zu erzählen, „vom Markt isch er hoim, hot zwei Kälble verhandelt und 's Geld dafür im Sack. Der Handel isch guet gwe, na hot er sich im Wirthshaus überseffe, daß es Nacht worde isch, und er hot de Heimweg ganz alleinig a'trette müeße. 's isch e wüschte Nacht gwe, koi Sternle am Himmel, ganz kohlpechrabeschwarz, e Nacht wie heunt." Die Zuhörer wandten unwillkürlich den Blick nach den dunklen Fenstern, hinter denen die Nacht stand, und horchten dann weiter. „Wia er in d' Seeburger Schlucht kommt, wo de Berg z' beide Seite en Hohlweg eng ei'schließe, hat er kaum no den Weg g'funde, und er hat se dicht an de Felse na druckt, daß er net in d' Erms fallt, wo unter ere Eisdecken ganz u'heimlich hirchelt hot[1]), wie e Mensch uf em Schrage[2]). Und denkt hot er halt: wär i dahoim mit mei volle Geldkatzen. Kaum hat er's denkt, no hört er's Totekäuzle schreie und ime gleiche Augeblick siecht er im G'büsch dicht vor seine Füeß en 'Gwehrlauf blitze. Halt, denkt er, do isch Oiner, der woiß, daß i mit Geld daher komm! Und er isch ganz verdaddert gwe und stehn bliebe: Lauf i z'ruck, no schiaßt er mi sei Mordskugel in Rücke, lauf i vorwärts,

[1]) geröchelt.
[2]) Todtenbett.

no kriag' i d' volle Ladung in d' Bruscht 'nei'. Der Angstschweiß ischt em usbroche, sei Hoar ischt em z' Berg gange und hot em de Hut ufg'hebt. Er macht sei Geldkatzen los und schreit:

„Du! Du do ime Grabe! Willscht mi schiaße? Willscht mi ombrenge? I siech di guet, wenn 's au stichdonkel ischt! Setz Dein G'wehr abe, i will der eppes soge. Woischt, i hab hundert Gulde do ime Säckle. De Kälble sends werth gwe. I brauch des Geld nothwendig, aber mei Lebe descht mer no liaber — setz Dei G'wehr abe und i gieb der zwanzg Gulde. Rührscht Di net? Zielscht immer noch uf mi? Sei net so bös', e Mordthat, descht koi Kinderspiel. Guet, i gieb der fufzg. Aber denn — 's G'wehr abe! Willscht koi Antwort gebe? Thu doch Dei Maul uf! Hier steh i und schwätz und 's ischt e Froscht, 's nägelet[1]) mi ganz ei'. No, mei'twege, siebezig! Aber 's ischt e Sünd, daß d' mi so druf druckst! I ben ebe in Deiner G'walt. Jetzet moin' i, könntscht Dei Mordsg'wehr unterzucke![2]) — Ha, jetzet halt i mi nemme! Du bischt e Saukerle, e Blutsauger, e stockischer Strick! Du witt Alles! Da hascht 's!" — No hat er sei Geld in Grabe g'schlenkert, macht e Satz und schreit — —"

„Beth!" schrie in diesem Augenblick Nanele auf, „Mutter, hörscht nex?"

Und dann fuhren Alle erschreckend in die Höhe: es pochte dumpf an die Hausthür draußen. An die Hausthür, die doch, wie alle im Dorf hier, über Nacht unverschlossen bleibt. Wenn es etwa ein hülfebegehrender Nachbar war, so kam er doch herein! Und wer Anders sollte denn Nachts um Einlaß begehren? Nanele duckte sich tief in die Ecke, Emilie schmiegte sich zitternd mit verdecktem Gesicht an die Mutter an, nur Beth sagte aufstehend mit ruhiger Stimme: „Mer mueß doch sehe, wer do ischt."

Aber das Nachschauen auf dem dunkeln Oehrn[3]) blieb ihr erspart. Die Stubenthür that sich auf, und eine große dunkle Gestalt schleppte sich schwer und langsam über die Schwelle. Sogar Beth sank an die Wand zurück. „Alle gute Geischter!" kreischte das Bietigheimer Bäsle mit heller Stimme. Nanele murmelte ihrer Schwester zu: „Du, bet auch!" während sie selbst angstvoll die Hände faltete und kaum einen scheuen Blick auf die Gestalt warf, die nun regungslos an der Thür lehnte.

Er war schon zum Fürchten, dieser große Kerl mit dem schwarzen Gesicht, aus dem das Weiß der Augen unheimlich hervorblinkte. Er sprach keine Silbe, begann aber langsam seine offenbar froststarren Glieder zu dehnen und machte eine Bewegung, den schweren Rucksack von der Schulter zu schnallen. Beth hatte sich erholt, sie stand auf und sagte in festem Ton: „Was wellet Se hier?"

Das schwarze Gesicht blieb über den Rucksack gebeugt, den er nun wirklich abgenommen hatte, aber kurz und vernehmlich klang die Antwort: „Dobleibe."

Die zwei Mädchen auf der Bank schrieen auf.

„Des gaht net," sagte Beth bestimmt.

„'s ischt schon aso, ihr müeßt mi über Nacht do b'halte," sagte der Fremde.

„Packet Se net aus!" rief Beth in herrischem Tone, „hier ischt koi Wirthshaus."

---

[1]) Schmerz in den Fingernägeln.

[2]) zurückziehen.

[3]) Flur.

„En Wirthshaus such i net, en Wirthshaus könnt i net brauche.“ Er hatte eine tiefe bedeckte Stimme und sprach wie ein Mensch in großer Müdigkeit. Seine zähe störrische Art wirkte, dennoch ließ das Mädchen sich nicht abschrecken, sondern legte die Hand auf den Sack und fuhr verweisend fort: „'s isch meiner Muetter ihr Häusle, ganget Se weiter.“

Aber der Mann schob ungeduldig ihre Hand bei Seite.

„I ben jetzet emol do, und wo i ben, da bleib i.“

Dabei erhob er zum ersten Male den Kopf und blickte sie fast drohend an. Auf seinem Gesicht stand die Verzweiflung.

„Wia kommscht grod do herei?“ fragte Beth, ihre volle Stimme dämpfend.

„I han 's Licht brenne sehe, i ben em Licht nachgange.“

„Ja, woher kommscht denn? Ja, wie siehscht denn aus?“ rief das Mädchen, seine von Eis starrenden Kleider verwundert musternd. Der Rock, den sie mit dem Finger anrührte, stand hart wie ein Brett. Auch seine Glieder schienen eingefroren, vor Allem die Zunge, denn er gab keine Antwort. Sogar die Augenbrauen waren bereift, Eiszapfen hingen ihm um Bart und Haar, er mußte seit Langem unterwegs sein.

„Woischt,“ sagte das Mädchen in ihrer kühnen trocknen Art, „'s wär mer scho lieber, wenn Du mer Deine Legitimatschonspapiere zeige thätscht!“

Der Mann lachte kurz auf und murmelte etwas Unverständliches, während er jetzt aus dem Rucksack vorsichtig einen Gegenstand hervorzog. Beth fuhr zurück, es war ein Stutzen. Die Mutter, die sich langsam genähert hatte, ward von Emilie angstvoll zurückgerissen, — Nanele betete laut.

Plötzlich ließ sich die Stimme der alten Bäurin vernehmen, die so in die Stube hinein, halb zu ihren Kindern, halb zu dem sonderbaren Gaste sagte:

„I moin, i mach em en Kaffee.“

Ueber Beth's noch eben herbes Gesicht flog ein freundliches Lächeln. „Hascht Reacht, Muetter, er isch arg z'sämeg'frorn,“ meinte sie und streifte ihn mit einem sanfteren Blick.

„Fascht umkommen ben i.“ Der Fremde sagte dies leise, widerwillig, als scheue er sich, Mitleid zu erregen. Auch blickte er wild und argwöhnisch, als die Mutter das Stübchen verlassen wollte und stellte sich so vor die Thür, daß sie sich hart an ihm vorbeidrängen mußte.

Ob dieser Blick eines Verfolgten es war, was der Alten Muth machte? Das gekrümmte Weiblein richtete sich auf, daß die zwei dünnen grauen Zöpfchen, die ihr über den Nacken hingen, jugendlich aufgeregt hin und her baumelten und sagte, indem sie seinen Arm berührte und ihre rothgeränderten müden Augen zutraulich auf ihn heftete: „Gelte Se, Se werdet uns nex tho'? Se hent nex Böses im Sinn? Se werdes u's net ombringe und 's Häusle a'zünde?“

Emilie horchte zitternd auf seine Antwort. Er schüttelte aber nur mit dem Kopf, jedoch so, als liege die Zumuthung nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Nun schlich sich auch Nanele näher, und lispelte, um die Mutter zu unterstützen: „Mer send ganz alleinig, der Vatter isch scho lang todt.“

Emilie zupfte sie angstvoll am Rock zurück: „Des hättescht net sage solle, descht e Dommheit g'wese,“ flüsterte sie ihr ins Ohr.

„'s ischt aber doch wohr!" erwiderte Nanele sehr verwundert.

Der fremde Gast war von der Thür zurückgetreten, um die Alte hinauszulassen. Emilie schlüpfte sofort hinterdrein, Nanele gleichfalls. Sie winkte dabei eifrig, daß auch Beth mit in die Küche kommen möge, aber es nützte ihr nichts. Das Mädchen blieb und sah dem Auspacken des Rucksackes zu und wie er jetzt den froststeifen Rock abwarf und Miene machte, seine Habseligkeiten am Ofen auszubreiten und zu trocknen. Sie rückte dazu sogar einen Holzstuhl herbei und that, als wolle sie mit Hand anlegen. Er sah sie ein paarmal überrascht und eindringlich an, wie wenn ihm ihr Muth Achtung einflößte. Zuletzt aber schlug er vor ihren ruhigen, sicheren Augen die seinen nieder. Da bemerkte sie, daß er an dem nicht ganz geschwärzten Halse, unweit des linken Ohrs, eine Streifwunde hatte, die mit geronnenem Blute bedeckt war.

„Er kommt, scheint's, us'm Krieg daher," fragte sie, ihn scharf ansehend.

Er stutzte einen Augenblick, dann sagte er: „Sell ischt wohr, anno siebezig, do ben i dobei gwe."

Beth lachte. „Anno siebezig! aber jez schreibe mer dreiundsiebezig, — hüt Nacht moin i."

Der Mann runzelte die Brauen; in seinen Blicken stand: Verrath mich nicht, oder —

„Hent er koin' Schmerze?" fragte Beth, nach seiner Wunde deutend.

Flüchtig griff er hin. „'s bizelt[1]) scho e bisle, aber 's vergaht wieder," murmelte er.

Als Beth den offenbar riesenstarken, straffen Mann unter Schmerz und Erschöpfung auf der Bank zusammensinken sah, stieg ein Gefühl des Zornes in ihr auf, das sie auch gar nicht zu verstecken suchte.

„Ha!" machte sie, „so e G'riß[2]) wegeme lompete Häsle oder Rehle!"

Nun erschrak er sichtbar. „Mädle, Du bischt mir z' klug!" rief er drohend und wollte sie am Arme packen, aber sie wich aus und sagte noch verächtlicher: „'s ischt scho e Wetter heunt für so Streuner und Lompepakasch!"

„Mädle, des verstehscht net!" schrie er auffahrend, — und dann, nach einer Weile, setzte er selbstbewußt hinzu: „I ben e Baureſohn."

„Du?" sagte Beth wegwerfend. „Und kommscht doher wia der bairische Hiesel? E Bauer braucht koin Hasebrote und koin Rehziemer!" fuhr sie in strafendem Ton fort, während sie mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihm stand und unwillig auf ihn herunterſah.

Er reckte sich auf und rief eifrig: „'s ischt mer net ums Wild, 's ischt mer ums Schiaße."

„Ei, so gang uf de Scheibestand und werd Schützekönig!" erwiderte sie schnell.

„'s ischt mer net ums Schiaße, 's ischt mer ums Jage, Mädle, dees verstehscht net," und er warf wild die Arme in die Luft, und die Augen strahlten aus seinem schwarzen Gesicht mit leidenschaftlichem Glanz.

„Und wemmer selbscht g'jagt wird wia en Hirsch?" fragte sie zornig.

---

[1]) beißt.

[2]) Strapaze.

„Mädle, Du bischt mer z' klug!" rief er wieder, — „moinscht i ließ mi ushorche?"

„Ha, woher kommscht aber?" fragte sie ruhig weiter.

„Von der Donau," erwiderte er halb stockend.

„De Donau ischt lang, lauft bis in schwarze Meer," sagte Beth kopfschüttelnd; „warum bischt net längscht ei'kehrt, — bischt doch durch Blaubeure komme?"

„I han koin Haus und koin Dorf g'sehe, d' ganz Nacht."

„Sell ischt verloge," sagte sie entschieden.

Er lachte kurz auf. „Ha, glaubscht denn Du —"

„I glaub nex, was i net woiß," wehrte sie, „aber jez bischt emol do, und der Herr Pfarrer hot mer g'sagt, mer häb zwanzig Grad Kälte —"

„Wenn i des Haus net g'sehe hätt, no wär i todt liege bliebe," murmelte er im Ton der sichersten Ueberzeugung, und Beth's Miene ward wider Willen weicher, als sie den nur halb gesprochenen Dank vernahm, der in diesen Worten lag.

Die kleine Stubenthür ging knarrend auf, und der Kaffee erschien, in feierlicher Procession von Mutter und Töchtern hereingetragen. Beim Eintreten warfen sie furchtsame und erwartungsvolle Blicke nach dem Fremden, aber der saß jetzt lässig nach Art der Bauerburschen auf der Ofenbank, die Knie weit gespreizt, die Hände dazwischen herunterhängend und die große dunkle Pelzkappe schaukelnd, die noch immer einen Regen heller Tropfen von sich sprühte.

An den Tisch setzten sie sich aber doch nicht, obgleich für Jedes eine Tasse da war. Beth schob dem Gast eine große dampfende Schale voll auf die Bank neben seinen Sitz, auch einige Waffeln, die zum morgigen Festtag gebacken worden, und er griff nach Trank und Speise, hastig und bereitwillig. Die Andern tranken im Stehen, in nicht eben behaglicher oder bequemer Haltung.

„Ueber Nacht, wann er scho emol wöllet, müeßt er do schlafe," sagte Beth, „en andern Ort hent mer net."

„O, do ischt guet! warm und trocke!" rief er mit sehnsüchtigem Blick auf die lange und breite Holzbank.

„I hol g'schwend e Häupfle und e Zudeck!" sagte die Mutter, und bald kam sie hochbeladen wieder herein und baute mütterlich dem fremden schwarzen Gesellen die Lagerstatt auf. Der saß stumm und still, die mächtigen Schultern gekrümmt, wie von völliger Erschöpfung überwältigt, aus der ihn nur Beth's Stimme hie und da zu ermuntern schien. Er hob dann müde den Kopf und fuhr sich mit der Hand durch den dichten, langen Schnurrbart, dessen naß niederhängende Spitzen seinem Gesicht ein trübes, verzagtes Ansehen gaben.

Als die Frauen hinaufgingen, rief er ihnen nach: „Vergelt's Gott."

Siehscht," sagte die Mutter zu Beth, als sie ihr gemeinsames Kämmerchen betraten, „'s ischt scho so en arm's Luder; er sagt: vergelt's Gott, wie de Bettelleut."

„Er ischt e Baureſohn," warf Beth schnell berichtigend ein.

„O Jerum, er ka' mi daure," sagte die alte Frau in ihrer sanften Einfalt, „er ischt ganz erfrore gwe; was moinscht, Beth, mer gebe em de lange alte Strümpf' vom Vatter selig?"

Beth zuckte die Achseln. „'s ischt sei Sach! was streunt er in Nacht und Nebel umme! Laß en schlofe, er ischt arg müd."

Aber die gute Alte legte ihm die dicken Wollstrümpfe, die so fest waren, daß sie allein stehen konnten, auf die Treppenstufe.

„Er hat no Licht," sagte sie ängstlich im Heraufkommen, „er wird mer do net 's Haus a'stecke?" Aber Beth beruhigte sie: „Des hot kei Noth, kannscht di ruhig schlofe lege."

„I moin's auch," sagte die Mutter zufrieden, und bald lag sie in festem ungetrübtem Schlummer. Sie war die Einzige, die heut Nacht schlief, denn Beth hatte so viel zu denken, wie lange nicht. Weil's so gar kalt war, hatte Beth eine kleine Truhe vor das Loch in der Kammerthür geschoben, das viereckige Loch, durch das die Katze aus- und einzuschlüpfen pflegte. Nach Kurzem entstand ein bittendes Miauen vor dem verschlossenen Pförtchen. Beth schob die Truhe zur Seite, und Mulle spazierte hinaus. Bald aber kam sie wieder herauf, miaute vor der Thür, als wolle sie es nicht aufs Gerathewohl versuchen, dort hereinzudringen und fuhr ihr zuletzt mit einem Schwunge aufs Bett. Die Aufregung bebte in jedem Haar des gesträubten Schweifs, und die Augen glühten. Sie brachten die Botschaft: der Fremde ist immer noch da, unten in der Stube, durch die ich nicht hineinkann, und weiß Gott, was er dort treibt. Beth nahm das mächtige Thier in den Arm, streichelte und klopfte sie, aber es half nicht, — die Katze saß da, wach und aufgeregt, mit gespannten Muskeln und weitoffenen Augen. Nicht lange, so sprang sie wieder auf den Boden und schlich hinaus, um die alte Stiege hinabzuspringen, die Beth unter den leichten aber schnellen Tritten leise knarren hörte. Dann klopfte es an die Wand, an der ihr Bett stand, und Emilie, die mit Nanele in der anstoßenden Kammer schlief, rief angstvoll: „O du mei' Heiland, der kommt jetzet die Stieg' herauf!"

„'s ischt ja d' Mulle! Ihr Hasefüß!" sagte Beth scheltend.

„Scht, Nanele schlaft, aber se seufzt im Traum zum Erbarmen; ach, wenn doch d' Nacht voll rum wär!"

In dem Augenblick erwachte Nanele aus ihrem Angstschlummer und packte Emilie fest um den Hals.

„Emile, liebs Emile, schlofscht Du? I han no koin Aug voll Schlof g'funde! Immer ischt er do zur Kammerthür herei'komme und hat mit e Donnerschtimm' g'schrie: ‚I ben der leibhaftig Satan, do siehscht mei Pferdefuß!' Ach, Emile, moinscht, doß der no im Stüble dronte ischt? Vielleicht, wenn mer ufwacht, no ischt Alles leer und voll Pech und hölliſche Schwefelqualm! Hörscht en geischte? Ha, i mueß en Kaschte vor d' Thür schucke, sonscht woiß i mer nemme z' helfe vor Angscht!" Und dann hörte Beth die Schwester aufstehen und den schweren Kasten vom Ort rücken, daß die alten Dielen bedenklich krachten und die Mutter einen leisen Ruf im Schlaf ausstieß. Aber gleich darauf athmete sie wieder regelmäßig und friedlich, wie ein sorgloses Kind.

Gegen Morgen, — es war gleichwohl noch tiefe Nacht, denn im Januar ist die Nacht lang — waren eben auch die Andern ein bischen eingenickt, als unten auf die Treppe geklopft wurde.

„Was ischt?“ schrie nun auch die Mutter erschrocken. Nanele und Emilie athmeten kaum vor Entsetzen. Beth aber sprang aus dem Bett an die Thür. „Was ischt au?“ rief sie hinunter. Hastig warf sie noch die Jacke über; sie hatte sich gestern Nacht nicht ausgekleidet. „I will scho mit em rede, Muetter,“ sagte sie entschlossen, entzündete ihr Lämpchen und ging hinab.

Sie fand den Fremden mitten im Stübchen stehen und sein Gewehr putzen. Der Rucksack lag noch auf dem Boden, im Uebrigen war er zum Aufbruch gerüstet. Sein Gesicht erhellte sich, als er sie erblickte und ihren Guten Morgen erwiderte.

„I gang auffi,“ sagte er, „aber gelt, Du kochscht mer noch en Kaffee? Und en Ranke Brot derzu und — mein G'sicht möcht i wasche.“ Das letztere sprach er mit etwas unsicherer Stimme. Sie brachte sogleich Seife und Wasser aus der Küche; dabei sah sie, daß er schon am Waschnapf gewesen war und sein Gesicht schwarz im Handtuch abgedruckt hatte. Sie mußte lachen. Nanele's leibhaftiger Satanas erschien ihr auf einmal als ein recht harmloser Teufel. Während sie auf dem offenen Herd das Holz aufschichtete, daß es prasselte und sprühte und rothe zuckende Lichter über die verräucherten Wände der kleinen Küche warf, kam er hereingeschlendert und stellte sich fröstelnd vors Feuer. Zuweilen streckte er die Hände darüber, rieb sie zusammen und blinzelte die schweigsam neben ihm Schaffende zutraulich an. Als der Geruch des warmen Tranks den Raum durchzog, blähten sich seine Nüstern, und ein verlangendes Lächeln, das ihm etwas Knabenhaftes, Gewinnendes verlieh, erschien auf dem kühnen, wetterharten Gesicht. Er nahm sich nicht die Zeit zum Sitzen, sondern schlürfte stehend aus der Schale und hielt sie sogleich wieder hin, damit sie noch einmal gefüllt werde. Und Beth that es gern und schnitt ihm einen zweiten Ranken Brot und freute sich, wie er mit den starken weißen Zähnen hineinbiß; und plötzlich kam ihr der Gedanke: „'s ischt fast so, als wär dies dein Mann, und jetzt geht er bald und ruft den Knechten und geht mit ihnen zum Dreschen in die Scheuer.“ Und die Vorstellung gefiel ihr so wohl, daß sie ihm ganz selbstvergessen zunickte. Da blitzten seine Augen fröhlich in ihre herüber, und nach ihrer Hand greifend, sagte er: „Ha, Mädle, wenn's Dir ischt, wia's mir ischt, — no komm i bald wieder daher!“

Da fiel dem Mädchen Alles ein, wie's wirklich war, und sie erwiderte in ernstem Ton:

„'s wär mer scho recht, aber oi's sag i der, so kommscht mer net wieder.“ Sie deutete scharf auf das Gewehr, dessen blanker Lauf aus dem dunklen Winkel hervorglänzte.

Der Mann war der Handbewegung gefolgt und starrte nun auf die Waffe, ohne zu antworten. Endlich zog er die Brauen zusammen, schüttelte den Kopf und sagte:

„'s ischt scho so e Sucht.“

„E böse Sucht, e schlimme Leideschaft!“ rief Beth in gereiztem Ton, „'s nemmt koin guts End net!“

„'s ischt mer vome Feldzug her nachbliebe,“ sagte er, düster nickend; „no ka' i des ruhige Lebe nemme preschtire“ [1]).

[1]) aushalten.

„So gang mit dene Streuner und Lompe und werd selber e Lomp," rief Beth in hellem Zorn und wendete sich trotzig ab. Gleich darauf aber trat sie vor ihn hin und sagte, ihn fest ansehend, mit ihrem mildesten Ton: „Der Mensch muß en gute' Willen han; e guter Wille hat scho Manche g'holfe."

„Und so e guets bravs Mädle," rief der Mann, und es brach ihm hell und warm aus den dunklen Augen, „des thät no besser helfe."

Beth wurde roth, und sie sah mit diesen Mädchenfarben jung und begehrenswerth aus. In leiserem Ton, die Blicke wegwendend sagte sie: „Wenn d' mer Dein Wort giebscht, daß d' koin Polver und Blei a'rührscht bis Oschtern, no kommscht uf Oschtermontig."

„Mein Wort hascht!" rief er strahlend, und wie zu ernstester Betheuerung umfaßte er sie mit beiden Armen und küßte sie feurig.

Beth stieß ihn bald zurück. Aber ihre Backen brannten, und ihr Mund lachte verheißungsvoll, wie sie nun wiederholte: „Jetzet zeig', daß d' Wort halte kannscht! Mach, daß d' Dei böse Sucht los wirscht. No kommscht am Oschtermontig."

Dann half sie ihm den Rucksack umhängen und reichte ihm seine Pelzkappe.

„B'hüet Gott, Beth! und vergelt's Gott noch emol," sagte der Mann.

„B'hüet Gott! — ja, wia ischt Dein Nam'? daß i woiß, a' wen i denke mueß," gab Beth lächelnd zurück.

Seine Stirn umwölkte sich: „Mei Nam' wär' Jakob Schmied, vo' Durlange, über Gmünd drobe, aber —"

„Der Jakob Schmied vo' Durlange?" Beth schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, „aber mit dem sei Großvatter ischt ja mei Muetter z' dritte Kind! No bischt Du der Aeltescht und kriegscht emol den Hof?"

„I heiß halt mehretheils der Polverjockele," murmelte er ausweichend.

Beth fuhr zurück. „Der Polverjockele? Du? Wo im vergangene Herbscht die G'schicht mit dem Förschter Grubel g'hett hot? 's ischt ja in der Zeitung g'schtande! der bischt?" Sie maß ihn von Kopf zu Fuß, dann wandte sie sich unwillkürlich ab. „Polverjockele? descht kein chrischtlicher Nam' net! En Polverfaß zum Ma' nemme?[1]) Und ame schöne Tag fliegt er in d' Luft nei' und sein Haus und Hof und Weib und Kind mit! Ui, weger!"

Sie blies zornig in das sinkende Herdfeuer. Die Funken sprangen ihr ins Gesicht, aber sie achtete dessen nicht, sondern blies immer heftiger, immer selbstvergessener. Zuletzt, nach einer guten Weile, da sie sich den beißenden Rauch aus den Augen wischen mußte, bemerkte sie, daß er nicht mehr in der Küche war; sie ging ins Stübchen, aber auch das war leer, geräuschlos war er fortgegangen. Sie riß die Hausthür auf und starrte in das Dunkel hinaus, das den Wandrer wieder verschlungen hatte. Bitterkalt war's draußen, und der Sturm überschüttete sie, selbst auf dem Oehrn[2]), wo sie stand, mit einer Fluth scharfen graupeligen Eises. Langsam schloß sie die Thür. Sie war stolz auf ihre feste Gesundheit, auf ihre Körperkräfte, dennoch wäre sie ungern in das

[1]) nehmen.
[2]) Hausflur.

wüste Wetter hinausgegangen. Und der Mann wählte das freiwillig, und er hätte es doch so gut haben können; ihre Mutter kannte das Gütle, dessen Erbe er war, — ein großer Hof mit schwerem, reichen Boden, nicht wie hier auf der Alb, wo mehr Steine als Halme wachsen. Es mußte doch eine Freude sein, dort zu wirthschaften. Der Jakob gefiel ihr, aber sie begriff ihn immer weniger, je mehr sie über ihn nachdachte. In ihrer klaren, verständigen Seele war ihr dieser Zwiespalt lästig, und um so widriger, je ungewohnter er war. Als die Mutter und die Mädchen herunterkamen, fanden sie den Kaffee ungenießbar: der Rauch war hineingeschlagen und hatte Beth so in die Augen gebissen, daß sie den ganzen Tag roth blieben.

Emilie, die so fröhlich aufgeathmet hatte, daß der unheimliche Gast fort war, erschrak ob der Barschheit ihrer Rede. Wenn Beth so ungut bleibt, da reis' ich morgen heim, beschloß sie. Und sie freute sich schon auf die Erzählung ihrer nächtlichen Abenteuer. — —

Je mehr Zeit verging, um so hoffnungsvoller, ja heiterer ward Beth. Sie hatte drei Anträge gehabt und abgewiesen im Lauf des letzten Jahres; warum sollte nicht der Mann, den sie nun mit ihrer tüchtigen und stattlichen Person beglücken wollte, dankbar zugreifen? Die Bedingung, die sie ihm gestellt, erschien ihr täglich leichter.

Endlich kam der März heran mit Schneegestöber und Sturm, ohne Andeutung, daß der Frühling nun doch auch hier in ein bis zwei Monaten anbrechen müsse. Unaufhörlich stellte sie sich's vor, wie und wann er kommen werde, ob Abends oder Morgens, wie er da zur Thür hereintreten und der Mutter und Schwester als ein ganz Fremder erscheinen werde. Sie freilich würd' ihn gleich erkennen und ihm an den Augen ansehen, ob er fest geblieben. Und dann, bald darauf sollte der Verspruch geschehen; vielleicht würde erst noch sein Vater „auf die Besehet" kommen, aber der durfte wohl kommen — das Gütle war zwar klein, aber im besten Zustande, und so schöne, glatte, semmelfarb'ne Küh' wie die ihrigen gab's im ganzen Dorf doch nimmer. Es war sonst nicht Beth's Sache, lange auf einem Fleck still zu sitzen, aber in diesen Monaten hatte sie täglich bis tief in die Nacht am Rocken gesessen, und der Weber, der nur gleich zwei Häuser weiter wohnte, hatte schon so Bemerkungen gemacht, wenn Beth immer einen Schneller[1]) nach dem andern brachte. Und gar lauter „Feinlesfade" [2])! das sah doch nach Hochzeit aus. Aber Beth ließ sich nicht ausforschen, sie lachte nur bedeutungsvoll und meinte, der „Werg" [3]) sei so besonders gut gerathen letzten Sommer, das müsse man sich doch zu Nutz machen. Bei sich dachte sie: „Zum Herbst wird geheirathet, und ich zieh' mit dem Jaköble nach Durlangen. Das Gütle hier bleibt für Mutter und Schwester. Können sie mir auch nicht viel herauszahlen, so kriegt der Jakob doch eine Frau, die sich vor den Schwiegereltern sehen lassen kann. Im Schaffen nehm' ich's mit Jeder auf. Und das Wildern soll ihm schon vergeh'n, wenn er bei mir ist, es soll ihn Keiner mehr Pulverjockle schimpfen."

[1]) Garngebinde.
[2]) Feines Garn.
[3]) Flachs.

Ostern rückte heran.

Am Samstag-Ruhetag war sie eben im Stall bei den Kühen, als die Hausirerin Ammäule[1]) mit Frühjahrsputz, mit seidenen Bändern und bunten Tüchern hereinkam. Die Mutter war just bei einer Nachbarin, das Nanele beim Herrn Pfarrer, denn es sang mit auf dem Chor und hatte zu morgen noch einzustudiren. So konnte Beth ungestört den ganzen Vorrath durchwühlen nach einem passenden „Osterhäsle“[2]) für den Jakob, wenn er übermorgen käme. Sie wählte nach langem Prüfen und Handeln ein schönes, schweres, dunkelblaues Seidentuch um den Hals, das Prachtstück des ganzen Haufens. Die Händlerin errieth sogleich, daß es einem guten Freund bestimmt sei und pries eifrig die Schwere und Weichheit der Seide. Dann erquickte Beth die plauderlustige Alte mit einem Kaffee; es stand gerade noch welcher warm für die heimkehrende Schwester. Unterm Trinken griff das Ammäule plötzlich in ihren Sack: „Halt e bissele, wart e bissele, i han eppes für Di,“ sagte sie mit pfiffigem Lächeln und holte ein Briefchen aus der Tasche.

Beth erschrak; es stand ihr Name darauf in einer schönen deutlichen Handschrift, die sie nie gesehen hatte.

„Wer hot en Dir gebe?“ fragte sie mit ungewohnter Befangenheit.

„E kloiner Bub, dronte in Gmünd, wo i ei'kauft han.“

„Und woher hot en der Bub g'nomme?“

„Er hot's net verrathe welle. 's wärd eppes Lieabs dri' stehe; warum brechscht en als net uf?“

„'s hot Zeit,“ wehrte Beth und schob den Brief unters Brusttuch — „wer woiß, 's ischt vielleicht e Dommheit vome Vetter in Durlange. Bischt au in Durlange gwe?“

Aber die Hausirerin verneinte, und Beth ließ sie abziehen, ohne den Brief erbrochen zu haben. Dann ging sie in die Stube, setzte sich bedächtig auf die Bank und schnitt den Umschlag auf. Es war nicht Bedachtsamkeit gewesen, daß sie sich setzte, — ihre Knie zitterten; eine unbestimmte Furcht hatte sie ergriffen. Gutes theilt man gern von Mund zu Munde mit; wenn man zu Feder und Papier greift — —

Sie hatte das Blatt entfaltet, aber es fiel ihr sogleich aus der Hand, und sie seufzte tief auf. Da standen nur wenige Worte:

„Heut' Nacht hab' ich mein Wort gebrochen. Behüt Gott und leb' wohl.“

Als die Mutter heimkam und weder Licht in der Stube noch Feuer in der Küche sah, rief sie nach Beth in Garten und Stall, und als ihr nichts antwortete, trat sie in die Stube und zündete Licht an. Da sah sie die Beth auf der Bank sitzen, ganz unbeweglich und vor sich hinstarrend.

„Schlofscht Du, Beth?“ fragte die Mutter erstaunt, „oder bischt krank?“

Sie beleuchtete sie; Beth's Augen waren geröthet, und ihr Gesicht glühte fieberisch.

---

[1]) Anne Marie.

[2]) Ostergeschenk.

„Du hascht, scheint's, de Fluck[1]) kriagt," sagte die Mutter, mehr über ihr Schweigen, als über ihr Aussehen erschreckt, denn den ‚Fluck' kriegt man gar leicht, sobald nur das Wetter umschlägt auf der Alb.

„Ka' sei'," erwiderte Beth sich wegdrehend, matt und gleichgültig.

„Wenn d' Di niederlege thätscht — i mach der glei' e Bettflasch!"

„O Muetter, mix ka' koi Bettflasch helfen," rief Beth im Tone heftigen Schmerzes. Und als die Mutter sie besorgt betrachtete, richtete sie sich mühsam auf:

„Müd ben i net," sagte sie, sich zu einem harten Lächeln zwingend. „D' Schlofe'szeit kimmt au scho' ohne dees."

Sie ging noch einige Tage so verwandelt umher, mit sich selber im Streit, von Liebe und Zorn zerrissen. Ist es denn so schwer, sein Wort zu halten? Was ist denn das für eine Sucht, die so einen starken Menschen wortbrüchig und schwach machen kann? Wenn man doch nicht will? „Ei, da sollte Einer kommen und mich wider meinen Willen zwingen!" dachte Beth, „bei mir gäb's das nicht." Dabei mußte sie freilich selbst erfahren, daß sie auch nicht mehr die Alte sei, und das erbitterte sie doppelt: „Um so en Polverfaß! um so en Streuner!"

Da fand sie eines Tages — es war nur etwa eine Woche nach Ostern — im Uracher Boten die Notiz, daß ein bekannter und schon oft verfolgter Wilderer eingebracht und gestern in das Landesgefängniß abgeliefert worden sei, um eine anderthalbjährige Strafe zu verbüßen. Sein Name war Jakob Schmied, mit dem Beinamen Pulverjockele. Da weinte Beth zum ersten Male in ihrem Leben heiße stille Thränen, die Niemand sah. Nun plötzlich — sie wußte kaum wie's gekommen — stand sie auf seiner Seite; nun war ihm, so schien ihr's, zu viel geschehen. Er war doch kein Verbrecher! Ob er's den Richtern nicht gesagt hatte, das mit der „Sucht", vor der Gott jeden Menschen bewahren möge? —

Wie das erste schwere lange Jahr herumging, in dem die Beth daran verzweifelt war, ihn je wiederzusehen, kam ganz allmälig wieder Hoffnung in ihr Herz. „Vielleicht ist er nun kurirt," dachte sie, „und wer weiß, es wird doch noch ein Bauer aus ihm, ein rechter, auf den eine Frau stolz sein kann."

Beth war über ihren Gedanken viel in sich gekehrter, wortkarger geworden. Auch ließ sie Manches in Haus und Wirthschaft gehen, wie es wollte. Manches, das sie sonst an Knecht und Magd, ja selbst an der Schwester scharf gerügt hätte, nun glitt es ungemerkt an ihr vorüber. Sie konnte sogar, wenn die Arbeit gethan war auf dem Felde, am Rain niederhocken, statt heimzugehen, und ihr Grasbündel auf dem Kopf, die Sichel in der herabhängenden Hand, in den Abendhimmel starren mit weit offenen fragenden Augen, oder nach einem einzelnen breitästigen Baume, der wie ein einsamer Flüchtling auf der unabsehbaren Grasflur träumte; denn der Sommer war heiß und der Boden von Dürre zerrissen.

Einmal, es war gegen Ende des Juli, saß sie auch so und blickte hinaus, ohne recht zu sehen, was sie sah. Da trat ein dunkler Schatten zwischen sie und die Sonne, und eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

„Grüeß Gott und b'hüet Gott!" sagte eine ihr wohlbekannte Stimme.

[1]) Grippe.

Beth fuhr halb empor und schaute den Wiedergekehrten wie eine unwirkliche Erscheinung an. „Woher kommscht?“ murmelte sie und musterte sein bleiches verfallenes Gesicht.

„Se hent mer drei Monat g'schenkt,“ sagte er, langsam erröthend.

Beth that mit einer schnellen Bewegung ihr Grasbündel bei Seite. Ihre Miene ward gut und freundlich: „Jetz hascht Dei Sach,“ scherzte sie, „und i han Recht b'halte, gelt? 's Polverfaß ischt explodirt und hot der e Johr und e halbs vo' Dei'm Lebe wegg'risse — was moinscht — könntescht jetzet derhoim bleibe wie andere Leut?“

Er hatte sich neben sie auf den Stein gesetzt und zuerst aufgehorcht; nun schüttelte er düster den Kopf.

„I trau mer net, Mädle! Wann Wind und Wetter reacht ischt, no mueß i 'naus — do ischt nex z'mache! I ka' kei' Verschpreche gebe, weil i 's net halte ka'.“ So trübselig sah er aus, daß, ihr selber zum Trotz, ein heißes Mitleid sie überfiel.

„Hascht 's doch scho' emol drei Monet' freiwillig probirt,“ warf sie ermuthigend hin.

„Ja,“ seufzte er, „'s ischt e bitterböse Zeit gwe.“

Da wallte ihr wieder der Zorn auf.

„I sieh scho', Du willscht emol net!“ rief sie; „i so gang! adjes, spring in Dein' U'glück mit beide Füeß! Wirscht bald wieder ime Loch sei! . . . So u'vernü'ftge Mannesbilder ischt net z'helfe.“

„Sagscht mer net, b'hüet Gott, Beth?“ fragte er in bekümmertem Ton, „i wander' auffi, i gang ins Amerika.“

„I so gang!“ sie warf die Sichel ungestüm auf den Boden, daß sie schwirrte wie eine Saite.

„Giebscht mer net Dei Hand, Beth?“

„Was willscht mit meiner Hand, wo Dei Herz net dabei ischt!“ Sie war aufgestanden und schüttelte ihre Röcke zurecht.

„I, so mueß i 's neahme,“ sagte er, nun auch auf die Füße springend und ihre Hand fest haltend, „Beth, i schreib emol!“

„Wirscht scho' net schreibe!“ sie wandte zornig ihr Gesicht ab.

„Wirscht scho' sehe. Woißt, Beth, wenn i d' Sucht net hätt —“

„I so red' net so daher, descht koi Gab vom Himmel net — 's isch freili wohr, de Mannsleut send scho' aso; o i n Sucht hot e Jeder, der ischt a Raufer, der Andre a Saufer!“ Sie lachte verächtlich und wollte ihm ihre Hand entreißen.

„Beth,“ sagte er und trat ihr ganz nahe, „möchtest liaber, i wär' a Saufaus?“

„I moin' fascht aso — no könntescht dobleibe“ — erwiderte sie nach einigem Zögern.

Da überkam es ihn, daß sie ihn so von Herzen gern habe, daß sie lieber Alles dulden wolle, als sein Fortgehen. Er umfaßte sie heftig und preßte sie gewaltsam an sich. Kein Vogel sang im Feld, kein Geräusch störte sie. Er zog Beth ins hohe Korn, und sie widerstrebte nicht; sie lachte ihn an in leidenschaftlicher Selbstvergessenheit und wußte nichts von den Stunden, die so entflogen.

Ein dumpfer Donnerschlag schreckte sie von einander. Es war fast Nacht geworden, und blauschwarz mit gelben Säumen stand das Wetter am Himmel. 's ischt Zeit!" murmelte Beth, wie aus dem Traum auffahrend, — „b'hüet Gott, Jaköble! 's ischt scho' aso, daß mer nemme z'sämekommet! B'hüet Gott viel tause'dmol." — —

Seit diesem Tag sind vierzehn Jahre vergangen. Nanele ist verheirathet und verzogen; die alte Mutter ist schwach und arbeitmüd' geworden, aber ihr Herz ist frisch und warm geblieben; sie lebt mit Beth zusammen, die bis jetzt nicht geheirathet hat.

Mit Beth und ihrem Buben. Dreizehn Jahre ist er nun alt, der Jakob, aber nach seiner großen Gestalt, dem klugen hellen Blick der Augen und der Gewandtheit und Kraft seiner Glieder könnte er für sechzehn gelten. Er ist freilich von Anfang ein ungewöhnlich großer Bub' gewesen. Schon damals, als ihn die Beth eines Tages in dem Schurz mit heimgebracht hat von der Waldhütten, wo sie Fichtenzapfen gelesen, hat man ihn zuerst für ein jähriges Kind angesprochen, denn Niemand hat gewußt, wen im Dorf das etwa angehen könne. Beth hat ihn gefunden und behalten, die arme Waise! Allmälig aber, und da sie ihm auch ihren Namen gegeben hat, ist allerlei gemunkelt worden, wer wohl die Mutter sei, und vom Munkeln ist's zum Muthmaßen gekommen, und schließlich hat man sich hinter den Pfarrer gesteckt, der müsse der Beth ins Gewissen reden; als aber das Mädchen von der Unterredung mit dem Geistlichen gar nicht wie eine Magdalena, sondern mit hochgehobenem Kopf wie gewöhnlich hinweggegangen, haben die „Ledigen", die Wächter der öffentlichen Moral in dem Albdorf, sich zusammengethan und haben der Beth in der Nacht einen Strohkranz an die Thür gehängt.

Sie hat aber den Lärm gehört, hat ihren Buben in den Arm genommen und ist unter die Hausthür getreten. Ruhig hat sie nach dem Strohkranz, dem schimpflichen Zeichen, gelangt und den Ledigen, die in alle Winde gestoben sind, nachgerufen: „Krautet vor ime eigene Garte! Do wachscht au meh Hälm[1]) als Haber!" Und als Einer drohend „Hoho" schrie, erwiderte sie unerschrocken: „Euer G'schpött zerreißt mer koin Bett! 's Büble g'hört moin, und 's ischt e Staatsbüble, und sei Vatter ischt e Staatskerle, dafür dürft i e glühiges Eise trage! Wenn er heimkommt und mer Hochzig halte, no werdet er en sehe!" Ein einzelnes Gelächter aus dem Dunkel antwortete, da erhob sie ihre Stimme so laut sie konnte und schrie: „Und wer Händel mit em b'gehrt, dem wird er scho deane! zwei vo' uich Häfegucker schlägt er mit eme eizige Puff in 'n Grondserdbode nei!" Damit warf sie die Thüre zu und den Spottkranz auf den Herd, wo er bald hell aufloderte und dann zusammensank als verstiebende Asche. Seitdem war kein offener Angriff mehr erfolgt, versteckte aber gab es genug, und Beth hat sich noch heute gegen sie zu wehren. Darüber sind ihre Züge hart und streng geworden — wie mit der Holzaxt zugehauen waren sie ja schon ehemals — aber sie thauen auf und werden beweglich, sobald ihr Jemand gefällt. Und wie ein sturmgezauster Baum sich nur stärker bewurzelt, wenn er

[1]) Spreu.

von guter Art ist, so ist auch die Beth in ihrem Auftreten noch gewichtiger und stattlicher geworden. Nächst dem Buben, der ihr das Liebste auf der Welt ist, hat sie noch Etwas, das ihr über manche böse Stunde hinweghilft: von Zeit zu Zeit bekommt sie einen Brief mit einem überseeischen Poststempel, Briefe, von deren Kommen das ganze Dorf weiß, denn Beth hat weder Neigung noch Begabung zum Geheimhalten. Den Inhalt der Briefe freilich kennt außer Beth nur die Mutter; er ist sonderbar genug. Der Schreiber erzählt äußerst wenig darin, kaum was er treibt oder wo er sich befindet. Oft steht nichts auf dem Blatt als ein einziges Verschen, wie dieses da:

Ich erwähle mir nur eines,
Ein getreues und sonst keines,
Ein getreues Herz das muß ich haben,
Und sollt' ich's aus der Erde graben.

Oder ein ander Mal:

Blumen welken, Schönheit schwindet,
Alles gehet mit der Zeit,
Doch was die Liebe sanft umwindet,
Das bleibet Jahre so wie heut'.

Der letzte, der gestern gekommen ist, enthielt nichts als den Stoßseufzer:

Ich laß grüßen über Land und See,
Mein Herz das ist vom Heimweh schwer.

Beth sagt zwar, wenn sie solche Briefe bekommt, die seien doch nicht das Porto werth, und die Mutter begreift es nun gar nicht, wie man dafür Geld bezahlen könne. Dennoch will Beth nicht heirathen, so gut sie es könnte, denn trotz dem Buben hat sie jährlich Anträge, ja seit der so brauchbar geworden, fast noch mehr, denn er bringt zu der Arbeitskraft der Mutter ja eine nicht zu verachtende Beihülfe.

„Der Jörg läßt wieder taufe," sagt die Alte seufzend, „gelt, Beth, was moinscht, wenn d' jetz de Gekele nähmescht? Er ischt e braver Wittma' und hot koin' Kinder net."

Beth schüttelt den Kopf: „'s ischt verschpielt, i mag de Gekele net!"

„Denk Beth, i mach's nemme lang — willscht all' Dei Lebetag als Eigebrödlerin[1]) do hocke?"

„Wer woiß, Muetter, der Jakob —"

„Der kommt nemme! do wird koi Heu dürr! Wemmer emol vierzeh' Johr nemme komme ischt —"

„Vielleicht doch," meint Beth, „vielleicht wird em 's wüeschte Lebe z' viel, wenn er emol vierzig ischt, oder wenn net mit vierzig, no mit fufzig! Siehscht, Muetterle, wenn i em vo'me Büeble geschriebe hätt — aber i will net — er soll als von allei' komme — no springt em 's Büeble entgege! — Gelt, Muetter," sagte sie, sich zu der Alten beugend, „Du denkscht, 's ischt bei mir au scho' so e Sucht worde?"

Und heiter lachend ging sie der Schwester entgegen, die eben mit Mann und Kindern auf Besuch in das Gärtchen trat.

[1]) Unverheirathete, die eigene Wirthschaft führt.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Ein literarisches Charakterbild

von

Moritz Necker.

Marie Ebner, die Wiener Dichterin, die jetzt allgemein, sowohl von kritischen Männern als auch von dichtenden Frauen[1]), als eine der größten ihres Geschlechts anerkannt wird, ist erst sehr spät zu dieser Anerkennung gelangt. Schon 1860 ist ein Trauerspiel „Marie Stuart in Schottland" von ihr in Karlsruhe aufgeführt worden; 1868 erschien ein anderes Trauerspiel, „Marie Roland" von M. von Eschenbach als Manuscript gedruckt. Das Hofburgtheater hat noch zur Zeit Laube's am 13. Mai 1863 ihr einactiges dramatisches Gedicht „Doctor Ritter" gelegentlich einer Matinee zu Gunsten des Schillerdenkmalfonds aufgeführt, am 23. Februar 1869 eine andere dramatische Plauderei „Die Veilchen". Im Wiener Stadttheater brachte Laube ihr Schauspiel „Das Waldfräulein" am 13. Januar 1873 auf die Bühne — alle diese dramatischen Bestrebungen blieben ohne dauernden Erfolg. Als ihre ersten Erzählungen 1875 im Cotta'schen Verlage erschienen, denen 1876 die mehr genannte als gekannte „Bozena" folgte, da war Marie Ebner schon sechsundvierzig Jahre alt, und für die Sammlung jener Novellen, die seither zu den Meisterwerken der Literatur gerechnet werden — es war jene Sammlung, welche „Die Freiherren von Gemperlein" und „Nach dem Tode" enthielt — konnte die Ebner überhaupt keinen Verleger mehr finden. Der damalige Chef der Firma Cotta hatte sich verschworen, kein Buch von einer Frau mehr zu verlegen, nachdem er mit den Erzählungen der Ebner ohne Erfolg geblieben war. Erst im letzten Jahrzehnt, seitdem Paul Heyse mit einem kräftigen Vorwort die „Gemperlein" in seinem Novellenschatz nachgedruckt und die „Deutsche Rundschau" (wie die Dichterin stets dankbar anerkennt) ihre neuen Novellen veröffentlicht hatte, erst seitdem begann ihr Erfolg, der sich von Jahr zu Jahr steigerte.

Diese Schwierigkeiten, mit welchen Marie Ebner zu kämpfen hatte, wurden ihr nur ein Ansporn mehr, sich zu vollenden. Sie gehört in die Reihe jener

[1]) Von keiner mehr als von ihrer großen Freundin, der greisen Dichterin Louise von François. Vergl. Frauenlieblinge. Bekenntnisse deutscher Frauen. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. S. 39.

zähen Künstlernaturen, die sich erst spät und mühsam entfalten. Sie hat alle Qualen des Zweifels an sich selbst erlitten, wie nur je ein Mensch. Allein sie rief sich zu: „Besser erstritten als erbettelt! — Der Künstler hat nicht dafür zu sorgen, daß sein Werk Anerkennung finde, sondern dafür, daß es sie verdiene." In den Jahren der vergeblichen Wanderung ihrer „Freiherren" von einem Verleger zum andern hat sie ein wahres Fegefeuer durchgemacht. Die künstlerischen Schwächen, welche noch „Bozena" aufweist, wurden überwunden, die Läuterung ging auf strengere Naturwahrheit in der Führung der Handlung und Charakteristik, auf reinere Objectivität im Vortrag, auf Sparsamkeit in den Kunstmitteln aus. Als endlich die wohlverdienten Erfolge kamen, da war Marie Ebner künstlerisch gefestigt; sie schwankte nicht mehr zwischen Drama und Erzählung, mit reifem Kunstbewußtsein schuf sie nach einander ihre Meisterwerke: „Das Gemeindekind", die „Dorf- und Schloßgeschichten". „Zwei Comtessen", „Wieder die Alte", „Ihr Traum", „Unsühnbar". Sie blieb in ihrer Entwickelung nicht stehen, der Ansporn zum Schaffen, den der Erfolg gab, kam nicht zu spät.

Am 13. September d. J. vollendet Marie Ebner — so nennen wir sie nach ihrem eignen Beispiele — ihr sechzigstes Lebensjahr. Noch immer ist ihre Entwickelung nicht abgeschlossen, und wie Uhland vom Frühling, so dürfen wir von ihr sagen: Man weiß nicht, was noch werden mag.

Was sie aber als Erzählerin geworden ist, wollen wir hier in den Hauptzügen festhalten.

I.

Wenn man die gesammte Production Marie Ebner's überschaut: ihre poetischen Motive, ihre sittlichen Ueberzeugungen und Ideale, ihre politische Gesinnung, dann muß man sagen, daß ihre adlige Herkunft, die Zeit und der Ort ihrer Geburt für sie von maßgebender Bedeutung geworden sind. Nicht etwa in dem Sinne, daß man die Ebner als ein Product ihrer Zeit in die einzelnen historischen Factoren auflösen könnte, daß sie das Werk ihrer Umgebung — des milieu — geworden wäre. Ganz im Gegentheil! Dieser energische Geist, der so wenig an die geläufigen Vorstellungen weiblicher Genies erinnern will, ist im kritischen Gegensatz zu seiner Umgebung alt und groß geworden.

Fragt man die Ebner, wie es so viele Kritiker schon gethan haben, nach Daten ihres Lebens, so gibt sie die stehende Antwort: „Ich habe nichts erlebt." Sie hat das Leben aller jener Hausfrauen geführt, deren Stolz es ist, von sich nicht reden zu machen. Als Tochter des Grafen Dubsky ist sie am 13. September 1830 auf Schloß Zdislavic in Mähren geboren worden; die Mutter, eine sächsische Baronin von Vockel, starb bei der Geburt unserer Dichterin. Graf Dubsky, ein frommer, aber strammer Soldat, der sehr wohl Gottesdienst von Priesterdienst zu trennen wußte, heirathete zum zweiten Male und verlor auch diese Frau durch den Tod. Er heirathete zum dritten Male, und von dieser ihrer zweiten Stiefmutter, ihrer eigentlichen Erzieherin, spricht die Ebner noch jetzt mit Wärme und Pietät. So weisen ihre ersten Jugendjahre traurige Bilder auf. — Sehr jung, mit achtzehn Jahren, hat die Comtesse Dubsky ihren Vetter,

den etwa zehn Jahre älteren Geniehauptmann Moritz Freiherrn von Ebner-Eschenbach geheirathet. Er war damals Lehrer der Naturwissenschaften an der Ingenieur-Akademie zu Wien, welche 1851 nach Klosterbruck bei Znaim an der Thaya verlegt wurde. Zehn Jahre hat die Ebner in dieser arbeitsamen, aber stillen Umgebung verbracht. Sie war aber auch selbst sehr thätig; eine Frühaufsteherin, saß sie schon um fünf Uhr Morgens bei den Büchern. Die Freundschaft mit dem Dichter Josef Weilen rührt von Klosterbruck her, wo auch dieser angestellt war. Im Jahre 1863 wurde Baron Ebner ins Genie-Comité nach Wien berufen, und seitdem lebt die Dichterin in Wien, mit Ausnahme der Sommermonate, die sie zumeist auf Zdislavic verbringt.

Baron Ebner ist bis zum Jahre 1874, wo er nach vierzigjähriger Dienstzeit in den Ruhestand trat, zur Würde eines Feldmarschall-Lieutenants aufgestiegen. Er ist ein Mann von ausgezeichneter Bildung, ein Schüler und Freund des großen Physikers Ettingshausen, ein begeisterter Freund der Naturwissenschaften, deren Fortschritte er bis in seine alten Tage mit Aufmerksamkeit verfolgt. Zweitausend Jahre später möchte er leben, um alle die Wunderwerke der technischen Künste, die noch erfunden werden sollen, mitansehen zu können. War er doch als junger Lieutenant zur Ausfahrt der ersten österreichischen Lokomotive (von Wien nach Gänserndorf) aus seiner mährischen Garnison eigens nach Wien geeilt. Den Erfinder des zu so ungeheurer Bedeutung gewordenen Lichtbildes, Daguerre, hat er in Paris sogar persönlich kennen gelernt. „Wenn es so fortgeht, wie muß die in Wahrheit noch so junge Menschheit einige Jahrtausende später aussehen! . . ." So schwärmt der jugendlich frische Greis.

Für den Kenner der Dichterin ist er von fesselndem Interesse. Die großen Gegensätze unserer Zeit, die zwei Parteien, die sich in der ganzen Welt gegenüberstehen: die Anhänger der mechanischen Weltanschauung und die des Idealismus stehen sich in diesem Ehepaare in zwei bedeutenden Gestalten mit heiterer Liebenswürdigkeit gegenüber. Wenn die Ebner vor Schwärmerei bewahrt wurde, so mag man das ihrem Manne zuschreiben.

Die Jahre des Ruhestandes hat Baron Ebner zu großen Reisen in den Osten bis nach Teheran, in den Westen bis nach England, Frankreich und Spanien benützt — Reisen, die er ohne Begleitung seiner Frau machen mußte, da sie das Getöse im Bahncoupé nicht vertragen kann; sie wird geradezu krank davon. Man denke dabei an ihre Erzählungen, die fast sämmtlich nur in Wien oder in Mähren spielen; Galizien hat die Ebner nie besucht. Ihre Muse ist nach Art Storm's an die heimathliche Scholle gebunden, im Gegensatze zur jüngeren Kollegin und Landsmännin Ossip Schubin, die in ganz Europa, in London, Paris, Berlin, Wien, Venedig, Rom gleich heimisch ist.

Also äußerlich hat Marie Ebner einen Lebenslauf von größter Einfachheit. Sie blieb auch kinderlos, aber sie leitete die Erziehung der drei Kinder ihres früh verwittweten Bruders, des Grafen Adolf Dubsky, des Reichsrathsabgeordneten vom mährischen Großgrundbesitz.

Auf ihren Bildungsgang haben aber auch — trotz des Verkehrs mit ausgezeichneten Menschen — weder Erzieher noch Freunde wesentlichen Einfluß gewonnen. Mit einigem Nachdruck betont die Dichterin, daß sie von Jugend auf

Autodidakt gewesen ist. Ein adeliges Haus der slavischen Provinz zeichnete sich im Vormärz gerade nicht durch Hochschätzung wissenschaftlicher Bildung aus. In den Erzählungen, z. B. in „Bozena", wo die Ebner eine solche adelige Familie der alten Zeit schildert, kann man getreue Bilder jener patriarchalischen Verhältnisse finden. Seitdem ist der österreichische Adel auch vom Geiste der neuen arbeitsamen Zeit ergriffen worden. Die Aristokraten sind Fabrikanten, Verwaltungsräthe, Parlamentarier geworden, studiren auch die Landwirthschaft wissenschaftlich. Aber ganz überwunden ist die alte Lebensführung doch noch nicht, wie selbst in ihren jüngsten Novellen („Wieder die Alte", „Unsühnbar") die wahrheitliebende Dichterin tadelnd bemerkt. Wie gering vor fünfzig Jahren die Literatur in diesen Kreisen geschätzt wurde, beweist die heitere Mittheilung der Ebner, daß sie als elfjähriges Mädchen die Aufgabe hatte, die Bücher ihrer verstorbenen Großmutter in die Bibliothek auf Zdislavic einzureihen. Damals regte sich schon ihr Bildungstrieb. Ohne Wahl las sie Alles, was ihr dort in die Hände fiel. Tag und Nacht, ohne Leitung, ohne Störung — eine umgekehrte Comtesse Mufchi. Vornehmlich waren es französische und fromme Werke. Die Sprache der Jugend unserer Dichterin war slawisch und französisch; erst nach ihrer Verheirathung wurde sie eine Deutsche. Die junge Baronin Ebner nahm deutschen Sprachunterricht.

Zweifellos hatte dieser autodidaktische Bildungsgang doch auch wieder seine Vortheile. Er bewahrte sie vor dem Autoritätsglauben. Der junge Geist nahm nur das auf, was ihm gemäß war. Die außerordentliche Geistesfreiheit unserer Dichterin, ihre Unabhängigkeit von aller Metaphysik mag zum Theile aus diesem Zufall ihrer Erziehung oder vielmehr ihrer Nichterziehung erklärt werden. Zum Theile nur! Denn bei diesem Mangel an Methode wäre niemals jene Harmonie, jene feste Abgeschlossenheit zu erreichen gewesen, wenn nicht die Ebner eben sie selbst wäre. Sie war der geborene Freigeist. Wie es gekommen ist, daß sie von Jugend auf sich in Gegensatz zu den Ueberlieferungen ihrer adeligen Umgebung befand, das weiß die Dichterin selbst nicht zu sagen. Sie folgte keinem Beispiele, als sie die Leibeigenschaft verabscheuen, die Partei der Armen gegen die der Reichen nehmen und frei denken lernte. Sie war von Natur aus eine Andere, als ihre Standesgenossen. Sie lebte neben ihnen, im besten Einvernehmen, und doch nicht mit ihnen.

Gleichwohl darf man nicht die wichtigen und vortheilhaften Folgen ihrer Abstammung verkennen, ganz abgesehen davon, daß sie mit der Schilderung der ihr so vertrauten österreichischen Aristokratie ein neues poetisches Gebiet eröffnen konnte, worauf sie viele Nachfolger gefunden hat. Wer die Ebner nur als Satiriker des Adels betrachtet, der kennt sie schlecht, kaum zur Hälfte. Aber die hohe Geburt hat ihr den wichtigen Vortheil gebracht, daß sie von Jugend auf in großen Verhältnissen lebte, oberhalb der bürgerlichen Sphäre. Sie ward früh daran gewöhnt, eine weite freie Umschau über die staatlichen Zustände zu halten, politische Luft zu athmen. Das stürmische Jahr 1848 traf sie schon als erwachsenes und reifes Wesen an. Die Bauernbewegung des Jahres 1846 im nahen Galizien, welche für den Kaiser gegen den Adel gerichtet war, mußte ihr stärkstes persönliches Interesse erwecken. In der Revolutionszeit wurden Lebens-

fragen des Adels aufgeworfen. Also schon durch ihre sociale Stellung wurde der Geist Marie Ebner's auf alle großen Strömungen im alten Kaiserstaate gelenkt, und ihr unbewußt schlichen sich politische Elemente in ihre Dichtungen ein, umsomehr, als sie jedesmal aus dem Vollen ihres gesammten Daseins geschöpft sind. Wenn die Ebner jemals den köstlichen Anfang ihrer Lebensbeschreibung, den die „Deutsche Dichtung" mitgetheilt hat, fortsetzen sollte, so müßte eines der schönsten Memoirenwerke entstehen, wie wir deren von Oesterreichern keines besitzen. Denn wie kein zweiter Schriftsteller verstände sie es, die allmäligen Veränderungen der Aristokratie und des Volkes in den letzten vierzig Jahren zu schildern. Ihre Erzählungen bieten inzwischen größere oder kleinere Beiträge zu diesem Gemälde. In der Novelle „Er laßt die Hand küssen" sehen wir die alte Zeit der Leibeigenschaft, der Adel beherrscht die Seelen der Bauern, nicht einmal nach eigener Wahl dürfen sie lieben; Gutsherr und Volk verstehen sich absolut nicht. In „Jakob Szela" erhebt sich das Bauernvolk gegen seine Peiniger. In „Bozena" brausen die Stürme des Jahres 1848, der Adel muß nachgeben, die Freiheit siegt. Im „Edelmann" sehen wir den Adel im Conflict zwischen der Ueberlieferung, welche Genuß und Nichtsthun, und der neuen Zeit, welche Arbeit fordert. „Nach dem Tode" führt uns das Bild eines aristokratischen Parlamentariers vor. „Das Gemeindekind" spielt schon zur Zeit des Sprachenstreites in Böhmen und Mähren. In „Comtesse Paula" ist die Annexion der Herzegowina bereits eine bekannte Thatsache; Schwarzburg geht nach Sarajewo, um rascher Carriere zu machen. Den Grundgegensatz konservativer und liberaler Gesinnung hat die Ebner humoristisch und doch mit tiefem Ernste in den „Freiherren von Gemperlein" dargestellt: der radikale Gemperlein ist der klügere, der konservative ist der gemüthsreichere von den beiden originellen Brüdern. Das tiefe Problem des Unterschiedes zweier Zeiten, das sie so oft beschäftigt, hat die Ebner zur Tragödie des „Spätgeborenen" angeregt: ein in die Tage modernen Zeitungslärms hineinragender weltscheuer Romantiker geht zu Grunde. Den ganzen langen Weg von der Befreiung der Leibeignen bis zum modernen socialen Elend verfolgen wir schrittweise in ihren Dichtungen. Ihr letzter Roman „Unsühnbar" setzt mächtig mit einer bedeutsamen Scene dieses Gedankenkreises ein: der Sohn eines hochgestellten Grafen ist Straßenkehrer.

Alle diese politischen und sozialen Motive sind aber zumeist nur Episoden oder Beiwerk in der Poesie der Ebner; sie ist kein politischer Dichter. Einfach historisch verhält sie sich zur Politik; sie verwerthet sie zum Colorit ihrer Bilder. Im Allgemeinen ist ihr politisches Bekenntniß ein freisinniges. Mit der stärksten Bewegung ihrer Zeit, zumal in Oesterreich, mit den nationalen Kämpfen ist Marie Ebner keineswegs einverstanden. „Wir sind in Todesangst" — heißt es einmal in ihren Aphorismen — „daß die Nächstenliebe sich zu weit ausbreiten könne, und richten Schranken gegen sie auf — die Nationalitäten". Das Schicksal hat sie, echt österreichisch, in die Mitte zwischen zwei verschiedene Volksstämme gestellt, an beiden hängt ihr Herz. Noch jetzt spricht sie ganz gut slawisch, indeß die Sprache ihres täglichen Verkehrs und vor Allem die Sprache ihrer Kunst die deutsche ist — und was für ein Deutsch obendrein, trotzdem sie es so spät gelernt hat! So steht sie in Folge ihrer Herkunft über den Nationalitäten, auf

dem Boden reiner Menschenliebe. Heiter schildert sie den Schullehrer in der „Unverstandenen auf dem Dorfe", der in der Schule tschechisch unterrichtet, aber mit seinem deutschen Klassiker im Walde spazierend sich erbaut: das gibt für ihn keinen Conflict. Der ethische Schwärmer Habrecht im „Gemeindekind", auch ein Schulmeister, wandert nach Amerika aus, weil ihm die tschechischen Agitatoren das Leben vergällen. Die Ebner haßt nationalen Fanatismus. Auf ihrem Standpunkte gleichen sich alle Stammesunterschiede der Erdenkinder aus.

Damit haben wir uns dem innersten Wesen ihres Geistes genähert, das sie den edelsten Dichtern würdig zur Seite stellt.

II.

Der Widerspruch, der sich im Innern Marie Ebner's gegen die Gesinnung und die durch Ueberlieferung ehrwürdig gewordenen Vorrechte ihres Standes erhob, muß als die Wurzel ihrer ganzen geistigen Arbeit betrachtet werden. Indem sie Kritik zu üben begann, entzweite sie sich mit der Sitte, trat sie aus dem Naturleben heraus und mußte zunächst den Boden, auf dem sie stand, schwinden sehen. Wie ein persönliches Bekenntniß der Dichterin tönt es uns daher aus dem leidenschaftlichen Gefühlsausbruch des Baron Schwarzburg („Comtesse Paula") entgegen, der da ruft:

„Heil dieser Thörin, daß sie nicht darf! (nämlich: ungehorsam sein). Es ist ihr Glück; sie ahnt nicht, was sie unternähme, wie auch ich es unbewußt unternahm, und den Namen nicht kannte, der mir zukommt, und den ich erfuhr, als der Hohn der Anderen mich taufte: ‚Idealist'! Sei Du es nur! Ringe gegen das mächtige Element, vergeude Deine Kraft im erfolglosen Kampfe! Ringe Dich los von Allen, die seinem frischen frohen Laufe folgen, die Deinesgleichen, Deine Genossen, Deine Brüder werden, und deren Widersacher Du geworden bist, deren Interessen Du bestreitest, deren Ueberzeugungen Du verleugnest, und — an denen Du mit allen Fibern Deines Herzens hängst!"

Genießen die Naturmenschen das Leben in unbefangener Weise, so kann es ein „Idealist", wie dieser hier, nicht mehr. Die Ebner mußte dem Drange folgen, sich ihr Leben auf eigene Weise aufzubauen, sie mußte zu allen Fragen des zu Selbstbewußtsein gelangten Geistes Antwort suchen, mußte denken, philosophiren, dichten, nur um sich selbst Klärung, Ruhe, Harmonie zu schaffen. Der schlummernde Genius in ihr war es, der sie in den Zweifel über den Werth der Tradition stürzte. Daher das Nichtwissen der Dichterin, wie sie in die Opposition gerieth. Aber die Wunden, die er schlug, wußte der Genius auch zu heilen, indem er sich schöpferisch entfaltete. Die Dichtungen Marie Ebner's sind das aufgeschlagene Buch ihres Herzens.

Zu der Frage, welche dem Weibe, das sich in die Literatur hinauswagte, sehr nahe lag, weil auch dies Hinauswagen ein Bruch mit der Ueberlieferung war, zur Frauenfrage, hat die Dichterin in dem Trauerspiel der Revolutionsheldin Marie Roland ein einziges Mal poetisch Stellung genommen. Damals, 1868, erkannte sie eine tragische Schuld in dem Unterfangen der Roland, sich in die Politik zu mischen. Seitdem hat die Ebner die Frauenfrage nie wieder dichterisch behandelt, das heißt: sie hat ihr Gemüth nicht beschäftigt, sie ist ihr kein Problem mehr gewesen. Die sittliche Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne ist ihr selbstverständlich; allerdings unter der Voraussetzung, daß das Weib überhaupt

unterrichtet und begabt genug ist, um mitreden zu können. Mit einem kurzen Aphorismus streift sie einmal diese Angelegenheit, indem sie sagt: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt", und sie erledigt sie mit einem anderen witzigen Satze: „Eine geschiedte Frau hat Millionen geborener Feinde: — alle dummen Männer." Oder gar sie macht sich lustig über die Männer, wenn sie sagt: „Ein Mann, der sich im Gespräche mit seiner Frau widerlegt fühlt, fängt sogleich an, sie zu überschreien: er will und kann beweisen, daß ihm immer, auch wenn er falsch singt, die erste Stimme gebührt."

Nicht in der einseitigen Kampfesstellung des Weibes, sondern aus der reinen Höhe sittlicher Betrachtung schafft Marie Ebner ihre Dichtungen; da hört der Gegensatz der Geschlechter auf.

Aber auch ihre Ethik hat sich im Laufe der Jahre seit jenem Trauerspiel (das übrigens viele poetische Vorzüge aufweist) geläutert, und das ist das wichtigere. Welch ein Abstand von Marie Roland zu Maria Dornach im letzten großen Werke der Ebner! Die Französin, die als Atheistin begonnen hat, geht zum Schaffot mit den Worten:

Von Welt und Menschen hab' ich mich gelöst:
Empfange, Herr, die wahnbefreite Seele,
Sie strebt zu Dir, Unendlicher, zu Dir!

Der wiedergewonnene Glaube tröstet sie über den Verlust des Lebens; sie stirbt freudig in ihrer frommen Bekehrung. Die deutsche Gräfin Maria hat umgekehrt als rechtgläubige Katholikin begonnen und stirbt unversöhnt mit dem Allgütigen: „‚An den ich glaube?' . . . sehnsüchtig hauchte sie es nach — ‚Alles verloren, — den Glauben an die Vorsehung . . . den Glauben selbst an meinen freien Willen . . . Und doch nur Einen Wunsch' . . . Ihre letzte Kraft erschöpfte sich in den Worten: ‚O hätte ich nie ein Unrecht gethan!'" Maria Dornach, die Ehebrecherin, stirbt unversöhnt: aber der Leser empfindet durchaus keinen Mißton, vielmehr wahrhaft tragische Erschütterung. Marie Roland stirbt in frommer Verzückung: aber wir empfinden dies als eine sentimentale Schwäche der Dichterin. Zwischen diesen zwei Tragödien liegt eine Welt innerer Entwicklung, die wir nicht verfolgen, sondern nur in ihrem Resultat erfassen können. Inzwischen hat Marie Ebner auch ethisch mit der Ueberlieferung abgeschlossen und sich auf die eignen Füße gestellt.

III.

Eine der schönsten Scenen des „Gemeindekinds" ist der Abschied des Schulmeisters Habrecht von Pavel, bevor er nach Amerika geht. Es ist sehr komisch, daß Habrecht einige Stunden vor Abgang des Zuges vom Eisenbahnfieber ergriffen wird und nichts spricht, hingegen nach dem ersten Läuten plötzlich seine ganze Weisheit auszukramen beginnt und Pavel mit tiefsinnigen Sprüchen derart überschüttet, daß dieser Mühe hat, den guten Kauz ins Coupé zu schieben, damit ihm nicht der Zug vor der Nase davonfahre. In diesem humoristischen Vorgang erkennen wir so recht wieder die Ebner, deren künstlerischer Sinn ihr verbietet, in der Dichtung ihre Gesinnung anders als durch Gestalten und Handlungen auszusprechen. Habrecht schwärmt also von einer „ethischen Gesellschaft":

„Bekenner einer Religion der Moral nennen sie sich ich nenne sie die Entzünder und Hüter des heiligsten Feuers, das je auf Erden brannte, und dessen Licht bestimmt ist, auf dem Antlitz der menschlichen Gemeinde den Widerschein einer edlen, bisher fremden Freudigkeit wachzurufen ... Eines von beiden brauchen wir, wir armen Erdenkinder, ein — wenn auch noch so geringes — Wohlergehen oder einen Grund für unser Leiden; sonst werden wir traurig, und das ist des Wackeren unwürdig ... Traurigkeit ist Stille, ist Tod; Heiterkeit ist Regsamkeit, Bewegung, Leben ... Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk' sie Dir! präge sie Dir in die Seele, ins Hirn. Gieb Acht: Wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: Seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb ... aber ich sehe (unterbricht sich der Schulmeister) das ist Dir wieder zu hoch — — anders also! ... In früheren Zeiten konnte Einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbars leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei einem völlig geistig Blinden. Allen Uebrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben — den Braven aus Rechtsgefühl, den Feigen aus Angst ... Darum sorge dafür, wenn Du Deinen Teller füllst, daß es in Deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich gibt ... Nicht Jeder braucht einen Hausstand zu gründen: das ist der größte Wahn, daß man eigene Kinder haben müsse — es gibt Kinder genug auf der Welt ... und je besser ein Vater ist, desto weniger hat er von seinen Kindern ... Wende mir nicht ein, das sind lauter zu hohe Grundsätze für Unsereinen; gehen Sie damit zu Denen, die ohnehin schon hoch stehen; wir sind geringe Leute; für uns ist auch eine geringere Moral gut genug .... Ich sage Dir, gerade die beste ist für Euch die rechte; Ihr Geringen, Ihr seid die Wichtigen, ohne Eure Mitwirkung kann nichts Großes sich mehr vollziehen — von Euch geht aus, was Fluch oder Segen der Zukunft sein wird" ... „Herr Lehrer, Herr Lehrer, es ist Zeit," sagt Pavel dazwischen, und Habrecht versetzt: „Eure Zeit, ja wohl — und was Ihr aus derselben macht, das wird" ... — „Einsteigen!" ruft es dicht an seinem Ohr u. s. w.

Was hier Habrecht aufgeregt und komisch herausprudelt, das können wir zerstreut in vielen anderen Dichtungen der Ebner wiederfinden. Von Maria Dornach, ihrer vielgeliebten Sünderin, sagt sie ebenso: „Sie war ein Kind der neuen Zeit, das Gefühl der Unerträglichkeit fremden Leids, fremder Noth und ein heißer Drang zu helfen, hatte auch sie ergriffen". Und geradeso wie Habrecht erklärt die herbe Baronin in der Novelle „Wieder die Alte", die Ehe sei durchaus nicht Pflicht eines jeden Menschen. Und wer denkt nicht bei Habrecht's tiefsinnigem Spruch von der Traurigkeit und Heiterkeit an die Tochter des französischen Tanzlehrers, an Claire Dubois, die von ihrer Heiterkeit geradezu lebt? und bei Habrecht's Verkündigung der Zukunft des vierten Standes an die Verherrlichung des evangelisch-communistischen Bauernführers Dembowski im „Kreisphysikus"?

Man darf daher in der Rede Habrecht's den sittlichen Gehalt aller Ebner'schen Dichtung erkennen. Sein ethischer Enthusiasmus erfüllt ihr eignes Herz, er ist ihr dichterisches Pathos.

Da Marie Ebner nicht bloß als Dichter, sondern auch, durch ihr Aphorismenbuch, als Moralist nach Art La Rochefoucauld's, Vauvenargue's u. A. hervorgetreten ist und überall ein tiefes Nachdenken über ethische Fragen bekundet, so wird es gut sein, die Grundzüge ihrer Weltanschauung in aller Kürze zu entwerfen.

Der wichtigste Fortschritt, den sie seit der „Marie Roland" gemacht hat, war die Erkenntniß, daß Ethik und Metaphysik, Glaube und Sittlichkeit in keiner nothwendigen Abhängigkeit von einander stehen. „Je weiter unsere Erkenntniß Gottes bringt, je weiter weicht Gott vor uns zurück", lautet ein Apho-

rismus. Eine der ergreifendsten Scenen von „Unsühnbar“ ist der Versuch Maria's, in der Beichte den verlorenen inneren Frieden wiederzufinden. Der Priester gewährt ihr Absolution, und von seiner Seite mit Recht. Sie aber sagt: „Was hilft Ihre Verzeihung, mein Vater, wenn ich mir nicht verzeihen kann? Wenn es die Verzeihung Gottes ist, warum fühle ich ihre Regungen nicht? Warum trete ich von dem Tische des Herrn mit so schwerem Herzen weg, als ich ihm nahte?“ Der Glaube vermag nichts zur Beruhigung eines mit sich selbst zerfallenen Gemüths beizutragen. Und in einer Parabel, „Der Gottesleugner“, läßt die Dichterin Gott im Himmel selbst den Zweifler ob seines Unglaubens beruhigen. Da er auf Erden musterhaft sich benommen hat, sagt ihm der Herr des Himmels: „Dich, du harmloser Thor, nehme ich auf in mein Himmelreich!“

Diese Trennung von Sittlichkeit und Glauben hat indeß die Ebner nicht verführt, z. B. nach Art Paul Heyse's, in extremen Naturkultus zu verfallen. Sie spricht aus der eignen Seele, wenn sie die stoische Baronin in „Wieder die Alte“ mit Bitterkeit sagen läßt: „Die Natur! Berufen Sie sich auf die! Die Natur, die uns betrügt, die jeden Einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaften hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort elend umkommen zu lassen . . . Die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zusammenträumt — ein räthselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam — manchmal unsäglich blöd . . . Ja, die Natur —“ Dieser Ausbruch der Baronin klingt ganz schopenhauerisch. Auch die Ebner sagt, daß sich die Sittlichkeit sehr oft im Kampfe mit dem Naturtrieb Bahn brechen müsse. Es ist ganz im Geiste dieser herben Philosophie der Entsagung, wenn Baron Schwarzburg in „Comtesse Paula“ ausruft:

„Wir thun nicht mehr als das einfach Rechte, wenn wir das Recht auf Kosten des eigenen Vortheils vertheidigen. Ist denn das nicht natürlich? Nein, natürlich ist der Egoismus. Und er wird jetzt sehr geschätzt. Sie können in jedem Zeitungsblatte kleine Excurse zu seinen Gunsten und zu denen seiner Verwandten, des ‚gesunden Realismus‘ lesen. Das Zeitalter der Humanität bekämpft — was unglaublich ergötzlich ist — den Idealismus und nennt jede etwas weit getriebene Selbstverleugnung, diese Basis und Bedingung der Humanität, krankhaft und sentimental.“

Und dennoch würde man sehr fehlgehen, wenn man die Ebner zu den Pessimisten zählte. In den Aphorismen spottet sie: „Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude gibt!“ Was die Ebner von den Pessimisten unterscheidet, ist ihr Charakter. Bei der unfruchtbaren Negation stehen zu bleiben, an eine Zwecklosigkeit des Daseins oder gar an die absolute Schlechtigkeit der Menschheit oder der Weltordnung zu glauben, ist ihr unmöglich. Ganz eigenthümlich offenbart sich ihre positive Natur darin, daß sie sich häufig gegen das modernste aller Laster, gegen die Tadelsucht wendet. In „Unsühnbar“ sagt sie gelegentlich von Maria's Gatten: „Wenn etwas seinen Spott reizte, war's der Hang zur Hofmeisterei, von dem die meisten Leute erfüllt sind, den sie aber ins Gewand der Tugend kleiden und für Theilnahme ausgeben.“ Und in den Aphorismen: „Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren. Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.“ — „Wenn ihr wüßtet, daß ihr solidarisch seid für jedes begangene Unrecht, das Lästern würde euch vergehen.“ Die Tadelsucht stößt sie vom Pessimismus ab.

Sie fühlt sich solidarisch mit der ganzen Menschheit, die sie liebt mit jeder Faser ihres Herzens; sie ist zu gesund und zu viel Dichter, um mit dem Pessimismus und seinen künstlerischen Vertretern den Stab über die Menschheit zu brechen, und gerade damit begründet sie ihre dichterische Größe. Wenn sie die Baronin in „Wieder die Alte" von der Natur im Sinne Schopenhauer's sprechen läßt, so folgt unmittelbar darauf eine Novelle, in der die Natur von ihrer gütigen Seite erfaßt wird. Die Gräfin in „Ihr Traum" hat so ungeheures Leid erlitten, daß sie daran zu Grunde gehen mußte, wenn sie nicht an periodischer Geistesverwirrung litte. Da meint es die Natur mit den Wunden, die sie schlägt, so gut als nur möglich. Und mit wohlerwogener Absicht ist hier die unfreundliche Figur des nüchtern materialistischen Irrenarztes in die Handlung aufgenommen worden, er soll dazu dienen, die idealistische Tendenz der Novelle recht unzweideutig zu machen. Die Ebner tadelt nie, ohne gleichzeitig zu zeigen, was sie für lobenswerth hält; auf Comtesse Muschi folgt unmittelbar Comtesse Paula. Ihre Satire ist nicht negirend, sondern schöpferisch. Das unterscheidet den Dichter vom Sittenmaler.

Und wie die Ebner davon erfüllt ist, daß der letzte Zweck unsres Daseins und unsrer Welt ein guter, so sprechen alle ihre idealen Gestalten dieselbe Zuversicht aus. Es sind tapfere, hochherzige Menschen, die sich durch allen Widerspruch der Welt, alle Widerwärtigkeit des Schicksals zu einem zwar bescheidenen, aber sicheren Glück durchschlagen; keine Spur von pessimistischem Entsagen ist in ihnen. Die „Leidensfreudigkeit" hebt die Ebner als einen schönen Vorzug an der Professorin Judica in der „Unverstandenen" hervor, und deren Sohn ruft begeistert:

„Vorwärts in der Einsicht, die zur Pflichttreue, zur Strenge gegen sich selbst und zur Verachtung der feigen, trägen Schläfrigkeit im Denken und Thun führt. Es gibt eine Entwicklung des Menschen, einen Fortschritt im Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich siegen."

Thätige Nächstenliebe — dies ist der Inbegriff all ihres Thuns, Denkens und Dichtens. Ob eine göttliche Weltordnung wirklich herrscht oder nicht: diese metaphysische Frage ist ihr in zweiter Reihe wichtig. Vor Allem steht ihr fest, daß es unsere Aufgabe ist, mit allen Kräften eine sittliche Menschenordnung zu schaffen. Darum wird sie nicht müde, zur Sittlichkeit, zum thätigen Mitleid zu mahnen, worin sie selbst mit edlem Beispiele vorangeht.

IV.

Hier müssen wir in der Charakteristik der Weltanschauung und Gesinnung der Ebner inne halten, so anziehend es auch wäre, sie in alle ihre Verzweigungen zu verfolgen. So erstreckt sich z. B. ihre Liebe auch auf die Thierwelt. Sie tadelt stets die mit der Jagd verbundenen Grausamkeiten. Wie viel poetischen Stoff sie den Thieren abgewonnen hat, wissen die Leser ihrer Erzählungen. Es bedarf nur der Erinnerung an die berühmte Hundetragödie „Krambambuli".

Bei aller Tiefe des Gedankens ist Marie Ebner doch wesentlich Gefühlsmensch, keine Denker, sondern eine Dichternatur. Auch in den „Aphorismen" ist die Ebner nicht Philosoph, sondern Dichter; nicht bloß gedacht, sondern aus einem

Erlebniß heraus empfunden sind ihre Sätze. Daher ihr eminent sachlicher Charakter; darum vermögen sie eine Kette von Gedanken anzuregen, wie sie, nach der Erklärung der Dichterin, der letzte Ring einer Gedankenkette sind. Nur ein Dichter konnte den Aphorismus schreiben: „Die Gleichgiltigkeit, der innere Tod, ist manchmal ein Zeichen der Erschöpfung, meistens ein Zeichen von geistiger Impotenz und immer — guter Ton." Und als Gefühlsmenschen charakterisirt sie sich selbst in der humoristischen Figur des mährischen Landjunkers Kamnitzky („Nach dem Tode"), der in ähnlicher Weise polternd wie Habrecht die goldenen Worte herausprudelt:

„Die alten Leute verstehen eben die jungen nicht mehr. Sie wissen nicht, wie die gepanzert sind, inwendig, auswendig, durch und durch mit einem trefflichen Harnisch: Gleichgiltigkeit! . . . Gleichgiltig! eine schöne Sache — freilich, man könnte auch sagen, eine erbärmliche! Die Gleichgiltigkeit setzt einen überall vor die Thür, sogar vor die des eigenen Hauses . . . Besitze ich etwas, das mir gleichgiltig ist? Haben kann ich's, besitzen nicht! . . . Die Gleichgiltigkeit ist blöd, grausam, frech! geht an der Schönheit vorbei ohne Begeisterung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht . . ."

Als Lyriker ist Marie Ebner selten hervorgetreten. Von den wenigen Gedichten aber, die uns von ihr bekannt geworden sind, bietet eines einen so tiefen Einblick in ihre Art zu schaffen, in ihre ganze Existenz, daß wir es hier gar nicht entbehren können und es sogar in seinem vollen Wortlaut mittheilen müssen. Es erschien in der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer" und dürfte trotzdem nur wenig bekannt geworden sein.

So ist es.

Sie sagen mir: „Das Dichten reibt Dich auf.
Wir bitten, laß es! thu das uns zu Liebe."
— „Mir selbst zu Liebe thät ich's, wenn ich könnt'."
— „Du kannst, sobald Du willst. Doch daran fehlt's,
Am kräftigen Entschluß, zu überwinden
Die liebe Eitelkeit. Man lobt uns ja,
Und der ans Lob gewöhnt, entbehrt es schwer."
— „Das weiß ich nicht, doch eines weiß ich gut:
Ob tausendmal auch mehr als sich gebührte,
Mir Schätzung würde, dennoch, glaubt mir, dennoch
Mein armes Rühmchen wär' mir feil und mit
Entzücken gäb ich's für die Freiheit hin.
Ich diene ja, seht Ihr, bin willenlos
In meines Dämons Macht . . . Wie nenn' ich ihn?
Heißt er vielleicht — daß Gott erbarm! — Talent?
— Man sagt, die meisten, die von ihm besessen,
Sie wähnten ihn zu lenken, hielten ihn
Für ein Geschenk der gütigen Natur
Und pflegten sein mit stolzer treuer Liebe.
Doch faß' ich's nicht. Ist's möglich denn zu lieben,
Was Dir das Höchste raubt, die Selbstbestimmung?
Was Dir mißgönnt die unbefang'ne Freude,
Entwerthet Deinen edelsten Genuß
Durch seiner Flüsterstimme rastlos Mahnen;
— Besinne Dich, was machst Du wohl daraus?
Gäb's nicht ein Bild — ein Streiflicht — ein Detail?
— Der Dämon nimmt Dein Herz, stiehlt Dir die Seele,

Er füllt allein Dein ganzes Denken aus.
Du hast nur ihn; ja Dein ureignes Leben,
Dein menschlich Irren, jegliches Empfinden,
Dein glühend Mitleid, Haß und Zorn und Schmerz,
Dein stillstes Sehnen, Dein geheimster Traum —
In seinem Dienst wird Alles ausgemünzt.
Und dann? Was dann? . . . Ach, Zweifelsqualen, denn
Ob auf der Münze auch die Prägung echt,
Und angethan, zu dauern wie das Gute,
Wie nur das Gute dauert und besteht —
Das bleibt Dir unbekannt und bleibt es Jedem,
Der mit Dir wandelt noch im Tagesschein."

Dünkt euch dies Schicksal so beneidenswerth?
Ertrüg es Einer, der es wenden könnte?
O Himmel! wenn ich's könnte, ginge mir
Im Alter noch ein neues Leben auf,
Ein Leben voller Ruhe, voller Frieden,
Und abgeschlossen ganz in meiner Liebe
Zu euch, ihr Menschenkinder, Brüder, Schwestern.
So nach wie vor blieb Euer Leid das meine
Und euer Glück durchsonnte mir das Herz,
Doch euch zu schildern hätt' ich aufgehört.

Dieses Bekenntniß ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, es weicht von ähnlichen Bekenntnissen in seiner schlichten Aufrichtigkeit ganz ab. Die Ebner erklärt sich hier, weil sie Dichterin ist, für keinen glücklichen Menschen. Das haben schon viele Dichter vor ihr gethan, Byron voran; Freiligrath rief: „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel," und diese weltschmerzliche Betrachtung der poetischen Begabung blieb lange herrschend in Europa; aber sie wurde ganz anders begründet, als es die Ebner für ihre Person thut. Nicht in dem strengen Dienste, den die Muse von ihren Jüngern fordert, fand man das Unglück des Poeten, sondern in dem, wie man meinte, psychologisch begründeten Zwiespalte zwischen seinem idealistischen, träumerischen, hoch hinausfliegenden Geiste mit der starren, prosaischen Wirklichkeit. Von einem solchen Zwiespalt und Weltschmerz ist bei unserer Dichterin keine Spur vorhanden; ganz im Gegentheil vermißt sie die Freiheit, sich durchaus den Mitmenschen zu widmen; werthvoller als die künstlerische Production erscheint ihr die thätige Nächstenliebe; höher als die Dienstbarkeit der Muse erscheint ihr die Unbefangenheit, die naive Hingabe an den bunten Wechsel des Lebens, das Selbstbestimmungsrecht des von keinem Dämon Talent besessenen Menschen. Es fällt ihr gar nicht ein, zu verbergen, daß sie sehr viel Mühe und Arbeit auf ihre Dichtungen verwendet. „Wer von Schaffensfreude spricht", sagt sie in den Aphorismen, „hat wohl nur Mücken geboren." Das ist wohl kaum noch so geradeheraus gesagt worden.

Sodann ist dieses Bekenntniß merkwürdig, eben weil es von einem die Dichterin beherrschenden Dämon spricht, also von einer Naturkraft ihres Talentes. Auch sie erlebt in sich das Phänomen des sogenannt unbewußten Schaffens, das sie sehr treffend in einem Aphorismus kennzeichnet, wo sie sagt: „Der Philosoph zieht seine Schlüsse, der Poet muß die seinen entstehen lassen."

Freilich darf man sich gar so unbewußt traumhaft das Dichten nicht denken, die Ebner geht nicht immerfort so nachtwandlerisch umher, wie die Gräfin in „Ihr Traum". Der ordnende, berechnende Kunstverstand übt eine sehr bewußte Thätigkeit aus, er eigentlich vermag allein eine Dichtung fertig zu stellen. Wer die ungewöhnliche Kunst in den Novellen der Ebner kennen lernte, wer da merkte, daß von der ersten Zeile bis zur letzten die sorgfältigste Erwägung, Sparsamkeit in den Kunstmitteln, Knappheit im Worte herrscht, der wird die Unbewußtheit ihres Schaffens schon auf das rechte Maß zurückzuführen wissen. Natur und Freiheit verflechten sich auch bei ihrer Thätigkeit in geheimnißvoller Weise. Was sie groß gemacht hat, war aber nicht bloß die Naturbegabung, sondern jenes hohe und künstlerische Gewissen, das sie in den Aphorismen so oft nennt, der unsägliche Fleiß, der nicht ruhte, bis er dieses Gewissen befriedigte. Fleiß allein ist ein halbes Genie.

Bis eine Dichtung der Ebner reif genug für die Buchausgabe wird, vergeht viel Zeit. Die Motive zu ihren größeren Dichtungen hat sie lange Jahre in sich herumgetragen, den Plan zu „Unsühnbar" fünf Jahre. Sie muß die ganze Erzählung klar im Geiste ausgearbeitet haben, bevor sie mit der Niederschrift derselben beginnt. Friedrich Halm, unter dessen Leitung Marie Ebner sich in dramatischen Aufgaben versuchte, war es, der ihr die erste Pflicht des Schriftstellers einprägte: nicht ins Blaue hineinzuschreiben. „Sie dürfen erst anfangen, wenn Sie fertig sind," war seine Redensart. Uebrigens war Halm nach ihrem Urtheile doch kein richtiger Pädagoge, weil er auf die Eigenart der Schüler nicht Rücksicht nahm. „Das ist schlecht," pflegte er zu sagen, und zu begründen: „Ich würde es so machen", womit er der Dichterin nicht half. Sein Einfluß auf ihre Entwicklung ist deshalb von keiner größeren Bedeutung geworden. — Ist nun die Erzählung im Kopfe fertig, dann beginnt die Ebner mit Bleistift in einem simpeln Hefte zu schreiben, sehr flüchtig und nur wenige Blätter voll. Dieses erste Concept bildet die Unterlage für eine neue, durchgearbeitete Fassung, gleichfalls bloß mit dem Bleistift. Schrittweise wird so fortgefahren, bis ein ganzer, großer Haufe von Blättern sich angesammelt hat. Die größte Mühe hat die Dichterin, die zuströmenden Gedanken abzuwehren, die Hauptsache klar herauszuscheiden. Diese erste Fassung der Dichtung erscheint immer zu breit, zu ausführlich. „Das Gemeindekind ist dreimal umgeschrieben und jedesmal gekürzt worden." Ihre eigentliche Arbeit besteht daher im wirklichen Verdichten des Stoffes, den sie so aus dem Vollen einer reichen Phantasie geschöpft hat. — Aus der letzten Bleistiftfassung wird nun von der Dichterin dictirt: sehr langsam, jedes Wort genau erwogen. Von Anfang an zu dictiren, wie es ihren, durch allzu eifriges Lesen beim Lampenlicht früh und abends geschwächten Augen vortheilhafter wäre, ist der Ebner nicht möglich: die Unmittelbarkeit der Production würde gestört werden. Aber in dem vorgeschrittenen Stadium der Arbeit ist ihr das laute Dictiren auch mit Rücksicht auf den Wohlklang der Sprache erwünscht. Der also hergestellte Text wird einer Zeitschrift zum Abdruck überlassen. Dem gedruckten Text steht nun die Dichterin mit noch mehr Objectivität gegenüber; sie ackert ihn nochmals durch, feilt und verbessert, soviel sie nur kann, um endlich mit Bangen und Zagen das Buch in die Welt zu schicken.

Höchster Ehrgeiz und größte Schüchternheit, ja Aengstlichkeit, bewegen zu gleicher Zeit das Gemüth Marie Ebner's. Von dem Selbstgefühl des Dichters,

das sie in den Aphorismen so treffend rechtfertigt, indem sie sagt: „Dem großen Dichter muß man ein starkes Selbstgefühl zugutehalten. Eine gewisse Gottähnlichkeit ist Demjenigen nicht abzusprechen, der aus seinem Geiste Menschen schafft" — von diesem Selbstgefühl äußert die Ebner wenig. Sie fürchtet das Urtheil der Oeffentlichkeit und sagt sich doch, daß über den dauernden Werth eines Kunstwerkes schließlich nur die Nachwelt entscheiden könne. Sie ist rührend dankbar für jedes Lob, das ihr Laienmund spendet, und hat doch den allerstrengsten Richter im eigenen künstlerischen Gewissen, das schärfer sieht, als irgend ein Kritiker. So schafft sie denn, weil sie schaffen muß und wie sie nicht anders schaffen kann. Und dann hält sie es ihren eigenen Werken gegenüber nach dem Aphorismus: „Jeder Künstler soll es der Vogelmutter nachmachen, die sich um ihre Brut nicht mehr bekümmert, sobald sie flügge geworden ist."

V.

Und nun, nachdem wir ihre Natur und Gesinnung kennen gelernt haben, wollen wir Marie Ebner in ihrer Eigenschaft als Künstlerin im engsten Sinne betrachten.

Ihr ist, wie wir gesehen haben, nichts gleichgiltig, sie haßt sogar die Gleichgiltigkeit. Die erste Folge dieser Tugend ist, daß die Dichterin zu allen Dingen, mit denen sie in Berührung kommt, in ein persönliches Gefühlsverhältniß geräth, und daß daher alle Dinge, die in den Bereich ihrer Anschauung fallen, Menschen, Thiere und Landschaft mit dem Reize bestimmter Individualisirung ausgestattet werden können. Sodann besitzt die Ebner den feinsten Sinn für die Schönheit der Composition in ihren Erzählungen; sie scheidet sehr sorgsam die Haupt- von der Nebensache aus. Sie hat ferner jene sichere Art zu erzählen, die schon im Anfang das Ende bedenkt; man kann unmöglich im Unklaren über die poetischen Ziele oder über die Motive ihrer Erzählungen sein, denn Alles in ihnen ordnet sich dem Hauptzweck unter, keine Zeile ist überflüssig. Mit dem ersten Accord wird das Thema angeschlagen; man erinnere sich an das spielerisch-geistreiche Gespräch über die Liebe zu Beginn von „Nach dem Tode" oder an die Anfänge des „Kreisphysikus". Gewiß waren die dramatischen Versuche der Ebner nicht ohne Einfluß auf die Bildung ihrer epischen Technik. Nicht bloß die Kunst in der Gesprächsführung, sondern auch ihre Neigung, die Erzählung zu einer oder mehreren großen Scenen zuzuspitzen, ist auf jene dramatische Kunstübung zurückzuführen. Man erinnere sich an die ganz dramatisch empfundene Tafelscene in Bozena, wo die treue Magd vor der ganzen Hochzeitsgesellschaft sich von ihrem rohen Geliebten, der sie verlassen, demüthigen läßt. Oder man denke an die große Balgerei im Wirthshaus, die für das Gemeindekind Pavel den Umschwung in seiner ganzen öffentlichen Stellung zur Folge hat, oder gar an die mächtige Scene der Testamentseröffnung in „Unsühnbar": überall bricht hier dramatischer Sinn durch. Noch kürzlich hat die Ebner eine „dialogisirte Novelle": Ohne Liebe, veröffentlicht: so lieb ist ihr die rein dramatische Form noch immer geblieben.

Diese Strenge, die sich plaudernde Excurse, Episoden und dergleichen verbietet und bei der Sache verbleibt, dazu die Fähigkeit, alle Dinge so intensiv persönlich zu fühlen, hat zur weiteren Folge, daß jede Erzählung Marie Ebner's ihr ganz eigenes Colorit, ihre eigene Stimmung, ihren besonderen Stil aufweist. Die Ebner wiederholt sich nicht. Mit jeder neuen dichterischen Intention schafft

sie sich ihre eigene Form. Zumeist erzählt sie, ohne sich selbst einzumischen, rein sachlich. Aber sie liebt es, noch mehr den Schein der Objectivität zu verstärken, und dann erzählt sie im Tone einer charakteristischen Figur, wie z. B. die Hundegeschichte „Krambambuli" im Tone eines Försters, „Der gute Mond", im Tone eines alten, gemüthlichen Herrn, „Ihr Traum" als Erlebniß eines Malers, der fein zu beobachten vermag; Comtesse Muschi muß gar selbst Briefe schreiben, damit wir auch ihre komische Orthographie zu Gesichte bekommen. Und alle diese erzählenden Figuren sind mit großer Kunst in die Handlung verflochten. Die Form von „Er laßt die Hand küssen" ist geradezu bewunderungswürdig in der spielenden Freiheit der Dichterin über ihren Stoff. Hier führt uns die Ebner selbst in das Geheimniß ihrer Form ein.

Diese Meisterschaft in der Form ist nur erreichbar, wenn der Dichter mit der höchsten Bestimmtheit seine Gestalten gegenwärtig hat. Die Ebner sieht nicht bloß ihre Menschen, sondern hört sie auch sprechen, jeden in seiner Mundart; sie flicht unwillkürlich ein slawisches Wort ein, wenn ein mährischer Bauer vor ihrer Phantasie steht, ein französisches, wenn es eine alte Wiener Gräfin, ein englisches, wenn es eine Sportcomtesse ist. Die Ebner leidet mit, als wäre sie selbst an Stelle ihrer Phantasiebilder, aber sie steht gleichzeitig auch über ihnen. Sie sieht alle Eigenschaften ihrer Menschen, ihre Schwächen und ihre Tugenden. Das Mitgefühl kann niemals ihr Urtheil trüben. In ihren besten Erzählungen ist kein Mensch so schlecht, daß er nicht wenigstens Eine erträgliche Eigenschaft hätte, wie z. B. der sonst so widerliche Komödiant Josef Walter, der Headgroom des Grafen in der „Unverstandenen" sich doch noch durch die Tollkühnheit im Dienste seines Herrn auszeichnet. Das schlechtweg Böse der menschlichen Natur fesselt niemals die Ebner, und wo sie damit zu thun hat — wie im Anfange des „Gemeindekinds" — referirt sie kurz darüber. Hingegen erscheint ihr aber auch kein Mensch so gut, daß er nicht auch seine kleinen Schwächen hätte, die ihr ein Lächeln abgewinnen. Die Professorin Judica in der „Unverstandenen" ist doch in Wahrheit eine kreuzbrave Person. Früh verwittwet, schlug sie sich mit der armseligen Pension kümmerlich durch und brachte ihren Sohn wenigstens so weit, daß er die Lehrerprüfung machen konnte. Trotz ihrer bitteren Armuth zürnte sie ihm nicht, als er die Hand eines reichen, aber unklaren Mädchens ausschlug, die er hätte gewinnen können. Das Lehramt, so wenig einträglich es ist, erscheint ihr in seiner vollen Heiligkeit. Und trotz all' dieser Tugenden: wie oft müssen wir über diese Judica lächeln, die hinter fadenscheinigen Fähnchen ihre Armuth verbirgt, ja sogar sich geradezu zu lügnerischer Aufschneiderei verirrt. Wir lieben, ja wir achten die gute Judica, und lächeln doch über sie. Und vollends über ihren noch viel tüchtigeren Sohn, den Schullehrer, „der keinen Ehrgeiz hatte oder den höchsten — keinen haben zu wollen". Er ist geradezu ein idealer Charakter, und doch wie komisch in der unbeholfenen Schüchternheit als Verliebter! — Die berühmten Freiherren von Gemperlein reizen uns zu noch lauterem Gelächter; aber jeder von ihnen zwingt uns ehrlichen Respect ab für die gescheidten Gründe, die der Eine für seine conservative, der Andere für seine radicale Gesinnung vorbringt. — Ein Gleiches gilt von der alten Baronin im „Gemeindekind". Die Ebner hat weder einen sentimental rührenden, noch einen satirisch zornigen Humor. Sie karrikirt niemals, wenn

sie lächerlich macht; sie spricht aber auch niemals mit kalter Ironie von ihren Menschen. Ihre humoristischen Originale, die Habrecht, Kamnitzky, Weberlein (Bozena), sind keine Schwächlinge, sondern tapfere, thätige Naturen, die mit Leidenschaft das Ideal des Guten anstreben, aber durch den Widerstand der eigenen beschränkten Natur, deren Schwächen sie selbst am besten kennen, gehindert werden, ganz sie selbst zu sein.

Auf Gottfried Keller's Lippen schwebt beim Anblick seines biederen Fähnleins der sieben Aufrechten ein (durch die Kritik berühmt gewordenes) „Lächeln mit Achtung." Dieses selbe Lächeln reinster Heiterkeit, ohne satirischen oder sentimentalen Nebenzweck ist Marie Ebner eigenthümlich. Ihr Humor ruht auch auf derselben Grundlage, wie der Gottfried Keller's: auf dem genialen Vollgefühl der Menschlichkeit und auf der Liebe zu den Menschen. Sie stellt sich auch den lieben Gott gerade so ruhig lächelnd wie Keller vor: erhaben über den Glauben oder Unglauben der Menschen, wie sie überhaupt vielfach verwandt mit ihm ist; seine Freude am barocken Spaß ist ihr freilich ganz fremd.

Diese reine Heiterkeit des freien und gebildeten Geistes ist die Grundstimmung unserer Dichterin. Eine Abweichung von diesem seelischen Gleichgewicht in der Richtung der stärkeren und daher einseitigen Gefühle des Zorns oder der Rührung oder der Leidenschaft macht sie humoristisch schöpferisch. Indem sie eigene einseitige Neigungen in humoristischen Figuren verkörpert, gewinnt sie wieder den Standpunkt ästhetisch-freier Betrachtung. Der Gefühlsmensch Kamnitzky, die stoische Baronin, der zum weltverachtenden Cynismus geneigte Schulmeister Habrecht sind solche Schöpfungen sich selbst befreienden Dichterhumors. Man muß die tiefe, ja leidenschaftliche Erregung der in den Conflict zwischen Tradition und Vernunft gerissenen Dichterin in der Geschichte der Gemperlein durchfühlen, wenn man sie nur aufmerksam liest. Das reinste Schönheitsgefühl veranlaßte sie, durch eine tändelnde Einkleidung den Zorn zu dämpfen, der sie bei der Leibeigenentragödie „Er laßt die Hand küssen" durchbebte. Sie vermeidet es überhaupt, uns zu sehr zu erschüttern; sie flieht die peinigende Wirkung vieler moderner naturalistischer Erzählungen.

Die Ebner ist allerdings insofern Realist, als sie die Wirklichkeit mit großer Sorgfalt studirt und nachahmt. Eine Untreue im Bilde der Sitten empfindet sie schmerzlich als Fehler. Auch das Lokale in ihren Erzählungen ist getreu nach der Natur beschrieben. Realistisch ferner ist der streng sachliche Stil der Ebner. Realistisch ist es, wenn sie für beinahe alle ihre Geschichten sich auf wirkliche Ereignisse berufen kann. Sie erfährt eine interessante Begebenheit, und ihre Phantasie arbeitet dann daran, solche Charaktere zu schaffen, die jene That oder jenes Ereigniß am meisten begreiflich machen können. „Tout est l'histoire" lautet das Motto zum „Gemeindekind": die Geschichte erklärt Alles.

Allein bei diesem sorgsamen Anschluß an die Wirklichkeit sehe man doch nach, was für Thaten es sind, die sie dichterisch inspiriren können! „Unsühnbar" z. B. beruht in seinem ersten Umriß auf einer in Wien vor vielen Jahrzehnten wirklich geschehenen Begebenheit. Aber diese That einer Frau, die ihr eigenes Geheimniß der Sünde bloß aus Wahrheitstrieb der schmähsüchtigen Welt preisgibt, ist doch etwas Großartiges. Der Realismus der Ebner ist vom reinsten

Geschmack gebildet. Es fällt ihr nicht ein, in der Naturnachahmung aufzugehen. Das Häßliche oder Entsetzliche zu schildern, widersteht ihr schlechtweg. „Die Kunst ist im Niedergang begriffen, die sich von der Darstellung der Leidenschaft zu der des Lasters wendet," lautet ein Aphorismus. Man denke an den Anfang des „Gemeindekindes." Pavel's Vater hat den Pfarrer ermordet. Es wird erzählt, wie der Kirchendiener das Verbrechen entdeckt — aber doch nur bis zu dem Augenblicke, wo dieser die Thüre des Pfarrzimmers öffnet und die blutige Leiche erblickt. Auf Weiteres, auf eine Schilderung dieser Leiche läßt sich die Ebner nicht ein, was ein moderner Realist sich ganz gewiß nicht erspart hätte. Oder eine andere Stelle: In „Er laßt die Hand küssen" sehen wir auch nicht den unter den Peitschenhieben verendenden Leibeigenen, sondern hören nur auf einmal seinen erschütternden Todesschrei aus der Ferne. Der Anblick des vom Pferde gestürzten Headgroom Walter in der „Unverstandenen", der sich das Genick gebrochen hat, wird uns auch erspart — ganz gegen den Geschmack der Naturalisten. Uebrigens hat die Ebner öfters direct sich gegen den Naturalismus ausgesprochen. Ihre ästhetischen Grundsätze verräth uns der erzählende Maler von „Ihr Traum", als er, vor einem schönen Gemälde stehend, sagt:

„Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskönner den einreihen, der das gemalt hat? ... Ein Idealist? Ihr Herren seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um welche ein neugieriges Publicum sich schart ... Und nun die Ausführung! wessen ist sie? — Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste in den Gluthen einer Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk. Alles gut daran, jede einzelne Figur sowohl wie der Schauplatz, der Himmel, die Luft, wie das Ganze" ....

Ganz ebenso kann man von der Kunst-Marie Ebner's sprechen. Man denke z. B. an „Wieder die Alte". Seht nur die Wahl des Stoffes. Eine alltägliche Gouvernantengeschichte: ein reicher Junggesell, wie deren Viele das Wiener Pflaster treten, verliebt sich in eine schöne Lehrerin und verläßt sie, weil sie kein Geld hat. Und doch! was ist daraus geworden! Eine geistvolle Geschichte, voll tiefsinniger Lehren und reich an Humor. —

Mit ebensoviel Berechtigung, als man die Ebner eine Realistin genannt hat, kann man sie eine Idealistin nennen. Wie sie in ihrer Ethik nicht bei der unfruchtbaren Negation des Pessimismus stehen geblieben ist, sondern die Forderung, für das Gute zu wirken, in die erste Reihe stellte, so hat sie auch als Dichterin sich niemals mit der bloßen Schilderung der Wirklichkeit begnügt, sondern sie hat Menschen geschaffen, die jene Forderung mit reinem und starkem Willen befriedigen können.

Merkwürdig ist nun Folgendes. So wenig man leugnen kann, daß jede ihrer Dichtungen eine Welt für sich ist, die sich nicht wiederholt, so besitzen doch gerade ihre bedeutendsten Werke eine gemeinsame Eigenschaft. Wir denken an „Bozena", „Lotti, die Uhrmacherin", „Nach dem Tode", „Der Kreisphysikus", „Die Unverstandene auf dem Dorfe", „Das Gemeindekind", „Unsühnbar". Allen diesen Erzählungen ist es gemeinsam, daß sie den Entwicklungsproceß eines Menschen im Verkehr oder im Kampf mit der Welt vorstellen, und zwar eines Menschen, der sich anfänglich selbst nicht kennt, jedoch allmälig vor unseren Augen zum richtigen Bewußtsein erwacht. Naiv, kindlich, aber von einem starken Natur-

trieb zum Guten geleitet, fängt so ein Mensch an, irrt, schwankt, tastet, — erwacht. In „Bozena" ist dieser Proceß noch nicht so ausschließlich dargestellt; die reiche Nebenhandlung überragt Bozena's Gestalt zu sehr. In einer ihrer gehaltreichsten Erzählungen jedoch, im „Kreisphysikus", hat sie es musterhaft getroffen. Auch diese Geschichte soll nach der Versicherung der Ebner beinahe buchstäbliche Wahrheit sein. Der jüdische Arzt Dr. Nathaniel Rosenzweig beginnt mit unbewußtem Dienste der Sittlichkeit. Er arbeitet als armer Student an der Facultät zu Krakau nur deswegen so fleißig, ist in seinem ärztlichen Berufe nur deswegen so rastlos thätig, weil er mit echt jüdischem Familiensinne die Pflicht fühlt, seine arme Großmutter zu ernähren. Er ist also wirklich ein guter Mensch. Da jedoch seine Liebe sich der uralten Großmutter ausschließlich widmet, so steht er der ganzen übrigen Menschheit als kalter Pflichtmensch gegenüber. Er ist noch ganz und gar Jude, fühlt schroff den Gegensatz der „Gojim". Mit wahrer Leidenschaft erwirbt er Geld — bloß für die gute Großmutter. Wenn er als Arzt wissenschaftlich vom höchsten Ehrgeiz beseelt ist, so denkt er nur an die reichere Einnahme in Folge des größeren Könnens. Sogar der Anblick des klaren Sternenhimmels, der ihn freut, erweckt keinen anderen Gedanken in ihm, als den: wären doch diese zahllosen Sterne gemünztes Gold! Er steht auf dem Standpunkt der Utilitätsmoral. So herb, so verschlossen für alle anderen weichen Gefühle ist sein Herz. Er macht auch kein Hehl aus seiner Moral, er hält sich die dankbaren Patienten zehn Schritt vom Leibe: er habe nur seine Pflicht und Schuldigkeit als Arzt gethan. Und nun der bedeutsame Gang der Dichtung, auf dem dieser kalte Pflichtmensch weich wird, auf dem sich seine engherzige Familienliebe zur großen, allgemeinen Menschenliebe erweitert! Rosenzweig, der mit dem Gefühl des Gegensatzes zwischen Juden und Christen beginnt, endet mit dem Bruderkuß auf den Mund jenes schwärmerischen Missionärs des reinen Evangeliums, den er bei der ersten Begegnung einfach lächerlich gefunden hat.

Eine Knospe, die sich vor unseren Augen zur hundertblättrigen Rose entfaltet, ist auch das Gemeindekind Pavel, dessen gute, großherzige Natur sich hinter allerlei rohen Aeußerungen verbirgt, bis sie zur vollen Herrschaft gelangt. Und wie kunstvoll sind die kleinen trotzigen Aeußerungen seines edlen Charakters dargestellt! Von der Vererbungstheorie, welche in den Köpfen der Naturalisten eine so wichtige Rolle spielt, kann der ethische Enthusiast Marie Ebner sich nicht imponiren lassen. Den Sohn eines Raubmörders stellt sie als ein sehr brauchbares Menschenkind so recht mit Absicht hin. Auch sie glaubt nicht an die Freiheit des menschlichen Willens; aber im Gegensatze zu Schopenhauer ist ihre Ueberzeugung, daß die Natur des menschlichen Willens ursprünglich auf das Gute gerichtet ist, wie die Natur des ganzen Weltalls keinen bösen Zweck haben kann.

Auch Paul Sonnberg in „Nach dem Tode" ist trotz seiner großen Studien in den Staatswissenschaften noch ein verschlossenes Herz. „Die Statue des Comthurs", nennt ihn Rosenberg. „Was für eine Art Mensch bist Du eigentlich?" forscht dieser weiter. „Es liegt etwas Unfertiges, Unaufgeschlossenes in Dir ... Du hast zuviel in Büchern gesteckt, Du kennst das Leben nicht." Damit beginnt die Erzählung, in deren Verlauf Sonnberg erwacht, um zu spät den Werth seiner verstorbenen Frau zu erkennen.

Lotti, die Uhrmacherin, kennt sich auch nicht recht. Sie glaubt sich von ihrem Uhrenschatz nicht trennen zu können, und sie bringt ihn freudig als Opfer für ihren spät erkannten Irrthum in der Liebe zu einem charakterlosen Mann.

Das Höchste an herber Verschlossenheit leistet die Unverstandene auf dem Dorfe, die die mangelnde Kenntniß ihrer selbst so schwer in der Ehe mit dem schlechten Kerl Walter zu büßen hat.

Und vollends Maria Dornach, die Heldin von „Unsühnbar". „Die Reue" — lautet ein Aphorismus — „treibt den Schwachen zur Verzweiflung und macht den Starken zum Heiligen." Maria's Schicksal ist es, im Fegefeuer der Reue sich zur Heiligen zu läutern. Auch sie kennt sich selbst nicht, als sie die Vernunftehe mit Hermann Dornach schließt, und als sie nach der Sünde zur Erkenntniß ihres leidenschaftlichen Blutes gelangt, da richtet sie das Schwert der Gerechtigkeit in erhabener Größe gegen sich selbst[1]).

Man sieht, Marie Ebner ist erfinderisch genug in der Wahl jener Herzensprocesse, deren Verlauf sie mit Vorliebe darstellt, und es bleibt wahr, was wir früher sagten, daß sie sich nicht wiederholt, daß jede ihrer Dichtungen eine Welt für sich ist.

Will man ihre Eigenart recht drastisch erkennen, dann ist nichts lehrreicher, als der Vergleich ihres Gemeindekindes Pavel mit einem anderen poetisch werthvollen und berühmteren Gemeindekinde, mit dem Steinklopferhans in den „Kreuzelschreibern" von Ludwig Anzengruber. Wie Pavel ist der junge Steinklopferhans auf die Güte und Gnade der Bauern jenes Dorfes angewiesen, in dem er geboren wurde. Wie Pavel ist der Steinklopferhans erbärmlich behandelt worden: Pavel ist das Kostkind des armseligsten Menschen im ganzen Dorfe, Gehilfe des Gemeindehirten; den Hans haben die Bauern hinauf in den Steinbruch geschickt, um ihn auf die billigste Art von der Welt los zu werden. Aber indeß der Steinklopferhans ein cynisch-humoristischer Verächter der Menschen bleibt, muß Pavel den Cynismus überwinden, er muß das Urtheil der Nebenmenschen achten lernen. Der Steinklopferhans, eine Gestalt voll wunderbarer Poesie, bleibt echt anzengruberisch ein Einsam; Pavel baut sich minder poetisch ein Haus neben den Bauern, und es ist gar nicht unmöglich, daß er einmal ihr Bürgermeister wird. Anzengruber's Idealismus ist trotzig stoisch; Marie Ebner's Idealismus fordert zur thätigen Menschenliebe auf.

Diese Richtung auf die Moral verleiht der Ebner'schen Poesie ihr individuelles Gepräge. Die Ebner erzählt nicht bloß, um zu erzählen, sondern um auch zu den Fragen der Zeit Stellung zu nehmen, und ihre Größe besteht darin, daß sie die Fähigkeit hat, ihre Ideen in der körperlichen Gestalt der Poesie darzustellen. Einen Bruch zwischen Tendenz und Fabel wird man nirgends, auch nicht in „Unsühnbar" finden. Sie durchgeistigt ihre Stoffe, und je älter sie wird, mit um so höheren Ideen. Ihre Dichtung hat nur sehr wenig vom lyrischen Charakter

[1]) Nur den Einen Fehler hat diese Erzählung, daß in der Jugendgeschichte Maria's, zumal ihren Beziehungen zu Tessin, Etwas vermißt wird, was für die Erklärung ihres Falles nothwendig wäre. Die Dichterin gedenkt diese Lücken bei einer neuen Ausgabe von „Unsühnbar" auszufüllen und damit der Kritik, welche einen Bruch in der Charakteristik der Heldin zu finden glaubte, jeden Angriffspunkt zu benehmen. Entstanden mögen sie dadurch sein, daß die Ebner bei der Gestaltung des Werkes alle Aufmerksamkeit auf die Darstellung der Reue Maria's concentrirte und darüber die Vorgeschichte etwas aus den Augen verlor.

der Stimmungspoesie z. B. Theodor Storm's. Sie gönnt sich höchst selten ein lyrisches Verweilen in der Schilderung oder in der Situation. Eines dieser seltenen Stücke findet man in der „Unverstandenen" dort, wo Josepha als Reconvalescent auf der Bank vor dem Hause sitzt, und in ihrer ungewohnten Muße die Entdeckung macht, daß die Baumkrone eine Fülle ungeahnten Lebens birgt. Stimmungsvoll ist die Schilderung des von den altersschwachen Eltern vernachlässigten Schlosses Paul Sonnberg's. Lyrische Stimmung findet man auch in der Erzählung von der halb sinnesverwirrten Nachtwandlerin in „Ihr Traum". Im Ganzen ist aber doch Stimmungspoesie ebenso wenig Stil der Ebner als Rhetorik.

Auch die Erotik spielt nur eine kleine Rolle in ihren Erzählungen. Die Liebesleidenschaft hat sie in „Bozena" und in „Unsühnbar" mit herber Tragik geschildert. Sie denkt auch ganz anders von der Liebe als die meisten Dichter und Dichterinnen. „Keine falschere Behauptung," läßt sie Rosenberg in „Nach dem Tode" sagen, „als die, jeder Mensch müsse im Leben wenigstens einmal lieben. Im Gegentheil, die wahre, die furchtbare Liebe gehört zu den größten Seltenheiten, und ihre Helden sind an den Fingern herzuzählen, wie überhaupt alle Helden." Und in völliger Uebereinstimmung mit Habrecht erklärt derselbe Rosenberg: „Ich halte die Liebe für das grausamste aller Mittel, welche die zürnende Gottheit erfunden hat, um ihre Geschöpfe heimzusuchen." Wie sich alles Gefühl der Ebner im Mitleid verdichtet, so ist ihr die Nächstenliebe im Allgemeinen wichtiger als die Geschlechtsliebe. Weil die Helden des Eros so selten sind, stellt sie lieber ironisch Täuschungen in der Liebe dar. Am allerwenigsten aber fällt es ihr ein, Männer in tragischer Liebesleidenschaft darzustellen. Darin ist die Frau von Ebner männlicher als mancher Dichter.

* * *

So steht sie in unserer Literatur als eine ganz einzige Erscheinung da. Ein Weib und doch ein objectiver Geist, voll Gerechtigkeit und Menschenliebe. Sie hat die Tugenden des weiblichen Genius ohne seine Schwächen. Sie ist ein Aristokrat, aber kein Parteigänger der Aristokratie, vielmehr ihr berufenster, weil wohlwollendster Richter; ein Kind ihrer lieber in die Zukunft, als in die Vergangenheit schauenden Zeit, mit all' dem Idealismus des sanguinischen Achtundvierzigers, ohne den Weltschmerz, der sich ihm anschloß; eine freisinnige Frau im vornehmsten Sinne; eine gute Oesterreicherin, die treu zur Heimath hält und sie poetisch verklärt, ohne ihre Schwächen zu verkennen; ein Moralist der Neigung nach und doch ein vollkommener Künstler, der in der Moral nicht stecken blieb; Realist und Idealist zu gleicher Zeit, wie alle guten Dichter, welche die Wirklichkeit zur ewigen Poesie erhöhten; unerschöpflich in der Erfindung, ein glänzender Esprit mit feinem Witz, und eine organisch schaffende Dichternatur. Sie steht in ihrer Zeit und doch über ihrer Zeit. Sie hat, wie die bedeutendsten Talente der Gegenwart, auch erst in der Novelle ihre Triumphe gefeiert; aber sie hat die überlieferte Kunstform in originaler Weise behandelt; sie ist kein Nachahmer, weder von Turgenjew noch von Storm, noch von Heyse. An schöpferischer Kraft hat sie in Deutschösterreich nur Ludwig Anzengruber übertroffen. In der gesammten modernen Dichtung deutscher Sprache findet sie ihren Platz dicht bei den ersten Meistern der Novelle, dicht bei Keller und Storm.

Granada.

Von

E. Hübner.

Noch vor etwa einem Menschenalter war es der Vorzug weniger Begünstigter, den sonnigen Süden Europa's zu sehen und durch längeren Aufenthalt genauer kennen zu lernen. Jetzt ist das so sehr zum Gemeingut Vieler geworden, daß öffentlich darüber nur reden darf, wer mehr vorzubringen weiß als Allbekanntes. Wie Vieles deshalb doch noch völlig unbekannt ist in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal, um von den Ländern des Ostens gar nicht zu reden, wissen nur Wenige. Aber von diesem Vielen ist wiederum nur Weniges der Art, daß es ohne viel Umschweife dem allgemeinen Interesse näher gebracht werden kann.

Um Granada und seine maurische Königsburg hat Dichtung und Prosa in vielen Sprachen Ruhmeskränze gewunden. Die Wirkung ist nicht ausgeblieben; jährlich wächst die Zahl der Pilger aus aller Herren Ländern, welche die weite Entfernung, die oft geschilderten Unbequemlichkeiten des Reisens jenseits der Pyrenäen, die Unbekanntschaft mit der Sprache des Landes nicht scheuen, um den Zauber zu genießen, der sich an Granada's Namen knüpft. Nur wer einmal aus den engen und heißen Straßen der Stadt im kühlen Schatten der rauschenden Ulmenwipfel zum Thurm der Gerechtigkeit hinaufgestiegen ist; wem das unaufhörliche nächtliche Plätschern und Rieseln der aus dem Darro abgeleiteten Rinnsale, welche die Gärten der Burg bewässern, noch in den Ohren klingt; wer den Blick von einem der Thürme oder Erker der Alhambra aus vorwärts über die Schlucht des Darro zu der unten liegenden Stadt und über das gesegnete Thal des Jenil hat schweifen lassen und rückwärts zu der breit gelagerten Masse des gewaltigen Schneegebirges, vermag die Kraft und Tiefe der Empfindung in den alten spanischen Romanzen ganz zu fühlen, in denen von dem Weheruf des letzten Mohrenkönigs über das verlorene Alhambra erzählt wird, und von dem Seufzer, mit dem er all' diese Herrlichkeit verließ, um nie wiederzukehren. Mehr als ein Menschengeschlecht wird noch dahin gehen, bis die verfallenen Gemächer der Alhambra alle in ihrem alten Glanze wieder erstanden sind. Das Werk ihrer

Wiederherstellung ist seit Jahrzehnten im Gange, wird aber, aus mancherlei Gründen, nur mit sehr bedächtiger Schnelle gefördert. Ob jemals Karl's V. Palast da oben, ein Meisterwerk des neuerstandenen classischen Baustiles, vollendet dastehen und von einem spanischen Herrscher bewohnt werden wird — er würde einer der schönsten unter den Fürstensitzen Europa's sein —, wer vermöchte es vorauszusagen? Jetzt schauen des Himmels Wolken in seine hohlen Fenster und Hallen.

Indessen meine Absicht ist es keineswegs, hier von Granada's maurischer Herrlichkeit oder von seinen späteren Schicksalen zu erzählen. Mich hat bei wiederholtem Besuche dieser Stätten die Zeit in erster Linie beschäftigt, die lange vor jenem Glanze der siebenhundertjährigen Maurenherrschaft in Spanien liegt. Wer über sie sich unterrichten will, der greife zu Victor Amadeus Huber und Leopold Ranke, zu Conde und Gayangos, zu Washington Irving und Prescott, zu Dozy und Schack. Zwar bewegt sich die allgemeine Auffassung jener Zeitläufte auch heute noch in ziemlich schroffen Gegensätzen; denn es ist bisher keineswegs gelungen, den wirklichen Werth jener maurischen Cultur, das wahre Bild der geschichtlichen Thatsachen jener Zeit überall in sicherer Weise festzustellen. Aber viel weniger bekannt, ja kaum als Gegenstand der Forschung überhaupt genannt ist die Frage nach den Ereignissen und Menschen, die von den Anfängen des geschichtlichen Wissens an bis auf den Einbruch des Islam in die Halbinsel an jenen von der Natur reich begnadeten Erdenfleck sich knüpfen. Vielen, die nach Granada kommen, wird diese Frage gleichgültig sein. Allein hier liegt ein Problem vor, dessen Lösung mit nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Wer für die Lösung solcher Schwierigkeiten Sinn hat, wird gern einer kurzen Darlegung folgen, welche es sich vorsetzt, wenig Bekanntes der Vergessenheit zu entreißen, die Wahrheit durch die Nebel des Irrthums hindurch zu erkennen und dabei einen vielleicht nicht unergötzlichen Beitrag zu liefern zur Geschichte der Täuschungen und Fälschungen auf historischem Gebiete.

I.

Auf der vom Grundstock der Sierra Nevada weit nach Westen vorspringenden Gebirgszunge, auf welcher die maurischen Herrscher später das „rothe Schloß", die Alhambra, erbaut haben, gab es schon eine ältere Niederlassung. Reste von alten Bauten oder von Umfassungsmauern mit Thoren und Thürmen haben sich zwar nirgends gefunden, weder in dem ältesten Theil der befestigten Anlage, die auf der am weitesten in das Thal vorspringenden Spitze steht, dem Castell der Alcazaba, noch in den weiter aufwärts liegenden Theilen des eigentlichen Schlosses, das den steilen Nordabhang des Berges, hoch über der Thalschlucht des Darro, überragt, noch in den verschiedenen Thürmen der den ganzen Abhang umziehenden Mauern bis zu den „rothen Thürmen" an der Südseite nach dem Thal des Jenil hin. Einige römische Werkstücke sind an einzelnen Stellen der Alhambra verwendet worden; sie wurden, wie nachher zu erörtern sein wird, mit anderem Baumaterial, wie es die Araber liebten, von weit her hinaufgebracht. Eingemauert in die Wand der kleinen alten Pfarrkirche des Alhambraschlosses, jetzt des gleichnamigen Stadtbezirks, ist eine von mir zuerst

im Jahre 1860 bemerkte Marmortafel von mäßigem Umfange mit sorgfältig eingehauener Weihinschrift. Sie bezeugt, daß die Kirche wohl auf dem Fundament, sicher unweit des Platzes steht, auf welchem schon in vormaurischer Zeit drei altchristliche Capellen errichtet worden waren. An dem Alter und der Echtheit der Urkunde ist kein Zweifel; die Schriftzüge sind sorgfältig und entsprechen, wie das Latein, in dem die Inschrift abgefaßt ist, dem Verfall ihrer Zeit. Ihr Text gibt an, daß unter König Wittirich's des Westgothen ruhmreicher Herrschaft im Jahre 577 der spanischen, 615 unserer Zeitrechnung, hier erbaut worden sei eine Kirche des heiligen Stephanus, des ersten Märtyrers, ferner eine Johannes des Täufers, und endlich, im Jahre 594 der spanischen, 632 unserer Zeitrechnung, eine des heiligen Vincenz, des Märtyrers von Valencia. Zwei Bischöfe von Acci, das ist das von Granada etwa sechs deutsche Meilen entfernte Guadix, welche die Heiligthümer geweiht, werden genannt. Es scheint danach, daß dieser Ort zur Diöcese von Acci gehörte, deren Grenze der Darro gebildet haben mag. Auch der Erbauer wird namhaft gemacht: es war Gudiliuwa, offenbar ein vornehmer Westgothe, der mit eigenen Arbeitern und auf seine Kosten die drei Tabernakel — so werden sie genannt, also wohl kleine Capellen — gebaut hatte. Das Merkwürdigste an der Urkunde ist, daß sie ausdrücklich den Ort nennt, an welchem die drei Capellen erbaut worden seien: in locum Nativola. Also Nativola hieß zu Anfang des siebenten Jahrhunderts, ein Jahrhundert vor der maurischen Eroberung, der Gipfel der Alhambra. Denn daß diese Marmortafel von weit her hier hinaufgebracht worden sei, wie jene vorhin erwähnten altrömischen Werkstücke, und sich auf eine andere Oertlichkeit beziehe, ist nach Lage der Sache so gut wie ausgeschlossen. Dies ist sicher die älteste urkundliche Nachricht über Granada's Burg, die wir besitzen. Der Name ist augenscheinlich lateinisch, von nativus, eingeboren, abgeleitet. Die Deminutivform scheint anzudeuten, daß der Ort nur klein war. Wie dies Wort dazu gekommen ist, eine kleine Bergstadt am Abhang der Sierra Nevada zu bezeichnen, in der im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung christlicher Gottesdienst geübt wurde, darüber ist es müßig sich den Kopf zu zerbrechen. Woher aber kommt der Name Granada?

In den Ueberlieferungen aus dem Alterthum kommt der Name Granada nicht vor. Die ältesten Zeugen für ihn, die wir kennen, sind die arabischen Schriftsteller, welche in der Blüthezeit der Maurenherrschaft in Spanien, theils in Granada selbst, theils in anderen spanischen Städten, verschiedene geographische und historische Werke verfaßt haben. Nach den unzulänglichen und unzuverlässigen Mittheilungen über sie, welche der Spanier José Antonio Conde gemacht hatte, sind ihre Berichte — Dank den Bemühungen von Gayangos und Dozy, sowie denjenigen einiger jüngerer Gelehrter in Granada, der Herren Simonet und Eguilaz — jetzt auch Denjenigen einigermaßen zugänglich, welche sie nicht in der Ursprache lesen können. Da die literarische Würdigung der arabischen Schriftsteller noch manchen Zweifeln unterliegt, so würde es zu weit führen, wenn ich ihre Namen hier angeben und sie einen jeden für sich beurtheilen wollte. Ihre Zuverlässigkeit ist nur eine sehr bedingte, wo es sich um vormaurische Dinge handelt; vom classischen

Alterthum wissen sie nichts. Aber richtig verstanden sind ihre Nachrichten für ihre Zeit werthvoll.

Sie berichten, ziemlich übereinstimmend, Folgendes. Das Gebiet von Granada — sie scheinen solche zusammenfassende Begriffe in ihren Beschreibungen zu lieben — habe Ilbira geheißen; das ist in der etwas späteren Aussprache Elvira, ein uns als Frauenname aus der spanischen Dichtung bekanntes Wort. Die Hauptstadt dieses Gebietes von Ilbira, die Medina Ilbira, nennen die älteren Schriftsteller Castilia oder Castala oder ähnlich. Medina Castilia ist ihnen die Hauptstadt oder Festung von Ilbira. Um das Jahr 400 der Flucht, also zu Anfang des elften Jahrhunderts, sei dies Medina Castilia zerstört worden und die Bewohner seien nach Garnata (oder Agarnata) ausgewandert. Auf Garnata, einen bis dahin besonders von Juden bewohnten Ort, sei dann die Würde der Medina oder Hauptstadt des Gebietes von Ilbira übergegangen. Diese Nachrichten erscheinen in ihrem Kerne ziemlich glaubwürdig; auf alle Fälle geht aus ihnen hervor, daß Ilbira und Garnata, Elvira und Granada zwei verschiedene Orte waren. Der räthselhafte Name Castilia kann dabei vorläufig unbeachtet bleiben; ich komme später auf ihn zurück. Wo Elvira lag, ist nicht zweifelhaft. Noch heute heißt eine ziemlich weit von den Ausläufern der Sierra Nevada getrennte gebirgige Erhebung, etwa elf Kilometer nordwestlich von Granada, in einem Seitenthal des Jenil gelegen, die Sierra von Elvira. Das Castell von Elvira ist erst im Jahre 1486 durch König Ferdinand den Katholischen zerstört worden. Noch in der im Jahre 1500 aufgezeichneten Liste der Kirchspiele des Königreiches Granada, die sich erhalten hat, erscheint Elvira als Dependenz einer der Kirchen von Atarfe, einer Granada etwas näher liegenden Ortschaft. Etwa in der Mitte zwischen Atarfe und den Bädern, die am Abhang der Berge von Elvira mit Benutzung heißer Quellen dort neuerdings angelegt worden sind, lag also, auf halber Höhe des Gebirgszuges, ein Ort des Namens Elvira. Auch die spanischen Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts kennen ihn noch als solchen. Woher er seinen Namen hat, wird sich nachher ergeben. Der Name Garnata ist, wie die arabischen Schriftsteller ausdrücklich hervorheben, fremden, d. h. nicht arabischen Ursprunges. Was er bedeutet, wissen wir nicht; mit der Granate hat er gewiß nichts zu thun; das Zusammentreffen in der Form ist nur ein zufälliges, die Umstellung des r in Granada für Garnata ein bekannter und vielfach in allen romanischen Sprachen beobachteter lautlicher Vorgang. Die Granate ist, nach Victor Hehn's wahrscheinlicher Annahme, zwar schon in römischer Zeit mit anderen orientalischen Gewächsen nach Spanien gelangt, aber als redendes Wappen führt die Stadt sie erst seit der Zeit Ferdinand's und Isabella's, und erst in dieser Zeit wird der Anblick der Stadt mit ihren rothen Ziegeldächern in wenig zutreffender Weise mit der aufgebrochenen Frucht der Granate verglichen. Garnata wird, wie Nativola, eine zur Zeit der Eroberung wohl von Christen und später auch von Juden bewohnte kleine Ortschaft gewesen sein, gelegen auf der Höhe, der Alhambra gegenüber, am südlichen Ufer des Darro, und in der Ebene, an seinem Zusammenfluß mit dem Jenil.

II.

In den geographischen Namen ist, wie man längst erkannte, oft die einzig sichere Bezeugung alter Volksstämme und ihrer Sitze erhalten. Zahlreiche geographische Forschungen, in den mannigfachsten Gegenden der Welt angestellt, nehmen von ihnen ihren Ausgang. Aus den Ortsnamen hat seiner Zeit Wilhelm von Humboldt in berühmten Untersuchungen die Identität der Urbewohner Hispaniens mit den heutigen Basken nachzuweisen gesucht, und den Beweis, trotz mancher Unsicherheit in seiner Begründung im Einzelnen, im Ganzen mit unzweifelhafter Sicherheit erbracht. In ziemlich zahlreichen Zeugnissen alter Schriftsteller ist als eine Stadt des südlichen Spaniens Iliberris bezeugt. Der Name ist, wie seine Form zeigt, die an manche ähnliche von Orten derselben Gegenden anklingt, z. B. an Ilipa, Ilurco, Iliturgi, ein altiberischer, von der Art, wie sie Humboldt mit Recht den, so weit unsere Kenntniß reicht, ältesten Bewohnern der Halbinsel zuschreibt. Im südlichen Frankreich gab es ein zweites Iliberris, an einem kleinen Flusse gleiches Namens gelegen. Es war vielleicht noch älter als das spanische, wenn anders, wie sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, ein Zweig desselben Volksstammes der Iberer, von Osten kommend, sich zuerst am Nordabhang der Pyrenäen ausbreitete, während ein anderer die flachen Ausläufer des Gebirges zwischen Perpignan und Gerona überschritt und an der Ostküste Spaniens entlang nach Süden zog. Das spanische Iliberris erwähnt schon einer der allerältesten Zeugen für den fernen Westen, die wir überhaupt besitzen: Hekatäos von Milet. Im sechsten Jahrhundert v. Chr., noch vor dem Aufstande der ionischen Griechen in Kleinasien gegen die Perserherrschaft, hatte er auf Schiffen seiner Heimathstadt das westliche Meer an den Küsten von Sicilien, Italien, dem südlichen Frankreich und Spanien entlang bis zu den Säulen des Herakles, Gibraltar und Cadiz befahren, und dabei den Namen von Iliberris — er gibt ihn in der mehr griechisch klingenden Form Elibyrge wieder — nennen hören. Besucht hat er die, wie sich gleich zeigen wird, weit landeinwärts liegende Stadt schwerlich; nur die an der Küste gelegenen Städte hat er selbst gesehen. Als Spanien im dritten Jahrhundert v. Chr. den Carthagern entrissen und römische Provinz geworden war, gehörte Iliberris zu den wenigen größeren Gemeinden, denen der Eroberer das Recht ließ, Kupfergeld zu schlagen; die Silber- und Goldprägung blieb Rom vorbehalten. Nur von zwei anderen Gemeinden des südlichen Spaniens gibt es, wie von Iliberris, Münzen mit einheimischer iberischer Aufschrift. Sie lautet auf den alten Kupferasses von Iliberris Ildverir. Später, zu Ende des dritten und zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, tritt an ihre Stelle die lateinische Aufschrift Iliberri, das ist aes Iliberritanum, Kupfer von Iliberri. Auf einigen der alten Doppelasse findet sich statt dessen ein Beiname der Stadt, Florentia, die blühende. Alle aber führen dasselbe Stadtwappen, das Dreiglied oder die Triquetra, drei laufende menschliche Beine um ein Menschenantlitz gestellt, wahrscheinlich ein Bild der Sonne in ihrem Lauf. Der gewaltigen Sonnenwärme, die noch heute über der geschützten Niederung des Jenil brütet, hat die Stadt ihre frühe Blüthe zu verdanken. An Fruchtbarkeit übertrifft das weite Thal des Jenil mit seinen vielen vom Hochgebirge herabfließenden Wasserläufen die reichsten Gegenden Andalusiens. Als

die spanische Nation nach der Besiegung Napoleon's dem Herzog von Wellington mit dem Titel eines Herzogs von Ciudad Rodrigo eine Dotation votirte, bot sich kein reicheres Gebiet dazu dar als die Vega von Granada. Es wurde dazu ein früher der Krone gehöriger Gütercomplex gewählt, genannt der Soto (d. i. eigentlich Waldgrund) de Roma; wohl weil er einst der römischen Kirche Zins gezahlt. Er liegt nordwestlich von Granada, gerade gegenüber der Sierra Elvira, und wirft seinem Besitzer, nach Ueberwindung langer Mißwirthschaft, jetzt einen jährlich steigenden Ertrag an Wein, Oel und Weizen von ausgesuchter Trefflichkeit ab. Daß der Name Iliberris mit dem Ilbira der Araber, dem Elvira der Spanier identisch ist, unterliegt keinem Zweifel.

Nun sind seit der Wiedereroberung in verschiedenen Theilen von Granada, oben auf der Alhambra, wie schon erwähnt wurde, besonders aber auf der ihr gegenüberliegenden Höhe, auf dem südlichen Ufer des Darro, dem Albayzin, vereinzelte römische Werkstücke und darunter auch Steine mit römischen Inschriften zu Tage gekommen. Einige Steine, die inzwischen wieder verloren gingen, haben uns die ältesten handschriftlichen Sammlungen von in Spanien gefundenen Inschriften erhalten; ein Theil ist noch vorhanden. Von den gelehrteren unter den spanischen Geistlichen und Beamten darauf aufmerksam gemacht, schrieben sie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts italienische Reisende, die nach Granada kamen, ab. Zum Beispiel Mariangelo Accorsi aus Aquila, der mit zwei jungen brandenburgischen Markgrafen eine Zeit lang am Hofe Karl's V. weilte, sowie der gelehrte Venetianer Andrea Navagiero, der als Gesandter seines Staates im Jahre 1524 in Spanien war. Eine dieser Inschriften steht auf dem cylindrischen Piedestal einer der Gemahlin des Kaisers Gordian Furia Sabinia Tranquillina von der Gemeinde der Florentini Iliberritani etwa im Jahre 242 nach Chr. gesetzten Statue. Eine andere war von derselben Gemeinde dem Kaiser Probus, der in den Jahren 276—282 nach Chr. herrschte, gesetzt worden; es gab von ihr mindestens drei verschiedene Exemplare in Granada. Andere schon früher im Laufe des zweiten Jahrhunderts verschiedenen vornehmen römischen Beamten und ihren Frauen gesetzte Inschriften nennen ebenfalls Iliberris. Es sind im Ganzen vier, auf denen der Stadtname erscheint. Ilbira ist die arabische Umwandlung desselben, Elvira, die sprachgerechte an das spätlateinische Eliberris anknüpfende romanische Abwandlung der alten Form, wie sie auch die arabischen Schriftsteller aus dem Volksmund aufnahmen und ziemlich genau nachschrieben. Wie kamen diese Steine nach Granada? Beweisen sie nicht, daß Iliberris vielmehr auf der Stelle von Granada lag? Um diese Fragen dreht sich ein jahrhundertelanger Streit.

Die Verschiedenheit Elvira's von Granada war den Einheimischen niemals zweifelhaft. Es gab noch bis vor Kurzem in Granada das Thor von Elvira, von welchem die fast ebene bequeme Straße nach jener Ortschaft führte. Schon Andrea Navagiero — er ist der älteste Zeuge aus der Zeit nach der Eroberung — sagt: dort, am Abhang der Sierra von Elvira, seien noch viele Ruinen und Spuren einer alten Stadt sichtbar, die man das alte Granada, Granata la vecchia, nenne, und er glaubt, daß dies in der That das alte Iliberris sei. Viele freilich, fügte er hinzu, seien anderer Meinung und glaubten, Iliberris habe vielmehr da

gelegen, wo jetzt Granada sei, deswegen weil sich dort jene Inschriften gefunden hätten mit dem Namen der Gemeinde von Iliberris. Aber sie könnten, meinte er, leicht von dorther nach Granada gebracht worden sein, zumal von einem so nahegelegenen Orte.

Hiermit berührt der gescheidte Reisende, gewiß von den Spaniern selbst darauf aufmerksam gemacht, eine Erscheinung, deren Umfang und Tragweite erst spätere Beobachtungen festgestellt haben. Es ist oft hervorgehoben worden, daß der Koran dem Muselmann verbiete, Werkstücke zum Bau unter der Erde hervorzuholen, und daß die Araber deshalb in so ausgedehntem Maße für ihre Bauten zu behauenem Material gegriffen hätten. Ob das wirklich so ist, entzieht sich meiner Beurtheilung; wenigstens weiß ich nicht, ob es für die großen Bauten der Araber im Orient zutrifft. Aber sicher ist, daß in ihren älteren Bauten in Spanien römische Werkstücke, besonders Säulen, in ausgedehntem Maße angewendet worden sind. Die große Moschee von Cordoba, der Alkazar von Sevilla und viele andere größere und kleinere Bauten der arabischen und der nächstfolgenden Zeit beweisen es. Nur möchte ich bezweifeln, daß die Araber damit den Anfang gemacht haben. Von den Römern selbst sind vom dritten Jahrhundert abwärts die Werkstücke älterer Bauten, wo diese durch Brand oder Einsturz verfallen waren und durch neue ersetzt werden mußten, vielfach wieder verwendet worden. Besonders Mauern und Thürme der Städtebefestigungen sind in allen Theilen des Reiches auf diese Weise ausgebessert, ja theilweise aus altem Material von Grund auf neu errichtet worden. Große Prachtbauten in Rom selbst, einige der Tempel des Forums und vor Allem das Kolosseum, zeigen, wie bekannt, in ihren spätesten Theilen ein solches keineswegs schönes Durcheinander von späten und roh zusammengefügten Werkstücken. In Spanien und anderswo sind besonders oft christliche Kirchen und Kirchthürme mit solcher Benutzung bereit liegenden Materials erbaut worden. Es geschah dies wohl nur in seltenen Fällen, wenn überhaupt, nach absichtlicher Zerstörung der heidnischen Tempel, sondern mit geschickter Anpassung derselben an den neuen Gottesdienst und in Folge der Sparsamkeit, welche der sinkende Wohlstand gebot. Richtig ist es also, daß besonders in Spanien und Portugal, trotzdem es an gutem Rohmaterial kaum irgendwo mangelte, behauene römische Werksteine, darunter nicht selten mit Inschriften versehene Altäre und Piedestale, und zwar oft von weither geholt, zu den Bauten des Mittelalters, arabischen und christlichen, verwendet worden sind. Im Fundament der Giralda, des großen Glockenthurmes der Kathedrale von Sevilla, steckt, verkehrt eingemauert, ein von außen sichtbarer römischer Inschriftstein. Aber seine Schriftseite ist nach innen gekehrt, und so wird sie erst das Zeitalter lesen, welches den völligen Einsturz des oft von Erdbeben bedrohten Prachtbaues erlebt. Der Hauptthurm des alten Castells von Cartagena bestand fast ganz aus römischen Werkstücken, darunter sich manche Inschriften aus republikanischer Zeit befanden. Erst die Beschießung des Castells durch die spanischen Truppen im Jahre 1868, als die föderirten Republikaner es besetzt hielten, hat die meisten dieser Stücke losgelöst. Sie befinden sich jetzt zum großen Theil im archäologischen Museum zu Madrid. Dafür, daß Inschriftsteine und Werkstücke von weither geholt wurden, um solche Verwendung zu finden, kann manches ein-

same Gehöft als Beispiel dienen. Das Baumaterial zu den Mauern und Thürmen, mit denen Wohnhaus, Scheuern und Ställe gegen räuberischen Ueberfall geschützt zu werden pflegten, ist oft auf beschwerlichen Saumpfaden von den Ruinen einer römischen Stadt herbeigeschleppt worden. Alle die zahlreichen Despoblados, wüste Stätten, an denen einst blühende römische Ortschaften lagen, in dem überreich bewohnten und fruchtbaren Thal des Guadalquivir und seiner Zuflüsse haben als Steinbrüche gedient und zeigen sämmtlich noch deutliche Spuren dieser bis auf die Gegenwart reichenden Verwendung. Ein Beispiel solcher Fortbewegung von einer ziemlichen Entfernung her bietet unter anderen das weinberühmte Jerez. Die inschriftlichen Denkmäler der römischen Colonie Hasta Regia (so — Königslanze — hieß die Stadt), die daselbst vorhanden sind oder waren, stammen sämmtlich von der Stätte derselben, die noch jetzt la mesa de Asta heißt, eigentlich der Tisch oder Platz von Hasta; er ist aber eine deutsche Meile von Jerez entfernt. In Sevilla befindet sich, an verschiedenen Bauwerken verwendet, eine Anzahl Inschriftsteine, die, wie die auf ihnen stehenden Ortsnamen beweisen, aus kleineren römischen Städten der Umgegend herstammen. Also die Annahme, daß die Steine von Iliberris von den Bergen von Elvira her nach Granada gekommen seien, unterliegt keiner besonderen Schwierigkeit. Wie weit diese Annahme Bestätigung findet durch die Beschaffenheit der Oertlichkeit selbst, soll nachher erörtert werden.

III.

Der Ruhm des alten Iliberris gründet sich nicht allein oder doch nicht vorwiegend auf die gelegentlichen Erwähnungen bei den alten Schriftstellern und auf seine Münzen. Sein Name ist mit der Kirchengeschichte Spaniens auf das engste verknüpft; diesen Ruhm stellte das beginnende sechzehnte Jahrhundert vor Allem hoch. Zu Iliberris ist, nach neueren Ermittelungen wahrscheinlich im Jahre 300, unmittelbar vor der diocletianischen Christenverfolgung, eines der ältesten Provinzialconcilien gehalten worden. Seine Canones sind ein erster Versuch, die in der entlegenen Provinz noch bestehenden heidnischen Einrichtungen, wie z. B. die Priesterschaften, mit der neuen Lehre in Einklang zu bringen und diese in strenger Reinheit zu erhalten. Daß dies Concil in Iliberris, und nicht in Cordoba oder Sevilla, den alten politischen Hauptstädten der südlichen Provinz auch nicht in Cadiz oder Malaga, den großen Handelsplätzen von altphönicischer Herkunft, gehalten worden ist, spricht auch in gewisser Weise für die Bedeutung der Stadt. Doch mag sie vielleicht als ein neutraler Platz, bei dem vielfältigen Streit der Bischöfe untereinander, gewählt worden sein. Es ist begreiflich, daß der überall in Südeuropa besonders lebendige Localpatriotismus sich dieser Ueberlieferung bemächtigte. Das glaubenseifrige Granada, nach der Eroberung neu emporblühend, dem kaum vertriebenen Islam gegenüber doppelt stolz auf sein Christenthum, sollte und mußte zugleich die Stätte des ältesten spanischen Concils gewesen sein.

Eine eigentliche Literatur über die Frage gibt es im sechzehnten Jahrhundert noch nicht. Diego Hurtado de Mendoza, der berühmte Verfasser des Berichtes über die Eroberung von Granada, einer der hervorragendsten Feldherrn und

Diplomaten seiner Zeit, der Licentiat Luis de la Cueva, der im Jahre 1601 schrieb, halten an der Verschiedenheit von Iliberris und Granada, die sie vor Augen hatten, fest. Auch der gelehrte und scharfsinnige Fernando de Mendoza, der im Jahre 1594 seinen lateinischen Commentar zum Concil von Iliberris herausgab, kennt zwar genau das sieben Millien von Granada entfernte Elvira, über dessen Alterthümer er berichtet, wie wir nachher sehen werden. Aber er identificirt doch bereits auf Grund jener vier in Granada gefundenen Inschriften dieses als neues Iliberris mit dem alten, um die Ansprüche Derer zurückzuweisen, welche das Concil in das südfranzösische Iliberris verlegen wollten. So verschiebt sich vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts an allmälig den nächstfolgenden einheimischen Schriftstellern Pedraza (1608) und Antolinez (1611) der Standpunkt; sie leben sich immer fester in den Gedanken hinein, daß Granada selbst Iliberris und der Sitz des Concils gewesen sei. Indessen scheint es an Spott und höhnischen Zweifeln von Seiten der Nachbarn, der Geistlichen und Laien in Malaga, Cordoba und Sevilla nicht gefehlt zu haben. Es blieb das nagende Gefühl, daß Granada's Anrecht auf die Erbschaft von Iliberris stärkerer Beweise bedürfe. Dafür sollte Rath geschafft werden.

Das Kapitel aus der Geschichte der geschichtlichen und antiquarischen Fälschungen, auf das hier in aller Kürze eingegangen werden muß, gehört zu den am wenigsten bekannten derselben. Der Umfang dieser mit wenig Witz und viel Behagen geförderten Literatur ist so groß, daß selbst Gelehrte von Fach nur schwer eine genauere Vorstellung von ihrer Mannigfaltigkeit gewinnen können. Vielleicht wäre es nicht unnütz, wie man seit langer Zeit dem psychologischen Räthsel der Hexenverfolgungen oder in unseren Tagen dem Spiritismus und verwandten Erscheinungen auf den Grund zu kommen gewußt hat, so auch eine Uebersicht und unterscheidende Anordnung zu versuchen aller der Fälschungen auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, welche die Kritik oft mit Aufbietung ungewöhnlichen Scharfsinns beseitigen mußte, um der Erkenntniß des Wirklichen freie Bahn zu schaffen. Wo das cui bono ohne Schwierigkeiten seine Antwort findet, bei gefälschten Schenkungs- und Besitzurkunden, die nach Hunderten zählen, oder wo unmittelbarer Gewinn bezweckt wurde, wie bei den zahllosen zum Verkauf bestimmten gefälschten Gegenständen, Münzen, Terracotten, Antiken aller Art, deren Herstellung noch heute schwungvoll und mit bestem Erfolge betrieben wird, ist auch die Aufdeckung des Betruges, hier früher, dort später, oft leicht, oft nur mit großer Mühe, aber endlich doch immer mit unfehlbarer Sicherheit erfolgt. Ich brauche nur zu erinnern an die gefälschten Münzen des Darmstädter Hofraths Becker und viele ähnliche Erzeugnisse; an die griechischen Figurengruppen aus Thon, welche die reichen Privatsammler in Paris und London so theuer bezahlt haben und noch bezahlen; an die zahlreichen ägyptischen, moabitischen, etruskischen, süditalischen Bronzen und Terracotten neuesten Ursprungs, die täglich in den Handel kommen. Schon schwieriger ist es den fälschenden geschichtlichen Aufzeichnungen verschiedener Art, den Denkwürdigkeiten, politischen Berichten u. s. w. auf den Grund zu kommen; trotz aller Proteste der Kenner werden sie immer wieder eifrig gelesen und nicht bezweifelt. Kein Wissensgebiet aber kann es aufnehmen, was Zahl und Umfang der

Fälschungen anlangt, mit dem der inschriftlichen Denkmäler und zwar ganz besonders der lateinischen. Auch griechische und etruskische Inschriften sind gefälscht worden, aber die eigentliche Heimath des gleichsam berufsmäßigen Fälschens ist die römische Epigraphik. Die weit verbreitete Kenntniß des Lateinischen bot das bequemste Mittel, zunächst auf dem Papier, nachher nicht selten auf dauerhafterem Stoff, auf Stein, Erz, Blei, nach vielfach vorliegendem Muster das zu erfinden, dessen man zu bestimmtem Zwecke bedurfte. Materieller Gewinn ist dabei meist ausgeschlossen, oder wenigstens nicht in erster Linie ins Auge gefaßt; die Liebhaberei verursacht zuweilen sogar einige Kosten. Es handelt sich fast immer nur um die Befriedigung persönlicher Eitelkeit oder um bestimmte wissenschaftliche Ansichten, denen man eine monumentale Bestätigung zu verschaffen bemüht war. Nachrichten über die Auffindung waren leicht glaubhaft zu machen und schwer zu controlliren. Ebenso leicht ließ sich das Verschwinden der Originale erklären; aus eben den Gründen, aus denen mindestens die Hälfte der echten Steindenkmäler, die irgend einmal zum Vorschein gekommen sind, später wieder verschwanden — vermauert, zerschlagen, zu Kalk verbrannt wurden, und was es noch für Arten und Wege der Zerstörung gibt. Kein Land aber wiederum ist reicher an solchen inschriftlichen Fälschungen als Spanien. Sie fehlen nicht in Italien und sind in Neapel oder von Neapolitanern besonders reichlich verübt worden. Sie sind in Deutschland und Frankreich auch heutigen Tages noch nicht ausgestorben: Trier, Bergzabern, Rottenburg am Neckar, St. Eloy, und die Provence wissen davon zu erzählen. Aber in Spanien — die Aehnlichkeit mit dem Kataloge Leporello's ist fast unabweisbar — kommt auf je zehn echte Inschriften durchschnittlich eine falsche. Dies muß Solchen gegenüber betont werden, die etwa meinen könnten, es sei der sprichwörtlichen spanischen Ehrenhaftigkeit damit zu nahe getreten. Gegen diese soll nichts gesagt werden; aber in der Heimath Don Quixote's selbst weiß Jeder, was er in dieser Beziehung von seinen Landsleuten zu halten hat. Verlacht und verspottet wird nur, wer sich überlisten läßt.

Hiernach wird die folgende Erzählung erst verständlich sein. Sie gehört zu nicht geringem Theil in die spanische Kirchengeschichte, die überhaupt erst noch von einem vorurtheilslosen und einsichtigen Berichterstatter geschrieben werden soll; denn was bisher darüber vorliegt, genügt in keiner Weise. Eine ziemlich eingehende, aber nicht erschöpfende Darlegung des Verlaufs dieser Granadiner Fälschungen findet sich in der von der Madrider Akademie gekrönten Preisschrift des verstorbenen José Godoy Alcántara über die falschen Chroniken vom Jahr 1868, und in dem Buch der Brüder José und Manuel Oliver über Granada und seine arabischen Denkmäler vom Jahr 1875. In Deutschland wußte man im vorigen Jahrhundert von einigen der älteren Fälschungen; seitdem sind sie unter uns ganz in Vergessenheit gerathen.

Zuerst im Jahre 1588 verlautet von dem Funde von Reliquien von Heiligen, die sich durch den üblichen angenehmen Geruch gleich als solche zu erkennen gaben, und von verschiedenen kleineren Tafeln mit Inschriften in arabischer, lateinischer und sogar in spanischer Sprache, welche den untrüglichen Beweis dafür erbringen sollten, daß Iliberris an der Stätte von Granada gelegen habe und daß auf dem

nahen Berge von Ilipula verschiedene Blutzeugen ihr Leben gelassen hätten, deren Gebeine daselbst aufbewahrt würden. Ilipula heißt nämlich in der alphabetisch geordneten Aufzählung der Städte des südlichen Spaniens bei Plinius der gleich nach Iliberris genannte Ort. Dies bestimmt natürlich in keiner Weise seine geographische Lage, die weit von Granada in ganz anderer Gegend zu suchen ist. Bleitafeln als Beweise der Heiligkeit seiner wunderthätigen Aeskulapschlange hat schon der alte Alexander von Abonoteichos nach Lukian's bekanntem Bericht vor siebzehnhundert Jahren aufzufinden gewußt, was den Gelehrten in Granada vielleicht zum Vorbild gedient hat. Als der Verfasser der Granadiner Tafeln, deren Texte sich durch großen Unverstand auszeichnen, ist später ein gewisser Miguel de Luna ermittelt worden. Die neuen Märtyrer, deren Namen Cäcilius, Thesiphon (so, nach spanischer Aussprache, falsch geschrieben statt Ktesiphon), Hiscius u. s. w. völlig unerhört sind, wurden zum Theil als Apostelschüler bezeichnet. Ihnen zu Ehren ist unter dem besonderen Schutze des damaligen Erzbischofs von Granada, des Cardinals Pedro Vaca de Castro, ein Kloster gegründet worden, auf dem vermeintlichen Berg von Ilipula, d. h. am oberen Lauf des Darro, der Alhambra gegenüber, etwa eine halbe Stunde von Granada. Es führt seitdem den Namen des Heiligen Berges, Sacro Monte, und die Schlucht dahinter den des Paradiesthales, Valparaïso, wie die gleichnamige Hauptstadt von Chile. Das Kloster mit einer Anzahl von Canonicis besteht noch heute als geschätzte Knabenerziehungsanstalt. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es in Spanien, obgleich die reformatorische Bewegung inzwischen bereits ihr Ende erreicht hatte, auch unter der höheren Geistlichkeit kräftige Geister und vorurtheilslose Köpfe, die den Betrug sogleich durchschauten und energischen Protest erhoben gegen diese gefährlichen Ketzereien. An ihrer Spitze stand der Bischof von Segorbe, Juan Bautista Perez, ein hervorragend gescheidter Mann. Ein anderer, nicht minder kluger Kopf, Pedro de Valencia, erklärte die Erfindungen für so abgeschmackt, daß es unbegreiflich sei, wie man sich nur einen Augenblick durch sie habe täuschen lassen; hätten die Fälscher auch nur ein geringes Maß von Kenntnissen und Geschick besessen, so würden sie, meinte er, ohne Mühe weit Glaubhafteres haben herstellen können. Zur Vertheidigung erhob sich eine Anzahl meist localer und sehr unbedeutender Schriftsteller, deren Namen verdienter Vergessenheit überliefert seien. Nur einer von ihnen mag genannt werden: es ist der berüchtigte Jesuit Pater Hieronymus Roman de la Higuera, der Verfasser jener falschen spanischen Chroniken, die eine so umfangreiche Literatur veranlaßt haben. An ihre Echtheit glaubt auch in Spanien Niemand mehr. Higuera fand in den vielleicht nicht ohne sein Zuthun gefälschten Urkunden von Granada erwünschte Verbündete und willkommene Eideshelfer für seine eigenen Erfindungen. Dem angeblichen Apostelschüler Cäcilius waren von dem Fälscher unter Anderem auch einige in leidlich gutem Spanisch abgefaßte Schriftstücke angedichtet worden. Dies gab einem bescheidenen, aber nicht unverständigen Geistlichen in Malaga, dem Bernardo Aldrete, Veranlassung, sein bekanntes Werk zu schreiben „über den Ursprung und Anfang der castilianischen Sprache oder des Romance, wie es heute in Spanien gebraucht wird". Es ist in Rom im Jahre 1606 gedruckt worden. Aldrete führt darin den nicht besonders schwer zu erbringenden Beweis, daß es im

zweiten christlichen Jahrhundert in Spanien noch kein Castilianisch gegeben habe, folglich jene Schriftstücke nicht von dem Apostelschüler Cäcilius so geschrieben sein könnten, wie sie auf den Bleitafeln von Granada standen. Später hat der Aermste freilich gegen sein besseres Wissen die Echtheit der Granadiner Reliquien anerkennen müssen; er hätte sonst seine kärgliche Pfründe verloren. Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts werden die patriotischen Vertheidiger der Echtheit immer zahlreicher. Aber was den Gegnern an Zahl der schreibenden Hände abgeht, das ersetzen sie zur Ehre ihrer Nation durch Gewicht des Urtheils. Ein vornehmer Mann, Adam Centurion, Marques von Estepa, ließ im Jahr 1632 in einer Druckerei, die er auf seine Kosten in seinem Hause zu Estepa eingerichtet hatte, eine besondere Schrift gegen die Echtheit der Urkunden des Paradiesthales drucken. Das vornehme Kloster des heiligen Hieronymus in Madrid wies die ihm auf königlichen Befehl übermachten Reliquien vom Heiligen Berg zurück. Der Streit nahm immer mehr den Charakter localer Rivalität an und wurde von beiden Parteien mit steigender Erbitterung bei der Curie geführt, welche die Heiligkeit der Fundstücke anerkennen sollte. Die Curie verfuhr mit gewohnter Umsicht. Im Jahr 1682 erließ Innocenz XI. eine Bulle, welche den größten Theil der Reliquien für falsch erklärte, aber in Bezug auf einige andere ein non liquet aussprach, das die Erhaltung des schon fast ein Jahrhundert bestehenden Klosters mit seinen wohldotirten Pfründen möglich machte. Hiermit schließt der erste Act dieses merkwürdigen Schauspiels; aber keineswegs das ganze Stück.

IV.

Die spanische Kirche hat bei allem Stolz auf die Reinheit ihrer Lehre, und obwohl sie unter Umständen katholischer ist als der Papst, doch ihre altverbriefte Unabhängigkeit der Curie gegenüber stets gewahrt. Die Canonici des Heiligen Berges beruhigten sich keineswegs bei dem negativen Theil der päpstlichen Entscheidung, sondern verfaßten eine umfangreiche Zusammenstellung aller auf die Auffindung ihrer Reliquien bezüglichen Zeugnisse und Nachrichten und eine eingehende Vertheidigung derselben. Als ihr Hauptverfasser gilt der Cantoral (das ist der Name eines der Canonicate) Diego de la Serna. Das Werk ist unter dem Titel „Katholische Granadiner Vertheidigung" in Lyon im Jahre 1706 prachtvoll gedruckt worden in vier Theilen in Folio, die zusammen über 1100 Seiten umfassen. Es muß dem Kloster ein schönes Stück Geld gekostet haben. Eine erneute päpstliche Entscheidung aber erfolgte nicht. Rom hatte einmal gesprochen und vermied es weise, sich selbst zu widersprechen. So blieben die wirksamsten Waffen in den Händen der Gegner; unermüdlich sannen die Vertheidiger darauf, sie ihnen zu entreißen.

Nun traf es sich, daß um die Mitte des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts von einer der anderen großen klösterlichen Anstalten in Granada, dem Collegium der Heiligen Bartholomäus und Jacobus, ein erneuter Angriff gegen die Privilegien des Heiligen Berges unternommen wurde, und zwar mit Aussicht auf Erfolg. Gerade um jene Zeit drang die Kunde von den großen Entdeckungen zu Herculaneum und Pompeji nach Spanien. Mochte nun der damalige Prior des Heiligen Berges, Don Francisco Luis de Viana, selbst oder mochten andere

den erleuchteten Gedanken zuerst gehabt haben, sicher ist — denn die Namen aller Betheiligten stehen durch die nachher zu erwähnende gerichtliche Untersuchung actenmäßig fest —, daß damals eine Anzahl erfinderischer Köpfe und geschickter Handwerker zusammentrat, um des Ruhmes, den der Bourbone Karl III. auf dem Thron von Neapel durch jene italienischen Entdeckungen geerntet hatte, den anderen Bourbonen, Ferdinand VI., der damals in Spanien regierte, womöglich in noch höherem Maße theilhaftig werden zu lassen. Der eigentliche Leiter des ganzen Unternehmens war ein Präbendat der Kathedrale von Granada, Juan Flores de Odouz mit Namen. Zwei andere Geistliche, der Jesuit Isidor Garcia und der Kleriker Juan de Echeverria, dazu drei Handwerker, wie es scheint ein Steinmetz, ein Maler und ein Tischler, alle mit Namen bekannt, standen ihm zur Seite. Der Platz, auf dem sie ihre Ausgrabungen und weiteren Operationen begannen, war diesmal nicht der Heilige Berg; schon weil er zu weit ablag. Möglichst nahe dem Mittelpunkt der Stadt mußte der Platz für das Concil von Iliberris nachgewiesen werden. Der Albayzin, jener der Alhambra nördlich gegenüber liegende, etwas niedrigere Höhenzug, trug auf seinem Südabhang in arabischer Zeit ebenfalls ein Castell, eine Alcazaba, die Alcazaba Cadima, das alte Schloß. Dort waren schon im Jahr 1624 zufällig in einem unterirdischen Gebäude Münzen zum Vorschein gekommen, wie eine gleichzeitige gedruckte Beschreibung berichtet. Der Abhang des Berges ist nicht halb so steil wie der der gegenüber liegenden Alhambra. An manchen Stellen finden sich kleine terrassenähnliche Ebenen, theils natürliche, theils künstlich hergestellte. Denn alles das war in arabischer Zeit dicht bebaut; jetzt liegen daselbst kleine Häuser mit Gärten.

Was an dieser Stelle seit dem Jahre 1753 zu Tage gefördert wurde, ließ — wie war es anders möglich? — die alten Funde des heiligen Berges an Umfang und Bedeutung weit hinter sich. Eine Anzahl steinerner Altäre, Tafeln von Stein und Erz mit Inschriften in griechischer, iberischer und lateinischer Schrift, in den wunderbarsten Schriftformen, eine Menge Gefäße aller Art aus Stein, Erz und Elfenbein, meist auch mit Aufschriften versehen — denn was hätten sie sonst beweisen können? —, dazu Münzen, Ringe, Thonlampen, geschnittene Steine, Stempel, Ziegel und Werkstücke aller Art wurden zu Tage gefördert. Damals erschien in Granada eine Copla, ein Reimvers, wie sie der schlagfertige andalusische Witz stets bei der Hand zu haben pflegt:

Lo que de noche sueña Viana,
Encuentra Flores por la mañana.

„Was Viana (der Prior des heiligen Berges) Nachts im Traume sieht, Flores früh aus der Erde zieht."

Es scheint, daß die Grundmauern der alten Alcazaba damals fast ganz abgetragen und dabei ihr Boden in weitem Umfang bis zu erheblicher Tiefe freigelegt worden ist. Alle Fundstücke ließ Flores sogleich zeichnen und in Kupfer stechen. Etwa achtzig Tafeln, die er auf diese Weise zusammenbrachte, sind noch in einzelnen Abdrücken erhalten; das Werk als Ganzes durfte nie erscheinen. Die Abdrücke sind von höchster Seltenheit, da die Platten auf gerichtliches Urtheil vernichtet wurden. Ein vollständiger Text ist nie geschrieben worden; einzelne Proben der beabsichtigten Bearbeitung haben sich handschriftlich erhalten. Eines

der vollständigsten Exemplare der Tafeln besaß der verstorbene Archivar C. L. Grotefend in Hannover, der es durch alte Göttinger Verbindungen erhalten hatte; andere sah ich in Sevilla und Madrid in Privatbesitz; ein unvollständiges befindet sich im Wiener Münz- und Antikencabinet unter Josef Eckhel's Papieren; ein paar Exemplare einzelner Tafeln habe ich der Berliner königlichen Bibliothek übergeben.

Aber der Erfolg so viel aufgewendeter Mühe war nur ein mäßiger. Das aufgeklärte Zeitalter mit seinen von den kirchlichen sehr verschiedenen Interessen wendete den neuen Funden bei Weitem nicht die gleiche Aufmerksamkeit zu, wie das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert den früheren. Die maßgebenden Persönlichkeiten in Madrid, Enrique Florez, der vortreffliche Historiker, und Martin Sarmiento, beides Geistliche, sprachen sich sogleich höchst abfällig aus. Ein höherer Beamter und Liebhaber antiker Münzen in Sevilla, Thomas Andreas Guseme, schrieb eine ausführliche Widerlegung; sie ist aber niemals gedruckt worden. Dagegen wurden weitläufige und in burleskem Ton gehaltene Streitschriften gegen Guseme von einem Geistlichen aus Malaga, Medina Conde, unter verschiedenen Pseudonymen, und ebenso eine eines anderen Geistlichen, Sanchez Sarabia, in den sechziger Jahren des Jahrhunderts gedruckt; sie sind jetzt bibliographische Seltenheiten. Eine Zeit lang hielt, wie es scheint, die Vertheidigung vor, wenigstens für weitere Kreise. Aber auch dieses Mal blieb die Strafe nicht aus. Wie zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine geistliche, so erfolgte zu Ende des achtzehnten eine weltliche Verurtheilung.

Francisco Perez Bayer, der ausgezeichnete Orientalist und Münzkenner von Valencia, hochgestellter Geistlicher und Erzieher des Infanten Don Gabriel, war eifrig darauf bedacht, seinen einsichtsvollen Monarchen, Karl III., und sein Vaterland vor dem Ruhme solcher Entdeckungen zu bewahren, wie derer von Granada, den man ihm zugedacht hatte. Das Fälschen wirkt wie eine ansteckende Krankheit. Ein Madrider Literat, Candido Maria Trigueros aus Carmona, hatte inzwischen, theils unter dem angenommenen Namen eines biederen Localantiquars aus dem sechzehnten Jahrhundert, über viele Gegenden Andalusiens bis nach dem südlichen Portugal hin, theils auf eigene Hand über seine Heimathstadt Carmona einen reichen Segen von nur auf dem Papier gefälschten Inschriften ausgestreut. Diese von dem angeblichen Juan Fernandez Franco aufgezeichneten und ebenso die in Granada zum Vorschein gekommenen Inschriften beschloß Bayer sich anzusehen und unternahm dazu im Jahre 1780 die für einen Mann seines Alters und seiner Lebensgewohnheiten äußerst beschwerliche Reise nach Andalusien, meist zu Pferde. Die Ergebnisse derselben hat er in einer sorgfältigen Relation niedergelegt, die nie gedruckt worden ist; doch sind einige Abschriften derselben erhalten. Gedruckt worden ist nur im Jahre 1789 eine kurze geschichtliche Uebersicht über die Funde von Granada, deren Ueberschrift dieselben bereits als der Falschheit überführt bezeichnet. Denn, um es kurz zu sagen, dem von der Zeitströmung getragenen Einfluß Bayer's und der maßgebenden Madrider Kreise ist es gelungen, daß den Fälschern vor dem Gericht zu Granada in aller Form der Proceß gemacht wurde, der mit ihrer vollständigen Verurtheilung endete. Die Corpora delicti dieses Processes ruhen in einer großen eisen-

beschlagenen und festverschlossenen Truhe im Keller des Gerichtsgebäudes in Granada, wo ich sie im Jahre 1860 gesehen habe. Es war mir jedoch nicht möglich, ihre Eröffnung zu erlangen, da es dazu angeblich eines königlichen Specialbefehls bedurft hätte. Trotzdem hat noch im Jahre 1883 der vorsitzende Canonicus des heiligen Berges ein Buch über ihn veröffentlicht, in welchem er den ganzen alten Betrug von Neuem als echt auftischt!

Flores Odouz und Echeverria wurden zu acht, Medina Conde zu vier Jahren Einschließung in ein Kloster, die übrigen Fälscher zu anderen Strafen verurtheilt und Allen untersagt, je wieder etwas über die Granadiner Funde zu veröffentlichen. Alles dies ist ausführlich dargelegt in dem großen Folioband „Gründe des Urtheils, welches u. s. w. in dem Proceß u. s. w. vor den königlichen Geheimen Räthen, dem Präsidenten des Gerichtshofes zu Granada, dem Cardinal-Erzbischof von Granada u. s. w. u. s. w. gegen die und die u. s. w. ergangen ist", der in Madrid im Jahre 1781 erschien. Es ist nicht leicht, sich durch diese umständlichen Akten durchzuarbeiten, und es laufen in der Beurtheilung einiger der gefälschten Gegenstände Irrthümer mit unter. Aber im Ganzen macht das Verfahren der spanischen Rechtspflege alle Ehre. Mit jener Verurtheilung in dem Proceß von 1781 schließt der zweite Akt des Schauspiels; aber zu Ende ist das Stück auch damit noch nicht.

V.

Wenn, wie wir sahen, ein alter Ort Garnata einst auf dem Albayzin und an der Stelle seiner Alcazaba lag, so ist es nicht auffällig, daß bei dort angestellten Ausgrabungen, wie schon im Jahre 1624, so auch seit dem Jahre 1752 wieder allerlei Alterthümer zum Vorschein kamen. Unter den Gegenständen, welche die Akten des Fälscherprocesses verzeichnen, sind, wie schon gesagt, in der That einige, an deren Echtheit die Richter mit Unrecht gezweifelt haben. Man darf ihnen das nicht allzu hoch anrechnen, da sie nicht Archäologen und Epigraphiker waren und Sachverständige nicht zur Hand hatten. Schon 1624 war ein Fragment einer römischen Inschrift gefunden worden. Die neuen Ausgrabungen förderten deren etwa ein Dutzend mehr oder weniger gut erhaltener zu Tage. Darunter sind wiederum einige cylindrische Piedestale von Statuen vornehmer römischer Beamter, wie sie nicht in kleinen Landstädten, sondern nur in bedeutenderen Orten vorzukommen pflegen. Ein Theil dieser schweren Steinblöcke, die in der großen Truhe keinen Platz gefunden hatten, sah ich im Jahre 1860 neben derselben im Keller der Audiencia liegen. Inzwischen sind sie in das neu gegründete Provinzialmuseum im früheren Kloster von Santo Domingo gebracht worden; dort habe ich sie fast alle wohlbehalten wiedergefunden. Hier kann sich Jeder von ihrer Echtheit überzeugen, die auch Bayer nie bezweifelt hat, obgleich die Richter einige von ihnen verurtheilt hatten. Es sind theilweis auch paläographisch vortrefflich ausgeführte Inschriften, meist aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. Auch auf ihnen findet sich wiederum der Name von Iliberris in mehreren Beispielen. Hätten die Fälscher ihr Geschäft nur einigermaßen verstanden, so würden sie sich die Mühe erspart haben, alle jene anderen Gegenstände herzustellen. Sie hätten sich damit begnügen können, diese echten Stücke

vorzubringen und würden damit ihrer Sache, die sie durch jene anderen völlig kopflosen Erfindungen auf das Gründlichste compromittirten, einen fast zweifellosen Erfolg gesichert haben. Aber mehr noch: es fanden sich, nach ihren Angaben, die Fundamente eines großen Gebäudes, mit Säulen und Pfeilern, worin sich unschwer eine Basilika erkennen ließ. Nicht nothwendig eine christliche, denn christliche Architekturstücke sind nicht gefunden worden, und sie zu erfinden war man damals noch nicht hinreichend unterrichtet. Das war also die gesuchte, ursprünglich heidnische Basilika, in der das Concil von Iliberris gehalten worden. Von diesem Bauwerk ist damals unter der Leitung des Flores Odouz ein großer Plan aufgenommen worden, den ich im Jahre 1861 in der Bibliothek der Akademie der Geschichte in Madrid zufällig auffand. Er machte mir den Eindruck der Glaubwürdigkeit; die Stellen, an denen jene Piedestale mit den Inschriften von Iliberris gestanden haben sollen, sind darauf angegeben.

Freilich verhehlte ich mir nicht, daß wenn Iliberris in der That dort gelegen habe, man Forum und Basilika nicht auf jener Terrasse der Alcazaba, sondern vielmehr unten im Thale vermuthet haben würde. Auch konnte, daß die Inschriften alle gerade an jener Stelle gefunden worden seien, auf Irrthum oder absichtlicher Täuschung beruhen. Immer aber blieb die Thatsache bestehen daß eine ziemliche Anzahl unzweifelhafter Inschriften von Iliberris an manchen Orten Granada's, in der Stadt und ihren Vorstädten, in verschiedenen Zeiten zum Vorschein gekommen sind. Sie würden in jedem anderen Fall als völlig ausreichende Beweise dafür gegolten haben, daß an der Stelle, wo sie gefunden worden, die alte Stadt, deren Namen sie nennen, auch wirklich gelegen habe. Die Möglichkeit, daß Iliberris an der Stelle von Granada gelegen, schien auch durch den allerdings auffälligen Namenswechsel nicht unbedingt ausgeschlossen zu sein. Die Zeugnisse der arabischen Schriftsteller waren damals noch nicht genau bekannt oder wenigstens nicht ausreichend zu verwerthen. Einige kleinere Ortschaften in Andalusien und im übrigen Spanien haben ihre alten Namen völlig verloren. Bilbilis, Martial's Heimath, heißt jetzt Calatayud, Cäsarobriga heißt jetzt Talavera de la Reina; Jimena, ein kleines Bergnest in Andalusien, hieß Oba, u. s. w. Auch in dieser Beziehung haben wir zu lernen. Warum Iliberris später Granada hieß, wissen wir nicht; aber wie vieler Dinge Grund kennen wir nicht und müssen sie doch als Thatsachen hinnehmen! Die Anzahl und Bedeutung der in Granada gefundenen Inschriften gab für meine Erwägungen den Ausschlag. Ich erklärte mich für die Annahme der localen Historiker, daß Granada wirklich an der Stelle des alten Iliberris liege, obgleich sie durch die Fälschungen eine so wenig annehmbare Unterstützung gefunden hatte. Wenigstens Albayzin und Alcazaba schienen gegründete Ansprüche darauf zu haben, für die Burg von Iliberris angesehen zu werden, während die Alhambra dem kleinen Nativola entsprach. Ich gab dieser Ansicht vor jetzt zwanzig Jahren Ausdruck in meiner spanischen Inschriftensammlung und erntete damit nicht nur den begeisterten Dank mancher echten Söhne von Granada und solcher, die ihre Schulbildung auf dem heiligen Berg erhalten hatten, sondern, was mehr sagen will, die Zustimmung eines so vorsichtigen Forschers wie Dozy. Er hatte früher den arabischen Schriftstellern folgend Ilbira-Iliberris für verschieden von Granada

erklärt. In der dritten Bearbeitung seiner vortrefflichen Untersuchungen über die arabische Herrschaft in Spanien (1881) nimmt er diese Ansicht zurück, angesichts der von mir zusammengestellten Thatsachen. Er gesteht ein, daß der Namenswechsel nicht befriedigend zu erklären sei, versucht es aber wahrscheinlich zu machen, daß die Araber durch irgendwelche Uebertragung den eigentlich Medina Castilia, vielleicht altiberisch Castili (wie Singili-Jenil) genannten Ort fälschlich Ilbira getauft hätten, und daß dieses vielmehr mit Granada identisch sei. Es war vergebliche Mühe.

Jener Plan, der angeblich auf der Alcazaba aufgedeckten Basilika wurde nach mir genauer angesehen von einem der Madrider Akademiker, der als Eisenbahnbaumeister technisch geschult und ein nüchterner Kopf ist. Ihm fielen die beträchtlichen Ausmessungen auf, welche das Gebäude danach gehabt haben müßte. Es wurde in Granada an der Stelle, wo die Basilika gelegen haben sollte, nachgemessen; und siehe da, es zeigte sich, daß ein solches Gebäude auf der kleinen Terrasse der Alcazaba niemals Platz gehabt hat. Die einst gefundenen Grundmauern sollten wieder zugeschüttet worden sein; es wurde nachgegraben, nichts fand sich. Bei wiederholtem späteren Aufenthalt in Madrid habe ich mich vergeblich bemüht, den Plan der Alcazaba wieder zu sehen; er war verliehen worden und nicht wieder aufzufinden. Aber in Granada habe ich mich davon überzeugt, daß, obgleich einige cylindrische Piedestale mit Inschriften noch heute in den kleinen Gärten auf dem Albayzin vorhanden sind und als Tischfüße benutzt werden, die Oertlichkeit die denkbar ungünstigste, ja unmöglich für ein Gebäude ist, wie das angebliche. Der ganze Plan also ist eine Erfindung des Flores Odouz und seiner Genossen. Durch diese Erkenntniß wird der Annahme, daß hier, und nicht in Elvira, Iliberris zu suchen sei, der Boden entzogen. Es bleiben nur noch die allerdings zahlreichen Inschriftenfunde, die sich, wie gesagt, auf die ganze Stadt vertheilen, die Alhambra nicht ausgeschlossen. Allein, daß sie von dem nicht weit entfernten Elvira her sämmtlich nach und nach fortgeschafft und zum Aufbau des arabischen Granada verwendet worden sein können, beweisen die oben gegebenen Nachrichten über zahlreiche ähnliche Vorgänge. Dabei ist zu beachten, daß sich die Steine mit den Namen von Iliberris sowohl auf der Alhambra, also in Nativola, als auf dem Albayzin, also in Garnata, gefunden haben. Selbst für den Namenwechsel gibt es ähnliche, wenn auch nicht ganz gleichartige Beispiele. An der Stelle des heutigen Coimbra, der portugiesischen Universitätsstadt, lag, wie sich aus mancherlei Nachrichten ergibt, ein antiker Ort des Namens Aeminium. Das alte Conimbriga, welches seinen Namen dem heutigen Coimbra gegeben hat, lag dagegen, wie die in den alten Itinerarien verzeichneten Maße beweisen, an der Stelle eines kleinen Ortes Condeixa a velha, vier Kilometer südlich von Coimbra. Im achten Jahrhundert, als Conimbriga von den Arabern zerstört wurde, verlegte man den bischöflichen Sitz in das höher und geschützter gelegene Aeminium, das seinen alten Namen in Folge dessen verlor und den von Conimbriga annahm, während Conimbriga Condeixa, das alte Condeixa, genannt wurde. Der Bischofssitz der römischen Stadt Valeria ist nach dem heutigen Cuenca verlegt worden; der alte Name ging gänzlich unter. Auch von Iliberris wurde der Bischofssitz nach Granada verlegt, nur später erst,

und es ist sehr möglich, daß sich die Bischöfe der Diöcese Bischöfe von Iliberris nannten, auch nachdem ihr Sitz von Elvira fort nach Granada verlegt worden. Dozy macht darauf aufmerksam, daß die arabischen Eroberer es vermieden, sich gerade an den Bischofssitzen niederzulassen. Sie wählten diesen größeren Städten nahe gelegene kleinere Orte zum Sitze ihrer Verwaltung; z. B. Archidona statt Malaga, Calsana (unbedeutender Ort bei Medina Sidonia) statt Asido u. s. w. So werden sie früher in Granada gesessen haben, das ihnen besonders gefallen haben mag — sie sollen dadurch an Damaskus erinnert worden sein —, zur Zeit da Elvira noch als Bischofssitz bestand. Ich vermag nicht zu sagen, was von dem Namen Medina Castilia zu halten ist, den, wie wir sahen, einige der älteren arabischen Schriftsteller Elvira beizulegen scheinen. Dozy meint, es könne nicht bloß Castellum bedeuten, da dieses lateinische Wort von den Arabern mit Castella wiedergegeben werde, nicht mit Castilia oder Castala. Auch führt er aus spanischen Quellen an, daß es in der Nähe von Elvira ein Gehöft, eine Caseria de Castilla gegeben habe. Doch darin steckt sicher nur das moderne Castilien. Spanische Numismatiker haben den Namen von Castili sogar in den iberischen Aufschriften einiger Münzen von Iliberris wieder finden wollen. Wahrscheinlich ist in jenen Aufschriften vielmehr Castulo gemeint, die reiche iberische Stadt mit den Silberminen am oberen Guadalquivir, mit der Iliberris leicht einen Bund geschlossen haben kann. Bei den arabischen Schriftstellern finden sich zuweilen völlig mißverständliche Angaben; sollten auch sie hier an Castulo gedacht haben? Ich bedauere, daß Dozy seinem Lehrstuhl in Leiden und der Wissenschaft zu früh entrissen worden ist. Er würde gewiß der veränderten Sachlage bei einer erneuten Erwägung der Frage Rechnung getragen und vielleicht auch die letzte Schwierigkeit, die in den arabischen Zeugnissen liegt, in befriedigender Weise gelöst haben.

Als Schlußstein der ganzen Untersuchung über Iliberris und sein Verhältniß zu Granada bleibt nur noch übrig dasjenige kurz zu verzeichnen, was sich aus einer genaueren Erforschung der Oertlichkeit von Elvira ergeben hat. Wiederholt sind daselbst Alterthümer zu Tage gekommen, durch Ueberschwemmungen und Regengüsse, auch durch Straßenbauten veranlaßt, in den Jahren 1842, 1868 und den folgenden, zuletzt 1878. Schon Fernando de Mendoza erzählt, daß zu seiner Zeit an dem Orte, wo das Concil gehalten, zur rechten Erläuterung der gegen den heidnischen Götterdienst gerichteten Canones desselben, verschiedene Götterbilder gefunden worden seien: ein Apoll mit der Leier, eine Venus mit dem kleinen Cupido, ein Bacchus und ein Satyr mit dem Weinschlauch. Diese sind verschollen; fast alles später Gefundene entstammt den in der Ebene am Fuße des Gebirges aufgedeckten zahlreichen Gräbern, deren nach und nach an zwölfhundert gefunden worden sind. Es waren Reihengräber aus der späteren Zeit der Stadt, bis auf die Zeit der arabischen Eroberung herabreichend, aber theilweise wohl auch älteren Epochen angehörend, wie die sehr verschiedenartigen Fundstücke zeigen. Münzen fanden sich in ziemlicher Anzahl, darunter ein Paar der alten iberischen von Iliberris — was aber an sich nicht viel bedeutet, da sie in ziemlich weitem Umkreis um Granada vorkommen — und solche der römischen Kaiser von Antonius Pius bis auf Arcadius. Die Fundstücke von Stein, Thon und

Erz, Ziegel und Gefäße von Thon und Glas, Bleiröhren, Waffen, zahlreiche Ringe aus Erz mit christlichen Aufschriften, auch allerlei Geräth aus Erz und dergleichen, befinden sich zum größten Theil im Museum von Granada und sind jüngst von den Herren Gomez Moreno, Vater und Sohn, sorgfältig verzeichnet und beschrieben worden. Auch Werkstücke von Bauten haben sich gefunden. Darunter sind nur wenige aus römischer Zeit, ein Relief mit einem stehenden Löwen darauf (wenn es wirklich römisch ist) und ein Paar Architrave mit Blattverzierungen. Die meisten Stücke gehören offenbar christlichen Bauten der westgothischen Zeit an, wie z. B. Säulen und Capitäle aus Marmor, sowie der Mosaikfußboden wohl einer christlichen Kirche, schwerlich der, in welcher das Concil gehalten worden ist. Eulogius, theologischer Schriftsteller des neunten Jahrhunderts, aus Cordoba, spricht von Elbira als einer beträchtlichen Stadt und erwähnt eine ihrer Straßen oder Vorstädte, die er Parapanda nennt. Nach den Berichten der arabischen Schriftsteller sollen im Jahre 1066 an viertausend Juden in Iliberris erschlagen, wohl von den Christen und Arabern gemeinschaftlich, und später noch viel Christen und Juden vertrieben worden sein. Mancherlei Arabisches, das sich in Elvira gefunden hat, stimmt zu der Vorstellung ihrer auch nach der Eroberung fortdauernden Bedeutung, die wir aus den Berichten gewinnen. Der höher gelegene Theil, für den sich der alte Name des Trockenlandes der Moschee erhalten hat, ist nach seiner Bodengestalt nicht ungeeignet für eine alte Stadtanlage. Reste von Mauern und Thoren sind freilich nicht vorhanden, wie sonst bei Städten iberischen Ursprunges; sie müssen bei dem Zerstörungswerk der Araber wie der Christen bis auf den letzten Steinblock abgetragen worden sein und sind nach dem früher Bemerkten im Inneren der Bauten von Granada zu suchen. Zwei römische Inschriften sind darunter: ein Grenzstein des Kaisers Domitian und eine Weihung an den Kaiser Caracalla, gesetzt von den Beamten der Gemeinde, deren Name aber leider nicht genannt ist. Ich zweifle nicht, daß Iliberris gemeint ist. Es wäre schön, wenn sich noch einmal ein Stein am Orte fände, welcher der wohlbegründeten Annahme, daß Iliberris wirklich an der Stelle von Elvira lag, und nicht an der von Granada, den Stempel unbestreitbarer Sicherheit aufdrückte. Indessen, es ist das Loos vieler wissenschaftlicher Probleme, daß ihre Lösung heute nicht bis zu der auch für den Laien unumstößlichen Gewißheit gebracht werden kann. Derjenige Grad von Klarheit, welchen das Zusammentreffen von inneren und äußeren Anzeichen, von Zeugnissen der Ueberlieferung und Thatsachen der Funde zu geben vermögen, ist in diesem Falle unzweifelhaft vorhanden. Wenn nichts Neues und Unerwartetes zum Vorschein kommt — sicher sind wir davor keineswegs, aber wahrscheinlich ist es nicht —, so ist das topographisch-historische Ergebniß der angestellten Erörterungen also dieses. Auf der Höhe der Alhambra lag noch in westgothischer Zeit eine kleine Ortschaft Nativola, gegenüber auf der Höhe des Albayzin eine vielleicht nicht viel größere, Garnata. Aus beiden entstand nach der Zerstörung von Iliberris das heutige Granada mit seiner Burg Alhambra. Dagegen haben wir auf der Höhe von Elvira die hohle Schale, die einst das alte Iliberris umschloß, die uralte iberische, in römischer Zeit in hoher Blüthe stehende Stadt, den Ort, an welchem im Jahr 300 das Concil stattfand, weiter blühend in west-

gothischer Zeit und in den ersten Jahrhunderten der arabischen Herrschaft, dann vom elften bis zum funfzehnten Jahrhundert fortschreitender Zerstörung anheim gefallen.

Es bedurfte eines weiten Umweges, um zu diesem scheinbar einfachen Ergebniß zu gelangen. Merkwürdig aber bleibt es und bezeichnend für die Völkerschiebungen, die sich überhaupt auf der Pyrenäenhalbinsel im Laufe der Jahrhunderte vollzogen haben, daß in Granada iberische Ureinwohner, Römer, Westgothen, Christen und Juden, trotz der Alles überwältigenden arabischen und der späteren modernen Cultur Spuren ihres Daseins hinterlassen haben, die von einander zu unterscheiden und jede an ihrem Platze richtig zu würdigen nun endlich erst gelungen ist, nach langer Unsicherheit und absichtlicher Verdunkelung. Nachdenkliche Besucher Granada's und der Alhambra werden mit mir vielleicht nicht ungern den Blick rückwärts richten, unbeirrt durch die zunächst mächtig wirkenden äußeren Eindrücke, zu den Anfängen und zu den alten Zeiten, die weit vor dem Glanze der arabischen Herrschaft liegen.

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß.

Mit Randbemerkungen
von
Julius Rodenberg.

III. Wien.
(1867—1881.)

Nein, Dingelstedt hat Laube nicht verdrängt; Jener kam, als Dieser ging, und nicht einmal kam er als sein unmittelbarer Nachfolger: da Baron Münch das Burgtheater selbständig leitete, ward Dingelstedt zunächst Director des Hofoperntheaters, mit welchem Laube niemals etwas zu thun gehabt hatte. Doch datiert von jenem Moment unstreitig der bittere Widerwille gegen Dingelstedt, den man gegen einen Nachfolger meistens hegt, den auch Laube ganz offen bekannt hat, und den Dingelstedt, als der in der Macht Befindliche, gelassen zurückgab. Früher hatte zwischen ihnen, die beide einst derselben Schule angehört oder doch von derselben Richtung ausgegangen waren, ein Verhältniß bestanden, welches von Seiten Dingelstedt's, des Jüngeren dem Aelteren gegenüber, durchaus auf Respect beruhte. Mehr kann es kaum jemals gewesen sein. Denn die Natur, wenn sie sich eigens vorgesetzt, zwei fundamental verschiedene Menschen zu bilden, Menschen, die mit einander innerlich gar nichts gemein hatten und auch in ihrer äußerlichen Erscheinung den stärksten Contrast boten, sie würde dies ihr Werk nicht vollkommener haben zu Stande bringen können, als in Dingelstedt und Laube. Dieser schlicht bürgerlich, einfach, praktisch, nüchtern, die lautere Gediegenheit seines Charakters, die zarteren Saiten seines Herzens unter einer rauhen Schale bergend, schroff, ehrlich bis zur Grobheit — ein Corporal, ein ausgedienter Feldwebel, würde man auf den ersten Blick von dieser festen, gedrungenen, viereckigen Gestalt mit dem zusammengekniffenen Gesicht gesagt haben. Lachend gesteht er uns, man habe ihn, als er 1850 zum Burgtheater-Director ernannt worden, erst daran erinnern müssen, beim Kaiser persönlich seinen Dank abzustatten. „Zum erstenmal in meinem Leben war ich auf den Verkehr mit einem Hofe angewiesen, wozu mich meine Frau für ganz ungeeignet hielt." Die treffliche

Iduna hatte Recht: wenn der Kaiser ihn nicht „allerliebst corrigiert" hätte, würde er, Laube, nicht der Kaiser, diese erste Audienz für beendet erklärt haben. Nein, kein Hofmann, aber auch kein Poet; eine prosaische Natur, voll ursprünglicher Kraft, überall verstandesmäßig zu Werke gehend, und als Bühnenleiter sowohl wie auch als Bühnenschriftsteller zeigend, was man mit dem künstlerischen Verstande auszurichten vermag. In all' diesen Stücken war Dingelstedt sein Gegensatz, in einigen zum eigenen Nachtheil, in all' denen aber, die zum Gelingen und Erfolg führen, zum entschiedensten Vortheil.

Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, was im Laufe des Jahres 1850 den Anlaß zum Bruch gegeben; bis dahin weisen die Briefliften von Dingelstedt's Tagebüchern auf eine rege Correspondenz zwischen Beiden und kein Name begegnet häufiger darin, als derjenige Laube's. Während der Frankfurter Parlamentszeit besucht Dingelstedt den Vertreter des böhmischen Wahlkreises Elbogen, der im linken Centrum der Paulskirche seinen Sitz genommen; und Ende des Jahres 1849 sind sie zusammen in Wien, in demselben Hôtel, der altberühmten „Stadt Frankfurt". „H. Laube als Gang-Nachbar", schreibt Dingelstedt in sein Tagebuch, und am 30. December assistirt er jener Vorstellung der „Karlsschüler", die demnächst — und hier macht sich die „Frauenhand" und zwar, merkwürdig genug, die der Erzherzogin Sophie, geltend! — zu Laube's Berufung an die Burg führte. Neidlos sieht Dingelstedt all' Diesem zu: „Burgtheater. Karlsschüler. Vergleiche und Erinnerungen. Censur verlacht!" heißt es im Tagebuch, 30. December 1849, und „Abends bei Laube schöner Kreis" wiederum am 31. Januar 1850.

Daß das Erscheinen von „Nacht und Morgen" allein im Stande gewesen, einen so tiefen und unheilbaren Riß hervorzubringen, vermag ich nicht zu glauben. Dagegen wissen wir, daß Laube sehr feindlich gegen Dingelstedt auftrat, als dieser noch lange in Weimar und gar nicht in der Lage war, ihm „seine Zirkel zu stören." Am 29. November 1862 schreibt Dingelstedt an Kolb: „Ich kann Ihnen die Einlage nicht ersparen. L. tritt uns, frecher als der frechste Junker-Intendant, mit Füßen. Wollen Sie den Artikel nicht drucken, so lesen Sie ihn wenigstens zur eigenen Information ... Wenn Sie wollen, vertrete ich das Gesagte persönlich; signieren Sie dann den Artikel gefälligst: D. Weimar, Ende November". Und 28. Januar 1864: „L. bringt seine Nichtswürdigkeiten in ein System, das Rechbergen nichts nachgibt. (Sie haben ja wohl den Artikel gegen meine Shakespeare-Abende in der Wiener officiellen Zeitung gesehen?) ..." [1])

Trotzdem kann ich aus eigener Erinnerung bezeugen, daß Dingelstedt, der doch auf alle Fälle der Gekränkte war, einen Schritt zur Versöhnung that und daß ihn Laube zurückwies. Damals allerdings, über zwanzig Jahre später, waren sie wohl auch noch Nachbarn, aber nicht mehr „Gangnachbarn", sondern es wohnte Dingelstedt in den fürstlichen Räumen des neuen Opernhauses, und schräg gegenüber, in einem Miethhaus, vier Treppen hoch wohnte Laube. Mich dünkte der Versuch löblich, diese beiden Männer, die doch ein gutes Stück Leben gemein-

[1]) Franz Dingelstedt an Gustav Kolb. Sechzehn ungedruckte Briefe. „Wiener Presse", 5. März 1882.

sam gelebt, jetzt, wo die verjährten Zwistigkeiten sie nicht mehr trennen konnten, einander noch einmal näher zu bringen; und wirklich gelang es mir eines Nachmittags, Dingelstedt zu Laube hinaufzuführen. Aber Dieser blieb auch da noch sehr zugeknöpft. Die Begegnung hatte keine Folgen; und wohl hätte mein Landsmann jetzt sagen können, was einst, nach 1848, Friedrich Wilhelm IV. gesagt, als Uhland den ihm durch Alexander von Humboldt's Vermittlung angebotenen Orden pour le mérite abgelehnt hatte: „Da sehen Sie nun, lieber Humboldt, auf welcher Seite die Vorurtheile sind!"

Der Einzug Dingelstedt's in Wien war von guten Auspicien begleitet, und sein erstes Gedicht in der neuen, alten Heimath eine Huldigung für seine Frau. Am 20. Februar 1868, der eine Reihe von glänzenden Empfangsabenden in der Directorialwohnung eröffnete, sprach er vor einer erlesenen Zuhörerschaft folgenden Willkommsgruß:

Ja, es geschehen Wunder noch und Zeichen!
Der Frühling ist gekommen über Nacht
Und hat dies Mal aus nord'schen Bundesreichen
Euch eine Nachtigall zurückgebracht.
Ihr kanntet sie. Dereinst habt Ihr sie Euer,
Die Trillerfürstin habt Ihr sie genannt,
Und manches Herz war von geheimem Feuer
Bei ihrem schmetternden Gesang entbrannt.

D'rauf zog sie fort, von einem höh'ren Sterne
Als dem der Kunst geführt, an Gatten-Hand;
Doch immerwährend und in jeder Ferne
Empfand sie Heimweh nach dem Vaterland.
Unwiderstehlich trieb ein tiefes Drängen
Die Aermste hin zum blauen Donaustrom,
Zu ihres theuern Oest'reichs Alpenhängen,
Unter den kaiserlichen Stephansdom.

Und siehe da — nach langen Wanderjahren,
Wo sie bald da, bald dort ihr Nest gebaut,
Sollt' sie Odysseus' seltnes Glück erfahren,
Daß sie die liebe Heimath wiederschaut;
Wie endlich beide, schlafend, träumend landen,
Erkennen sie, erwacht, die Stätte kaum!
Ein andres Wien ist zaubergleich entstanden,
Ein neu' Geschlecht bewohnt den neuen Raum.

Ist sie deshalb vergessen, fremd geworden,
Der süßen Stimme letzter Hall verweht?
Nicht doch! Ihr Echo spricht in Moll-Akkorden,
Daß Jenny Lutzer's Name noch besteht.
Des zeugt der heut'ge Tag in hellem Glanze,
Wo wir der Rückkehr frohes Fest begeh'n,
Und rings um uns, vereint in schmuckem Kranze,
Bei alten Freunden neue Gönner sehn.

Habt Alle, Alle Dank, daß Ihr gekommen,
Des kaum erbauten Hauses Weihestrauß;
Nun schlägt auch unser Herz nicht mehr beklommen,
Es fühlt am Ziel sich endlich und zu Haus.

Wir nah'n mit Muth, mit Eifer, mit Vertrauen,
In diesem Sinne nehmt uns auf und hin,
Und laßt auch uns, so viel wir können, bauen
Am jungen Oest'reich und am neuen Wien!

Schon im Jahre 1870 trat Baron Münch von der General-Intendantur zurück, und nun wurde Dingelstedt zum Director des Burgtheaters ernannt und zugleich als k. k. Hofrath auch in den österreichischen Adelsstand erhoben. Mit seinem schönen Festspiel war noch am 25. Mai 1869 das herrliche neue Opernhaus eingeweiht worden:

Und Du — im Zug die letzte, nicht im Herzen —
Du heil'ges deutsches Banner, schwarz-roth-gold,
Obgleich zerrissen und in Flor gehüllt,
Erschein' auch Du und neige Dich in Ehrfurcht
Vor Deines letzten Kaisers theu'rem Enkel![1]).

Hier aber, in der Burg, stand Dingelstedt endlich auf dem ihm gemäßen Boden, und die Jahre, während welcher er dieses Institut, wie das Oesterreich selber, „an Siegen und an Ehren reich", geleitet, werden nicht vergessen werden. Vornehmlich ist es die nach jahrelanger Vorbereitung erfolgte Gesammtaufführung der schon in Weimar versuchten Königsdramen, aber mit all' den Mitteln des Wiener Burgtheaters, die berühmte „Shakespeare-Woche", vom 23. April, dem Geburtstag des großen Briten, bis 29. April 1875, welche gewissermaßen den Höhepunkt seiner schöpferischen Thätigkeit auf diesem Gebiete bezeichnet, wie er sie denn selber wohl „eine ganze Schöpfungswoche" nennen mochte. Wir lesen darüber in einem gleichzeitigen Wiener Bericht: „Wie Franz Dingelstedt seine Mission im großen Style auffaßt, das hat er durch seine Shakespeare-Abende bewiesen, an denen er die Zuschauer an die Bänke fesselte, daß sie eine Woche lang athemlos lauschten. Man hatte diesem Wagstücke das ungünstigste Prognostikon gestellt, der Erfolg strafte die falschen Propheten Lügen."

Ja freilich war es ein Erfolg gewesen, aber nicht ohne hartes, mühevolles Ringen zuvor, bei welchem es Dingelstedt nicht an ritterlichen Bundesgenossen fehlte. Voran unter diesen stand Leopold Friedrich Freiherr von Hofmann, ein self-made man beinahe wie Dingelstedt selbst, aus unteren Kanzleien emporsteigend zu den höchsten Staatsämtern und passioniert fürs Theater, einen Ministerposten niederlegend, um General-Intendant zu werden, Dingelstedt's letzter Chef seit 1880 und bis ans Ende sein bester Freund. Dieser war es gewesen, der ihm hülfreich zur Seite gestanden, als im Jahre 1873 Dingelstedt sein gewagtes Unternehmen, wie mit einem Vorstoß, mit den Aufführungen der dem Wiener Publicum noch weniger bekannten Dramen des Cyclus, der beiden Theile Heinrich's VI. und Richard's III. begann. Baron Hofmann, in jenem Jahre noch Sections-Chef im Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Aeußeren, war als solcher auch Censor der Hoftheater, und nur dieser Gunst der Umstände hatte Dingelstedt es zuzuschreiben, daß manches bisher unübersteigliche Hinderniß fortgeräumt und ihm z. B. zum ersten Male gestattet ward, die kirchlichen

[1]) Bei Eröffnung des Wiener Opernhauses. Sämmtliche Werke, Bd. IX, S. 54.

Würdenträger der Dramen in ihren historischen Costümen auftreten zu lassen. Zum Dank für den ihm also gewordenen thatkräftigen Beistand, überreichte Dingelstedt das erste gedruckte Exemplar der von ihm bearbeiteten „Königsdramen" mit folgender Widmung zum „stillen Freitag" 1873, dem Geburtstage des Mannes, dessen ganzes Leben so bewegt war:

Den Kampf der rothen und der weißen Rose,
Du hast ihn treu und tapfer mitgestritten,
Die Wehen ihres Wachsthums mitgelitten,
Dich mitgefreut an ihrem Siegeslooſe.

Trotz manchem Dorn, verborgen in dem Schoße
Der Blätter, der des Helfers Hand zerschnitten,
War sie es, die vom Sechsten bis zum Dritten[1])
Den Kranz erzwang, die furcht- und ruheloſe.

Drum laß an Deinem heut'gen Namensfeſte
Dir dankbar dieſes Buch zu Füßen legen,
Vom Guten, das der Dichter schuf, das Beſte.

Wer so wie Du das Schöne weiß zu pflegen,
In einer Zeit voll häßlicher Gebreſte,
Dem bringt des Werks Erfolg den reichſten Segen.

Das Jahr darauf ward Dingelstedt unabhängiger Leiter des Burgtheaters, 1875 General-Director beider Wiener Hoftheater — von der Hofoper trat er 1880 zurück, als Baron von Hofmann die General-Intendantur übernahm — und 1876 ward er vom Kaiser von Oesterreich in den erblichen Freiherrnstand erhoben, mit den beiden Rosen, der rothen und der weißen, in seinem Wappen[2]).

Hiermit ist die Summe seiner Ehren erschöpft. Es war ein weiter Weg von dem kleinen Haus in der Ritterstraße zu Rinteln bis hierher; aber ruhmvoll hat er ihn zurückgelegt, und Alles, auch das freiherrliche Wappen und den Wappenschmuck, sich selbst verdient. Wehmuth, wenn er der Gräber daheim gedachte, mochte ihn ergreifen und ein noch herberer Verlust, der seiner angebeteten Frau, stand ihm dicht bevor. Das Herbstgefühl sollte nun auch ihm nahen, das für Keinen ausbleibt, den die Götter nicht schon im Frühling oder Sommer hinwegnehmen; aber kein Schatten erhob sich gegen ihn, wenn er in die Vergangenheit blickte — Mutter, Vater, Geschwister, alle die Vorangegangenen

[1]) D. h. von Heinrich VI. bis Richard III.

[2]) Das Wappen zeigt einen Schild, quer durchzogen von einem goldenen, mit drei verschlungen Dornenkronen belegten Balken. Oben im silbernen Felde eine rothe und unten im blauen Felde eine silberne Rose, jede golden besamt und grün bespitzt. Auf dem Hauptfelde des Schildes ruhet die Freiherrnkrone mit einem darauf ins Visir gestellten gekrönten Turnierhelm, welchen blaue, mit Silber unterlegte Decken umgeben. Aus der Helmkrone erblühen drei natürliche Rosen auf blättrigen Stengeln, und zwar eine weiße zwischen zwei rothen. Als Schildhalter sind zwei gegengekehrte silberne Pegasus auf einer aus braunen Dornen loſe geflochtenen Staffel angebracht, über welche sich ein weißes Band mit der Devise: „Keine Rose ohne Dornen" in goldener Lapidarschrift zieht. — Das Diplom trägt die Allerhöchst eigenhändige Unterschrift Sr. Kaiserl. und Königl. Apostolischen Majestät des Kaisers und Königs Franz Joseph I., und das Verleihungsdecret ward in der amtlichen „Wiener Zeitung" veröffentlicht am 17. Februar 1876, dem Tage, an welchem das hundertjährige Jubiläum des Hofburgtheaters gefeiert wurde.

hatten sein Andenken gesegnet, sein Haus, seine Gattin, seine Kinder liebten ihn schwärmerisch, seine Freunde, soviel er deren jemals besaß, blieben ihm treu bis ans Grab — keine heilige Pflicht hat er verletzt und vor allen die der Dankbarkeit hochgehalten. Die letzten Verse, welche wir von ihm haben, sind die folgenden, der Fürstin Hohenlohe, der hohen Freundin aus den Tagen der Altenburg, zum 21. Februar 1881 gewidmet:

Weder Blumen, weder Worte
Leg' ich, nur ein stummes Grüßen,
An des Tages Ehrenpforte,
Holde Herrin, Dir zu Füßen.

Schier der Letzte Deiner Leute,
Welche Du um Dich vereint,
Der zum letzten Mal wohl heute
Huldigend vor Dir erscheint.

Ihn hatte sein Todesahnen nicht getäuscht; aber dennoch, bis dieses letzte Blatt herabgeweht, sollte noch manche Spätblüthe sich ans Licht drängen, Gelegenheitsstrophen, die der Nachlaß uns aufbewahrt, keine darunter schöner, als das Gedicht an Anastasius Grün, den Vielverehrten und frühe schon Besungenen[1]), der ihm einst, für seine „Spaziergänge eines Cassseler Poeten", das Vorbild und den Rythmus gegeben. Geschrieben zu des Dichters siebzigstem Geburtstag, 11. April 1876, ist Dingelstedt's Glückwunsch damals freilich in einer österreichischen Zeitschrift gedruckt worden: aber mit dieser ist auch das Gedicht längst hingegangen, und wir wünschen es deshalb an dieser Stelle zu erneuern:

Du hast's erreicht, Octavio, —
Ein Fest, gefeiert und bewundert;
Die böse Siebenzig entfloh,'
Nun geht es auf die runden Hundert.

Und doch, bei allem Lob und Preis,
Die Du verdammt bist, heut' zu lesen,
Gedenkst Du wohl, und seufzest leis',
Der Zeiten, da wir jung gewesen.

Jungösterreich hier, Jungdeutschland dort,
Frühling im Osten und im Norden;
Noch klingt die Freiheitshymne fort
In sanft verhallenden Accorden!

Du stimmtest als Chorag sie an
Und bist auf helle Feindeshaufen,
Trotz Polizei, Censur und Bann,
Spazierengehend Sturm gelaufen.

Anch' io! Ich that gleichfalls mit!
Mit Horn und Spieß und Blendlaterne
Ging ich Dir nach, auf Schritt und Tritt,
Bescheidentlich, in dunkler Ferne.

---

[1]) „Dich im Munde, Dich im Herzen, edler Anastasius!" Auf dem Kalenberge. An Anastasius Grün. (1842.) Sämmtliche Werke, Bd. VIII, S. 121.

Und um uns, welche munt're Schar
Polit'scher Sänger aller Farben!
Wer zählt, die seitdem, Jahr für Jahr
Wegstarben oder ach! verdarben?!

Sie sind verstummt. So auch wir zwei.
Ist doch erreicht, wonach wir strebten:
Deutschland ward einig, Oestreich frei;
Wohl Allen, die den Sieg erlebten!

Dein Lenz erwuchs zur Excellenz;
Du hast, dem Staat zu Nutz und Frommen,
Ein Meister höchster Eloquenz,
Im Herrenhause Sitz genommen.

Drin führst Du manchen tapf'ren Streich
Als Simson wider die Philister;
Wenn Du nur möchtest, wärst Du gleich
— Du warst es dann schon lang — Minister.

Ich hab' mein Sach' auf Schein gestellt
Und im Theater mich geborgen;
Weltbühne oder Bühnenwelt,
In Beiden gibt's genug zu sorgen.

Allein was wir an Glück erreicht,
Vor vielen And'ren auserkoren,
Wir gäben's hin, wie leicht, wie leicht
— Nicht wahr? — für das, was wir verloren!

Unsterblichkeit ein ganzes Jahr
Für einen Deiner „grünen" Tage;
Den Jubelkranz im grauen Haar
Für meine „Nacht" voll Kampf und Plage!

Doch nicht mit einem Klageton
Will ich in Deine Feier treten.
Das Herz, nicht Brockhaus' Lexikon,
Bestimmt das Alter der Poeten.

Wir Alten sind auch gar nicht alt,
Verglichen mit den heut'gen Jungen,
Die, außen klug und innen kalt,
Ganz anders zwitschern als wir sungen.

Noch schlagen unf're Pulse warm,
Noch geh'n wir aufrecht, ohne Wanken,
Und fordern, Beide Arm in Arm,
Ein neu' Jahrhundert in die Schranken!

Gleichfalls einem nunmehr Verstorbenen — einem der jüngsten Tage — Joseph Weilen[1]), in dem auch ich einen lieben warmherzigen Freund verloren, gilt das nachfolgende Gedicht, das sich selber erklärt, wenn hinzugefügt wird, daß es sich in dem Drama „Dolores" um eine Lebendigbegrabene handelt:

[1]) Gestorben 3. Juli 1889.

An Josef Weilen, den Dichter der „Dolores".

Zuweilen sind es just die Schmerzenskinder,
Die überraschend wohl und groß gerathen.
Deß freu'n sich dann die Väter und nicht minder,
Die zu Gevatter standen, ihre Pathen.
So laß auch uns den armen Wurm Dolores
Zwar spät, doch muthig aus der Taufe heben:
Was gilt's? Sie lehrt zuletzt noch alle Mores,
Die jetzo ängstlich beben um ihr Leben.
Gut Ding, wie Weilen weiß, will Weile haben,
Und schwerlich stirbt, wer schon einmal begraben.

Wien, Mai 1874.

Einen Anklang an den lange zurückliegenden Sieg im Victoriatheater von Berlin enthalten die folgenden Geburtstags-Distichen:

An Charlotte Wolter.

Von Hermione bis zu Cleopatra hast Du so manchen
Ueppigen Lorbeerkranz treu mit dem Freunde getheilt;
Daran erinnere Dich das bescheidene Bäumchen der Daphne,
Das Dich am heutigen Fest dankbar und huldigend grüßt.

1. März 1879.

Kein frohes, kein trauriges Ereigniß in dem weiten Kreise, der Dingelstedt umgibt, ohne daß des Dichters Seele mitklingt, das Fest verherrlichend oder den Gebeugten Trost spendend in dem herzlichen, ihm eigenen Tone. Treues Festhalten bezeichnet auch in diesen Familienbeziehungen seinen, von der Welt im Allgemeinen so wenig gekannten Charakter:

Vormals die Eltern, jetzt die Töchter:
Wie schön sich eins zum andren fand!
Nun schlingt sich schon durch zwei Geschlechter,
Vielfach geknüpft, ein Freundschaftsband.

Und immer weiter sei's geschlungen,
Um Enkel, Kind und Kindeskind,
Bis lange alt die jetzo Jungen,
Die jetzo Alten nicht mehr sind.

Auch darin gehörte Dingelstedt zu den vom Geschick Begünstigten, daß er das Nahen des Alters mehr an Anderen, den um ihn her Absterbenden und neu Heraufwachsenden, als an sich selber bemerkte. Seiner Erscheinung blieb der gewinnende Zauber der Persönlichkeit, seiner Seele die Frische der Empfindung. Die Neigungen seiner frühen veränderten sich kaum in seinen späteren Jahren; rastlose Thätigkeit, ein reger geselliger Verkehr waren ihm Bedürfnisse des Lebens, so lange dieses währte. Wie schon der Gymnasiallehrer zu Fulda, so liebte der hochgestellte k. k. Beamte zu Wien noch immer den Besuch der Bäder; er kannte sie so ziemlich alle, vom Meeresstrand bis zu den Alpen, mit jedem verknüpften sich Erinnerungen, ihm um so theurer, als er nicht wenigen von ihnen dichterische Inspirationen verdankte. Seine Gedichte zeugen davon. Der erste Band seiner Prosaschriften trägt den Titel „Bade-Novellen", sechs Erzählungen, deren Schauplätze nacheinander Ischl, Karlsbad, Kreuth, Ems, Baden-Baden und

Helgoland sind — dasselbe Helgoland, das ihn zuerst, in seiner genialen Jugend, vereint mit Liszt und anderen gleichgestimmten Freunden gesehen, zu dem er manchmal noch wiederkehrte, bis er fast eine heimathliche Figur auf diesem Eiland in der Nordsee geworden und dessen anmuthiger Beherrscherin — nicht die Königin von England meinen wir, sondern die Gattin des damaligen Gouverneurs — er bei seiner letzten Anwesenheit, 1878, zu ihrem Namenstag ein Sonett gewidmet, dem wir die beiden Vierzeilen entlehnen:

Du bist im Leben oft und laut besungen,
Und durch Dein gold'nes Berenice-Haar
Da es der Scheere kaum entwachsen war,
Hat kronengleich der Lorbeer sich geschlungen.

Als Hymen d'rauf der Kunst Dich abgerungen —
Zu früh vielleicht — bot er am Traualtar
In Hellstatt Dir ein Myrthenkränzlein dar,
So schmuck, so reich, wie Wen'ge es errungen.

Das Bild der Vergangenheit belebt sich in der Berührung mit neuen Elementen; schwerer sind die Schriftzüge geworden, als in den Tagen der „Bade-Novellen", aber es ist noch dieselbe Hand, welche wir in der Zueignung eines Exemplars derselben erkennen:

Dem halben Dutzend fehlt die Sieben,
Im Bäderschmuck der Diamant;
Kissingen wäre längst geschrieben,
Hätt' ich, Du Holde, Dich gekannt.

Doch kommt das Buch im nächsten Jahre,
Und vorn, als Titelkupfer, steht:
Mit blauem Aug' und dunklem Haare,
Im Steyrer-Hut — Elisabeth!

Dieselbe Hand, derselbe chevalereske Geist. Die jungen Damen schwärmen für ihn. Sie bringen ihm ihre Huldigungen und — ihr Album. In das eine schreibt er:

Ein Album und ein Badeort,
Wie gleicht doch eins dem andern!
Das kommt und geht in einem fort,
Ein Wechseln und ein Wandern.

Von Morgens früh bis in die Nacht,
Beim Trinken und beim Essen,
Wird Kur gebraucht und Cour gemacht
Und Alles — zum Vergessen!

Ist endlich die Saison vorbei
Mit ihrem Saus und Brause,
So bringt man Blätter mancherlei,
Doch keine Frucht nach Hause.

Vielleicht ein wenig bitter für ein junges Gemüth, diese Lehre. Wer jedoch an sich selber die Schrecken erfahren, die mit dem Auftauchen eines solchen Albums verbunden sein können, der weiß auch, welches Maß von Geduld und Höflichkeit mitunter dazu gehört, um bei solcher Gelegenheit die gute Laune nicht

zu verlieren. Manch' ein Poet hat unter ähnlichen Umständen Grobheit nicht für unerlaubt gehalten; nicht so Dingelstedt, der immer galant bleibt, und höchstens ironisch wird, wenn er einer zweiten Albumbesitzerin folgendes Compliment macht:

Welch' reicher Himmel, Stern an Stern,
Von hochberühmten Namen,
Schriftsteller, Künstler, große Herrn
Und liebenswürd'ge Damen!

Doch wer verdient den ersten Preis?
Sie, — mit Respect zu sagen, —
Die diesen Schatz mit Bienenfleiß
Zusammen hat getragen!

Wie schwer ein solches Werk entsteht,
Weiß nur, wer es gesammelt;
Und allenfalls noch der Poet,
Der d'rin sein Verslein stammelt.

In einem dritten Album richtet er „An eine junge Handschriftensammlerin" folgende Verse voll väterlichen Wohlwollens:

Dies Buch soll sein ein Garten
Mit Blumen groß und klein,
Deß emsig mögen warten
Die jungen Hände Dein.
Ein großer Name stehe
Leuchtend auf jedem Blatt,
Und an dem Ganzen sehe
Dein Auge oft sich satt.

Wohl schlägt auch Dir die Stunde
So süß und doch so ernst,
Wo Du, statt Schriften-Kunde,
Gesichter lesen lernst.
Steht dann das Wörtlein: Lieben?
(Mit Fragezeichen!) da,
Und ist es recht geschrieben,
So sprich getrost Dein: „Ja".

Und nicht nur auf die Frauen, auch auf Männer übt Dingelstedt die alte Anziehungskraft. Wo seine hohe Gestalt erscheint, wird sie zum Mittelpunkt einer angeregten und anregenden Gesellschaft, und selten scheidet er ohne poetischen Gruß. In einem Sonett aus Tarasp —

Du Thal der Quellen und der Pize,
Völkerhospiz im wälschen Engadin —

gesellen sich freundnachbarlich die Namen zweier preußischer Minister und Excellenzen — eines, von der Heydt, der es damals war, des Anderen, Lucius (von Ballhausen), der es nachmals erst geworden, und von dem wir mit Vergnügen erfahren, daß sein Witz „wie Salz auf ihrer Aller im Dienste träg gewordenen Sinn" gewirkt habe.

Zwischen diesen zierlichen „vers de société“ steht hier und dort ein anderer trüber, schwerer, gleich jenem, der mit den Initialen „W. v. B.“ und in Klammern: „verstorbene Hofdame in Stuttgart“ bezeichnet ist:

Weißt Du, wie die Wand'rer heißen,
Jene wilden, wüsten Wand'rer,
Die da ziel- und haltlos kreisen
Durch gemess'ne Bahnen And'rer?

Plötzlich in die Welt getreten,
Plötzlich aus der Welt getreten,
Sind's am Himmel die Kometen,
Sind's auf Erden die Poeten.

Liebster Stern, aus Deinem Frieden,
Sende einen sanften Schein,
Wenn er spurlos ist geschieden,
Hinter solchem Wand'rer d'rein.

Eine größere Dichtung Dingelstedt's, seine letzte, war für Liszt bestimmt. Es ist der Oratorientext zum heiligen Stanislaus.

Der Wunsch Beider, ein gemeinsames Werk zu schaffen, läßt sich zurück verfolgen bis in das Jahr 1850. Damals, unter dem 14. Juli, schrieb Liszt aus Weimar, daß seine acht Chöre des „entfesselten Prometheus“ sich am 25. August „entfesseln“ würden („mes 8 chœurs du Promethée déchaîné, se déchaîneront“), und er bereitet den Freund darauf vor, daß er ihn wahrscheinlich mit einer Bitte belästigen werde, die zu erfüllen ihm nicht schwer fallen dürfte: „Je veux dire einen anderen verbindenden Text, so vielleicht, daß das Ganze ein mythologisches Oratorium bilden könnte.“

Sechs Jahre später schwebten Verhandlungen zwischen Dingelstedt und Liszt wegen der Musik zu Shakespeare's „Sturm“. Aus einem Briefe Liszt's vom 20. Februar 1856 geht indessen hervor, daß es hierüber zu Mißverständnissen gekommen, welche schließlich die Ausführung des Vorhabens hinderten. Es scheint nämlich, als ob Rubinstein gegen Liszt die Absicht geäußert, „eine ähnliche Composition zu unternehmen“; Liszt, großmüthig wie immer, trat zurück, und Dingelstedt, offenbar von Liszt's Motiv nicht genügend unterrichtet und deshalb empfindlich, wandte sich an Taubert. Wenn in dieser Sache für irgend Jemanden Anlaß zur Empfindlichkeit gewesen wäre, so hätte Liszt, nicht Dingelstedt Grund dazu gehabt; aber wie wenig Jener sich gegen den Freund hatte verstimmen lassen, beweist der angezogene Brief, der, abermals ein schönes Zeugniß für die hohe Denkweise Liszt's, nicht etwa mit auch nur der leisesten Andeutung eines Vorwurfs, sondern mit der Bitte schließt, ihm die Einrichtung des „Sturms“ zu schicken, sobald sie im Druck vorhanden.

Endlich, am Abend ihres Lebens, schien sich erfüllen zu sollen, was sie vergeblich in der Jugend erstrebt hatten. Mit solchem Ernst und Eifer ging Dingelstedt an die Arbeit, daß es diesmal nicht ein Fragment, sondern wirklich ein bis auf die letzte Feile vollständiges Werk ist, welches wir unter dem Titel: „Der heilige Stanislaus“ im Nachlaß finden. Aber kein guter Stern stand über dem Unternehmen. Das Manuscript ward Dingelstedt aus Rom zurückgesandt

„als den Zwecken Liszt's nicht entsprechend", und die Umhüllung, in der es jetzt ruht, trägt, von des Dichters Hand geschrieben, die Worte: „Reliquien des h. Stanislaus. R. I. P." (Requiescant In Pace.)

Liszt's Ablehnung läßt sich nur zu wohl begreifen. Die Dichtung ist mehr opernhaft, als irgendwie kirchlich, oder nur geistlich gedacht, und wenn schon der Gegenstand an sich nicht frei von Bedenken ist, so schließt die hier vorliegende Fassung desselben den Gedanken einer Aufführung in geheiligten Räumen völlig aus. Der heil. Stanislaus, kanonisiert durch Papst Innocenz IV., 1253, ist der Schutzpatron von Polen; seine Gebeine ruhen in der Kathedrale zu Krakau; sein Gedächtnißtag ist der 7. Mai. Den Märtyrertod starb er 1079, als er, Bischof von Krakau, an der Spitze des empörten Volkes, den sittenlosen, aber tapferen König Boleslav II. mit dem Beinamen „Smialy" (der Kühne) wegen dessen Ausschweifungen zur Rede stellend und zur Besserung ermahnend, von diesem in der Michaelskirche zusammengehauen ward. Dieser Culminationspunkt allein beweist, wie wenig der Stoff für eine Behandlung im Sinne der geistlichen Dichtung geeignet ist: sie hallt wider von Aufruhr und Waffenlärm, und wenn es ihr gleich an gewaltigen Scenen nicht fehlt, so weisen doch gerade diese mehr auf das Licht und den Pomp der Bühne hin, als auf die Dämmerung und den feierlichen Ernst der Kirche. Für uns weitaus am ergreifendsten wirkt das Gedicht da, wo noch einmal, so dicht vor dem Ende, der Lyriker spricht und wir aus seinen Versen Stimmungen und Empfindungen der eigenen Seele zu vernehmen glauben, wie z. B. bei Beginn der zweiten Abtheilung. Hier werden wir auf den Friedhof von Sankt Michael geführt und ein Instrumentalsatz ist vorgeschrieben, der die tiefe Ruhe dieser Stätte malen soll. Zum Schluß erscheint der Schutzengel, der die Todten aufruft zum Zeugniß für den seinem Opfertod entgegen schreitenden Stanislaus.

Schutzengel.

Die Ihr, unter Himmels Hut,
Hier in tiefem Frieden ruht,
Frei von Menschenwahn und Wehen,
Horchet auf in Eurer Gruft,
Wenn des Ew'gen Stimme ruft.
Rüstet Euch zum Auferstehen
Wie am Tage des Gerichts,
Zeuget für den Sieg des Lichts,
Gebt der Erde Himmelsklarheit!
Lug und Trug, Irrthum und Streit
Trüben alle Zeitlichkeit;
Nur im Tod ist volle Wahrheit.

(Instrumentalsatz. Leise Seufzer in den Gräbern und Grüften. Geisterhafte Laute, übergehend in einen)

Chor der Abgeschiedenen.

Ach, wir glaubten uns gerettet
Aus des Lebens Sturm und Drang;
Fest geborgen, weich gebettet,
Schliefen wir so süß, so lang!
Unter Blumen, unter Bäumen
Laß, o laß uns weiter träumen,
Weck' uns nicht durch strengen Zwang!

Schutzengel.

Sträubt Euch nicht; Ihr fleht vergebens,
Wenn gebeut des Höchsten Wort!
(Ferne Klänge des herankommenden Zuges.)
Horch, schon schwillt die Fluth des Lebens
In des Todes engen Port!
Gott der Herr, er möge schalten,
Selbst des Richteramtes walten;
Dies die Stunde — hier der Ort!

Ebenso für die Formgewandtheit als die gute Latinität Dingelstedt's spricht auch ein „Chor der Wallfahrer", dessen Text er, um im Gedicht keine Lücke zu lassen und das Metrum anzudeuten, einstweilen selbst erfunden, demnächst aber durch eine, der wirklichen Liturgie entnommene Hymne zu ersetzen bittet:

Qui per tenebras migramus,
Ubi tandem salvi stamus,
Dabit nobis Dominus.
Ecce verae via lucis,
Ecce via verae crucis,
In qua tu, o Christe, ducis
Filios tuos coelibus.

Abweichend von dem geschichtlichen Verlauf, demgemäß Boleslav 1081 von seinen Unterthanen vertrieben ward und 1083 in Ungarn starb, endet das Gedicht mit der Abdankung des Königs, der in ein Kloster geht, und einer Apotheose Polens, „vor allen Völkern, die der Erde Rund bewohnen, die schmerzensreiche Mutter Du!"

Wie Dingelstedt zu dieser Wendung kam, die weder im Stoffe lag noch zeitgemäß war, ist schwer zu sagen; es müßte denn sein, daß ein romantischer Zug ihn noch einmal in die Gefilde der Jugend verlockt, als er, ein Knabe von sechzehn Jahren, „Kosciusko und Skrzynecki auf den Trümmern von Warschau" gesungen. Aber zwischen 1830 und 1880 war dieser Unterschied, daß seitdem Polen noch zweimal aufgestanden und zweimal wieder zu Boden geschlagen war, auch dem lebenden Geschlecht zeigend, was dem vorangegangenen längst klar geworden, daß ritterliche Tapferkeit und schwärmerische Vaterlandsliebe — leider! — nicht ausreichen, um einen modernen Staat zu begründen — ein Punkt, in dem Rußland, Oesterreich, Preußen und alle Welt, die sonst nicht immer eines Sinnes, ganz einverstanden sind. Eine kommende Herrlichkeit der polnischen Nation über dem Grab ihres Heiligen in der jetzt österreichischen Stadt Krakau zu verkünden, konnte daher ebenso wenig politisch opportun sein, als es in der That poetisch gerechtfertigt ist, und auch wir dürfen von den Reliquien des heil. Stanislaus mit dem Wunsche scheiden, mit welchem der Dichter sie gleichsam in seinem Nachlaß begrub: „Requiescant in pace".

War es Dingelstedt nicht beschieden, seine Laufbahn mit einer Dichtung im großen Stil, wie er sie beabsichtigt, symphonisch zu beschließen, so verdanken wir doch dieser letzten Wiener Zeit eine Reihe der vortrefflichsten kleineren Prosaschriften, vorwiegend ästhetisch-kritischen Inhaltes, alle von dem feinen Geist beseelt, der sich immer noch am glücklichsten in der Antithese, dem Epigramm ausdrückt, und immer noch das scharf Pointirte mit dem poetischen Sentiment zu

verbinden weiß. Von dieser Art ist das „Literarische Bilderbuch“ [1]) eine Sammlung von Essays: Charakterköpfe von Künstlern und Dichtern, Skizzen interessanter Partien aus der Literaturgeschichte, „die Mehrzahl mit dem Theater zusammenhängend, dem deutschen, französischen und englischen Theater, welchem, nunmehr ein volles Menschenalter hindurch, das theoretische Studium und die praktische Wirksamkeit des Verfassers gewidmet gewesen“; von dieser Art sind ferner die drei, für den Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia“ zu Wien gehaltenen Vorlesungen, unter dem Titel „Eine Faust-Trilogie“, demnächst in dieser Zeitschrift und hierauf als Buch [2]) veröffentlicht; sind endlich, die Krone dieser kleineren Schriften, und die letzte, die wir von ihm besitzen, die „Münchener Bilderbogen“ [3]), — ein Stück seiner Selbstbiographie, doch auch diese, sein literarisches Vermächtniß, wie so Vieles in Dingelstedt's Leben, ja das Meiste, nur — Fragment.

Mußte der Dichter, dem vierzig Jahre früher, bei seinem ersten Auftreten, alle Herzen zuflogen, damit enden? Mußte sein ganzes Dichten ein Bruchstück bleiben, die Verheißung von etwas Höherem, Größerem, die sich nicht erfüllt? Umsonst diese Frage. Das Urtheil, und noch mehr das Vorurtheil hat sich festgestellt; das erstere läßt sich berichtigen, gegen das letztere zu kämpfen scheint hoffnungslos. Zustimmungen in beträchtlicher Zahl sind uns während des Verlaufes dieser Arbeit zugegangen und von den hervorragendsten Seiten; dazwischen aber auch anonyme Karten, vornehmlich aus Oesterreich, welche von einem „chamäleonartigen Salonmenschen“, einem „dichtenden Hofrath“ sprechen. Ach, als er „Hofrath“ wurde, da hatte Dingelstedt zu dichten fast schon aufgehört — zu dichten in dem Sinne, wie wir es meinen; und wenn wir dennoch in dieser Ausführlichkeit aus seinem Nachlaß sein Leben zu reconstruiren versuchten, so geschah das, weil es uns merkwürdig erschien, daß eine solche Begabung sich mehr in dem geäußert, was sie versprach, als in dem, was sie gehalten, und wohl der Mühe werth, in den intimen Briefen und Selbstgeständnissen nach dem Grunde zu forschen — der Mühe werth, Beides, für den Mann und seine Zeit. Nur in solchem Sinne möchte der Herausgeber von Dingelstedt's Nachlaß, den Ausgangs- und den Endpunkt dieses ungewöhnlichen Lebens in Betracht ziehend, die beiden Verse Platen's (aus dem Prolog zu den „Abbassiden“) sich aneignen:

Indessen wünscht er sich geneigte Leser
Vom Strand der Donau bis zum Strand der Weser!

In seinen besten Jahren, dichterisch genommen, hat ihn nur die Heimath gesehen; und dort, in den hessischen Gauen, hat sich sein Andenken am reinsten und liebevollsten erhalten. Vieles hat sich auch dort unterdessen verändert; aber wenn es einen Namen gibt, der in diesen kleinen malerischen Städten, an den Ufern der Weser und der Fulda noch immer mit der gleichen Anhänglichkeit genannt wird, so ist es der Franz Dingelstedt's. Er mag das wohl auch selbst im Voraus gefühlt haben; bis zuletzt blieb sein Verhältniß zur alten Heimath und zu dem alten Freunde darin das innige der Jugend. Kürzer, seltener

[1]) Berlin, A. Hofmann & Co., 1879.

[2]) Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1876.

[3]) Münchener Bilderbogen. Von Franz Dingelstedt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.

werden die Briefe; weniger herzlich, weniger warm sind sie nicht. Und was vermöchte für den Vielverleumdeten eindringlicher zu sprechen, als dieser Briefwechsel, der ununterbrochen von der Jugend bis ins Alter, über einen Zeitraum von fünfundvierzig Jahren reicht?

Als Friedrich Oetker, 1877, den ersten Band seiner „Lebenserinnerungen" vollendet und den Freund wegen einer, ihn betreffenden Stelle des zweiten um Mittheilung gebeten hatte, schrieb dieser:

Wien, 2. Mai 1877.

Verzeih, lieber Fritz, eine späte Antwort auf Deine freundliche Frage. Ich war in der Char- und Osterwoche abwesend und seither mehr als gewöhnlich angestrengt.

Der Roman[1]), zu welchem Deine Hand so manchen Baustein zusammengetragen, ruht in Frieden. Ich komme zu keiner Sammlung, Stimmung, Freiheit, wie sie eine größere Arbeit denn doch erfordert. Säheſt Du mein Leben, in einer großen Stadt, einem großen Hause, einem großen Geschäfte, — Du würdest begreifen, daß dabei eine dichterische Schöpfung nicht aufkommen kann. Altes, zum Theil Veraltetes sammeln, dann und wann ein Zeitungsartikel . . . Der Rest ist Schweigen, wie das Ganze Bruchstück, Stückwerk gewesen und geblieben.

Du hast Dich weiser geführt, fester zusammengehalten. So wird denn Dein vitae curriculum, nach der dispositio uberior, in der Du früh ein Meister geworden, gewiß interessant ausfallen. Schick' mir den ersten Band, sobald er heraus ist. Ich werde mich irgendwo darüber lustig machen, und Dich erst recht.

Vom Haus nichts Neues. Meine Frau sprudelt in Karlsbad. Im Juli denk' ich sie in Wiesbaden, mich und Susanne in Ems unterzubringen. Darauf denn der unvermeidliche Monat in der Nordsee. Und dann: von vorn wieder an, bis es einmal hinten aufhört.

Treulichst Dein

Franz.

Wenige Wochen später erfolgte nachstehender Brief:

Wien, 26. Juni 1877.

Gut gebrüllt, Löwe! Noch einmal, einen zweiten Band brüllen! Ohne Spaß, alter Fritz, und ohne Phrase, Dein Buch ist beneidenswerth jung. Frau und Tochter haben bereits herausgefischt, was uns angeht, und mir vorgesetzt. Ich danke für Alles; am meisten für den Kranz, den Du auf das Grab meiner Aelteren gelegt.

Nun aber, ohne Aufschub, an die Fortsetzung. Kümmere Dich doch nicht um Deine s. v. Gesundheit. Deine „liebe Brust" pfeift ja schon lange auf dem sogenannt letzten Loche, und Du stirbst so wenig wie Dein unsterblicher „Sterbender"[2]). Nach dem Idyll bist Du uns, mehr noch Dir, das Epos schuldig. Sei froh, daß Du nach Herzenslust krank sein, also: arbeiten kannst. Wenn Dein zweiter Band, gleich stattlich von außen, gleich stimmungsvoll von innen, wie der erste, vorliegt, schreibe ich einen meiner berühmten essais über Dich. Ueberlebst Du den, so bist Du der ewige Jude![3])

Hätte ich geahnt, Du sei'st in Berlin, hätt' ich Dich voriges Jahr sicher aufgesucht. Aber wer wird, ohne zu müssen, in Berlin leben, wo man nicht leben kann?! Bring' doch einmal einen Winter in Wien zu. Das erhält, erfrischt, erweckt.

---

[1]) Das Fragment der „Sieben Jahre".

[2]) Bezieht sich auf ein ziemlich umfangreiches Gedicht Oetker's aus der Marburger „Kränzchen"-Zeit, „der sterbende Jüngling" bruchstückweise mitgetheilt in den „Lebenserinnerungen" (Bd. I, S. 97 und 103). Der „Sterbende" bildete lebenslang den Gegenstand harmloser Neckerei zwischen den Freunden.

[3]) Leider hat er ihn nicht überlebt: er ist niemals geschrieben worden. Nach Erscheinen des zweiten Bandes (1878) sagte Dingelstedt eine Besprechung zu, wenn das ganze Werk vorliegen werde; doch dieses, zu welchem des Verfassers Neffe, Professor Dr. Friedrich Oetker, einen dritten, Nachlaßband (Kassel, Theodor Fischer. 1885) gefügt, ist noch immer Torso, dessen Abschluß wir sehnlichst herbeiwünschen.

Ich gehe in einigen Tagen fort von hier, um zuerst meine arme Frau in irgend einem östreichischen Luftcurort zu installiren und dann mit meiner Tochter in Scheveningen mich zu verhäringen. Kommst Du in die Nähe, so komm nach. Wir zugvögeln dann noch einmal mit einander, wie einst auf dem Juden- oder dem Rappel-Bock!

Tausend Grüße der Meinigen und des Deinigen Franz.

Die letzte Begegnung der beiden Freunde, — der Eine jetzt neun-, der Andere vierundsechzig Jahre alt — fand im Juli 1878 zu Kassel statt, wo sie Beide mit einander einst in der Jugendzeit so gute, so frohe, so tolle Tage verlebt hatten. Das Wiedersehen hatte nichts Melancholisches. Dingelstedt, obwohl er kaum dreiviertel Jahre zuvor seinen besten Kameraden, seine Lebensgefährtin, seine Jenny verloren[1]) und die Trauer um sie noch frisch in seinem Herzen war, schlug dem Freunde gegenüber sogleich den heiter-gemüthlichen Ton an, der, auf unbedingtem Vertrauen beruhend, ihr lebenslanges Verhältniß bezeichnet. Er hatte nicht, er konnte niemals vergessen, wie tapfer und treu dieser in den Tagen der Verleumdung zu ihm gestanden, wie verächtlich er jeden Zweifel an der Integrität dessen zurückgewiesen, den er, und vielleicht er allein, mit all' seinen Schwächen und all' seinen Tugenden gekannt, und wie dankbar dafür ihm auch die Verblichene gewesen. Es ist nicht richtig — und Niemand kann erfreuter sein, den Irrthum einzugestehen und hier zu verbessern — was ich in einer früheren Schrift, als der Nachlaß noch nicht vorlag, über ein inneres Zerwürfniß dieser Beiden gesagt[2]). Von einer vorübergehenden Verstimmung, einem Vorkommniß, wie solches nach dem englischen Wort „will happen in the best regulated families", ist allerdings einmal die Rede. Doch keine Differenz, am wenigsten eine politische, wie dort angedeutet, wäre stark genug gewesen, die Freunde zu trennen. Auch fehlt dafür jeder Anhalt. Es geht vielmehr aus dem bisher Mitgetheilten hervor, daß sie, wenn es ihnen vergönnt gewesen, auf demselben vaterländischen Boden zu wirken, ungefähr der gleichen Richtung angehört haben würden; kein wirklicher, ernster Mißklang hat diesen lebenslangen Seelenbund getrübt, niemals, selbst in dem verhängnißvollen Augenblicke nicht, der unsere nationalen Geschicke bestimmte, hat ihre Verbindung gestockt, und Dingelstedt selbst hat noch weit hinein in die glücklichere Zeit gelebt, wo man ein hoher k. k. österreichischer Hofbeamter sein und dennoch sich als Deutscher bekennen durfte.

Wir finden im Nachlaß einen Briefumschlag, wie solche für Dienstangelegenheiten verwandt zu werden pflegen, mit zwei großen Siegeln und der Aufschrift von Dingelstedt's Hand:

Fritz Barbarossa (= grisa)
empfange
mit gewohnter Bescheidenheit
auch diese inhaltreiche Adresse
des vereinigten Deutsch- und glücklichen Hessenlandes.

Im Falle der ehrwürdige Adressat „abwesend" sein sollte, wolle die hessische Morgenzeitung den Wortlaut der Adresse in ihren Spalten gefälligst aufnehmen.

[1]) Sie war am 3. October 1877 gestorben.

[2]) Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882. S. 201, 202, 208.

Was dieser Wortlaut gewesen sein mag, wissen wir nicht; denn das Couvert ist leer. Aber anderen Tages erschien in der „Hessischen Morgenzeitung", dem Organ Oetker's, an der Spitze des lokalen Theils, unter der Rubrik „Hessen" folgende Notiz:

Kassel, 16. Juli. Der Dichter Franz Dingelstedt, vormals Gymnasialhülfslehrer in Kassel, jetzt Freiherr und k. k. Hofburgtheater-Director in Wien, verweilte hier einige Tage. Er kam mit seiner jüngsten Tochter von Ems und geht zu einer Nachkur über Hamburg nach Helgoland.

Was nicht in der Zeitung stand und überhaupt bis heute nicht gedruckt worden, ist die nachfolgende Aufzeichnung Oetker's, wahrscheinlich von ihm als Memorandum für einen der späteren Bände seiner „Lebenserinnerungen" gemacht:

Um die Mitte Juli 1878 überraschte mich ein Besuch Dingelstedt's in Kassel. Anfangs erhielt ich eine französische, schwarzumränderte Karte; denn er war vor geschlossene Thüren gekommen. Dann riefen ihn ein paar Zeilen persönlich herbei, und am andern Morgen brachte er mir auch seine jüngste Tochter Susanne, ein liebes, sinniges Kind, die mich mit ihren großen blauen Augen lebhaft an die jüngstverblichene Mutter erinnerte und sofort mein ganzes Herz gewann. Der Freund war mit ihr umhergewandert, hatte ihr gezeigt, wo er gewohnt, und stand jetzt in sinnender Wehmuth vor einem alten Bilde der Gattin, das sie mir vor langen Jahren geschenkt hatte, und das mir durch alle Fährlichkeiten der Umwälzungen und Umzüge hindurch, wenn auch nicht unverletzt, bewahrt geblieben war. „Sieh, Susi, wie freundlich!" sagte er, und Susannchen blickte mit thränenfeuchtem Auge auf das Bild und dann auf mich.

Es war manches Jahr verstrichen, seit ich den Freund zuletzt gesehen hatte. Auch der Briefwechsel war begreiflicher Weise noch spärlicher geworden, als in den fünfziger Jahren. Zudem hatte ein Mißverständniß, das mir erst nach Jahren aufgeklärt wurde, Frau Jenny gegen mich erzürnt; sie glaubte sich verletzt, ohne daß ich ahnte, weßhalb, und der Freund mochte wohl als guter Gatte miteingestimmt haben. So hatte ich geraume Zeit nur durch Gabriele, das älteste Töchterchen, dann und wann Etwas erfahren. „Papa meint," schrieb mir die gewandte Kleine unterm 28. Januar 1861, „Sie haben schon so viele Briefe von ihm, daß ein neuer Ihnen keine Freude mache, und Mama ist von unserm Masernspital noch ganz in Anspruch genommen. So ist nun mir die angenehme Aufgabe zugefallen," u. s. w. Später empfing mich dies anmuthige Kind einmal persönlich, während die Mutter „noch nicht sichtbar" sei und der Vater „schon ausgegangen" war, und unterhielt mich aufs lieblichste.

Nach den Ereignissen von 1866 war Frau Jenny, die eifrige Oesterreicherin, gar weich und trüb gestimmt. Als ich gelegentlich die damals noch seltene Ansicht aussprach, daß es eine schlechte Politik sein würde, wenn Deutschland jetzt noch auf weitere Schwächung Oesterreichs ausgehen wollte, daß es vielmehr umgekehrt mit aller Macht auf dessen Erhaltung hinzuwirken und die beste Freundschaft mit ihm zu suchen und zu pflegen habe, sah sie mich ganz erstaunt an. „Das sagen Sie?" rief sie endlich freudig bewegt; „o, mein liebes Oesterreich! guter Freund! Sie imponiren mir . . ."

Bei der Gelegenheit ward denn auch der alte kleine Groll bekannt und, da mir vollständige Aufklärung und Rechtfertigung nicht schwer fiel, aufrichtig bedauert.

Bald darauf faßte Dingelstedt die Theaterverhältnisse in den von Preußen besetzten Ländern, namentlich in Cassel, ins Auge. Er schickte mir unterm 21. August einen darauf bezüglichen Zeitungsausschnitt nach Berlin und fragte: „Wird es vielleicht möglich werden, mich, der ich nach einem größern Wirkungskreis verlangen darf, der hessischen Heimath zurückzugeben? Denke darüber nach, frage, handle" . . .

Ich that, was ich konnte. Allein die Sache nahm, hauptsächlich in finanzieller Beziehung, eine Wendung und Gestaltung, welche den Wünschen und Zielen Dingelstedt's nicht entsprechen konnte[1]).

---

[1]) Dingelstedt's Brief in extenso, sowie Näheres über diese ganze Angelegenheit ist unter dem Abschnitt „Weimar" (S. 234) mitgetheilt worden.

Dagegen eröffneten sich bald bessere Aussichten in Wien. Der Freund suchte mich auf, um Ansicht und Rath zu vernehmen. Ich konnte nach meiner Auffassung der obwaltenden Umstände, namentlich auch der politischen Verhältnisse und Beziehungen Oesterreichs und Deutschlands, nur rathen, die Gelegenheit zu ergreifen, an die Spitze der berühmtesten deutschen Bühne zu treten. Und es hat sich auch meines Wissens kein Grund ergeben, Rath und Entschluß zu bereuen. Dingelstedt hat in Wien gefunden und erreicht, wonach er strebte, und Weiteres steht ihm noch bevor. Unser Gespräch drehte sich indeß weniger um Gegenwart und Zukunft, als um vergangene Tage. Sein vortreffliches Gedächtniß erinnerte ihn sofort daran, daß wir uns in demselben Hause und nahe demselben Zimmer befanden, wo wir vor zweiundvierzig Jahren unsere literarischen Zusammenkünfte hielten. „Ja, ja, bei jenem Brunnen stand der Esel, der zuerst von allen Casselern unsere Bestrebungen begrüßte“ . . . .

Auch eines andern Vereins erinnerten wir uns, des „Bundes der musicirenden Potentaten“. Ich suchte die von den Kunstgenossen mit Laune ausgestatteten Bundesakte herbei, im Namen der „untrennbaren Doppelheit“ aufgestellt; „der Fürstentag politisirt; er fördert das Wohl der Welt durch Essen und Trinken“ . . . „Die Kapelle musicirt; Dirigent ist der zeitige Kapellmeister; die übrigen Mitglieder wirken nach Fähigkeit und Geschick ohne Präjudiz und sonder Gefährde“ . . . „Eigenmächtiges Blutvergießen ist unstatthaft“ . . .

Dingelstedt hätte mich gern zur Mitfahrt nach Helgoland beredet; allein, wie groß auch das eigene Verlangen war, einige Wochen an der See zuzubringen, ich konnte dem Wunsche doch nicht entsprechen: die bevorstehenden Neuwahlen zum Reichstage und andere Rücksichten ließen es nicht zu.

Hier endet das Memorandum und hier auch unsere Aufgabe. Der Nachlaß ist erschöpft. Drei Jahre nach jener letzten Begegnung starb am 17. Februar 1881 Friedrich Oetker, und drei Monate später, am 15. Mai desselben Jahres ist Franz Dingelstedt der voraufgegangenen Lebensgefährtin, dem voraufgegangenen Freunde gefolgt.

Es war Ende Mai des Jahres 1889, als ich, von den lieblichen Seegestaden Italiens und aus den uralten Städten des Etruskerlandes heimkehrend, zum ersten Male seit dem Tode Franz Dingelstedt's wieder nach Wien kam. Acht Jahre nun schon ruhte mein lieber Landsmann dort auf dem Centralfriedhof; und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich hatte diesen Weg durch das auch mir so theuere Oesterreich nur gewählt, die Nachtfahrt durch die hoch und hehr dunkelnden Alpen von Krain, Kärnthen und Steiermark nach Wien nur gemacht, um das Grab Desjenigen zu besuchen, dessen Namen diese Blätter tragen. Es war ein Morgen wie geschaffen zu solch schwermüthigem Gang — schwermüthig er selbst dieser Maihimmel, an welchem Wolken und Sonne wechselten. Susanne von Dingelstedt, sie, die „mit ihren großen blauen Augen“ elf Jahre früher des Vaters Jugendfreund sinnend angeblickt, war meine Führerin, sinnend auch heut, mit ihrer hohen Gestalt einer trauernden Muse gleich. Durch die lange staubige Vorstadt kamen wir hierher, wo Flieder, Akazien und Goldregen blühten, zuweilen von dem frischen Winde bewegt, der den Heugeruch von den Armengräbern herübertrug. Der Boden war mit herabgewehten Blüthen bedeckt, und unter Bäumen, mit deren leisem Geflüster sich, fern ersterbend, das Geräusch der Hauptstadt mischte, schritten wir den Hauptgang hinunter, bis wir vor zwei Grabsteinen, links am Wege, hielten — beide, mit Epheu dicht bewachsen, auf einem Sockel. Zwei Porträtmedaillons, das eine

voll weiblicher Anmuth, das andere voll männlicher Kraft und Schönheit schauen einander an. Ueber dem weiblichen Porträt sieht man eine Leyer mit zerrissenen Saiten und die Masken der heiteren und der tragischen Muse, von einem Lorbeerkranz umgeben; über dem männlichen eine Leyer mit den fortklingenden gespannten Saiten und eine Schriftrolle, darauf die Eule sitzt — rechts die flammende Fackel der Poesie, links der lorbeerumwundene Directionsstab — es sind die Gräber von Franz Dingelstedt und seiner Gemahlin Jenny, geb. Lutzer. In der oberen Wölbung des Denksteins ist die Mohnblume, das Zeichen des Schlafs, und der Wind, dieser Gräberwind, den ich so wohl kenne, rauschte durch Laub und Buschwerk, und am Wolkenhimmel zog ein Schatten herauf, den die Sonne nur selten noch durchbrach.

Das alte Kärthnerthortheater, die Stätte von Jenny Lutzer's Ruhm, ist längst nicht mehr; aber auch das alte Burgtheater, dessen letzter Periode Franz Dingelstedt die Signatur gegeben, hat aufgehört zu sein, und ein neues, in strahlender Herrlichkeit erhebt sich an der schönsten Stelle Wiens, gegenüber den Museen, dem Marien-Theresiendenkmal, das die thronende Herrscherin der alten Hofburg zugewandt zeigt, gegenüber dem gothischen Rathhaus und der Universität, in der Welt wohl der stolzeste Bau der Wissenschaft, und hinter welchem die Thürme der Votivkirche schlank und weiß emporragen. Hier, in diesem neuen Burgtheater, in dem künstlerisch vielleicht allzureich geschmückten Stiegenhaus, neben den drei anderen, deren Andenken mit der Geschichte dieses hochberühmten Instituts unzertrennlich verknüpft sind: v. Sonnenfels, Schreyvogel und Laube, steht zwischen goldumrankten Säulen, in einer Nische das Marmorbild Dingelstedt's, in genialisch weltmännischer Gestalt, den Mantel zurückgeschlagen, in der Rechten eine Rolle haltend — hoch und imposant, überlebensgroß.

Und doch wüßt' ich ein Denkmal, bescheidener zwar als dieses, allabendlich von Tausenden gesehen, die den großen Bühnenleiter wohl, aber nicht den Menschen, nicht den Dichter kannten — ein Denkmal in der Heimath, das nur Diejenigen zu betrachten kommen würden, die ihn wirklich geliebt haben und niemals vergessen werden — eine Gedenktafel an dem kleinen Haus in der Ritterstraße zu Rinteln, mit Nichts als den Worten:

In diesem Hause
verlebte seine Kindheit und Jugend
Franz Dingelstedt,
geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf, in Oberhessen,
gest. 15. Mai 1881 zu Wien.

Ueber die Temperamente.

Akademische Rede
von
G. Rümelin.
Tübingen 1881.

Die deutsche Sprache zählt über vierhundert bekannte und viel gebrauchte Adjectiva und noch einige Dutzend Substantiva, die uns ausschließlich dazu dienen, Personen zu charakterisiren und von andern zu unterscheiden, nicht nach ihren körperlichen Eigenschaften, nicht nach ihren äußeren Verhältnissen, in Stand, Beruf, Vermögen, nicht nach Erlebnissen und Schicksalen, nicht nach erworbenen Kenntnissen und Fertigkeiten, auch nicht nach bloß vorübergehenden Zuständen und Stimmungen, sondern nach festen und habituellen Zügen ihres Seelenlebens, die nicht allen Menschen gemeinsam sind, sondern dem einen zukommen und dem andern fehlen. Es gibt freilich daneben auch noch eine ganz unzählbare Menge dem gleichen Zweck dienender Bezeichnungen, die nicht in einem einzigen Worte, sondern in einem zusammengesetzten Ausdruck oder einem ganzen Satz bestehen, aber wir dürfen wohl mit Recht davon ausgehen, daß das die einfachsten, der Beobachtung zuerst und am häufigsten sich aufdrängenden Begriffe sind, welche die Sprache durch ein besonderes Wort auszuzeichnen ein Bedürfniß empfindet, während sie das Fernerliegende und Complicirtere der umschreibenden Ausdrucksweise der freien Rede anheimstellt. Die verschiedenen Sprachen zeigen uns darin interessante Abweichungen von einander, indem jede für einzelne Merkmale des Seelenlebens eigene Worte bildet, die eine andere Sprache oft kaum mit aller Umschreibung richtig wiederzugeben vermag, wofür schon Goethe das Beispiel namhaft macht, daß das französische Wort perfide im Deutschen unübersetzbar sei und unser „treulos" sich wie ein unschuldiges Kind dazu verhalte.

Allein auch wenn wir uns auf die deutschen und die einfachen Eigenschaftswörter beschränken, ist der Reichthum an Bezeichnungen noch überraschend groß, und es liegt der Gedanke nahe, diesen Schatz auch für die psychologische Erkenntniß zu verwerthen, die einzelnen Ausdrücke darauf anzusehen, auf welche Seite des menschlichen Seelenlebens sie Bezug haben, sie darnach zu sichten, zu ordnen,

in Gruppen des Zusammengehörigen einzutheilen und die mögliche Ausbeute aus solchem Verfahren auch für die Zwecke der Wissenschaft zu prüfen. Jeder, der dies versuchen wird, dürfte, wie ich glaube, auch die Erfahrung machen, daß, welches Eintheilungsprincip er aufstellen, welche Rubriken immer er bilden mag, stets ein ansehnlicher Rest von Begriffen übrig bleiben wird, welche in mehrere seiner Rubriken zugleich oder auch in gar keine derselben passen. So mannigfaltig verschlungen, so unerschöpflich sind die Gesichtspunkte, unter welchen sich die individuellen Verschiedenheiten der Menschenseele stellen lassen. Allein die Unlösbarkeit einer Aufgabe entbindet noch nicht von dem Versuch einer annähernden Lösung, und wenn die Wissenschaften alle die Fragen beruhen lassen wollten, für welche eine ganz befriedigende Antwort nicht zu erwarten ist, so würde sie noch wenig erzielt haben und dem Knecht im Evangelium gleichen, der sein Pfund im Schweißtuch aufbewahrt hat. So ist auch das kleinere Bemühen, jene sprachlichen Bezeichnungen psychischer Eigenschaften zu sichten, kein fruchtloses, da trotz mancher zweifelhaft bleibenden Einzelheiten doch einige Gruppen von zusammengehörigen Prädicaten leicht und deutlich hervortreten.

So begegnen uns alsbald als leicht erkennbar diejenigen Ausdrücke, die den Besitz oder Mangel intellectueller Eigenschaften ausdrücken, wie verständig, gescheidt, witzig, scharfsinnig, geistreich oder dumm, beschränkt, confus, einfältig u. s. w. Eine zweite Gruppe bezeichnet die bei Jemand entweder besonders hervortretenden oder in auffallendem Maße unwirksamen Triebreize, die Ziele seines Wollens, das, wofür er Interesse hat, was ihm die Quelle specifischer Lust- oder Unlustgefühle bildet, wie die Ausdrücke sinnlich, genußsüchtig, gesellig, ehrgeizig, herrschsüchtig, habgierig, wohlwollend, wißbegierig, wahrheitsliebend, gewissenhaft, kunstsinnig, religiös erregbar. Eine dritte umfassende Gruppe enthält nicht Merkmale, welche wir, wie die zuvor genannten als unmittelbar der Seele zukommende Züge betrachten, sondern Werthurtheile, in welchen die Gesellschaft den Gesammteindruck einer Persönlichkeit von verschiedenen Gesichtspunkten aus lobend oder tadelnd charakterisirt, sei es in einer allgemein sittlichen Würdigung, wie mit den Prädicaten gut und schlecht, rechtschaffen, ehrenhaft, gemein, oder nach Vorzügen und Mängeln des sittlichen Verhaltens, wie liebenswürdig, widerwärtig, unterhaltend, langweilig, höflich, geziert, anmaßend, bescheiden u. s. w., oder nach dem Maß der Tüchtigkeit im praktischen Leben, wie anstellig, gewandt, fleißig, brauchbar, geschickt und die Gegentheile solcher Eigenschaften.

Es bleibt aber noch eine vierte und zahlreiche Classe von Ausdrücken übrig, mit welchen ich mich eingehender und ausschließlich zu befassen gedenke. Ich meine Prädicate, wie lebhaft, reizbar, hitzig, oder still, gelassen, kaltblütig, ängstlich, sorglich, vorsichtig, oder muthig, kühn, zuversichtlich, bedächtig, besonnen, beharrlich, oder zerstreut, veränderlich, unbedacht, flüchtig, frohsinnig oder mißmuthig, fest oder lenksam, offenherzig oder verschlossen, heiter oder ernst. Was ist es nun, das wir mit Ausdrücken dieser Art, deren noch eine Menge aufzuzählen wären, zu schildern gemeint sind? Sie wollen weder Tugenden noch Laster bezeichnen, weder Lob noch Tadel aussprechen. Es sind Eigenschaften, die uns mit jedem Maß geistiger Begabung, mit jedem Charakter, wenn wir darunter die festgewordenen Richtungen des Wollens verstehen, vereinbar erscheinen. Die

Worte bezeichnen fast alle zunächst und zugleich bloße Stimmungen und Seelenzustände, die Jeder aus eigener Erfahrung kennt. Denn wer ist nicht gelegentlich auch einmal reizbar und lebhaft oder ruhig und still, heiter oder ernst, ängstlich oder zuversichtlich u. s. w. Aber die Einzelnen unterscheiden sich in augenfälliger Weise dadurch von einander, daß sie für die eine oder andere Art jener Stimmungen und Seelenzustände in besonderem Grade zugänglich und geneigt erscheinen, und so werden diese verschiedenen Dispositionen zu habituellen Zügen und charakteristischen Merkmalen der Individualitäten; jene Ausdrücke sind für uns unentbehrlich, um das volle Bild einer Persönlichkeit zu gewinnen. Fragen wir nun aber nach einem Namen, der die Seite des Seelenlebens, die wir mit jenen Ausdrücken schildern wollen, deutlicher hervortreten läßt, so bietet sich uns zwar das vielfach in diesem Sinne verstandene Wort Naturell dar; der Sprachgebrauch gibt demselben aber eine erweiterte Anwendung und erstreckt es auf alle angeborenen und vererbten Besonderheiten, auch auf die vorherrschenden Triebreize und geistigen Anlagen. Ebenso legen wir der Gemüthsart eine umfassendere Bedeutung bei und denken dabei insbesondere an das Maß der Theilnahme für fremdes Wohl und Wehe, an die im Verkehr mit Andern erkennbare Wärme der Empfindung. Ich glaube zu der richtigen Bezeichnung zu gelangen, wenn ich zu den obengenannten deutschen Ausdrücken auch noch einige fremdsprachige hinzufüge, nämlich sanguinisch, phlegmatisch, cholerisch, melancholisch. Diese führen seit Jahrhunderten den bekannten Namen der vier Temperamente; es ist aber gar nicht einzusehen, wie sie einer andern Gattung von Begriffen angehören und eine andere Benennung sollten ansprechen können, als die Worte lebhaft, still, leidenschaftlich, mißmuthig und ähnliche.

Ich unterlasse hier näher darauf einzugehen, was unter diesen vier aus dem Alterthum stammenden Begriffen von ihrem Urheber, dem Arzt und Philosophen Galenus, ursprünglich verstanden war, wie dieselben dann im Lauf der Jahrhunderte allmälig in den mannigfaltigsten Formen gedeutet und bis zur Unkenntlichkeit umgeformt und verschoben wurden. Es ist dies ganze Thema neuerdings von berufenster Seite so lichtvoll und abschließend besprochen worden, daß ich nichts dazu noch davon zu thun wüßte. Ich schließe mich auch ganz dem Ergebniß eben dieser Untersuchungen an, wonach es an der Zeit wäre, über diese ganze Viertheilung der menschlichen Temperamente zur Tagesordnung überzugehen. Sie führt auch nur noch ein Scheinleben in der Schule und den Lehrbüchern der Psychologie fort; der deutsche Sprachgebrauch hat sie schon lange außer Curs gesetzt und die vier Ausdrücke in Reih und Glied mit andern gestellt. Noch in meinen Knabenjahren konnte man in Schul- und Jugendschriften lesen, daß alle Dinge in der Welt aus den vier Elementen Erde, Feuer, Luft und Wasser geworden oder gemacht seien, und daß alle Menschen und Völker in der Welt entweder Sanguiniker oder Phlegmatiker, oder Choleriker, oder Melancholiker seien. Die Italiener, sagte man uns, vertreten das cholerische, die Franzosen das sanguinische, die Deutschen das phlegmatische, die Engländer das melancholische Temperament. Es besteht sogar ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen jenen beiden Viergespannen von Begriffen, den Elementen und Temperamenten, sofern sie ursprünglich auf die Gegensätze des Heißen und

Kalten, Feuchten und Trockenen, die in der Physik des Alterthums eine so große Rolle spielten, zurückweisen, das Cholerische dem Heißen und dem Feuer, das Sanguinische dem Feuchten und dem Wasser, das Phlegma dem Trockenen und der Erde, am wenigsten freilich das Melancholische dem Kalten und der Luft zu entsprechen schien. Heutzutage hat der Sprachgebrauch alle solche Systematik und Spielereien fallen gelassen; wir verstehen unter einem sanguinischen Menschen etwa noch den leicht beweglichen, der ganz in der Gegenwart, unter den Eindrücken des Augenblicks und in luftigen Illusionen über das, was die Zukunft bringen mag, lebt; der Phlegmatiker ist der stille, ruhige, wenig erregbare, zur Indolenz geneigte; unter einem Choleriker verstehen wir den leicht in den Zustand heftiger Aufwallung zu Versetzenden, den Zornmüthigen, während der vierte dieser Termini auf dem Wege ist, von der Sprache ganz aus dieser Gesellschaft ausgeschieden zu werden. Denn wir werden nicht mehr leicht einen gesunden Menschen als Melancholiker bezeichnen; melancholisch nennen wir eine als vorübergehend gedachte Stimmung, in der wir zu düstern und hoffnungslosen Betrachtungen der Welt im Allgemeinen und unserer eigenen Zustände geneigt sind, und übertragen dann das Wort auch auf die Dinge, die eine solche Stimmung erregen; so reden wir von einer melancholischen Gegend, Unterhaltung, Lectüre, und würden unter einem melancholischen Menschen eher einen solchen verstehen, in dessen Gesellschaft man melancholisch werden könnte, als der selbst dauernd in dieser Stimmung ist. Wir würden jetzt einen solchen eher einen Hypochonder nennen. Allein das fällt uns gar nicht mehr ein zu meinen, daß jeder Mensch eines dieser drei oder vier Prädicate haben müßte; es sind nur typische Gestalten, die uns im Leben nicht selten begegnen, neben welchen aber eine unbestimmte Menge anderer Ausdrücke von gleicher Berechtigung Platz findet. Es ist ja überhaupt nicht zu erwarten, daß ein einziges Wort hinreichen sollte, das, was man hier im Auge hat, richtig auszudrücken.

Wenn wir aber so den alten Schulbegriff von den vier Temperamenten gänzlich bei Seite lassen, so können wir doch der weiteren und schwierigeren Frage nicht ausweichen, was an dessen Stelle zu treten hat, welche Seiten des Seelenlebens wir ins Auge fassen, was wir überhaupt dabei eigentlich meinen, wenn wir von dem Temperament eines Menschen reden, in welche besonderen Theile und Unterarten sich dieser allgemeine Begriff gliedert. Ich erlaube mir eine Ansicht hierüber in der Kürze vorzutragen.

Wir sind uns neben aller unabsehbaren Mannigfaltigkeit und Verschlingung unserer inneren Erlebnisse doch eines einheitlichen Centrums, eines Sammel-, Mittel- und Durchgangspunktes bewußt, vor welchem und in welchem sich Alles abspielt. Die Philosophen nennen es unser Ich oder Selbstbewußtsein; wir selber aber pflegen ihm keinen Namen zu geben, weil wir uns mit demselben identisch wissen und man ein Bedürfniß der Benennung nur für Anderes, niemals für sich selber haben kann. Es verknüpft Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem einheitlichen Ganzen unseres Lebens. Es hat immer dreierlei Zustände gleichzeitig neben einander; es nimmt Eindrücke von äußeren oder inneren Wahrnehmungen und Gebilden in sich auf; es begleitet diese Eindrücke mit Empfindungen ihres specifischen Werthes und Inhaltes; es übt begehrend

oder wollend Rückwirkungen auf seine Organe aus. Unser ganzes Seelenleben besteht in einem unausgesetzten Rapport zwischen jenem inneren Centrum und den Reizen, die an es herankommen und von ihm ausgehen. Die bewegende Grundkraft des Ganzen ist dabei der unablässige innere Drang nach Glückseligkeit, die aus der erfolgreichen Bethätigung unseres Trieblebens fließt. Die Triebe geben dem Ich seinen Inhalt und bestimmte Richtungen seiner Thätigkeit.

Allein jenes beständige Wechselspiel zwischen eingehenden Reizen und ausgehenden Strebungen läßt sich auch, abgesehen von der Verschiedenheit in den Zielen des Willens und den für sie thätigen intellectuellen Kräften, nach seiner rein formalen Seite betrachten. Zwei Personen von gleichen Anlagen und Triebreizen können in jenem Verhalten des Centrums zu den ein- und ausgehenden Reizen himmelweit von einander abstehen, zwei andere darin einander sehr ähnlich sein, wenn sie auch sonst noch so verschieden sein mögen in den Zwecken, die sie verfolgen und in den geistigen Mitteln, die ihnen dabei zu Gebot stehen.

Es ist ungefähr, wie wenn wir bei einer berathenden Versammlung absehen von dem Inhalt und der Bedeutung der Gegenstände und der dabei zu Tage tretenden Einsicht und Sachkunde, und nur darauf achten würden, wie es bei der Berathung zugeht, ob lebhaft, lärmend, aufregend oder ruhig, gemessen, trocken und welche Formen der Geschäftsordnung dabei in Anwendung kommen.

Eine noch anschaulichere Analogie bietet uns die Betrachtung der Thierwelt. Wir finden auch in deren höheren Ordnungen keine erhebliche Mannigfaltigkeit und Abweichung des Trieblebens. Alle sind auf ihre Nahrung, die ihnen zusagenden Wärmegrade, den Wechsel von Bewegung und Ruhe, das Geschlechtsleben und die Aufzucht der Jungen bedacht. Aber wie verschieden sind die einzelnen Gattungen dabei in ihrem Gebahren, in den Bethätigungsformen der gleichen Bestrebungen. Die einen sind scheu, furchtsam, vorsichtig, andere keck, frech, zudringlich. In der gefiederten Thierwelt hüpfen die einen unablässig, munter singend und zwitschernd von Zweig zu Zweig, andere sitzen stundenlang ernst und gravitätisch auf dem gleichen Fleck. Von den Raubthieren geht der Bär plump mit blinder Tapferkeit geradezu auf seinen Gegner los; die Katzenarten schleichen lauernd heran, um mit wildem Sprung ihre Opfer zu erfassen; Meister Reinecke wechselt zwischen List und Gewalt und ändert seinen Plan nach den Umständen, während der Wolf von der einmal gewählten Fährte um keinen Preis wieder abläßt. Es sind aber diese fest ausgeprägten und constanten Formen des Gebahrens bei gleichen Zwecken, die uns, wie schon Lessing gezeigt hat, die Thierfabel so anziehend machen, die zu so unzähligen Vergleichungen menschlicher Eigenarten mit den thierischen in mehr oder minder schmeichelhafter Weise Anlaß geben.

Um nun aber aus dem Element allgemeiner Theorien und bloßer Vergleichungen herauszutreten, möchte ich die Ansicht aufstellen und begründen, daß wir, wenn wir vom Temperament eines Menschen reden, immer dabei drei verschiedene Dinge oder Gesichtspunkte im Auge haben. Jene im Unterschied von den sachlichen Motiven und Richtungen unseres Denkens und Wollens formal zu nennenden Abweichungen in dem Verhalten des Ichs zu dem, was in ihm vorgeht, lassen sich in drei Classen oder Gruppen zerlegen. Die erste betrifft

die allgemeinen Erregbarkeitsgrade, das Maß der Kraft, Intensität und Lebenswärme aller psychischen Functionen; die zweite das davon verschiedene Maß der Empfänglichkeit für Lust- und Unlustgefühle; die dritte das Maß und die Grade der inneren Sammlung oder Concentration, wofür ich mir erlauben werde, den Ausdruck der Centralität zu gebrauchen. Bevor ich aber näher darauf eingehe, muß ich noch eine allgemeinere Erinnerung vorausschicken. Unter jenen vierhundert Eigenschaftswörtern, die uns zur Charakterisirung von Personen dienen, ist keines, das allen Menschen oder auch nur der großen Mehrzahl beizulegen wäre. So wenig wir alle Menschen in große und kleine, magere und fette, arme und reiche, dumme und geschickte eintheilen, ebenso sind auch nicht alle oder die meisten entweder lebhaft oder still, muthig oder verzagt, heiter oder erregt, vorsichtig oder keck, Optimisten oder Pessimisten, sondern alle diese Ausdrücke, die sich meist paarweise gegenüberstehen, bezeichnen etwas von einem vorausgesetzten Mittel oder Durchschnittsmaß nach zwei Richtungen hin, einer mehr activen und passiven, einer Plus- und einer Minusseele Abweichendes. Für dies in der Mitte Liegende bietet uns die Sprache keine für jedes dieser Verhältnisse abgesonderten Ausdrücke, sondern ob wir von Dem, der weder groß noch klein, oder weder klug noch thöricht, weder feig noch muthig ist, reden wollen, stehen uns immer nur die gleichen Worte des Mittleren, Gewöhnlichen, Durchschnittlichen zu Gebot, und es ist darum gar nicht immer leicht zu sagen, auf welchen Grundbegriff jene gegensätzlichen Paare eigentlich Bezug haben. Jenes Mittlere, das wir stillschweigend als das normirende Maß voraussetzen, ist aber nicht ein Nullpunkt, ein dünner Strich, wie bei einem Thermometer, sondern eher einem breiten Streifen zu vergleichen, der selbst schon eine Menge kleiner Schattirungen in sich umfaßt, die uns nur noch nicht bedeutend und augenfällig genug erscheinen, um sie durch besondere Namen auszuzeichnen. Sodann aber ist auch dies mittlere Niveau selbst nichts Festes und Unwandelbares, sondern auch wieder relativ, nach Zeiten, Orten, Völkern, Umständen wechselnd. Wer in Italien von mittlerer Größe ist, hieße in Niedersachsen klein; wer bei uns schon für reich gelten kann, ist in England oder Holland kaum bemittelt. Wer in einem Landstädtchen das große Wort führt und als Orakel gilt, kann in andern Kreisen als thörichter Schwätzer erscheinen. Unter den Blinden ist der Einäugige König. So haben wir auch in der Temperamentenlehre, wie bei andern psychischen Erscheinungen nur eine Scala, bei der die Mitte selbst, von welcher aus das Plus und Minus gemessen wird, etwas Bewegliches und Relatives ist.

Es ist zwar zum Voraus zu vermuthen, daß alle Temperamentsmerkmale mit körperlichen Verschiedenheiten in Zusammenhang stehen, es ist darum möglich und wünschenswerth, daß die Physiologie Anhaltspunkte für objective Maßstäbe findet, aber bis jetzt liegt, so viel ich weiß, nichts Erhebliches und Zuverlässiges in dieser Beziehung vor, und jedenfalls muß ich mir erlauben, diesen Punkt ganz bei Seite zu lassen.

Alles dies gilt nun noch ganz besonders von der ersten der drei vorhin genannten Classen, die ich als das allgemeine Kraftmaß der psychischen Functionen bezeichnet habe.

Das ist ja eigentlich immer das Erste und Nächste, was an einem Menschen, mit dem wir zum ersten Male beisammen sind, in die Augen fällt, das Maß der Activität und Regsamkeit, ob er lebhaft ist in Wort und Gebärde, oder still und ruhig; ob er seine Persönlichkeit geltend und bemerklich macht oder uns in mehr passiver und zuwartender Haltung entgegentritt. Es gibt gleichsam höhere und niedrigere Temperaturgrade, in welchen sich das gesammte Seelenleben bewegt. Wie sich dieselbe Melodie in einer höheren oder tieferen Tonlage, in rascherem oder langsamerem Tempo vortragen läßt, so können zwei Personen von gleichem Geist und Charakter durch die Verschiedenheit des turgor vitalis, ihrer Lebensfülle und Wärme einen sehr ungleichen Eindruck hervorbringen.

Die Psychologen, die sich mit der Temperamentslehre näher beschäftigt haben, pflegen noch verschiedene Arten der Erregbarkeit in den Gegensätzen von rasch und langsam, leicht und schwer, oberflächlich und tief, flüchtig und nachhaltig zu unterscheiden. Ich bin jedoch der Meinung, daß damit entweder etwas Selbstverständliches gesagt oder etwas dem Gegenstande Fremdes hereingezogen wird. Ob die einzelnen Actionen der Seele sich hastig drängen, flüchtig vorübereilen, oder Tiefe und Beharrung zeigen, das ist unabhängig von dem allgemeinen Maß der Lebensfülle und wird durch die Grade der Centralität oder Concentration bestimmt, von der ich später zu sprechen habe. Ebenso kann ich mir nicht vorstellen, wie die Erregbarkeitsgrade in dem gleichen Individuum je für Vorstellen, Fühlen und Begehren wieder verschieden sein könnten. Diese drei Arten der Seelenthätigkeit gehen nicht gleichsam in drei getrennten Kammern vor, die je wieder ihre besondere Temperatur haben könnten, sondern die gleiche Luft durchstreicht den ganzen Raum. Wie sollte Jemand lebhaft vorstellen bei lahmem Fühlen und Begehren, oder heftig begehren bei mattem Pulsschlag des Intellects? Nur darf man die lebhaften Vorstellungen nicht mit scharfen, klaren, deutlichen, das Begehren und Wünschen nicht mit Wollen und Handeln verwechseln, wie so oft geschieht. Zum Handeln, zu einem erfolgreichen, verständigen Eingreifen in den Causalzusammenhang der äußeren Erscheinungswelt gehören noch ganz andere Eigenschaften als die bloße Lebendigkeit der psychischen Vorgänge. Bei lebhaftestem Vorstellen, wärmster Empfindung und heftigstem Begehren kann Jemand ganz wohl als ein unpraktischer Träumer durch die Welt gehen und die regsamsten Gedanken können höchst thöricht, die in ihrer Aeußerung unscheinbarsten die verständigsten sein.

Eine weitere Consequenz derjenigen Auffassung, welche angeborene Triebreize an die Spitze alles Seelenlebens als dessen treibende Grundkräfte setzt, geht dahin, daß es keine Erregbarkeit im Allgemeinen für Alles und Jedes geben kann, weil Niemand für alle Triebe gleich empfänglich ist. Es gibt keinen Menschen, den, mag er noch so feurigen Temperaments sein, nicht viele Eindrücke, die an ihn gelangen, völlig gleichgültig und unempfindlich lassen, und andererseits keinen, er mag noch so phlegmatisch und indolent sein, der nicht auch heftig erregt würde, wenn die Motive, die überhaupt auf ihn die stärkste Wirkung haben, in Frage kommen. Von zwei Personen, für welche es von gleicher Wirkung für ihren Vermögensstand ist, wenn die Curse ihrer Werthpapiere sinken, kann die Nachricht, daß dies in beträchtlichem Maße geschehen,

den Einen, der sonst höchst lebhaft und erregbar ist, ganz kalt lassen, weil er überhaupt für Geldsachen kein Interesse und Verständniß hat, den Andern, der sonst wie todt und indolent erscheint, aber ganz im Erwerbstrieb aufgeht, in die höchste Aufregung versetzen. Wenn man also Personen in diesem Punkt beurtheilen und vergleichen will, muß man sie in ihrem Verhalten zu relativ gleich großen Reizen beobachten. Es ist ebenso undenkbar, daß Jemand für Alles, als daß er für gar Nichts lebhaft erregbar wäre.

Ich darf wohl auch nur kurz daran erinnern, wie außer den vom menschlichen Willen abhängigen Factoren auch die natürlichen und physiologischen von Alter, Geschlecht, Rasse und Nationalität die Grade der psychischen Erregbarkeit bestimmen. Das Kind hat die lebhafteste Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, es fehlt ihm aber die Centralität, und die mächtigsten Triebreize sind noch nicht in ihm erwacht; erst wenn dies hinzugetreten und das Triebleben vollständig geworden ist, läßt sich ein Urtheil über das Kraft- und Wärmemaß der psychischen Functionen fällen und lautet oft ganz anders, als sich in den ersten Kinderjahren vermuthen ließ. In den reiferen Jahren und in höherem Alter wird aus mannigfachen Ursachen die Erregbarkeit schwächer. Das weibliche Geschlecht scheint von der Natur auf größere Lebhaftigkeit angelegt als das männliche, wird aber frühe durch Gewöhnung und Sitte veranlaßt, an sich zu halten und Gefühle und Neigungen wenigstens nicht offen nach außen hervortreten zu lassen, während die Männer sich freier und ungebundener bewegen. Sodann ist es bekannt, daß die nationalen Unterschiede gerade in diesem Punkt sehr stark ausgeprägt sind. Die romanischen und südwesteuropäischen Völker sind durchaus lebhafter und aufregbarer als die germanischen. Wenn uns die Reisenden recht berichten, so muß es in Neapel und Palermo in der Kirche unruhiger und lärmender zugehen als in Christiania oder Amsterdam im Theater oder bei öffentlicher Festlichkeit. Es liegt dies aber nicht oder wenigstens nicht bloß an der südlichen Sonne. Der Türke, der Orientale überhaupt ist gemessener, indolenter, verstellungsfähiger als der Abendländer. Die Temperamentseigenschaften der Rassen und Völker sind ja ein beliebtes und wohlgepflegtes Thema der Völkerkunde.

Etwas von dem allgemeinen Kraft- und Wärmemaß durchaus Verschiedenes und ganz Unabhängiges ist das Maß der Empfänglichkeit für Lustgefühle, der Disposition für eine befriedigte und heitere Gemüthsstimmung. Personen von gleicher Lebendigkeit oder gleichem Phlegma können darin grundverschieden sein, daß die Einen zum Frohsinn, zur Hoffnung, zur Zufriedenheit mit den Gaben des Weltlaufs gestimmt sind, die Anderen zum Ernst und Mißmuth, zur Sorglichkeit, zur beständigen Kritik und Verkleinerung des Werthes von allem Dargebotenen. Alle Menschen ohne Ausnahme wollen ja glücklich sein und begehren von Natur eine ununterbrochene Reihe von Lustgefühlen, aber die gleichen Objecte und Reize üben nicht die gleiche Wirkung. Die Physik bietet uns dafür eine naheliegende Analogie. Alle Körper können erwärmt oder erkältet werden, aber nicht das gleiche Maß von zugeführter Wärme erhöht bei gleicher Gewichtsmenge alle Körper um gleich viel, sondern diese verhalten sich dabei sehr verschieden; man nennt dies ihre specifische Wärme oder Wärmecapacität. Mit

derselben Wärmemenge, die hinreicht, um ein Kilogramm Wasser um Einen Grad zu erwärmen, kann man neun Kilo Eisen, einunddreißig Kilo Gold um einen Grad wärmer machen. In gleicher Weise läßt sich von einer individuell verschiedenen Luftcapacität reden. Es fehlen der deutschen Sprache einfache Ausdrücke, dies wichtige Merkmal der Temperamente zu bezeichnen. Man braucht schwerfällige Umschreibungen, wie der leicht oder der schwer in seinen Ansprüchen an die gebotenen Reize zu Befriedigende. Die griechische Sprache bietet dafür die kurzen Worte des Eukolos und Dyskolos, welche schon einige Philosophen, nach dem Rath und Vorgang Schopenhauer's, in unseren deutschen Begriffsvorrath aufzunehmen angefangen haben. Eukolos von *Κόλον*, die Speise, hieß ursprünglich derjenige, der leicht bei Tisch zu haben, mit dem Essen zufrieden zu stellen ist, Dyskolos der Kostverächter, der am dargebotenen Essen immer noch etwas auszusetzen hat; und von da aus wurde dann der Begriff erweitert auf den allgemeinen Gegensatz derjenigen, welche das Leben leichter oder schwerer nehmen, den Gaben oder Prüfungen, welche ihr Lebensgang mit sich führt, die bescheidenere oder anspruchsvollere Erwartung entgegenbringen. Es gibt kaum irgend ein psychisches Moment von gleicher Bedeutung für unser ganzes Lebensglück, für die ganze Stellung zur Welt und Gesellschaft. Bekanntlich besteht schon eine große Verschiedenheit in der Fähigkeit, körperliche Schmerzen zu ertragen. Die Knaben sind sich sehr ungleich in der Furcht vor Schlägen; auch unter den Erwachsenen ist eine Zahnoperation dem Einen in der vorausgehenden Furcht wie in der nachfolgenden Erinnerung ein entsetzliches Ereigniß, dem Andern nur eine etwas erheblichere Unannehmlichkeit. Die Frauen können im Allgemeinen leichter und geduldiger Schmerzen und Krankheit ertragen; die Männer sind das wehleidigere Geschlecht. Es gilt das Gleiche auch nach der Lustseite hin. Dem Einen schmeckt sein Leibessen doch noch besser als dem Andern. Hier wirkt offenbar Physisches und Psychisches in einander. Es verhält sich aber ebenso mit reinen Gemüthsaffectionen. Die Trauer um ein verlorenes Kind hängt nicht von dem Maß der vorausgegangenen Liebe zu demselben oder von dessen Vorzügen ab; der zärtlichste Vater kann bald zu ruhiger Fassung und milder Wehmuth gelangen, der liebloſe und egoistische, dem das Kind nie etwas recht machen konnte, untröstlich bleiben. Einem Werk der Kunst oder Dichtung gegenüber fällt dem Einen das Schöne und Ansprechende in die Augen, und er übersieht leicht die Mängel ganz; der Andere stößt sich zuerst so an den Unvollkommenheiten, daß die Vorzüge kaum zur Beachtung gelangen. Wenn wir diesen Gegensatz der Eukolie und Dyskolie, der größeren oder geringeren Luftcapacität von dem Gebiet der unmittelbaren individuellen Lebenserfahrung, auf welchem er zunächst auftritt, übertragen auf die allgemeine Ansicht von Welt und Leben, so entsteht der bekannte Gegensatz von Optimismus und Pessimismus. Beides sind Standpunkte der Weltanschauung, gefärbt durch das Maß der Luftcapacität. Die Wirklichkeit des Weltlaufs bietet ja reichen Stoff genug für die eine oder andere Betrachtungsweise, und weder die Geschichtschreiber noch die Statistiker, weder die Philosophen noch die Dichter werden jemals eine sichere Bilanz zu ziehen vermögen; aber der Grund, warum dem Einen das Erfreuliche und Erhebende, dem Andern das Elend und die Täuschungen das Ueberwiegende scheinen, liegt nicht in den Dingen selbst, son-

dern in den Subjecten und ihrer verschiedenartigen Gemüthsanlage, es wäre denn, was ja auch vorkommt, daß das Motiv bloß in dem Reiz, ein pikantes Paradoxon aufzustellen, bestände.

Es wäre nun aber freilich sehr einseitig und verkehrt, wenn wir bei diesem Gegensatz unsere Sympathien nur dem Eukolos und Optimisten zuwenden, die Dyskolie und den Pessimismus bloß wie eine Verirrung und pathologische Erscheinung betrachten wollten. Die von der jeweiligen Gegenwart unbefriedigten Geister sind zugleich auch diejenigen, welche das Vorhandene nur darum gering achten, weil sie ein hohes Ideal geistiger und sittlicher Vollkommenheit im Busen tragen. Je höher der Maßstab ist, an dem wir die Gegenwart messen, um so unzulänglicher muß sie erscheinen. Unter den Pessimisten befinden sich daher auch die Idealisten, welche von jeder schon erreichten Stufe ungeduldig vorwärts drängen und das Bessere herbeizuführen streben, und in diesem Sinne wird jeder edle und tüchtige Mensch, der in Staat und Gesellschaft, in Kirche und Schule, in Wissenschaft und Kunst etwas Rechtes zu leisten strebt, auch eine gute Dosis eines relativen Pessimismus in sich vorfinden müssen. Nur gegen jene neuesten Theorien, welche, auch jede bessere Zukunft verwerfend, einen absoluten Pessimismus verkündigen und Ziel und Abschluß des Weltprocesses in seinem Erlöschen erkennen wollen, sträubt sich jedes gesunde Gefühl, Herz und Verstand, Vernunft und Glaube mit gleichem Widerwillen.

Jener Unterschied in der Lustempfänglichkeit tritt uns aber auch noch in einer weiteren Form entgegen, indem er es vorzüglich ist, der die vorherrschende Gemüthsstimmung bedingt, ob Jemand mehr zur Heiterkeit oder zum Ernst, zum Frohsinn oder Mißmuth und, auf das Zukünftige bezogen, mehr zur Hoffnung oder zur Sorglichkeit disponirt ist. Die große Masse der Menschen zeigt uns mit seltenen Unterbrechungen als mittlere Färbung der Stimmung einen Nichts besagenden stumpfen Ernst, wie wir ihn auch in der Thierwelt vorherrschend finden. Manche aber weichen von diesem mittleren Niveau nach der einen oder anderen Seite hin ab. In die alltäglichen kleinen Begegnisse und gewohnten Thätigkeiten, die für andere Menschen nur unmerkliche und abgestumpfte Reize von Lust oder Unlust mit sich führen, trägt der Fröhliche eine gehobene, mehr von der Lust am Dasein geschwellte Stimmung, der Dyskolos eine drückende Ernsthaftigkeit, die bei dem geringsten Anlaß in Mißmuth umschlägt. Auf der gleichen Grundlage ruht der Unterschied der Hoffnung und Sorglichkeit. In der gleichen Situation bei ununterscheidbaren Chancen des Gelingens nimmt der eine den glücklichen, der andere den ungünstigen Verlauf eines Vorhabens in Aussicht. Bei gleich zweifelhaftem Horizont wird dieser einen Regentag, jener Aufhellung und schönes Wetter zu prophezeien geneigter sein.

Ich komme nun noch zu der dritten und praktisch wichtigsten Gruppe der Temperamentsmerkmale, die ich als das Maß der Centralität, der inneren Sammlung oder Concentrationsfähigkeit bezeichnet habe. Sie betrifft das nach außen gerichtete Wirken der Seele in seinem formellen Verhalten. Das Natürliche und Normale ist, daß das Centrum des inneren Lebens, das Ich, bei Allem, was in ihm vorgeht und so auch in allem äußeren Wirken, sei es ein Urtheilen oder Handeln, präsent sei, sich als Directions- und Herrschaftspunkt

stetig behaupte, gleichsam immer auf dem Posten stehe, obwohl es andererseits von den einzelnen Vorgängen so erfüllt, in sie versenkt und mit ihnen verschmolzen erscheint, daß ein deutliches und bewußtes Sichunterscheiden nur ausnahmsweise und bei dem Ungebildeten so gut wie gar nicht einzutreten pflegt. Es gilt dies in doppelter Richtung für die dem Ich sich darbietenden Anreize zum Wollen wie für die von ihm ausgehenden Actionen. Wir erwarten als die Regel, daß jene das Ich nicht gleich mit sich fortreißen und überwältigen, sondern vor ihm Halt machen und vor sein Forum treten, ebenso daß diese, die von ihm ausgehenden Thätigkeiten, nicht gleichsam ziel- und meisterlos, schwankend und wandelbar ihr Wesen treiben, sondern die Centralkraft sie fest in der Hand halte, sich mit ungetheilter Aufmerksamkeit in ihr Handeln versenke und ihr ganzes Schwergewicht darein verlege.

In allen diesen Beziehungen sind nun aber die größten individuellen Verschiedenheiten in der Naturanlage zu bemerken. Die Einen sind mehr für ein actives, die Anderen mehr für ein passives Verhalten disponirt, und zwar nach beiden Seiten hin im Entschluß und in der Ausführung, im Wollen und im Vollbringen. Die Einen entschließen sich leicht und rasch, die Andern schwer und langsam. Der leichte und rasche Entschluß kann aber wieder aus zwei verschiedenen Quellen erfließen. Der Eine, leicht erregbar und bestimmbar, folgt willenlos und blind dem ersten Gefühl und Eindruck, so daß das Ich gar nicht zur vollen Besinnung und Ausübung seiner Herrschaftsfunction gelangt, der Andere entschließt sich rasch, weil er stets weiß, was er will und mit sicherer Geistesgegenwart sofort das seinen Zwecken Gemäße erkennt und erfaßt. Die langsame Entschließung aber kann ebenso selbst wieder einen doppelten Ursprung haben, nämlich entweder aus einer inneren Unschlüssigkeit, die sich bald dahin bald dorthin gezogen fühlt und zu keiner Entscheidung gelangen kann oder aber in einer kühlen, vorsichtigen, alle Seiten des Falls zuvor sorgfältig hin und her erwägenden Verständigkeit. Die gleichen oder ähnlichen Gegensätze, wie beim Entschluß, zeigen sich dann auch bei der Ausführung des Gewollten. Die Sprache bietet uns dafür eine reiche Auswahl charakteristischer Begriffspaare, muthig und verzagt, fest und schwankend, hitzig und kaltblütig, hartnäckig und nachgiebig, eigenwillig und fügsam, bedächtig und unbesonnen, flüchtig und nachhaltig, zerstreut und gesammelt, und wenn man auf das Tempo des Handelns achtet und es erlaubt ist, auch provincielle Ausdrücke zu verwenden, so gehört auch der Unterschied des Drückers und des Scheuchers, des zögernden Hinausschiebens und des ungeduldigen Drängens hieher, wie überhaupt die Dialekte, und vielleicht der schwäbische mehr als andere, reich sind an treffenden Bezeichnungen für besondere Typen der Temperamentsformen.

Wenn uns nun auch hiebei die Glieder der Gegensätze keineswegs unter sich gleichwerthig erscheinen, so ist doch nicht zu vergessen, daß es sich hier gar nicht um Sittliches, daß es sich nur um die Formen, nicht um den Inhalt unseres Wollens und Thuns handelt. Die unüberlegte, nur dem ersten Drang des Gefühls nachgebende und die zaghaft und schwächlich ausgeführte Handlung kann an sittlichem Werth hoch über der wohlbedachten und glänzend vollbrachten That stehen. Wenn Besonnenheit, Energie, Beharrlichkeit an sich schon Tugenden

wären, müßten sie den Verbrechern, die sie oft in staunenswerther Weise bethätigen, als Milderungsgründe ihrer Strafbarkeit angerechnet werden, statt zu deren Erschwerung zu dienen. In diesem Zusammenhang hat auch der Muth, der oft in der Psychologie wie in der Moral unrichtig gedeutet wird, seinen Platz. Der Muth ist keine Tugend, weil er kein Verdienst, sondern Naturgabe ist. Tapferkeit ist eine Tugend, die aber auch dem von Natur Verzagten durch Selbstbeherrschung, Pflichtgefühl und Disciplin zugänglich ist und dem Muthigen fehlen kann. Der Muth ist auch kein Trieb, weil er kein Begehren, keine Quelle von Lustgefühlen enthält: für den Muthigen ist eine Verwundung, das Mißlingen einer Unternehmung ein ebenso großes Uebel wie für den Verzagten, aber er glaubt zum Voraus nicht daran und läßt es darauf ankommen, weil es in seinem Wesen liegt, stets mit seiner ganzen Kraft in seinem Thun aufzugehen und auch für partielle Zwecke lieber mehr einzusetzen, als auch im günstigsten Fall zu gewinnen ist, als daß er von dem Unternommenen ganz zurückträte. Der Muth ist etwas Angeborenes und zum Temperament Gehöriges.

Ich glaube nun in den drei dargelegten Gruppen von Merkmalen der Erregbarkeit, der Lustempfänglichkeit, der Centralität die meisten und wichtigsten jener Adjective, die sich mir um den Temperamentsbegriff zu bewegen schienen, eingereiht und in ein gewisses Schema gebracht zu haben, ohne damit entfernt den Anspruch zu verknüpfen, daß nun alle die unendlichen Mannigfaltigkeiten menschlicher Individualität, oder auch nur alle die kleinen und feinen Schattirungen der Temperamente erschöpft oder angedeutet wären. Aber das scheint mir doch, daß die wesentlichen Punkte, an welche wir zunächst denken, wenn vom Temperament gesprochen wird, in jener Dreitheilung beachtet und zusammengefaßt sind. Auch die alten vier Temperamente, die so lange diesen Namen allein zu führen beansprucht haben, fügen sich in das Schema ein. Denn bei dem Sanguiniker pflegen wir doch eben dies zu denken, daß er mit großer Lebhaftigkeit und Lustempfänglichkeit eine schwache Concentration verbinde; der Phlegmatiker hat dagegen das Minus in der Erregbarkeit, ein Plus der Concentration, während er sowohl Eukolos als Dyskolos sein kann; der Choleriker steht in der Erregbarkeit wie in der Centralität auf der activen Seite, auch unter Offenlassung des Empfänglichkeitsgrads für Lustgefühle; der Melancholiker, wenn wir überhaupt noch diesen Namen als Temperamentsbezeichnung gelten lassen wollten, würde in allen drei Rubriken auf der Minusseite stehen. Aber zugleich ist auch hieraus wieder zu ersehen, daß jene Vierzahl von Formen etwas ganz Willkürliches ist, nur einige der Beispiele möglicher Combinationen enthält und noch eine ganze Reihe gleichberechtigter Verknüpfungen der activen und passiven oder mittleren Theile der dreigliedrigen Scala neben sich zuläßt. Denn wenn wir in jeder Gruppe auch nur die drei Stufen des Mittels, des Plus und Minus unterscheiden, so entstehen, da jeder Grad in der einen Gruppe mit jedem in der andern vereinbar ist, schon siebenundzwanzig Formen, und wenn wir je das Plus oder Minus noch in etliche Grade oder Abstufungen weiter gliedern oder gar die einzelnen den Hauptgruppen untergeordneten Begriffspaare noch auseinander halten, so gerathen wir gleich in die Hunderte und Tausende von Combinationen des Temperaments.

Wenn man nun aber nach dieser Ausführung noch fragen will, was denn überhaupt die Bedeutung der Temperamente im menschlichen Seelenleben sei, so kann wohl darüber kein Zweifel sein, daß der Werth und die Tüchtigkeit eines Menschen in erster Linie durch die Ziele seines Wollens, die Ordnung seines Trieblebens bestimmt ist, in zweiter durch seine intellectuellen Anlagen, sowie die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten, und daß erst an dritter Stelle das Temperament oder der feste Modus der Betriebsformen unseres inneren Lebens seinen Platz hat. Man kann bei jedem Temperament ein edler und vortrefflicher Mensch und ebenso bei jedem ein Taugenichts und ein Verbrecher sein. Ob feurig oder kühl, still oder lebhaft, heiter oder ernst, ob von der Stimmung des Augenblicks hingenommen oder bedächtig, ob Gefühls- oder Verstandesmensch kann Jedermann seinen Platz ausfüllen, seinen Pflichten nachkommen, das Ideal einer sittlich hochgebildeten Persönlichkeit in sich zu verwirklichen streben. Aber doch liegt eben hier zugleich der Werth und eigenthümliche Reiz der Temperamentsunterschiede. Es wäre langweilig und einförmig, wenn wir die Menschen nur nach Verstand und Tugend einzutheilen hätten. Erst durch das Hinzutreten dieser mannigfachen Betriebsformen unseres inneren Lebens entsteht der volle, beglückende Reichthum, die unerschöpfliche Fülle der individuellen Besonderheiten. Die sittlichen wie die individuellen Vorzüge, Tugend und Verdienst, Geist und Wissen gewinnen je wieder eine andere Gestalt und einen neuen Reiz, wenn wir sie mit warmer Lebensfülle oder stillem und ruhigem Wesen, mit Ernst oder Frohsinn, mit Kühnheit oder Vorsicht, mit feurigem Pathos oder kühler Besonnenheit gepaart beim Idealisten oder Realisten, beim Sonderling oder Weltmann treffen. Erst mit dem Temperament tritt ein Charakterbild aus einer verschwommenen Skizze heraus, erhält sein Colorit, seine scharfen und feinen Linien. An ihm hängt vorzugsweise der ästhetische Reiz aller Menschenbeobachtung; an seinem Verständniß hängt die Kunst des dramatischen Dichters, wie das wirksame Lebensbild des Geschichtsschreibers. Wie treten Oranien und Egmont bei gleichen Zielen des Wollens und gleicher Intelligenz durch die Temperamentsverschiedenheit einander gegenüber, oder Antonius und Octavian, Joseph II. und Friedrich der Große, Blücher und Wellington, Luther und Melanchthon. Unser ästhetisches Gefühl wird allerdings immer geneigt sein, bei jenen gegensätzlichen Begriffspaaren dem Plus und der activen Seite ein höheres Wohlgefallen entgegenzubringen, als dem Minus und dem passiven Glied, da Kraft, Leben, Wärme, Muth und Schwung uns mehr anzieht als das Zurücktreten dieser Eigenschaften. Vom praktischen Gesichtspunkt des Erfolges und der Leistungen aus stellt sich die Sache anders, und kühles Denken mit bedächtiger Arbeit kommt oft genug weiter als Pathos und Enthusiasmus. Aber das Richtige und Erwünschte kann doch nur sein, daß Beides in der Welt nebeneinander besteht und sich ergänzt, und wie in jedem Gemälde Licht und Schatten recht vertheilt sein sollen, wie sich die Mond- und gedämpfte Abendlandschaft neben dem sonnenhellen Tagesbild mit Erfolg behauptet, so wünschen wir, daß den hocherregbaren Leuten die ruhigen und stillen, dem hoffnungsreichen Optimismus ein verständiger Pessimismus, der kühnen Unternehmungslust die retardirenden und erhaltenden Kräfte zur Seite stehen.

Aber es ist nicht bloß dieses ästhetische Moment, was dem Temperament Reiz und Bedeutung gibt. Wenn durch dasselbe auch nicht der sittliche Werth und die praktische Leistung bedingt wird, so hat auf den Lebensgang und das Lebensglück eines Menschen kaum irgend Etwas einen größeren Einfluß. Das Lebensglück wird ja in der Regel weit weniger durch äußere Factoren als durch die herrschende Grundstimmung des Gemüthes bedingt. Was könnte dafür wichtiger sein als jene Eukolie und Dyskolie. Bei den schwersten Schicksalsschlägen sucht und sieht der Eine am umwölktesten Himmel doch immer wieder einen lichten Streifen, dem sich sein Blick und sein Hoffen zuwendet; der Andere, dem Alles nach Wunsch geht, entdeckt bei hellem Himmel ein kleines Wölkchen, das ihn mehr beunruhigt, als aller Sonnenschein ihn erfreuen kann. Ebenso liegt in den wichtigsten Entscheidungen des Lebens Alles daran, ob das Hoffen überwiegt oder das Fürchten, ob man dem ersten Gefühle folgt oder der bedächtigen Ueberlegung Raum läßt, ob man nachgibt oder auf seinem Sinn beharrt, ob man ungeduldig ist oder warten kann, ob man in den Momenten, auf die es ankommt, zerstreut ist oder gesammelt. Der Erfolg erweist bald das Eine bald das Andere als das Richtigere; bald wäre das Herz der sicherere Führer gewesen und bald der Verstand; dieser hat oft genug mit ganz ungewissen Factoren zu rechnen, und Jeder entscheidet sich am häufigsten in der Richtung seines Temperaments.

Aber gerade je einflußreicher hiernach die Temperamentseigenschaften für Schicksal und Lebensglück erscheinen, um so dringlicher wird die Frage, ob sie reine und unabänderliche Naturgaben oder jener Centralkraft, deren Verhalten zu ihren Reizen und Actionen sie angeben, selbst unterworfen und von ihr abhängig sind. Niemand wird bezweifeln können, daß sie in der Hauptsache etwas Angeborenes und meist Anererbtes sind, ja es scheint, daß sie sogar mehr als geistige Gaben und vorwaltende Triebreize von Eltern und Großeltern stammen. Sie sind auch gewiß ihrem Grundcharakter nach insoweit unzerstörbar, als die Plusseite niemals in das Minus umschlagen wird und umgekehrt. Es ist weder möglich noch wünschenswerth, noch sittlich geboten, daß der Feuergeist dem Phlegma, die Sorglichkeit der kecken Zuversicht, der trockene Ernst dem leichten Frohsinn, das überwallende Gefühl der kühlen Bedächtigkeit den Platz räume. Aber so weit geht darum der Zwang der Naturanlage doch nicht, daß nicht ein Spielraum freier Einwirkung des Willens übrig bliebe. Das Meiste dabei besorgt freilich das Leben und die Erfahrung selbst. Die vorgerückten Jahre, die harte Schule des Lebens temperiren auch die Temperamente. Das wichtigste Glied derselben, die Concentration, stellt sich in reiferem Alter meist von selber ein. Schwere Prüfungen, häufige Mißerfolge dämpfen schließlich auch den keckesten Lebensmuth; ein glücklicher Verlauf des persönlichen Geschickes, ein Gelingen der meisten Unternehmungen schwächt die Neigung für trübsinnige Weltbetrachtung und pessimistisches Schelten wenigstens auf die Stufe einer unschädlichen Krittelei, eines harmlosen Raisonnirens herab. Auch der gesellschaftliche Verkehr übt einen großen Einfluß; im engen Kreis und den zahllosen kleinen Frictionen der Häuslichkeit können sich Temperamentseigenschaften ebenso verschärfen als abschleifen. Schließlich bleibt aber doch dem Willen, der freien sittlichen Selbstbestimmung noch eine

wichtige und lösbare Aufgabe vorbehalten. Das selbstbewußte Ich kann sein Temperament nicht umwandeln und sich ein neues auswählen und anschaffen, aber es kann und soll dasselbe in Zucht und Disciplin nehmen und seine Auswüchse abschneiden, zumal wo dieselben für Andere belästigend und verletzend wirken. Wer durch Schimpfen und Klagen über den Lauf der Welt und sein eigenes Geschick, durch beständiges Jammern über denkbare Unglücksfälle, durch hastiges Drängen oder unleidliche Verzüglichkeit, durch zerstreutes und zerfahrenes Wesen, durch unbesonnenes vorschnelles Reden und Handeln, durch maßlose Heftigkeit, durch eigensinniges Beharren auf Meinungen und Plänen sich und Andere quält und beschädigt, dem werden wir niemals die Entschuldigung gelten lassen: so sei nun einmal sein Temperament, das er nicht mehr ändern könne. Wir verlangen von ihm und mit Recht, daß er sich Gewalt anthue und den Pflichtbegriff auch nach dieser Richtung erstrecke. Das öffentliche Strafrecht geht von der gleichen Voraussetzung aus, indem es keine Berufungen auf Temperamentseigenschaften beachtet, was es doch thun müßte, wenn es dieselben der Herrschaft des freien Willens entzogen dächte. Ebenso beruht alle Erziehung auf der Annahme, daß zur Charakterbildung Beides gehöre, die Einwirkung auf den Inhalt und auf die Formen des Wollens. Die sittlichen Aufgaben erhalten erst dadurch ihre Specification und individualisirende Mannigfaltigkeit; die allgemeinen Vorschriften der Moral sind für Alle im Wesentlichen die gleichen, aber in der Beherrschung und Durchbildung des Temperaments ist Jedem wieder ein ganz specielles, nur für ihn geltendes Ziel vorgesteckt.

Einem Zuhörerkreis gegenüber, der sich zum größten Theil mit der Pflege der Wissenschaft zu befassen hat, ist schließlich noch die Frage von Interesse, ob den Temperamentseigenschaften auch nach dieser Seite hin eine Bedeutung zukomme. Kant hatte eine besondere Vorliebe für das Phlegma; es erschien ihm als das eigentliche Temperament des Gelehrten, des Philosophen, des weisen Mannes; er sieht darin besonders die Eigenschaft, nicht leicht und rasch, aber anhaltend bewegt zu werden, also das, was wir Centralität genannt haben. Man wird ihm jedoch nur soweit Recht geben können, als große Lebhaftigkeit und Erregbarkeit für den Gelehrten nicht erforderlich, leicht sogar störend werden kann, ein gewisses Maß der Concentrationsfähigkeit dagegen unerläßlich ist. Die erste Bedingung ist ein höherer Grad von Erkenntnißtrieb, Wißbegierde, Lust an der Wahrheit, die zweite besteht in der intellectuellen Befähigung, die dritte im Fleiß, der zwar durch das Temperamentsmerkmal der Centralität begünstigt werden, aber auch ohne dasselbe durch ein lebhaftes Interesse an der Sache, Pflichtgefühl, Ehrgeiz und andere Motive entstehen kann. Leibnitz, einer der größten Denker und Gelehrten aller Zeiten, war Sanguiniker, sehr lebhaft und bestimmbar, zum Optimismus geneigt, von mittlerer und durch die Vielseitigkeit seines Geistes geschwächter Centralität. Hegel und Herbart neigen zum Phlegma nach Kant'schem Sinn und Vorbild, von welchem Schelling's beweglicher Geist und reizbares Naturell weit entfernt lag. Fichte vertritt in starrsinniger Consequenz den Höhepunkt, wo nicht das Uebermaß der Concentration. Der Welt- und Menschenverächter Schopenhauer ließe sich als δυσκολώπατος bezeichnen. Den Dichter und Künstler dagegen können wir uns nicht wohl als

Phlegmatiker denken, während jede andere Art von Merkmalen und Nüancen des Temperaments bei ihm vorkommen kann. Goethe vereinigte in sich ein hohes Maß in allen drei Gruppen, Schiller's Idealismus zeigt einen leichten Anflug von Melancholie und edlem Pessimismus. Herder, reizbar, empfindlich, etwas griesgrämig, steht ebenso tief in der Lustempfänglichkeit als hoch in der Erregbarkeit.

Ich führe diese flüchtigen Beispiele nur als Belege dafür an, daß das Temperament zwar nicht bedeutungslos für geistige Thätigkeit ist, vielmehr seine Schattirungen durch die ganze Richtung der Weltanschauungen deutlich hindurchschimmern, daß aber doch jede seiner Formen mit den höchsten geistigen Leistungen wohl vereinbar ist. Man kann bei jedem Temperament ein Gelehrter werden und bei jedem sehr unwissend bleiben. Auch unsere akademischen Preise gelten daher nicht dem Naturell oder Temperament; die Medaillen, die ich nun zu überreichen habe, enthalten die Inschrift ingenio et studio, d. h. dem Talent und dem in der Liebe zur Sache wurzelnden Fleiß.

Aurora und Nacht des Michelangelo.

Von

W. Henke.

Einer unserer großen Altmeister in der Physiologie, Ernst Brücke in Wien, hat kürzlich in der „Rundschau“ [1]) die beiden gewaltigen weiblichen liegenden Statuen des Michelangelo von den Mediceergräbern zu St. Lorenzo in Florenz zum Gegenstande einer neuen analysirenden Betrachtung gemacht. Er hat mir die Ehre erwiesen, damit an meine Studien über Michelangelo anzuknüpfen, welche auch diese beiden Figuren mit Vorliebe behandeln, so daß die „Rundschau“ seiner Zeit [2]) mir den Gefallen gethan hat, meinem Aufsatze über dieses Thema eine Abbildung derselben beizugeben. Ich erlaube mir daher, aus diesem Anlasse auch noch einmal auf dieselben zurückzukommen, da es für Jeden, der in den Sinn und Geschmack für und an diesen höchst eigenartigen Werken eindringen will, nicht ohne Interesse sein wird, sich vor Allem klar zu machen, was sie darstellen. Freilich muß man von vornherein zugestehen, wenn es möglich ist, daß ein Physiologe und ein Anatom, also Leute, die sich wohl nicht weniger als die Mehrzahl der Menschen im Leben geübt haben, mit Augen zu sehen und Schlüsse daraus zu machen, doch zu verschiedenen Ansichten darüber kommen, was hier eigentlich dargestellt ist, daß die Kunst, bei der dies geschehen kann, gerade nicht die allerpopulärste ist. Um so mehr aber verlohnt es sich wohl, wenn sie trotzdem auf empfängliche Beschauer einen so tiefen Eindruck macht, daß sich Niemand ihm entziehen kann, ihr möglichst auf den Grund zu gehen.

Ich greife zuerst ein paar Sätze aus Brücke's Betrachtung heraus, welche sich nahe mit dem berühren, was ich früher über die Eigenart Michelangelo's ausgeführt habe. „Die Griechen,“ sagt er, „strebten nach der körperlichen Schönheit als solcher“ und „sie suchten, wenn ich mich so ausdrücken darf, die absolute Schönheit.“ „Ganz anders,“ fährt er fort; „war es mit Michelangelo. Er arbeitete, nicht um ein schönes Frauenbild darzustellen, er arbeitete für ein Monument, und er mußte die Linien seiner Gestalten dem Plane, den er für dieses Monument entworfen hatte, anpassen. Wie dieselben Gestalten in irgend einer anderen Stellung ausgesehen haben würden, war ihm ziemlich gleichgültig.“ Ich habe ganz ähnlich ausgeführt [3]), daß nicht in der Feinheit der Form der Reiz der Menschenbilder von Michelangelo gelegen ist, und wenn Brücke nun im Gegensatze dazu vor Allem den Zug der Linien betont, der bei der Anlage des Monumentes herauskommt und der ohne Zweifel alle plastischen Werke des Meisters so stark charakterisirt, so wird er mir doch ebenso Recht geben, daß es

[1]) 1890, Bd. LXII, S. 260 ff.: „Nacht und Morgen des Michelangelo“.

[2]) 1875, Bd. V, S. 216 ff.: „Michelangelo“. Mit zwei Illustrationen.

[3]) Die Menschen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike.. Rostock 1871. S. 7 ff.

vor Allem bei jeder einzelnen Gestalt der Moment, die Lage und Action der Glieder ist, was in ihr dargestellt wird und ihren eigenthümlichen Eindruck bedingt. Sagt er es nicht ausdrücklich mit ähnlichen Worten, so bestätigt er dieselbe Auffassung, indem er eben auch bei den beiden großen Statuen, welche er bespricht, dies Thema der Situation, des Momentes besonders behandelt.

Und noch eine allgemeine Betrachtung möchte ich meinerseits hier gleich wieder voranstellen, die ich auch schon einige Male öffentlich ausgesprochen habe[1]). Wenn die Lage der Glieder in dem Bilde eines Menschen nur ein festgehaltener Moment aus einer Reihe von Bewegungen ist, so hat schon Lessing den bekannten Satz aufgestellt, daß die Ergänzung der letzteren in der Phantasie durch das Hinzudenken vorhergegangener und folgender Lagen der Dinge um so mehr erreicht wird, je „fruchtbarer" der dargestellte Moment gewählt ist, d. h. je mehr er uns eben jenes Hinzudenken erleichtert und aufdrängt. Dies nun findet seine Anwendung in höherem Grade noch bei den Werken des Michelangelo als bei den Darstellungen in der antiken Kunst.

Kommen wir nun zu den beiden Statuen selbst, so möchte ich die Aurora voranstellen, auf welche die vorstehende allgemeine Betrachtung die meiste Anwendung findet. Brücke knüpft an Vasari an, welcher von derselben sagt: „ihre Stellung zeigt eiliges Erheben aus tiefem Schlafe und Verlassen des Bettes, weil sie erwachend den großen Herzog, zu dem sie sich theilnehmend wendet, todt erblickt." Lassen wir den todten Herzog ruhen und halten uns an das, was das schöne junge Weib thut, so hat Brücke jedenfalls Recht, Eines zu bestreiten, was Vasari sagt: nämlich, daß ein „eiliges" Erheben dargestellt sei. „Die Bewegung," sagt er, „ist als eine langsame zu betrachten, nicht nur weil eine solche natürlich ist für die Zeit des allmäligen Erwachens aus tiefem Schlaf, sondern auch weil die Figur keinerlei Anhaltspunkt gibt für die Annahme einer einigermaßen raschen oder gar stürmischen Bewegung." Im Uebrigen scheint mir dagegen die Bewegung, die hier vorgestellt wird, in Vasari's Werke sehr richtig und erschöpfend charakterisirt zu sein: „Erheben aus tiefem Schlafe und Verlassen des Bettes." Brücke hält sich nur an das Erstere, indem er sagt: „jedenfalls ist die Bewegung des Aufrichtens diejenige, welche man der Stellung nach zunächst zu erwarten hat." Er wirft sodann die Frage auf, ob sich die Gestalt bewegt, oder speciell: „hat die Bewegung des Aufrichtens bereits begonnen?" und beantwortet Letzteres mit: „offenbar noch nicht". Hierin kann ich ihm nicht ganz beistimmen sondern muß an meiner alten Ansicht festhalten, daß die Aurora zwar langsam aus dem Schlafe erwacht, aber doch schon zum Aufstehen ansetzt. „Sie macht mit verschiedenen, vereinzelten, kraftlosen Bewegungen Anstalt, sich gegen uns hingewendet aus ihrer ruhenden Lage zu erheben und kommt doch noch nicht in die Höhe."

Brücke betont, daß die Figur mit nach rückwärts durchgebogener Wirbelsäule liegt. Das ist ganz richtig. Die Mitte des Rückgrates liegt noch in fester Ruhe auf der Unterlage. Er meint nun, wer sich aus einer solchen Lage aufrichten wolle, müsse zuerst seine Wirbelsäule gerade richten und sich dann erst mit Schulter und Arm in die Höhe heben, und zuvor schon sagt er: „die Beine und

[1]) „Die Kunst der Mimik", Deutsche Rundschau, September 1877, S. 412. Empirische Betrachtungen über die Malereien von Michelangelo an der Decke der sixtinischen Capelle in Rom. Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlungen 1886. Heft I, S. 8.

der rechte Arm lassen auf keine Bewegung schließen." Ich finde aber, daß diese Theile die Bewegung, die bevorsteht, an mehreren Ecken schon vorbereiten, und daß das Nächste, was dann geschehen soll, gar nicht in erster Linie das gerade Aufrichten des Rückgrates zu sein braucht. Aber das Aufstützen des rechten Oberarmes mit dem Ellbogen und die dadurch bewirkte Emporstemmung der Schulter ist doch schon eine Vorbereitung zum Aufrichten des Oberkörpers, und die Schulter ragt nur deswegen einstweilen so spitz in die Höhe, weil der Oberkörper noch nicht folgt, sondern schwer an ihr herabhängend unten aufliegt. Einen noch wirksameren Ansatz zu der Bewegung des Aufstehens aus dem Bette erblicke ich in der Action des linken Beines. Mit dem rückwärts aufgesetzten Fuße stemmt es sich vorwärts gegen die Hüfte und hebt dieselbe schon etwas vom Lager in die Höhe, so daß die ganze Last der unteren Hälfte des Rumpfes auf die rechte Hüfte herübergewälzt und die Vorderseite des Unterleibes von der Wand weg oder dem Beschauer entgegen gewendet wird. So entsteht, da der Oberkörper noch ruhig liegen bleibt, die reizvolle Drehung in der Mitte um die Achse der Wirbelsäule, auf die es der Künstler bei der ganzen Figur vielleicht am meisten abgesehen hat[1]). Dies ist nun offenbar ein Ansatz zum Herumwenden des ganzen Körpers auf seine rechte Seite oder gegen den vorderen Rand des Lagers hin.

Wie geht es nun wohl weiter? Ich denke: das Nächste wird auch noch nicht die gerade Emporrichtung des Oberkörpers vom Lager sein, die ziemlich unbequem wäre, so lange beide Füße auf dem Lager ausgestreckt oder aufgestellt bleiben; sondern zuerst wird die Wendung des ganzen Körpers auf seine rechte Seite, oder mit der Vorderseite von der Wand weg, gegen den vorderen Rand des Lagers hervor, vollendet werden, indem sich die linke Hüfte vollends über die rechte erhebt und auch die linke Schulter mehr hervorgewendet wird. Damit wird zugleich die Mitte von der linken zur rechten Seite hinein geknickt, und dann werden zunächst die Füße durch Beugung in den Hüften über den Rand des Lagers hervorgestreckt werden. Erst wenn dies geschehen ist, wird sich dann der Oberkörper von seiner rechten Seite gegen die linke hin über dem Lager gerade aufrichten, und zugleich werden dann die Füße von den Knieen vor dem Rande des Lagers herabfallen. Das Ende wird sein, daß das Fräulein nach vorn gewendet auf dem Rande des Lagers sitzt. So macht man es gewöhnlich beim „Verlassen des Bettes", zieht dann Schuhe und Strümpfe an und erhebt sich vom Lager auf die Füße. Der verehrte Meister Brücke hat mir soeben brieflich seine Zustimmung dazu ausgesprochen, daß ich auch bei einer anderen sehr vornehmen Dame in der Kunst, der Venus von Milo, an eine sehr einfach natürliche Toiletteſituation nach dem Bade gedacht habe. Er wird es mir vielleicht ebenso wenig übel nehmen, daß ich auch hier auf eine so naive Erklärung dessen, was ich glaube vor mir zu sehen, gekommen bin, und Vasari's Segen habe ich ja schon im Voraus dazu.

Es erübrigt ein Wort über die Bewegungen des Kopfes und des linken Armes zu sagen. Der Kopf ist eben auch mit der rechten Schulter vom Lager,

[1]) Ein Motiv, das die neuere, besonders die französische Malerei in mehr niedrig sinnlicher Verwerthung ohne Ende wiederholt.

auf dem er zuvor rückwärts geruht hat, emporgestemmt, aber für sich auf dem Halse noch nicht gerade aufgerichtet, sondern nach der Seite hin, von wo er eben erst emporgehoben ist, geneigt und dabei doch auch schon etwas über die Schulter gegen den Beschauer hingewendet. Die linke Hand aber greift ohne Zweifel hinter den Kopf nach dem Schleier, um ihn theils etwa hinter der Schulter in die Höhe zu ziehen, damit er beim Aufrichten des Oberkörpers nicht gespannt wird und hindert oder reißt, theils wohl auch um ihn beim Verlassen des Lagers als eine erste Hülle um die Schultern zu nehmen. Aber diese Bewegung ist eine so lässige, daß der Arm im Ellbogen ganz passiv, fast wie wieder ausruhend rückwärts einknickt, und gewiß hat Brücke Recht, wenn er den Zustand des Mädchens, „welches nicht daran denkt, daß es von irgend Jemandem gesehen werden könnte", als frei von aller Absicht, Furcht, Scheu und Unsicherheit bezeichnet, die etwa zu einer raschen berechneten Pose oder Verhüllungsbewegung führen könnte. Fassen wir aber den ganzen Eindruck zusammen, so kann ich nur wiederholen, daß sich in all diesen vereinzelten Bewegungen, wobei doch die Mitte der ganzen Gestalt noch fest und ruhig liegen bleibt, „die ganz allmälig sich erst auf sich selbst besinnende Besitzergreifung der Bewegungsorgane durch den Willen ausdrückt, in welcher der Geist beim Erwachen aus dem Schlafe jeden Morgen gleichsam neu geboren wird."

Bevor ich von der Aurora zur Nacht übergehe, möchte ich ein Wort über eine allgemeine Frage einschieben, welche Brücke, an die letztere anknüpfend, aufgeworfen hat, welche mir aber fast noch mehr auf erstere anwendbar scheint, betreffend die Spannung der Muskeln. Ich hatte seiner Zeit in meiner Schrift über Michelangelo von einer beständigen Ausspannung derselben gesprochen, in verkürztem wie in gedehntem Zustande. Brücke stellt dem die Ansicht entgegen, daß sie nicht alle im Leben immer gespannt sind. Ich erkenne dies an und habe auch schon seitdem in anderem Zusammenhange[1]) erörtert, daß die Spannung so gering werden kann, daß schon eine sehr schwache ablenkende Wirkung, z. B. die Last des Muskels selbst, ihn aus der gerade ausgespannten Lage zwischen seinen Enden entfernen kann. Und zwar tritt dieser Fall besonders dann ein, wenn der Muskel, ohne activ angestrengt zu sein, sich dennoch durch die Lage der Glieder, an denen er ansitzt, in verkürztem Zustande befindet. Hierfür nun bietet gerade die Aurora in ihrer noch halb schlaftrunkenen nachlässigen Lage mehrere anschauliche Beispiele, so daß ich sie auch schon früher als Beleg dafür angeführt habe. An beiden Oberarmen ist der bekannte Muskel der Vorderseite, dessen Spiel man so leicht am lebenden Arme beobachten kann (Biceps), verkürzt, am linken sogar sehr, weil beide Arme, zumal der linke, im Ellbogen gebeugt sind. Aber es bedarf auch an beiden zu diesem Zwecke keiner Anstrengung dieses Muskels, weil die gebeugte Stellung am rechten durch das Aufstemmen auf der Unterlage, am linken durch das Rückwärtsüberhängen der Hand von selbst gegeben und erhalten ist. In Folge dessen hängt nun der rechte Muskel seiner eigenen Schwere nach schlaff wie ein mit Wasser gefüllter Schlauch von der Schulter zur Ellbogenbeuge herab. Der linke aber ist in voller Verkürzung doch nicht scharf und fest zusammengezogen, wie wenn er sich anstrengt,

[1]) Text zum ersten Cursus meines anatomischen Handatlas.

sondern als weiche Schwellung nur in sich zusammengeschoben. Auch die Muskeln an der inneren Seite des erhobenen linken Oberschenkels (Adductoren) hängen schlaff zwischen ihren Anheftungen herab, und ebenso fällt die linke Wade wie nur oben am Knie aufgehängt, vorwärts am Unterschenkel herab.

Die Anwendung aber, welche Brücke von der Discussion dieser Frage auf unsere von einander abweichenden Ansichten über die Nacht gemacht hat, besteht darin, daß das Vorkommen voller Erschlaffung von Muskeln an ihrem Körper noch kein Beweis von vollem tiefen Schlafe sein soll, weil es eben auch im Wachen vorkommen kann. Ich gebe dies vollständig zu; aber ich habe mich auch auf dies Argument bei der Deutung des Zustandes dieser Statue nicht stützen wollen. Und nun also die Nacht? Darüber sind Alle einig, daß sie schläft; aber wie? Brücke sagt: „schläft sie, wie einige gemeint haben, einen tiefen, todesähnlichen Schlaf? Ich glaube nicht. Sie schlummert." Er sagt es im Gegensatze zu mir, da ich von dem tiefen Schlafe gesprochen habe, durch den ihre Glieder in diese eigenthümlich verschränkte Lage gebracht seien. Ich habe dies besonders dadurch am stärksten ausgedrückt, daß ich behauptete: „es wäre möglich, eine Leiche so hinzusetzen, und sie würde nicht umfallen." Brücke fragt: „ist dieser Versuch gemacht worden?" Ich muß gestehen: nein. Ich halte es auch mit Brücke für zweifelhaft, ob er sich praktisch durchführen lassen würde. Ich glaube, dies würde sehr von Zufälligkeiten, besonders von der größeren oder geringeren Biegsamkeit der Gelenke an der Leiche, mit welcher der Versuch gemacht würde, abhängen. Ich habe auch eigentlich nur sagen wollen, daß alle Theile der ganzen Figur, wie wir sie vor uns haben, in Lagen sind, zu deren Erhaltung es keiner willkürlichen, oder überhaupt gar keiner Anstrengung von Muskeln bedürfte. Hieraus würde denn auch folgen, daß ich keine Muskelanstrengung als Bedingung dieser Lagerung annehme; nicht umgekehrt schließe ich aus dem Mangel vorhandener Anstrengungen auf die Haltbarkeit dieser Lagen. Was aber die Begründung der Möglichkeit dieser Lagen auch ohne Muskelanstrengung betrifft, so kann ich nur die Beschreibung derselben wiederholen, wonach sich Glied um Glied durch bloß passive Anstützung aneinander in derselben hält: „das gewaltig erhobene linke Bein ist doch mit dem Fuße unten fest aufgesetzt, mit dem Knie nach rechts umgesunken, so daß es nicht weiter umsinken kann; der rechte Ellbogen ist darauf gestemmt und der Kopf so gegen die Hand gelehnt, daß sie dadurch bereits so viel als möglich nach hinten herumgedreht wird, und nun auch nicht weiter ausweichen kann[1]); der linke Arm aber ist hinter und unter dem Rücken wie ein Polster eingedrückt." Also warum sollte sie umfallen?

Ich habe von vorn herein zugegeben, daß dies insofern gerade keine sehr natürliche, aus dem Leben gegriffene Darstellung eines ruhigen Schlafes ist, als sich wohl selten Jemand so hinhocken wird, um gemüthlich einzuschlafen. Ich habe dies später scherzhafter Weise dahin eingeschränkt, daß man heutzutage auch dergleichen wohl im Leben zu sehen Gelegenheit hat, nämlich auf Eisenbahnfahrten bei Nacht. Da muß es eben auch so gehen und es geht. Das Schütteln der

[1]) Dies Motiv kehrt ganz ähnlich in dem „todten Adonis" wieder.

Fahrt verändert freilich jeden Augenblick etwas die gesuchte und gefundene Ruhelage; aber sie ist so stabil und der Schlaf so fest, daß sie sich durch Wiedereinknicken, vielleicht auch eine Art von Gegenfedern in den Bändern der Gelenke immer wieder herstellt, ohne daß man erwacht. Nun ist ja Michelangelo noch nicht in Nachtschnellzügen gefahren; aber auch wenn man sich aus beliebigen anderen Veranlassungen in tiefer Ermüdung unter so erschwerenden Umständen zurechtrückt und dann vom Schlaf überwältigt einnickt, so wird derselbe gerade dann zwar kein sehr dauerhaftes, aber für den Augenblick ein sehr tiefes Ausruhen und Vergessen sein. Bekanntlich schläft man bei großer Müdigkeit, z. B. in Pausen zwischen anhaltendem Nachtwachen in kurzer Zeit ganz besonders intensiv.

Zuletzt ist auch hier der Wurf der ganzen Pose, der Zug der Linien und die Wendung und Biegung des ganzen Körpers in Taille und Gelenken ein Hauptmotiv des Werkes. Die Aurora bietet uns die Brust noch mehr im Profil, die Hüften en face, die Nacht beides umgekehrt. Wie so ein rein äußerliches Bewegungsmotiv sich der inneren Situationsmotivirung bald so, bald so anbequemt, das beweisen die Anwendungen, die kleinen Variationen derselben Themata, zu anderen Zwecken: der Lage der Nacht zu dem Bilde der Leda mit dem Schwane, der der Aurora zu einer Venus mit Amor, der ihr von hinten her vorwärts in den Schoß steigt (früher im Museum in Berlin). Oder warum sind die richtigen Ergänzungen berühmter oft wiederholter Antiken, wie die Venus von Melos, so discutabel, als weil die einmal erfundene Pose so mancherlei Verwerthungen erlaubt und oft auch gefunden hat, daß es fraglich bleibt, welche derselben als das ursprüngleich originale Motiv gelten soll.

Auch die beiden liegenden Männergestalten der Tageszeiten an den Mediceergräbern sind vielleicht in erster Linie nur neue Combinationen der Biegung des Rumpfes und Verschränkung der Glieder, wie sie sich in ähnlich halb liegender halb sitzender Lage, wie die der Nacht und Aurora und also als Pendants zu ihnen ergeben; in zweiter Linie aber auch sinnreich als Symbolisirungen des Tages und Abends motivirt. Der Abend ist offenbar im Gegensatze zu Aurora, die aufsteht, ein Mann, der sich zur Ruhe legt. Er hat das Lager nach der Wand hingewendet bestiegen und sieht sich nun vor dem vollen Niederlegen noch einmal rückwärts um. Der Tag streckt sich behaglich dehnend, aber nicht wie um zu schlafen rückwärts aus.

Endlich noch ein Wort über den Typus der Gestalt der beiden Weiber oder auch aller vier Tageszeiten. Brücke sagt, die Aurora und Nacht „gehören einem reckenhaften Geschlechte an", und man findet ihre Urbilder „leichter als in Florenz in Ravenna, wo die Gothen und die nordischen Leibwächter der Exarchen manchen Tropfen barbarischen Blutes zurückgelassen haben." Mit einem Worte: sie haben den schlanken, hageren Bau des germanischen Typus, und man findet sie überall, wo dieser vertreten ist, und in welchem Volke von West- und Mitteleuropa ist er es nicht? Die moderne Kunst stellt ihn überall mit Vorliebe dar, Raphael in den Tapeten und besonders die Venetianer. Sie haben Recht. Ist er doch das kräftigste und gesundeste Element in der Mischung, aus welcher unsere modernen Culturnationen alle entstanden sind.

Stanley's neuestes Werk [1]).

Von

Paul Reichard.

Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß auch ich die großen Verdienste Stanley's anerkenne und in ihm einen Mann sehe, welcher, mit ganz außerordentlicher Energie begabt, sich als ungewöhnlicher Mensch über die Menge emporhebt; aber all dies soll mich nicht abhalten, sein neuestes Werk für das zu erklären, wofür ich es halte: ein überhastig geschriebenes, das den Stempel gesuchter Mache an der Stirne trägt. Was man bei einem so unmittelbar nach Vollendung der großen Reise geschriebenen Bericht mit Recht verlangen kann, eine natürliche Art der Wiedergabe des Erlebten und der noch frischen Eindrücke, vermißt man gänzlich. Die Bemerkung Stanley's, daß er nur das mitgetheilt habe, was er für nothwendig hielt, muß Mißtrauen erregen. Er mag dies gefühlt haben, als er selbst schrieb, daß man seine Schilderungen als wahrhaftige betrachten solle.

Was in diesem Werke von Emin berichtet ist, wird, wie Stanley hofft, dem hohen Begriff von unserem Ideal nicht den geringsten Abbruch thun, und doch ist er eigentlich fast überall, wo er von Emin spricht, bemüht, ihn nach Möglichkeit zu schmälern. Ganz besonders macht es Stanley zu schaffen, daß Emin „keine solche riesenhafte Gestalt besitzt, wie er angenommen". Er kommt acht- bis neunmal in dem Buche auf diesen Umstand zurück. Er scheint es Emin geradezu übelgenommen zu haben, daß er kein Riese von Statur.

Das erste Capitel behandelt als Einleitung geschichtlich entwickelt die Veranlassung der Emin-Pascha-Expedition und ist eines der wenigen wirklich interessanten.

Eduard Schnitzer, dies ist Emin's Name, wurde am 28. März 1840 zu Oppeln in der preußischen Provinz Schlesien geboren, als Sohn des Kaufmanns Ludwig Schnitzer, und zwar waren seine beiden Eltern Israeliten. Erst als seine

[1]) Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneur der Aequatorialprovinz. Von Henry M. Stanley. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Mutter in zweiter Ehe einen Christen heirathete, trat der damals etwa sechsjährige Knabe mit der Mutter zur protestantischen Kirche über, in deren Grundsätzen er erzogen wurde. Nachdem er das Gymnasium in Neisse, wohin seine Mutter übergesiedelt war, bis 1858 besucht hatte, widmete er sich von da an dem Studium der Medicin an der Universität in Breslau und setzte seine Studien von 1862—1864 in Berlin fort, wo er promovirte. Die Sehnsucht nach dem Unbekannten, eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften, die ihm bereits als Knabe eigen war, bestimmten den jungen Mediciner, sich in der Fremde ein Berufsfeld zu suchen. So verließ er Ende 1864 Berlin in der Absicht, zunächst in der Türkei eine Stellung als Arzt zu gewinnen. Der Zufall führte ihn nach Antivari und Skutari. Hier wußte er das Interesse des damaligen Ismael Hakki Pascha zu fesseln und fand Aufnahme im Gefolge des türkischen Würdenträgers, der in amtlicher Stellung die verschiedenen Provinzen des weiten Reiches zu bereisen hatte. Nachdem er auf diese Weise Armenien, Syrien und Arabien kennen gelernt hatte, gelangte er schließlich nach Constantinopel, wo der Pascha im Jahre 1873 starb. Im Sommer 1875 war Dr. E. Schnitzer zum Besuch seiner Angehörigen nach Neisse zurückgekehrt. Er verlebte daselbst mehrere Monate, seine Muße zu naturwissenschaftlichen Studien benutzend. Plötzlich aber überfiel ihn aufs Neue die frühere Reiselust, und er begab sich auf dem nächsten Wege nach Aegypten, wo für ihn günstige Aussichten eröffnet worden waren. Mit Beginn des Jahres 1876 sehen wir den unternehmenden Mann als Dr. Emin Effendi in ägyptische Dienste treten und sich im fernen Süden des damals in rascher Ausdehnung begriffenen Reiches dem Generalgouverneur des Sudan zur Verfügung stellen. Der ihm angewiesene Posten führte Dr. Emin dem zwei Jahre vorher (1874) mit der Verwaltung der neugeschaffenen Aequatorialprovinz betrauten englischen Obersten Charles Gordon, dem berühmten Helden von Nanking, zu, wie uns Dr. Schweinfurth berichtet.

Gordon stellte ihn als Arzt und Lagerverwalter an, und in dieser Eigenschaft wurde er nach Lado gesandt, später in politischer Mission zum König Mtesa von Uganda, dann ging er nach Chartum zurück, hierauf aus ähnlicher Veranlassung zu Kabarega von Unjoro, schließlich wurde er 1878 zum Bey befördert und 1886 zum Gouverneur der Aequatorialprovinz und Pascha; das Decret überbrachte ihm Stanley. Als Gouverneur bezog er ein Gehalt von 50 £. —

Nun sagt Stanley: Wenn das englische Volk die Pflicht zu haben glaubte, seinen wackeren Landsmann und einen so tapferen, berühmten und klugen General wie Gordon zu retten (bekanntlich hat aber doch die zögernde Politik Granville's den Tod Gordon's verschuldet), so mußte es selbstverständlich auch ein reges Interesse an dem Schicksal von Gordon's letztem Gouverneur nehmen.

Emin's Hülferufe sollten nicht ungehört verhallen. Die Schilderungen seiner Lage und das tapfere Verhalten seiner Truppen gegenüber den Mahdisten verfehlten ihren Eindruck nicht. „Das ist eine von edlem Muthe und militärischer Tugend erfüllte Schilderung. Ich erinnere mich noch des Eindruckes, den dieser Brief auf mich machte," sagt Stanley.

Was Emin's Stellung gegenüber seinen Leuten angeht, so wird übrigens, wie ja auch Stanley zugestehen muß, allseitig anerkannt, daß er ein tüchtiger,

weiser und gerechter Gouverneur war; dies beweisen schon die Ueberschüsse, welche er bereits nach zwei- bis dreijähriger Thätigkeit als Gouverneur in der verhältnißmäßig enormen Höhe von 6—7000 £ nach Chartum ablieferte. Nun kommt Stanley (Fol. 31) zu dem wichtigen Thema von der Wahl der Route. Er deutet darauf hin, daß es deren vier gebe, um zu Emin zu gelangen und ihm Hülfe zu bringen oder ihn zu entsetzen: die Massairoute, gegen welche aber Wasser- und Lebensmittelmangel sprechen, wie die Erfahrung mehrfach lehrte. Die Sansibariten konnten auch dort zu leicht desertiren, meinte Stanley. Die zweite Route, über den Victoria Njansa und Uganda, welche von Natur aus die beste ist, werde einer kleinen Expedition durch Feindseligkeit Uganda's unmöglich; indessen hätte etwaige Feindseligkeit durch genügende Menge von Fahrzeugen auf dem See vermieden werden können. Die Gefahr der Desertion sei aber dort ebenso drohend wie auf der Massairoute. Die dritte Route würde über Msalala, Karague, Ankori, Unjoro, den Albertsee von Osten aus geführt haben. Doch auch hier fürchtete Stanley Desertion und schließlich die angeblich 200 000 Mann zählenden Speerträger von Ankori. Die Kosten würden zu hohe geworden sein, um dem allen mit Erfolg begegnen zu können.

Für Stanley gab es nur eine Route, welche Aussicht auf Erfolg bot, und das war die über den Congo. Der Strom hatte nur den Nachtheil, auf seinem oberen Lauf nicht genügend Transportschiffe zu besitzen. Stanley schlug vor, für diesen Weg fünfzehn Walfischboote mitzunehmen. Während diese Routenfrage hin und her berathen wurde, reiste Stanley, nachdem er sich selbst unter gewissen Bedingungen zur Führung einer Expedition angeboten hatte, nach Amerika, um eine Vorlesungstournée zu beginnen. Er erhielt aber schon am fünfzehnten Tage nach seiner Ankunft dort ein Telegramm von Mackinnon:

London.

Ihr Plan und Anerbieten angenommen. Regierung billigt sie. Fonds beschafft. Geschäfte dringend. Kommen Sie sofort. Antwort. Mackinnon.

Stanley nahm hierauf an. Er war überzeugt, daß die Congoroute die beste sei, vorausgesetzt, daß er mit der Flottille von Walfischbooten und der Erlaubniß des Königs der Belgier dort reisen könne. Die Fonds wurden laut einer Liste (S. 35) bis zu der Höhe von 21 500 £ zusammengebracht, Stanley wollte das Honorar für etwaige Berichte ebenfalls dazu schießen. Die ägyptische Regierung zeichnete 10 000 £ und lieferte noch außerdem Munition. Der König der Belgier erlaubte, den Congo hinaufzufahren und seine verfügbaren Boote zu benutzen, und so wurde denn in der That die Congoroute gewählt.

Um dieselbe nochmals zu motiviren, fand Stanley für gut, Folgendes dem König der Belgier auf dessen Wunsch mitzutheilen:

Die Congoroute gewährt folgende Vortheile:

1. Die Gewißheit, Emin zu erreichen.
2. Den Transport mit den Staatsdampfern den Congo aufwärts bis zu einem 620 Kilometer vom Albertsee entfernten Punkte.
3. Die Zerstreuung des seitens der Deutschen gehegten Argwohnes, daß der Expedition politische Motive zu Grunde lägen.
4. Die Zerstreuung der angeblichen Befürchtungen der französischen Regierung, daß die Expedition das Leben der französischen Missionare gefährden würde.

5. Wenn französische Missionare gefährdet werden, dann würden die englischen Missionare sicherlich ihr Schicksal theilen.
6. Selteneres Vorkommen von Desertion der Sansibariten, welche in der Nachbarschaft der arabischen Niederlassungen wankelmüthiger werden.

Es verlohnt sich, die Gründe Stanley's für die Congoroute auf ihre Stichhaltigkeit zu untersuchen, und da werden wir zu dem Resultate gelangen, daß keiner derselben überzeugend ist und daß die Wahl der Congoroute aus einem ganz anderen Grunde erfolgte, wie er selbst angegeben.

1. Würde die Gewißheit, Emin zu erreichen auf dem Wege, welchen er auf der Rückkehr vom Albert Njansa über Ugogo einschlug, ebenso groß gewesen sein und ebenso gewiß die Rückkehr von dort.

2. Würde er Emin innerhalb derselben Zeit erreicht haben, welche er zur Zurücklegung des Weges vom Victoria Njansa zur Ostküste nothwendig hatte, das heißt in sechs Monaten, und es kam doch nur darauf an, Emin so schnell wie möglich und mit allen Hülfsmitteln zu erreichen; der Rückzug hatte dann keine Eile mehr. Stanley hat ihn über den Congo erst nach $11^1/_2$ Monaten von Sansibar aus erreicht, also brauchte er die doppelte Zeit und war so gut wie von Allem entblößt, als er bei Emin anlangte, so daß von wirklicher Hülfe gar keine Rede mehr war. Auf dem Wege von Osten hätte er mit kräftigen Leuten, ohne die wirklich unnützen enormen Verluste von Menschenleben, ausgerüstet mit Munition und Tauschwaaren bei Emin anlangen können.

3. Die deutsche Regierung würde doch wohl so viel Zutrauen zu der englischen gehabt haben, daß deren Versicherung, keine politischen Zwecke mit der Expedition zu verbinden, genügt hätten. In der That gab England solche Versicherungen (siehe engl. Blaubuch, Afrika I, 1888 C. 5317 fol. 79, Nr. 138). Die Möglichkeit von Erwerbungen englischerseits fallen auch nicht von selbst weg, wenn man von Westen statt von Osten dort eindringt.

4. und 5. Die französischen und englischen Missionare konnten ebenso gut in Lebensgefahr gerathen, wenn die Eingeborenen hörten, daß eine große kriegerische Expedition von Westen her erscheine. Die Lage und eventuelle Gefahr für dieselben blieb dann völlig die gleiche.

6. Die Desertionen haben auf der gewählten Route ebenfalls stattgefunden und würden auf der östlichen Route in nicht höherem Maße stattgefunden haben, wenn man mit dem Sultan von Sansibar ein Abkommen getroffen hätte, Flüchtlinge gefangen zu nehmen und streng zu strafen. Zudem standen an der Ostküste Unjamuesi- und Wakusumakrieger, welche Jahr aus Jahr ein Karague und Uganda besuchten, in unbeschränkter Zahl zur Verfügung, während Stanley sich auf den unsicheren Tippu Tib oder vielmehr die Unsicherheit, Manjematräger zu erhalten, verlassen hat — ein Fehler, der ihm theuer genug zu stehen kam.

Alle seine Gründe für die gewählte Route sind vollständig hinfällig, und die Erfahrung hat die Thatsache nur bestätigt.

Ich stehe daher nicht an, zu sagen, daß einzig und allein der Ehrgeiz Stanley's, neue Gebiete zu erforschen und die Nilquellen endgültig festzulegen, ihn über alle Bedenken hinwegsehen ließen und ihn, ich wiederhole es, allein zur

Wahl der Congoroute bestimmt haben und daß daher auch Stanley allein für die enormen Verluste an Menschen und den Mißerfolg verantwortlich zu machen ist.

Stanley's europäische Begleiter waren: Lieutenant W. Grant Stairs, William Bonny, John Rose Troup, Major Musgrave Barttelot, Capitän R. H. Nelson, A. J. Mounteney Jephson, James J. Jameson, Dr. P. H. Parke und Herbert Ward. Er schildert auch diese seine Genossen mit einer gewissen Ironie, und der Leser wird immer von einer Art Unbehagen bei der Lectüre ergriffen wegen dieser bei Stanley beliebten Manier, Allen und Jedem etwas anzuhängen. Daß die Ausrüstung die denkbar beste war, braucht kaum besonders erwähnt zu werden. Darunter befand sich ein zerlegbares Stahlboot, welches in einem guten Holzschnitte abgebildet ist. Es sei hier übrigens gleich gesagt, daß die Illustrationen, mit wenigen Ausnahmen, den gehegten Erwartungen keineswegs entsprechen. Nachdem Stanley sich vom König der Belgier verabschiedet hatte, reiste er nach Kairo, um mit dem Vicekönig Tewfik (der Name heißt eigentlich Taufik) Pascha die Angelegenheit zu erörtern, und davon spricht er im zweiten Capitel.

Der Khedive und Nubar Pascha, der ägyptische Premierminister, erklärten ebenso wie Junker und Schweinfurth die Congoroute für absurd. Wie Recht hatten sie! Stanley ist aber nicht der Mann, sich von einem einmal gefaßten Plane abbringen zu lassen. Ueber Dr. Junker und Dr. Schweinfurth sagt er S. 52: „Ich sah Schweinfurth und Junker, welche hier (in Kairo) als Fachmänner betrachtet werden." Das ist denn doch, meine ich, die Arroganz etwas zu weit getrieben. Stanley will damit wohl sagen, daß die Beiden ihm nicht als solche galten. Wenn aber solche Männer, deren einer gerade nach langjährigem Aufenthalte in den Aequatorialländern von Emin zurückkam, nicht als Fachmänner gelten, wer soll es denn!

Ueber die Sansibariten äußert sich Stanley sehr abfällig. Er sollte jedoch bedenken, daß sich dieselben aus allen möglichen Stämmen Afrika's rekrutiren, keinen eigenen Volksstamm darstellen und ihn doch eigentlich allein durch alle Fährnisse geleitet haben. Vom Khedive erhielt er einen hohen Befehl, in welchem Emin zum Pascha ernannt wird, in Ansehung seiner Verdienste; er sagt in demselben, daß es sein aufrichtiger Wunsch sei, Emin mit seinen Officieren und Soldaten aus der schwierigen Lage zu befreien. Der Khedive hatte beschlossen, ihm völlige Freiheit zu lassen, entweder mit Officieren und Mannschaften nach Kairo zu marschiren, oder in seiner Provinz zu bleiben, sagt aber dann weiter, daß diejenigen Mannschaften und Officiere, welche zu bleiben wünschen (von Emin sagt er dies nicht ausdrücklich), dies auf eigene Verantwortung thun, in Zukunft jedoch keine Hülfe von der Regierung zu erwarten haben. Emin ist also zur Rückkehr gezwungen.

Junker glaubte nicht, daß Emin gehen werde, die Zeichner des Entsatzfonds hofften, daß er bleibe (der König von Belgien und die englisch-ostafrikanische Gesellschaft ebenfalls). Die englische Regierung hätte es, nach Stanley, gerne gesehen, wenn Emin zurückginge, und die ägyptische Regierung sagte: Thue, was du willst; wenn du unsere Hülfe ausschlägst, so kannst du nicht mehr auf uns rechnen.

Am 22. Februar 1887 langte Stanley schon in Sansibar an, nachdem er sich erst am 11. December 1886 in Amerika entschlossen hatte, die Expedition zu führen. Trotzdem ihm alle Hülfsmittel zur Verfügung standen, muß doch anerkannt werden, daß er die Vorbereitungen mit großer Umsicht und Schnelligkeit getroffen hat.

In Sansibar besuchte er den Sultan Said Bargasch, dessen Hülfe er sich sicherte, und sandte von Sansibar aus einen Brief an Emin, ihm seine Ankunft meldend. Stanley's Agent Mackenzie hatte Alles so gut vorbereitet, daß er schon nach einem mehrtägigen Aufenthalte weiterreisen konnte. In Sansibar nahm Stanley auch noch den damals gerade dort weilenden berühmten und berüchtigten Tippu Tib in Dienst und engagirte ihn als Gouverneur der Stanleyfälle unter der Bedingung, ihm sechshundert Manjematräger am Congo zu liefern. Dies war eines Theils sehr klug von ihm, indem er dadurch Tippu Tib, welcher angeblich zu einem Kriege gegen den Congostaat rüstete, dienstbar und abhängig machte und also eine große Gefahr von jenem Staate abwendete. Anderseits aber hat er einen großen Fehler begangen, wenn er wirklich meinte, daß Tippu Tib in der Lage gewesen wäre, in der sehr kurzen Frist, welche ihm Stanley ließ, die sechshundert Manjameträger in dem trägerarmen Land am Congo zu beschaffen. Selbst an der Ostküste und in Unjamuesi, dem Trägerland par excellence, ist dies nicht so ohne Weiteres möglich. Stanley hätte sich bei seiner Kenntniß der afrikanischen Verhältnisse sagen müssen, daß er mit dieser Abmachung selbst ungeheuere Schwierigkeiten heraufbeschworen habe, Schwierigkeiten, welche ihm die Ostküstroute nicht geboten hätte.

Diese sechshundert Träger sollten auch auf dem Rückwege die fünfundsiebzig Tonnen Elfenbein, welche Emin nach Dr. Junker im Werthe von 1 200 000 Mark besaß, zur Küste schleppen. Stanley gedachte damit der ägyptischen Regierung ihre Unkosten zurück zu erstatten und noch ein Geschenk für seine Sansibariten herauszuschlagen. Stanley sagt zwar, daß er Tippu Tib's Hülfe nicht nothwendig haben würde, um Emin Pascha zu erreichen, nahm ihn aber doch in Dienst für diesen Zweck. Wozu aber Munition in so riesiger Menge mitgenommen wurde, wenn Emin zur Küste gerettet werden sollte, ist nicht ersichtlich, es hätte viel weniger genügt. Zudem wollte ja die ägyptische Regierung Emin im Falle seines Bleibens gar keine Unterstützung mehr angedeihen lassen; es mußte daher wohl noch etwas Anderes dahinter stecken. Wir werden darüber später Klarheit erhalten.

Das dritte Capitel behandelt die Reise ums Cap mit den Sansibariten, Sudanesen und Somali aus Kairo und Aden mit Tippu Tib an Bord.

Unterwegs brach zwischen den Sansibariten und Sudanesen ein blutiger erbitterter Streit aus, in welchen Stanley und die Officiere selbst eingreifen mußten.

Am 18. März lief der Dampfer in der Congomündung ein und warf gegenüber Banana Anker.

Am nächsten Tage schon fuhr Stanley mit 680 Mann und 600 Tonnen Ladung auf drei Dampfern den Fluß hinauf und landete am 21. März bei Matadi. Unter den Ausrüstungsgegenständen befand sich auch eine Maxim-

schnellfeuerkanone, welche in der Minute 330 Schüsse abgeben konnte. Von Matadin aus marschirte die Karawane in mühsamen Märschen am linken Ufer des Congo entlang bis zum 8. April nach der Station Lukungu.

Dort gelang es Stanley, nachdem sich Barttelot und Jephson vergebens bemüht hatten, einen Dampfer für 100 £ monatlich zu chartern. Die Dampfer des Congostaates waren alle untauglich. Die ganze Karawane ward in sieben Compagnien unter den Befehl je eines Officiers gestellt, und Stanley erläßt Verhaltungsmaßregeln, welche zu veröffentlichen ihm immer ein besonderes Bedürfniß scheint, und weiter ging's flußaufwärts nach Jambuja am Aruwimi, von welcher Reise im fünften Capitel die Rede ist.

Gemüthlich, ohne Schwierigkeiten dampfte die Flotille den Congo hinauf; der Aufbruch hatte am 1. Mai stattgefunden.

Am 12. Mai trafen alle in Bolobo ein. Da von hier die Truppe nicht auf einmal nach dem Obercongo befördert werden konnte, so beschloß Stanley, die gesundesten Leute auszuwählen und nach Jambuja zu senden, während die Schwächlichen in Bolobo zurückbleiben sollten; man sieht, bei aufmerksamem Lesen des Buches, daß sich schon gleich zu Anfang enorme Schwierigkeiten aufthürmten. Hier wurde auch die so wichtige Frage entschieden, wer den Befehl über die zurückzulassende Nachhut übernehmen sollte. Dieselbe hatte die Träger Tippu Tib's abzuwarten und dann die zurückgelassenen Lasten, dem Wege der Vorhut folgend, zu befördern. Diese Nachhut sollte der ganzen Expedition noch die schwersten Nachtheile nach allen Richtungen bringen. Sie wurde bedingt durch die Wahl der Congoroute. Nach vielem Ueberlegen wurde Major Barttelot als am geeignetsten ausgewählt und fügte sich, wie man sich leicht vorstellen kann, nur sehr ungern dieser Entscheidung Stanley's.

Am 30. Mai wurde die Station Bangala erreicht, wo ein Diener Stanley's, Baruti, seine Heimath hatte. Als Kind war er 1883 von de Winton nach England gebracht worden, und aus dessen Händen kam er in Stanley's Dienste. Baruti sah in Bangala nach sechs Jahren seinen Bruder wieder, wollte aber auf Stanley's Frage nicht mehr in seinem Heimathdorfe bleiben. Einige Tage später war er aus purer Dankbarkeit gegen seinen bisherigen Brotherrn unter Mitnahme eines Gewehres, eines Revolvers, von Munition, einer Uhr und dergleichen auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Am 15. Juni traf Stanley in Jambuja am Aruwimi ein.

Im sechsten Capitel werden die Vorbereitungen zum Weitermarsch geschildert. Die Eingeborenen waren feindlich und mußten erst unter Androhung von Gewalt vertrieben werden, als sie sich nach stundenlangen nutzlosen Unterhandlungen zu keinem Uebereinkommen bestimmen lassen wollten. Als die Dörfer verlassen waren, wurde der Ort befestigt, und hier sollte Barttelot die sechshundert Träger Tippu Tib's abwarten. Er blieb mit 115 Mann und 1600 Lasten zurück. Stanley gab ihm schriftliche Instructionen und erörtert in höchst uninteressanter Weise über zwölf Seiten hinweg die Angelegenheit. Es kamen nun schon Todesfälle durch Verwundungen und Streitigkeiten vor. Dann erläßt Stanley noch eine lange Instruction nebst Marschordnung an seine

Officiere und kommt zu dem Schlusse, daß er von Sansibar aus schon 57 Mann und 28 Gewehre verloren hat.

Im siebenten Capitel beginnen mit dem Ausmarsch aus Jambuja am 28. Juni 1887 die ungeheueren Schwierigkeiten. Die Karawane besteht aus Stanley, Stairs, Nelson, Jephson, Dr. Parke, einem europäischen Diener und 383 Mann. In Jambuja bleiben Barttelot, Jameson und 127 Mann, in Balobo Rose Troup, Herbert Ward, William Bonny und 128 Mann, also ist die ganze Expedition in drei Abtheilungen zerrissen.

Die Vorhut dringt in den Wald ein. Der Weg muß mit Beil und Haumesser gebahnt werden. Wenn dabei Stanley sagt, daß die Goi Goi als Neulinge ungeschickt seien, so braucht er einen falschen Ausdruck; nach so langem Aufenthalt in Afrika sollte er doch wissen, daß Goi Goi Nachzügler heißt. Von nun an muß man sich ganz besonders mit dem polternden eigenthümlichen Stile Stanley's befreunden.

Man kann keineswegs sagen, daß die Schilderungen spannend geschrieben seien, im Gegentheil, sie wirken auf die Dauer höchst ermüdend, trotzdem Alles hervorgehoben zu sein scheint, was die Reise recht grausig erscheinen lassen konnte. Sie hätte auch ohnedies einen solchen Eindruck gemacht, wo so außerordentliche Opfer an Menschen gebracht werden mußten. Dann aber stellt man sich unwillkürlich die Frage: sollte wirklich auf der ganzen Reise durch den ungeheueren Wald, welche zum Theil das Ufer entlang, zum Theil von den Kranken, Ermatteten und nicht zum kleinsten Theil von Stanley selbst in Booten und Canoes zurückgelegt wurde, trotz Regen, Hunger, Kälte, Feuchtigkeit, Kämpfen und Gefahren kein Tag vergangen sein, der Stanley oder den Mitgliedern seiner Expedition Raum gelassen hätte, sich ganz dem Genusse der herrlichen, unvergleichlichen Natur hinzugeben, sich im Geiste gefangen nehmen zu lassen von dieser unbekannten märchenhaften Welt? Man merkt, daß der Mann, der dies Buch geschrieben, nichts von einem Poeten in sich hat.

Auch für die Menschen hat Stanley im Grunde genommen wenig Interesse, und höchst selten theilt er uns seine Beobachtungen über dieselben mit. Wenn man in dem Abschnitt des Buches, welcher den Wald behandelt, alle Namen striche von Flüssen, Dörfern, Eingeborenen, Thieren u. s. w. und dafür südamerikanische einsetzte, so würden die Schilderungen ebenso gut passen; sie sind uncharakteristisch.

Am 12. August wurde Stairs durch einen Pfeilschuß in der Brust verwundet und genas nur sehr langsam wieder. Nach dem Gefechte brachte man Stanley einen erbeuteten Bogen, und er wunderte sich, daß die damit hervorgebrachten Pfeilwunden nur so wenig tief waren. Er stellte deshalb mit dem Bogen Versuche an und behauptet, einen zweihundert Meter entfernten Baum weit überschossen und auf 120 Schritte einen Vogel nur um einen Zoll gefehlt zu haben. Ich selbst veranstaltete einst in Igonda ein Wettschießen, bei welchem Wanjamuesi, Wasukuma, Watusi, ein Stamm, von dem Stanley viel in dem vorliegenden Buche spricht, unter anderen vertreten waren. Die Watusi oder Wahuma sind die besten Bogenschützen Ostafrika's, und dem stärksten der Anwesenden unter denselben gelang es nicht, weiter als 160 Schritte, den Schritt zu 75 Centi-

meter gerechnet, zu schießen, also 120 Meter, während mein Pfeil einmal sieben Schritte weiter flog. Die von Stanley angegebene Distanz ist zum mindesten als übertrieben zu bezeichnen.

Stanley läßt sich immer wieder in höchst abfälliger Weise über seine Sansibarleute aus. Sie sind wie alle Neger von höchst unangenehmem Charakter und haben viele schlechte Eigenschaften, aber schließlich haben doch sie die Expedition von Küste zu Küste gebracht.

Am 16. September trifft Stanley zu seinem großen und doppelten Aerger mit den Leuten Ngorowwa's zusammen, eines Arabers, der einen wenigstens ebenso beschwerlichen Marsch wie Stanley quer durch den Wald am Congo her bei Kibonge, oberhalb des Leopoldflusses, in neun Monaten 686 Kilometer zurücklegend, gemacht hat. Doppelt ärgerlich, weil dieses Rencontre viele Leute Stanley's zum Desertiren brachte und weil die Begegnenden ihm gewissermaßen als Rivalen in unbekanntem Gebiete erscheinen; einen Aerger, den ich ihm nach eigenen Erfahrungen gut nachfühlen kann. Stanley findet beim Einfluß des Lenda in den Aruwimi Ngorowwa's wohlbefestigte Station und sendet von dort Leute des Letzteren mit Briefen an Barttelot, den sie jedoch nicht erreicht haben. Dort sah Stanley auch zum ersten Male Zwerge. Er ließ in der Ansiedelung eine Anzahl Kranker zurück.

Im neunten Capitel wird die Reise von genannter Station bis zu Kilonga-Longa's Station geschildert. Ngorowwa sandte nach Stanley's Abzug diesem drei Deserteure zurück, von denen Stanley einen hängen ließ. Derartig überaus strenge Maßregeln sind in gewissen Fällen unbedingt geboten, und es wäre unrecht, wenn man Stanley darüber Vorwürfe machen wollte. Unter dem 3. October erwähnt er, daß das Stahlboot unterwegs angestoßen sei und von da an die bisher richtig gehenden Chronometer Störungen gezeigt hätten. Stanley sollte doch wissen, daß man zu Land oder auf solchen Transportmitteln, wie ein kleines Stahlboot, niemals Chronometer zum Beobachten mitnehmen kann, d. h. aufgezogen. Eine Strecke von zehn Schritten genügt schon, um den Gang unregelmäßig zu machen. Man kann aus dieser Bemerkung auf den Werth seiner mit Chronometern gemachten Beobachtungen schließen. Am Zusammenfluß des Ituri und Ihuru mußte Stanley Nelson mit 52 marschunfähigen Leuten zurücklassen und marschirte am 7. October von dort ab, um Lebensmittel zu suchen. Er erwähnt unter Anderem, und mehrmals sogar, daß die Leute nux vomica gegessen hätten; ich möchte es ihnen nicht gerathen haben, diese giftige Frucht, welche in Ostindien, aber nicht in Ostafrika vorkommt, zu genießen.

Am 18. October erreichte er Kilonga-Longa's Station Ipoto. Von dort aus sandte er Leute mit Lebensmitteln zu Nelson zurück; von sechsundfünfzig Mann fanden sich nur noch fünf vor und diese und Nelson dem Hungertode nahe. Am 29. October legte die Karawane $14^1/_2$ Kilometer zurück, von da aus konnte man immer Eingebornenpfaden folgen. Am 10. November erreichte die abgehetzte, halb verhungerte und verkommene Karawane Ibwiri, wo es endlich viel zu essen gab. S. 255 ist der Selbstmord eines Schwarzen erwähnt, welcher sich wegen einer gefährlichen Wunde erschossen hatte. Stanley legt dabei seinem Zeltdiener Sali Betrachtungen in den Mund, welche er wohl selbst angestellt haben muß,

denn solchen Gedankenfluges ist kein Neger fähig; mangeln ihm doch schon vor Allem eine Menge Begriffe und demgemäß die entsprechenden Worte in der Negersprache.

Endlich am 30. November tritt die Karawane aus dem Urwald in das Grasland, und Alles gibt sich der hellsten Freude hin, den schrecklichen Drang- und Mühsalen endlich entkommen zu sein; wenn aber Stanley sagt, daß er nach 156 Tagen Dämmerung im Urwalde endlich den klaren blauen Himmel wieder sah, so ist dies doch, ganz gelinde gesprochen, eine Uebertreibung, welche nicht mehr die Bezeichnung einer bildlichen Redensart verdient. Er sagt doch selbst, daß er die Sonne herrlich in den Wald scheinen sah, und wie viele Dörfer und Lichtungen hat man passirt, wie lange ist man auf dem Strome gefahren, und war da nicht überall die Sonne und der Himmel zu sehen? Derartige Entstellungen können nur dazu beitragen, den Werth seines Buches herabzusetzen und veranlassen, daß man seine Beschreibungen nicht ernst nimmt. Auch den Leser überkommt ein Behagen, daß man endlich nicht mehr von den schauderhaften Anstrengungen und Trübsalen in so gehäuftem Maße zu hören bekommt.

Stanley erreicht endlich, nachdem er im sogenannten Graslande eine Reihe von Gefechten mit Eingebornen bestanden hat, am 13. December den Albert Njansa, ohne von Emin irgend etwas zu erfahren. Während Stanley am Ufer des Sees umherschweifte, um eventuell einen Baum zur Herstellung eines Canoe zu suchen, begegnete er einem Weibe, welches schreckliche Schimpfworte auszustoßen begann. Wie Stanley es gemacht, diese Worte zu verstehen, da er doch den Dialekt nicht kannte, ist nicht klar. Die allgemeine Enttäuschung, daß von Emin nichts zu hören, war natürlich sehr groß, und da dort keine Aussicht für Ernährung vorhanden — am ganzen Seeufer hatten die Eingebornen nur Salz und Fische — so beschloß Stanley, nach Westen zurückzugehen und dort in der fruchtbaren Gegend von Ibwiri eine Niederlassung zu gründen. Am 17. December 1887 stieg die ganze Karawane wieder den Abhang hinauf, den sie auf dem See herabgestiegen war, und wurde unausgesetzt von Eingebornen belästigt.

Am 7. Januar 1888 erreichte die Expedition Ibwiri wieder, und dort gründete Stanley ein Fort, welches er Fort Bodo, das Friedensfort, nannte.

Im dreizehnten Capitel kann sich Stanley gleich Eingangs nicht enthalten, Emin für die bisherigen Mißerfolge verantwortlich zu machen. Die Karawane war nun immer noch in Abtheilungen weit umher zerstreut, Stanley mit der Vorhut in Bodo, Nelson und Parke in Ipoto, Andere in Ngorowwa's Station und Barttelot irgendwo am Aruwimi oder auf dem Marsch, wie Stanley annahm. Stairs wurde von Bodo aus nach Ipoto gesandt, um Nelson und Parke abzuholen mit 98 Mann. Es blieben in Bodo 70 Mann. Stanley ist überrascht, daß Alles von Schlangenbissen verschont geblieben. Er sollte doch nach seiner langjährigen Erfahrung wissen, daß Schlangenbisse immer höchst selten vorkommen. Am 7. bis 12. Februar kamen Stairs, Nelson und Parke zurück, Nelson noch sehr krank und schwach. Parke schildert in einem Berichte an Stanley die ausgestandenen Mühsale.

Nun wurde der Beschluß gefaßt, mit dem ebenfalls eingetroffenen Stahlboote wieder nach dem Albert Njansa zu gehen und mittels dieses sich mit Emin in

Verbindung zu setzen. Stairs sollte nach der Station Ngorowwa zurück, die dort gebliebenen Leute abholen und Briefboten weiter zu Barttelot senden. Man kommt allmälig zu der Ueberzeugung, daß der gewählte Weg über den Congo recht schlecht war. Nun will man bis zum 20. März auf Stairs Rückkehr warten. Damit dieser, wie Stanley boshaft in Gänsefüßchen eingeschlossen bemerkt, „an der Ehre, bei dem Entsatze Emin Pascha's zugegen zu sein, theilnehmen kann".

Am 19. Febr. wurde Stanley sehr krank an einer heftigen Magenentzündung und blieb dreiundzwanzig Tage lang bewußtlos. Zum Glück waren Rinder, welche als Beute aus dem Grasland mitgenommen worden waren, vorhanden, so daß Stanley durch Milch erhalten werden konnte.

Während seiner Krankheit hatte einer von Stanley's Leuten eine Zwergin gefangen genommen, die Frau eines Häuptlings. Er nennt sie „Königin der Zwerge".

Als er sich wieder in der Genesung befindet, läßt Stanley sich alle Tage ins Freie bringen und stellt Naturbetrachtungen an. Schade nur, daß er zum Gegenstand derselben ein Getreidefeld wählte, welches seine Leute gepflanzt hatten, statt irgend welche für die Gegend charakteristischen Dinge zu besprechen.

Der zweite Zug zum Albert Njansa wird im vierzehnten Capitel geschildert. Am 7. April geht's wieder vorwärts. Immer noch entdecken die Leute in den Boden gesteckte vergiftete Holzspitzen, ein Beweis für die Bosheit und Verschlagenheit der dortigen Eingebornen. Abermals werden einige Zwerge gefangen; die Beschreibung derselben stimmt genau mit derjenigen der schon bekannten Zwergrassen überein, mit Ausnahme des Umstandes, daß die Zwerge blaßrothe Lippen haben sollen, was ich mir in Zweifel zu ziehen erlaube, da dies bei Negern oder anderen dunklen Völkern sonst nie vorkommt. Die Bewohner des Graslandes, welche früher so feindselig aufgetreten waren, haben Respekt vor Stanley bekommen und bieten sogar ihre Freundschaft an. Man sieht immer wieder, daß man nur mit Gewalt in Afrika etwas ausrichten kann, und daß Stanley nach dieser Richtung hin ganz geeignet ist, Großes zu leisten, besonders da er auch zu verstehen scheint, im rechten Moment wieder einzulenken. Kein vernünftiger Mensch wird ihm deshalb einen Vorwurf machen können. Es bleibt nur merkwürdig, warum er nicht gleich mit den Eingebornen Frieden schloß und erst so weit zurück mußte; über den wahren Grund hoffen wir noch durch Casati und Emin aufgeklärt zu werden.

Stanley erfuhr von den Eingebornen, daß unterdessen Emin am Südende des Sees gewesen sei. Er schloß mit einigen Häuptlingen Blutsbrüderschaft und erhielt durch den Häuptling Kawalli Briefe von Emin Pascha, in welchen dieser Stanley bittet, ihn an dem Orte zu erwarten, wo die Briefe ihn erreicht. Stanley macht es ihm nun zum Vorwurf, um Hülfe nachgesucht zu haben, wo er augenscheinlich gar nicht in Gefahr gewesen. Immer, und wahrscheinlich absichtlich, übersieht Stanley aber, daß Emin im Herzen von Afrika ist, daß es langer Zeit bedarf, bis die Hülferufe in Europa vernommen werden, bis sich Expeditionen zur Hülfeleistung bilden und sehr lange, bis sie endlich bei ihm sind, und daß sich unterdessen die Situation geändert haben kann. An demselben Tage, an welchem Emin den Brief an Stanley schrieb, den 25. März 1887, schrieb er auch nach Europa nochmals um Hülfe. Stanley kommt dies sehr sonderbar vor,

Emin konnte jedoch nicht wissen, ob wirklich ein Weißer angekommen, sondern hat es nur gerüchtweise gehört und kannte die Lügenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit der Eingebornen. Diese hielten aber, wie Stanley selbst berichtet, ihn und seine Leute für fortwährend im Lande umherschweifende Räuberbanden Kabarega's von Unjoro, und so ist Emin's Brief nach Europa ganz erklärlich.

Stanley erhielt nun von den Eingebornen allenthalben Lebensmittel unentgeltlich.

Am 20. April wurde das Stahlboot nach dem See hinunter geschickt mit Jephson und Parke, um Emin aufzusuchen. Er gibt ihnen einen Brief mit und bittet Emin, mit Lebensmitteln zu ihm zu kommen. Stanley zieht nun abermals zum See hinab und erwartet Emin in der Nähe des früher am See bezogenen Lagers. Emin trifft am 29. April mit Jephson und Parke bei Stanley ein. Unweit Nsabe wird ein großes Lager aufgeschlagen, und Stanley selbst gesteht, daß seine Leute neben denen Emin's sich sehr dürftig und heruntergekommen ausnahmen. Stanley und Emin sahen sich nun zum ersten Male. Emin's Absichten kann Stanley nicht erfahren. Der Erstere sagt, daß er keine eigentliche Instruction vom Khedive erhalten habe, daß man ihm vielmehr die Wahl gelassen, nach eigenem Ermessen zu handeln. Stanley will Emin zur Rückkehr bewegen und macht ihm verschiedene Anerbietungen, einerseits in die Dienste des Königs der Belgier zu treten, anderseits für die britisch-ostafrikanische Gesellschaft zu arbeiten.

Im sechzehnten Capitel erzählt Stanley sein Zusammensein mit Emin. Am 14. Mai 1888 übergibt Emin an Stanley Geschenke. Stanley stellt die Gaben als sehr geringfügig dar. Casati ist aber anderer Ansicht und hat jetzt endlich gesprochen. Er kritisirt danach Stanley's Verhalten aufs Bitterste und geißelt die Ignoranz, mit welcher Jener Emin herunterseţt. Ferner konstatirt Casati ausdrücklich, daß nicht Emin von Stanley, sondern Stanley von Emin gerettet worden sei, und daß sie beide Stanley aufgesucht haben. Nach Casati's Ausführungen befand sich Stanley in einer ganz verzweifelten Lage bei seiner Ankunft am Albert Njansa. Man darf daher mit Recht auf Casati's Buch gespannt sein. Am 22. Mai erschien der Dampfer „Khedive" und „Nyanza" mit 80 Soldaten, 130 Trägern und weiteren Geschenken. Auf Emin's Wunsch seţte Stanley sodann eine Botschaft an Emin's Leute auf. Dieselben wollten nämlich nicht glauben, daß Stanley im Auftrage des Khedive gekommen sei. Es wird von hohem Interesse sein, gerade über diesen Punkt Casati's Aufklärungen zu vernehmen; denn man hat schon lange angenommen, daß der schlechte Zustand, in welchem Stanley mit seiner Karawane erschienen ist, sowie die Thatsache, daß Emin, wie Casati jetzt bestätigt, Stanley mit allem Möglichen, z. B. mit Trägern, Kleidern und Nahrung unterstützte, am meisten zu den kommenden Verwicklungen beitrug.

Den 24. Mai trat Stanley seinen Rückmarsch an, um die Nachhut am Aruwimi abzuholen und ließ Jephson mit dem Stahlboot bei Emin. Beide sollten die Vorbereitungen zur Abreise treffen. Von den 130 Mahditrägern desertirte jedoch schon in den nächsten Tagen die Mehrzahl, so daß nur noch neunzehn übrig blieben.

Auf dem Rückmarsch entdeckte Stanley die Ruwenzorikette mit ihren von Schnee und Eis bedeckten Spitzen. Jetzt beansprucht Casati die Priorität dieser Entdeckung. Früher aber hatten schon Jephson und Parke, als sie das Stahlboot nach dem See brachten, den Berg gesehen. Stanley betont daher mit Unrecht, daß die Entdeckung nicht schon eher stattgefunden hat. Am 25. erhielt Stanley aufs Neue zweiundachtzig Träger von Emin. Ohne diese Hülfe würde er den Zug nach dem Aruwimi nicht haben unternehmen können.

Eine interessante Schilderung eines großen Kriegstanzes wird gegeben. Nach vieler Oede eine Oase. Stanley macht unter Anderm die Bemerkung, meine Erfahrungen bestätigend, daß die Wanjamuesie die schönsten Gesänge haben.

Das siebzehnte Capitel ist überschrieben „Persönliches von Emin Pascha". Es ist in der Art, wie Stanley die kurze biographische Notiz über Emin gibt (einige Daten sind unbestimmt, andere falsch, so z. B. daß Emin 1875 statt wie hier 1876 in ägyptische Dienste tritt), die Absicht unverkennbar, zu zeigen, wie wenig ihm an Emin liegt. Aber auch wo er ihm Lob zollt, schränkt er es immer wieder ein und merkwürdigerweise selbst in den Punkten, wo der Ruf Emin's, wie z. B als Arzt und Naturforscher, längst feststand.

Im neunzehnten Capitel ist der mühsame und gefahrvolle Weg nach Banalja beschrieben, wo Stanley die Nachhut antraf und zugleich die schreckliche Nachricht vom Tode des Major Barttelot. Diese Geschichte ist eines der traurigsten Capitel der ganzen Reise. Stanley wälzt die Schuld an dem Tode Barttelot's auf Emin, der durch sein Zaudern dafür verantwortlich sei, eine geradezu absurde Behauptung; denn Stanley war es doch selbst, welcher, noch ehe er Emin gesehen hatte, die Nachhut zurückließ. Aber auch den Officieren der Nachhut macht Stanley die schwersten Vorwürfe, so daß sich Barttelot's Bruder veranlaßt gesehen hat, dieselben in den „Daily News" zurückzuweisen und gleichzeitig die Veröffentlichung der Tagebücher des Gemordeten anzukünden: er nennt Stanley's Darstellungen ungenau, verwirrend und unedel.

Das einundzwanzigste Capitel schildert den Aufbruch zur Rückkehr nach dem Njansa, Ende August 1888, mit 230 Lasten und 283 Leuten. In großer Breite läßt sich Stanley über die Ursache des Todes der Träger in Banalja aus; es ergibt sich, daß Schuld daran unvorsichtiges Genießen des nicht gewässerten, bittern und daher giftigen Manjok war, eine eigentlich unbegreifliche Nachlässigkeit der Leute, weil dieselben diesen Umstand ganz genau kennen. Unterwegs gebiert ein Weib ein Kind. Stanley versteigt sich bei dieser Gelegenheit zu einer ganz merkwürdigen Schilderung, indem er den Sansibariten Worte in den Mund legt, welche sie unmöglich gesprochen haben können. Die Sansibariten sollen herbeigeeilt sein, als sich der „ungewöhnliche" Anblick darbot. Der Eine sagte, „werft das Ding aus dem Wege in den Fluß!" — „Aber weshalb denn, wenn das Kind am Leben ist?" fragte ein Anderer. „Nun, seht doch, es ist weiß, das muß wahrlich eine schreckliche Krankheit sein!" Sollte Stanley wirklich nicht wissen, daß die Negerkinder fast weiß, mit einem braun-röthlichen Hauch auf die Welt kommen? Das Kind wurde vielleicht mit Zähnen geboren. Solche Kinder werden an der Ostküste Kigägo genannt und als unglückbringend meist, und zwar mit Einwilligung der Mütter, sofort getödtet. Das war's vielleicht, was die Sansibariten

veranlaßte, das Kind tödten zu wollen, besonders, da es nach ihrer Meinung der ganzen Expedition Unglück gebracht haben würde.

Im zweiundzwanzigsten Capitel finden wir Stanley auf dem Wege nach dem Fort Bodo, und das Folgende ist der Schilderung des großen centralafrikanischen Waldes gewidmet. Die Ausdehnung desselben dürfte jedoch etwas sehr überschätzt sein. Nach Norden verlegt ihn Stanley bis zum Uelle Makua, in die von Dr. Schweinfurth, Dr. Junker und dem belgischen Hauptmann Bertram in jüngster Zeit betretenen Gebiete, wo er aber nach deren Schilderung nur den Flußläufen folgt. Ebenso in den Gegenden, welche Wissmann, Kund, Tappenbeck und Dr. Wolf besucht haben. Daß Junker im Mai 1882 bei Telli den Aruwimi berührt hat, verschweigt Stanley gänzlich. Der von ihm geschilderte Wald überzieht nur die größeren ununterbrochenen Strecken, wo sehr dicht gedrängt zahlreiche Wasserläufe den Boden durchfurchen; wenn er seine Flächenausdehnung der von Frankreich und der iberischen Halbinsel gleichstellt, so wird dies einer ganz bedeutenden Einschränkung bedürfen.

Am 14. Januar brach Stanley nach dem See zu auf. Zwei Tage später erhielt er Briefe von Emin und Jephson, wonach dieselben ihre Gefangennahme durch die meuterischen Rebellenofficiere anzeigen. Emin sagt am Schlusse des ersten Briefes unter Anderm: „Sollten Sie jedoch beschließen, nicht zu kommen, dann kann ich Ihnen nur gute und sichere Heimreise wünschen.“ Daraus kann man wohl entnehmen, daß er in der Lage gewesen wäre zu bleiben, besonders wenn ihm Stanley die Munition abgeliefert hätte. Im dritten Briefe sagt er sogar, daß er nicht ohne Hoffnung auf bessere Zeiten sei.

Aus Jephson's Brief an Stanley geht eben ganz deutlich hervor, daß der heruntergekommene Zustand der Hülfsexpedition den Anlaß zum Ausbruch der Meuterei gegeben hatte. Die wenigen meuterischen Officiere standen aber bald allein. Nur die Furcht vor Rache hielt sie im Anfange zurück, offen auf Emin's Seite zu treten. Emin's Leute hatten, nachdem sie in einem Gefecht bei Redjaf von den Mahdisten zurückgeschlagen und Emin's ärgste Widersacher dabei gefallen waren, die Rebellenofficiere gezwungen, Emin wieder freizugeben. Jephson und Emin gingen dann nach Tunguru, von wo aus die Briefe an Stanley gerichtet wurden.

Den 24. Januar erschien Jephson im Lager bei Kavalli, und setzte dann auf Stanley's Wunsch einen großen Bericht über die Vorgänge auf. Auch er bestätigt, daß Mißtrauen allgemein gegen Stanley Platz gegriffen hätte. Ebenso wie Emin's Unentschlossenheit wohl daher rührte, daß er nicht recht wußte, was er von Stanley halten sollte; man wird auch Emin gehört haben müssen, ehe man ein Urtheil abgibt. Daß ihm Stanley mit seinem unzarten, rücksichtslosen Charakter in der Seele zuwider sein mußte, ist zweifellos. Emin wollte sein mühsam aufgerichtetes Werk nicht in andere Hände fallen lassen. Wenn er die Provinz seiner Zeit an England angeboten hat, so wird ihn dazu doch wohl nur die allmälig aufkeimende Ueberzeugung bestimmt haben, von der ägyptischen Regierung verlassen zu sein. Die Zeiten änderten sich aber und damit seine Anschauungen. Dazu kommt noch die Gewöhnung an das Land. Ferner ist anzunehmen, daß Emin die feste Absicht hatte, im Falle er gezwungen würde, seine Provinz zu

verlassen, später dennoch dahin zurückzukehren und sein begonnenes Werk zu vollenden.

Für diesen Fall war er wieder auf seine früheren Soldaten und Unterthanen angewiesen. Er wollte ihnen gegenüber nicht als ein Mensch erscheinen, der sie in gefährlicher Situation verläßt und dadurch ihr Vertrauen verlieren. So erklärt sich sein Zögern und seine Unentschiedenheit.

Wenn aber Stanley ihm (II, 135) nachsagt (er legt die Worte Jephson in den Mund), daß er nur mit Gordon's Macht hinter sich im Stande gewesen, seine Autorität aufrecht zu erhalten, so ist dies einfach eine Entstellung der Thatsachen, besonders wenn hinzugefügt wird, daß Emin seine Sträflinge nach Chartum sandte. Emin ist lange, wie bekannt, ohne alle Verbindung mit Chartum gewesen und hatte sogar (wie S. 133 zu lesen) umgekehrt fast nur in Strafversetzung nach Hat el Estiva geschickte Beamte zu seiner Verfügung.

Am 17. Februar traf Emin's Karawane im Lager Stanley's ein. Die Aegypter verließen nur höchst ungern die Aequatorialprovinz, was seinen ganz natürlichen Grund in den ihnen dort gebotenen Vortheilen und der gegen das Leben in ihrer eigentlichen Heimath ganz unabhängigen Stellung hat. Emin selbst hat sein Lager am See aufgeschlagen, und hier stellt Stanley eine sehr merkwürdige Betrachtung darüber an, woher es komme, daß Jünger der Wissenschaft so eckig an Charakter seien. Er schreibt dieser Eigenschaft den Mangel an Zartgefühl zu — ein Vorwurf, der Stanley selbst am meisten zu machen ist. Die Erfahrung lehrt uns übrigens gerade das Gegentheil. Niemand hat ein weicheres Gemüth und tieferes Mitleid mit der Menschheit, als die meisten großen Naturforscher und Gelehrten. Sie sind fast alle Idealisten, was schon die Wahl eines solchen Berufes zum großen Theil bedingt. Wenn Stanley sagt, daß sich Gelehrte nur mit Aeußerlichkeiten befassen, so nimmt er die Hülfsmittel der Wissenschaft für das zu erstrebende Ziel, welches doch gerade auf den Kern der Sache losgeht und sich nicht mit der Kenntniß der Schale begnügt. Hätte Stanley dieses erkannt, so würde er nicht seine sich als besonders oberflächlich documentirenden Beobachtungen veröffentlicht haben (siehe die Bemerkungen über die Völker des Graslandes). Was Emin anlangt, so ist ihm sogar ein zu großer Idealismus schon wiederholt, und vielleicht mit Recht vorgeworfen worden.

Casati war übrigens entschieden gegen den Abmarsch. Ein Beweis, daß die Lage doch nicht so ganz hoffnungslos gewesen sein kann. Ich verweise auf meine früheren Bemerkungen über diesen Punkt.

Am 8. Mai erfolgt endlich der definitive Aufbruch in südlicher Richtung. Das siebenundzwanzigste Capitel nennt Stanley: „Emin Pascha, eine Studie", und fragt sich, was geschehen wäre, wenn man den Pascha wieder eingesetzt hätte. Er meint, daß eine solche Restitution von Jahr zu Jahr immer neue enorme Opfer an Menschenleben und Geld gekostet hätte. Dennoch hat er ihm aber selbst dahin zielende Vorschläge gemacht.

Das achtundzwanzigste Capitel behandelt die Reise nach dem Albert-Eduard-Nianza. Die Einleitung zu diesem Capitel bildet einen Lichtblick im Buche. Auf der durchmessenen Strecke wird die bedeutsame Entdeckung des Semlikiflusses gemacht. Da der Weg um das von ihm angeblich zuerst gesehene

Mondgebirge führt, so gibt Stanley eine eingehende Beschreibung des Gebirges. Wo aber sind die Schilderungen der farbenglühenden Pracht, der wechselnden Lichter und Beleuchtungen des herrlichen Hochgebirges? Nichts hören wir von der Schönheit des Landes, den Thälern mit den rauschenden Bächen, den gewaltigen Eindrücken, der überwältigenden Vegetation, dem zusammengedrängten Contrast der Alpen und Tropen.

Das neunundzwanzigste Capitel enthält die Geschichte des Nil, entnommen einer Zusammenstellung Hugh Murray's von 1818. Neu dürften die Auszüge aus einer alten ägyptischen Handschrift sein, übersetzt von Herrn Vandyk, Lehrer der englischen Sprache in Kairo, mit einer Menge interessanter Kartenskizzen.

Das folgende Capitel ist ausschließlich dem Ruwenzori gewidmet.

Stanley bespricht darin die Region des ewigen Schnees. Entweder hat er wirklich noch nie etwas von Gletschern gehört, oder er vermeidet absichtlich das Wort, um es der Originalität wegen durch „Schneecontinent" zu ersetzen. Er entwickelt hier überhaupt eine höchst naive Theorie über diese Schneelager, vulgo Gletscher. Die Bewegung derselben schreibt er den Einwirkungen des Thauens und unterminirenden Wassers zu, während doch längst wissenschaftlich festgestellt ist, daß die Gletscher, welche man geradezu Eisströme nennt, einzig und allein durch ihre eigene Schwere abwärts bewegt werden. Ferner ist es falsch zu sagen, daß in Folge des Aufthauens die Bewegung des Gletschers um so schneller sei, je tiefer er herabkommt. Stanley vergißt, daß der ganze Gletscher dann in große Bruchstücke zerreißen müßte, denn dehnbar ist er trotz seiner Plasticität nicht. Die Geschwindigkeit seines Vorrückens ist nur abhängig von der Neigung seiner Unterlagen, und ein Unterschied in der Geschwindigkeit der Fortbewegung findet nur im Querschnitt statt, derart, daß er in der Mitte um zwei Fünftel schneller als an den Seiten, oben schneller als unten fließt. Auch die Bemerkung von den inmitten einer großen Wolke aus dem Thale aufsteigenden warmen Dünsten, wenn sie richtig übersetzt ist, zeugt von einer großen Naivetät gegenüber der Wärmetheorie im Allgemeinen und der Meteorologie im Besonderen. Es ist auch nicht recht ersichtlich, wie Stanley sich die Moränenbildung, ein Wort, welches er ebenfalls vermeidet, vorstellt, da er davon spricht, daß die Fels- und Gesteintrümmer, welche der Gletscher abwärts trägt, durch plötzliches Schmelzen des Schnees hinabgeschleudert werden.

Weiter sagt er, daß manchmal die sich abwärts bewegenden Schneefelder durch die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, ihr gewaltiges Schleifen und Schleppen und die Wucht und Festigkeit ihrer Masse ausgedehnte Erdrutsche veranlassen, bei denen große Strecken Wald und Busch mit dem ganzen Erdreich, das ihnen auf dem Felsenlager Nahrung gegeben hat, herabgeschleudert werden." Ich empfehle hier Herrn Stanley, im Conversationslexikon unter „Lawine" nachzuschlagen. Für den nächsten Absatz würde er unter „Bergrutsch" genügende Aufklärung finden.

Aber freilich ist, was nun folgt, noch verwunderlicher. Zunächst, sagt Stanley, bestand an der Stelle, wo heute der Ruwenzori steht und die beiden Seen liegen, eine Ebene, dann wurde der Ruwenzori vulkanisch gehoben, es bildete sich zugleich ein gähnender Abgrund. Es wurden Becken, Seen angefüllt,

zugeschwemmt, fortgespült, wieder ausgefüllt, Inseln gebildet, weitere Felsendämme entstanden, welche Erdreich auffangen, von Fels zu Fels durch Moränen verbunden; es entstehen so Thäler nicht durch Wegschwemmung und Aushöhlung, sondern das Land wird aufgetragen, anstatt daß Seen trocken laufen. Ebenen sind in krystallinischer Umformung begriffen, (!) Stangen sollen in Schlamm eingetaucht werden, im Albertsee werden sie 1—2 Meter tief in gewöhnlichen Schlamm eindringen. Im Albert-Eduardsee tauchen sie gerade so tief ein, hier aber in grauen Schlick, an welchem Tausende von Partikeln Glimmer, winzig kleine Schuppen und pulverisirte Fischknochen (!) hängen, die einen überwältigenden Gestank entwickeln u. s. w. Welche Theorien! Hat denn Stanley wirklich noch nie etwas davon gehört, daß die Seenreihe Niassa, Bangueolo Meru, Tanganika, Albert Eduard- und Albert Njansa, Victoria Njansa, sowie die Massai Salzseen als enorme Erdspaltbildung aufzufassen sind, welche allmälig, wie alle Binnenseen, durch Erosion ausgefüllt werden? Der Ruwenzori hat seine Entstehung vulkanischen Eruptionen aus dieser Spalte zu verdanken und durch sein Hervorbrechen aus dem früher vereinten See den heutigen Albert- und Albert-Eduardsee gebildet. Stanley sollte die Aufstellung von Theorien in dieser Richtung berufeneren Leuten überlassen. Auf derselben Seite spricht er von Euphorbien, die volle fünfhundert Jahre alt sind; woher weiß er das?

Im zweiunddreißigsten Capitel erzählt Stanley die Reise durch Ankori nach dem Alexandranil. Nach allgemeiner Berathung wird die Route durch Ankori gewählt, dieselbe, welche Stanley s. Z. in seiner Eingabe an den König der Belgier als unmöglich dargestellt hatte. Wenn er aber Antari's, des Häuptlings von Ankari, Streitmacht auf 200 000 Speerträger schätzt, so wird man ganz ruhig wenigstens eine Null streichen dürfen und die so erhaltene Zahl vielleicht durch zwei oder drei dividiren müssen, um der Wahrheit etwas näher zu kommen.

Alsdann erhalten wir eine Schilderung der Eingeborenen-Stämme des Graslandes. Stanley hätte gleich die Einleitung ungeschrieben lassen sollen. Er spricht von den Wahuma und Zwergen und behauptet, daß einige Philologen dieselben unter dem Sammelnamen Bantu klassificirt hätten und jeder Reisende, welcher den Ehrgeiz besitze, sich bei wissenschaftlich Gebildeten verständlich zu machen, dazu beitrage, diesen ganz unwissenschaftlichen Ausdruck zu einem dauernden zu machen. Vor Allem ist es aber noch nie einem wissenschaftlich oder auch nur sachverständig gebildeten Menschen eingefallen, die Wahuma, seit man ihre wahre Abstammung erkannt hat, und die Zwerge als Bantu zu bezeichnen; man rechnet sie zu den Hamitischen Stämmen. Dann macht Stanley die merkwürdige Entdeckung, daß „Bantu" ein innerafrikanisches Wort sei, welches in der Uebersetzung „Mensch" heiße; er kommt etwas spät zu dieser Erkenntniß, nachdem das Wort als eines der charakteristischsten und immer unter verschiedener Form in den verschiedenen Sprachen wiederkehrendes zur Bezeichnung gewisser Völkergruppen längst in der Wissenschaft eingebürgert ist.

Auf Seite 35 (Bd. II.) lesen wir: „Man nehme aus den Kaffern, Zulus, Matebele, Basuto, Betschuanen oder anderen wilden Stämmen des südlichen Afrika ein gewöhnliches Individuum dieser prächtig gestalteten Stämme, die so unbarmherzig als Neger bezeichnet werden" — (ebensogut könnte man es unbarm-

herzig nennen, die Rothhäute Amerika's als Indianer zu bezeichnen) — „stelle es neben einen Westafrikaner, Congobewohner, oder einen Eingeborenen aus der Gegend von Gabun und schiebe einen Hindu dazwischen, so wird man, wenn man erst einmal auf der richtigen Spur ist, sofort bemerken, daß der Kaffer, was die Gesichtszüge anbetrifft, eine feine Verschmelzung des Hindu und des westafrikanischen Typus ist. Noch mehr aber tritt die Beziehung zum Hindu hervor, wenn man einen Mhuma von reiferem Alter nimmt." Dies ist wirlich in Stanley's Buch zu lesen! Auf gleicher Höhe steht dasjenige, was daselbst über die verschiedenen Stämme gesagt ist, besonders wenn Stanley in den Ukalaganja (es heißt Ugallaganja) und Wasumboa (die Letzteren haben sehr ausgesprochene Negergesichter) anmuthige Hirten mit europäischen Zügen sieht.

Weiter fragt Stanley: Gibt es denn ein Land, welches Utusi heißt? Nein! antwortet ein Schwarzer. Dennoch steht auf Stanley's Routenkarte ein Ost- und Westutusi. Wenn Stanley meint, daß einzig die Wahumaartigen Stämme Hirten sind, so braucht man nur auf die plattnasigen Kaffern, Wahähä, Wagogo und Wasukuma hinzuweisen, um das Haltlose dieser Behauptung darzulegen. Auf S. 361 spricht Stanley von Birkenrinde; wenn das Wort richtig übersetzt ist, so zeugt dessen Anwendung von großer Ignoranz. Es gibt in Afrika keine Birken, die Rindenstoffe werden aus Ficus oder dem sogenannten Miombo gewonnen. Im vierunddreißigsten Capitel wird die Reise bis zu der englischen Missionsstation am Südende des Victoria behandelt, und das fünfunddreißigste Capitel schließt das Werk. Stanley wird von den Wasukumastämmen belästigt, und es scheint sich doch immer mehr herauszustellen, daß die ostafrikanischen Stämme die kriegerischsten und gefährlichsten sind. Denn auch Stanley mußte überall Tribut zahlen, besonders bei den widerwärtigen Wagogo. Die französischen Missionäre besuchten Stanley und Emin und machten Ersterem Geschenke an Gartenfrüchten. Seine Officiere konnten sich aus ihren Vorräthen mancherlei Ausrüstungsgegenstände, wie Stiefel, Pantoffeln, Hemden und Hüte verschaffen, sodaß sie wieder präsentabel aussahen. Es ist dies bemerkenswerth, weil Stanley später den Pater Schynse in einer Anmerkung verunglimpft und ihn häßlicher Undankbarkeit geziehen hat. Pater Schynse hatte sich nebst Pater Girault von Ikungu aus angeschlossen, und wenn Stanley so genau rechnet, so könnte ihm ja Pater Schynse die Wohlthaten entgegenhalten, welche ihm die französische Mission am Lukumbi angedeihen ließ. Stanley nimmt Schynse besonders übel, daß er angeblich Zwischenträgerei geübt habe und dadurch ein Bruch zwischen Stanley und Emin herbeigeführt worden sei. Ich glaube, dazu hätte es der ganz harmlosen Bemerkungen Schynse's nicht mehr bedurft. Stanley hat wohl am meisten die Bemerkung übelgenommen, welche Pater Schynse, — nach Aussage Aller, die ihn kennen, ein vortrefflicher Mann — in seinem Buch „Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika" über das Mißlingen von Stanley's Expedition machte.

Und nun ist die Station Mpapua erreicht. Mit großem Behagen erzählt Stanley, daß ein harmloser französischer Missionspater in Simbamwenni (richtig Simba muene, d. h. aus dem Kisagara übersetzt: der Löwenhäuptling) nichts von Emin wußte. Von Wissmann sagt er, daß er die Ehre gehabt habe, einen Collegen zu begrüßen, welcher sich „zuerst" im Dienste der Internationalen

Association im Hauptquartier am Kassaifluſſe ausgezeichnet habe; von Wiſſmann's erſter Reiſe weiß oder will er nichts wiſſen. Auch für Wiſſmann's liebenswürdigen Empfang hat er weiter kein Wort der Anerkennung oder des Dankes. Die ihm und Emin in Bagamoio veranſtalteten Empfangsfeierlichkeiten nennt er eine „für Bagamoio" ganz herrliche Affaire. Als Abſchiedsbemerkung für ſeine Sanſibariten — ſchließlich doch diejenigen, welche ihn durch alle Fährniſſe hindurchgebracht — hat er nur zu ſagen, daß ſie, die unermüdlichen Geſchöpfe, während des Banketts auf der Straße den Abſchluß der beſchwerlichen Zeit mit thieriſcher Energie durch lebhaftes Tanzen und lautes Singen feierten. Wiſſmann's Rede wird ironiſch erwähnt, dann Emin's Unglück berichtet, und Stanley's letztes Urtheil über den „Geretteten", der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach dem Inneren Afrika's zurückzukehren, iſt ein durchaus abfälliges. Wenn Stanley ſagt (Bd. II, S. 413), daß die Natur ihn nicht mit der Neigung ausgeſtattet habe, ſich am Reden zu erfreuen, ſo muß dies nachträglich noch ſtattgefunden haben, wie ſein Auftreten in England beweiſt. Den Schluß bildet eine Reihe von Glückwünſchen. Dann folgen einige Erläuterungen, in welchen Stanley noch einmal Dr. Schweinfurth kritiſirt, dann eine vergleichende Sprachtabelle; einen zweiten Anhang bildet eine tabellariſche Ueberſicht der ausgeführten Märſche und die Abrechnung. Beigegeben ſind drei ziemlich gute Karten. Der Werth der Aufnahmen läßt ſich nicht beurtheilen, weil hierüber kein Material vorliegt.

Dies iſt das Werk des berühmten Forſchers. Ich glaube nicht, daß es irgend Jemand nach dem Leſen weglegen wird ohne ein Gefühl großer Enttäuſchung. Literariſch erhebt es ſich nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit; es iſt weder intereſſant noch ſpannend, noch gut geſchrieben. In langweiliger Tagebuchform reihen ſich die Begebenheiten trocken aneinander, nur hier und da iſt eine Anſtrengung gemacht, eine phantaſtiſche Schilderung zu geben, welche dann aber in Uebertreibung ausartet, und wo Stanley geiſtreich ſein will, begibt er ſich auf das Gebiet der Gemeinplätze. Ueberall drängt er ſeine Perſon faſt ausſchließlich in den Vordergrund, und mit unangenehmer Breite ergeht er ſich bei fortwährenden Wiederholungen in allzu vielen Vermuthungen, welche zuſammen mit den genau wiedergegebenen Inſtructionen beinahe ein Fünftel des Buches füllen. Das Urtheil über die Art der Ausführung und den eigentlichen Zweck der Expedition wird ſich erſt ſpäter fällen laſſen. Jedenfalls iſt zu bedauern, daß eine ſo bedeutende Reiſe ein auf literariſchem und wiſſenſchaftlichem Gebiete ſo wenig werthvolles Reſultat geliefert hat. —

Der Wapiti.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

Die Herbstlichter spielten um den wilden Wein. Dann erspähte ein Sonnenstrahl in dem Rankengewirr eine Lücke und huschte in die Gartenlaube — da hielt er plötzlich vor einem schönen Frauenantlitz inne. Aber als dieses so marmorweiß und marmorstille blieb, zuckte er weiter über die Schwermuth des leise wie vor Schmerz geöffneten Mundes, vorbei an dem weltmüden Stolz, welcher die Oberlippe krümmte, dann blitzschnell hinweg von dem durchkältenden Strahl der Augen hinüber zu dem Kummer der bleichen Wangen. Die Frau saß unbeweglich wie im Schlaf, und das Goldlicht umflirrte ihr Haupt wie ein Traum. Da strömten mit einem Male auch die anderen Sonnenstrahlen in hellen Haufen zur Laubenthüre herein, streckten sich sachte vor sie hin und lagen still zu ihren Füßen als ein sanft leuchtender Teppich aus Goldgespinnst. Aber sie merkte nichts davon, sie hörte auch nicht das Laub knistern noch den Sand knirschen unter nahenden Schritten, und sah nicht, wie ein Schatten den Sonnenteppich überdunkelte. Dann war es ein Weilchen stille, und der Schatten lag unbewegt.

„Gnädige Frau" — tönte es endlich vom Laubeneingang behutsam, wie weckend.

Darüber kam in das schöne, versteinte Gebilde ein sanftes Regen. Aber es war, als sei es schwer, sich wieder auf Erden zurecht zu finden; die Seele hatte sich in irgend ein weltfernes Reich geflüchtet und schlich nun widerwillig zögernd heim.

„Ach, Du bist es, Susanna?" — sagte sie. — „Was willst Du?"

Das Mädchen hielt ihr stumm eine Visitenkarte hin. Die Frau blickte verwundert auf. „Du weißt doch, daß ich keine Besuche annehme" — sprach sie. —

„Ich habe es ihm auch gesagt, aber es war gerade so, als ob ich es nicht gesagt hätte. Er geht nicht weg."

Die Frau richtete sich halb empor, und aus dem verglimmenden Glanz ihrer Augen sprühte plötzlich eine trotzige Ungeduld. Und dabei zitterte es über den bleichen Lippen doch so zaghaft, daß ein seltsames Doppellicht von verhärtetem Stolz und weicher Hilflosigkeit ihr Antlitz umschlich. „Geh, Susanne, und wiederhole, daß ich Niemanden — Niemanden empfange" — befahl sie.

„Er hat gesagt, er wird morgen wiederkommen, und übermorgen, und so fort . . . ."

Da hatte ihre Hand mit einer heftigen Bewegung schon nach der Karte gelangt und hielt sie vor die Augen. Aber das schmale Papierblättchen schien zu wuchtig, weil auch die andere Hand es faßte und dann doch beide zu beben anfingen und zuletzt ermattet in den Schoß sanken. „Führe ihn herein, Susanna!" — murmelte sie mit unsicherer Stimme und fuhr sich mit den Fingern über die Augen, als ob sie einen Schleier hinwegstreifen wollte. Dann richtete sie sich gerade empor zu fester Haltung, und doch klammerten sich beide Hände stützesuchend an die Lehne des Gartenstuhles. In ihrem Antlitz aber war das Dämmerlicht, in welchem die Nacht mit dem Tage ringt.

Das Laub, welches der Herbst über den Weg gestreut, raschelte. Schritte nahten, leicht und zugleich fest, wie sie zähes Gewöhnen an andauernde Wanderung lehrt, und plötzlich überdunkelte es abermals den Sonnenteppich. Aber diesmal mußte es eine hohe Gestalt sein; denn das Schattenbild ließ nur noch eine schmale Kante von dem Strahlengewebe weiter leuchten. Die Frau war emporgeschnellt und streckte die Hand zur Begrüßung hin mit den Worten: „Wirklich Sie selbst — Eichberg?" — Das leise Schwanken der Stimme ließ heraushören, wie ihr unbefangener Ton nur das Werk mühsamer Anstrengung war.

Er verbeugte sich tief über ihre Hand, indem er sagte: „Dem Vergessenen ergeht es wie dem Todtgeglaubten — man traut seinen Augen nicht, wenn er wieder emportaucht. Ihre Verwunderung entschuldigt theilweise mein unberufenes Eindringen — sie zeigt, daß es hoch an der Zeit war, dort drüben aufzubrechen und mich hier wieder in Erinnerung zu bringen."

„Dort drüben? Sie kommen von . . .?"

„Aus Amerika."

„Und stehen noch da, als sei dies ein behäbiger Nachmittagsspaziergang!" —

Sie wies mit einladender Gebärde auf einen Gartenstuhl und trat in die Laube zurück. Er folgte, rückte den Sitz näher an den ihren und ließ sich nieder. Dabei sahen sie einander verstohlen an; es war eine mühsam verhehlte Betroffenheit in Beider Mienen, ein Suchen nach einst Gewohntem, ein Entdecken von befremdend Neuem. Das spielende Lächeln um seinen Mund, das sie so gut kannte, war noch da, aber es erschien nur noch wie eine sänftigende Abtönung alles dessen, was seither dazu gekommen war. Ueber der hochgewölbten Stirn lagerte jetzt schweres Sinnen, die Augen blickten durchdringend, aus dem tiefgebräunten Antlitz sprach ein gütiger Ernst, aus der ganzen machtvollen Gestalt eine ruhige Würde. Sie fand auch kein Wort als Brücke über den Abgrund, der zwischen ihr und seinem Wesen klaffte, und senkte fast scheu die Augen. Als sie wieder aufschaute, hatte sich indeß Alles zu einer leidenschaftlichen Wehmuth aufgelöst, mit welcher er ihre schmerzverklärten Züge durchforschte. Da ward ihr mit einem Blicke klar, daß jene scheinbare Ruhe nur die äußerste Anspannung innerer Kraft war, die in unbewachten Augenblicken rasten mußte. Darüber fand sie auch die Worte wieder. „Und nun sagen Sie mir, wie Sie mich in diesem weltfremden Gebirgsdörfchen auffinden konnten. Ich habe Niemandem mitgetheilt, wohin ich gehe, bin mit Niemandem in schriftlichem Verkehr . . .?"

„Und doch habe ich schon jenseit des Oceans um Ihren Aufenthalt hier gewußt. Man nimmt von dem Spürsinn der Indianer an, wenn man mit ihnen auf ihren Jagdpfaden herumzieht."

Sie blickte ihn verwundert an und fragte ängstlich: „Sie kommen natürlich über unsere Heimath hierher?"

„Verzeihen Sie — nein. Ich komme geraden Weges von Hâvre."

„Geraden Weges hierher? Und was . . .?" — sie stockte.

„Was mir die Kühnheit eingab, von Hâvre unmittelbar zu Ihnen zu kommen? Ein Wapiti."

„Ist das ein indischer Gott?" — fragte sie mit einem mühsamen Lächeln.

„Vielleicht ein amerikanischer; denn in der Weise eines Gottes hat er mich seine Macht fühlen lassen. Wir nüchternen Naturforscher behaupten freilich, die Wapiti seien die größte Art der Edelhirsche. Dergleichen Wapiti nun hatte ich das Glück oder Unglück zu schießen, und einen davon ließ ich kunstgerecht für meine Sammlung ausstopfen, um ihn daheim als Standbild zur Belebung meiner Abgeschiedenheit zu verwerthen — es muß unsäglich öde aussehen in meinem Hause . . . Ich glaube, Sie haben keine ausreichende Vorstellung von dieser Einsamkeit — sonst hätten Sie die Frage, ob ich über die Heimath komme, nicht an mich gerichtet, der ich doch ein Mensch unter Menschen sein möchte."

„Statt ein Mensch unter ausgestopften Wapiti? Wer weiß, ob ein Gewinn dabei herauskäme — es hat Zeiten gegeben, da ich mich nirgends einsamer fühlte als unter Menschen, und seither . . ."

Er blickte sie fragend an. Ihm war, als habe sich eine enge Thürspalte aufgethan vor einem Krankengemach, von dem man Licht und Luft der Außenwelt fernhält, und das ängstlich bewacht wird, auf daß der Leidende sich nicht in einem Fieberanfall erhebe und hinaustrete in die Gasse. „Und seither?" — fragte er behutsam wie vor einem Krankenlager.

„Seit ich mir das Leben nach meiner Wahl zurechtlegen darf, seit . . . dem Tode meines Mannes lebe ich in selbstgewählter Abgeschiedenheit. Sie sind der Einzige, der diese Schwelle überschritten hat — als mein Jugendfreund . . ."

„Gewiß, dergleichen zählt nicht — so ein alter Jugendfreund hat keinen bestimmten Rang im Menschengeschlecht, er ist eine Art Peter Schlehmihl." — Er blickte um sich, als suche er seinen Schatten, und versank in schweigsames Grübeln.

„Weshalb sind Sie auf einmal so stumm? Gehört das auch zu den Eigenheiten eines alten Jugendfreundes?"

„Auch das. Ich zumal bin seit jeher veranlagt für solches Verstummen, wo man reden sollte. Ja, es gab eine Zeit, wo ich dafür ein so schönes Talent entwickelte, daß ich mir vielleicht mein Lebensglück damit zu Tode geschwiegen habe — vielleicht auch nicht . . ."

Ihre Augen funkelten auf in neugieriger Verwunderung. Als er jedoch ihren stumm fragenden Blicken nicht antwortete, verdunkelte ein Schatten ihre Züge. Er sah es und sprach nachdenklich: „Ich bitte Sie um Vergebung, es thürmt sich allmälig in der Seele ein großer Vorrath des Unausgesprochenen auf, Erlebtes und Gefühltes wirr übereinander. Und wenn dann einmal die Stunde kommt, wo man dergleichen hervorholen möchte, da liegt Alles wüst

wie in einer Rumpelkammer alten verstaubten Trödelkrames, der Pietät des Besitzers ehrwürdig und theuer, jedem Anderen nur belächelnswerth. So schließt man denn behutsam wieder die schwere Thüre zu, und Schloß und Schlüssel verrosten . . ."

„Vielleicht thun Sie doch nicht recht, auch vor mir die Thüre zu schließen; denn die ältesten Stücke des Trödelkrames kenne ich auch recht gut. Da ist zum Beispiel ein altes Bild — es stellt die Gasse einer Stadt dar. Auf der einen Seite dämmert ein stolzes Patrizierhaus, grau und ehrwürdig, mit Giebel und Erker, Sitz und Erbe des altangesessenen Eichbergschen Bürgergeschlechtes. Gegenüber blinkt der hohe Mittelbau eines neuen weißen Hauses, das seine Flügel weithin zu beiden Seiten dehnt. An seinem Fenster steht ein kleines Mädchen und faltet in verzückter Verwunderung die Händchen; denn an dem Erkerfenster drüben zeigt ihm ein Knabe den Schmetterling, den er eben aufgespannt hat — und die Gasse ist so schmal, daß das Ohr den leisen Ruf, das Auge den zarten Farbenschmelz fassen kann. Ich meine, wenn die verwaiste Tochter des weißen Hauses von Kind auf die Spielgenossin des ebenso verwaisten Sohnes aus dem grauen Hause war, wenn sie die ganzen Jahre der Jugend mit ihm durchlebte, dann ist wohl Manches in jener Rumpelkammer, was auch ihrer Pietät ehrwürdig und theuer erscheinen mag."

„Vergeben Sie mir, allein das ist es eben. Das Alte kennen Sie selbst, und das Neue, das sich seit jenen gemeinsam verlebten schönen Tagen aufgeschichtet hat, ist nicht werth hervorgeschürft zu werden — bis auf den einzigen Wapiti . . ."

„Wie? Der Wapiti allein . . .?"

„Er ganz allein. Sie legten ihn nämlich in Beschlag, eben als ich mich einschiffen wollte, und mich dazu."

„Auch Sie selbst? Wirklich?" — sie lachte.

„Sie wissen nicht, wie es mich anheimelt, Sie wieder einmal lachen zu hören wie in jenen früheren Zeiten, wenn mir bei meinen Fahrten nach Käfern und Salamandern irgend ein Mißgeschick in die Quere kam. Er thut mir nun so wohl, dieser silberne kichernde Ton, der mir einst so wehe gethan."

„Haben Sie das damals so tragisch genommen?" — fragte sie, und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. — „Für Ernst, was harmlose Neckerei war? So weit ich mich erinnere, lachten Sie ja immer mit."

„Sie würden abermals über mich lachen, wenn ich Ihnen das erklären wollte."

„Ich glaube nicht. Versuchen Sie es immerhin!"

„Es kommt zuweilen vor, daß der Mund vordringlich lacht, indeß die Seele zurückhaltend weint . . . können Sie sich eine solche Thorheit vorstellen?"

„Vorstellen?" — entgegnete sie ernst. — „Ich denke, solche Thorheit habe ich seither zuweilen selbst geübt."

Er hatte sich mit einem jähen Ruck emporgerichtet. Der Ausdruck inniger Wehmuth, mit dem er sie betrachtete, war so unverkennbar, daß sie die Augen senkte und verwirrt fragte: „Sie antworten nicht?"

„Ich höre noch zu — den Gedanken, die Ihren Worten nachklingen. Und auch die Falte macht mich nachdenklich, die Ihre Stirn verdunkelt hat. Sie

steht zwischen den Brauen als eine tiefsinnige Rune, die — verzeihen Sie — ein alter treuer Freund enträthseln möchte. Und dabei kam mir in den Sinn, daß ich einmal einem Maler zusah, der eben eine Gewitterwolke an den sonnigen Himmel malte, und wie ungläubig erstaunt ich war über das abstoßende Gemengsel widriger Erdfarben, womit solch ein luftiges Gebilde gemacht werden sollte. Aber ich sah dann, es war doch Alles so erforderlich gewesen, um den dunkeln Schmerzenszug in die schöne heitere Himmelsbläue zu zaubern."

Sie war aufgestanden und hatte einige unsichere Schritte gegen den Ausgang der Laube gemacht. Nun lehnte sie abgewandt an dem Thürpfosten. Er blickte der lichtumflossenen Gestalt nach und sagte: „Wollen Sie mir gestatten, Ihnen die Geschichte vom Wapiti zu erzählen?"

Sie warf den Kopf ungeduldig halb zurück und entgegnete mit einer gewaltsamen Anstrengung, heiter zu erscheinen: „Wie doch selbst das Gespräch eines Weltfahrers von der herumschweifenden Beweglichkeit des Vogels annimmt! Auffliegen, niedergleiten, am Wegrand huschen, in die Wolken verschwinden, und doch immer wieder auftauchen bei dem heimischen Standplatz — beim Wapiti! Muß es sein?"

„Ja, es muß wirklich sein" — erwiderte er ernst.

Sie wandte sich jetzt völlig um, und ihre Augen machten langsam die Runde über den ganzen Raum und die Dinge darin, bis sie auf ihm haften blieben.

„Ich verstehe" — sagte er lächelnd — „es ist ganz wie damals in dem Garten des weißen Hauses, wenn der Junge von drüben durchaus eine seiner langweiligen Salamander- oder Eidechsenjagden berichten wollte, während das Mädchen über viel interessantere Dinge zu sprechen hatte. Ich weiß noch recht gut Ihre Blicke zu deuten; sie sagen, es gäbe solcher Gartenhäuschen noch sehr viele, in denen ich meine Geschichte anbringen könnte. Gewiß, es stehen aller Orten zwischen entblätterten Bäumen und schlaffen Georginen dergleichen Lauben, in gleicher Weise mit Weinranken und Sonnengespinnst und Herbstfäden umwoben — aber es gilt hier, wie auch ansonsten, nicht der Rahmen, sondern das Bild, welches er umschließt. Und darum könnte ich meine Geschichte in keiner anderen Laube erzählen."

„Eine Geschichte aus dem alten Trödelkram der Rumpelkammer, wie Sie es vorhin nannten, wäre mir lieber gewesen — aber da es sein muß . . . nur Eins noch: ist sie lang?"

„Und wenn sie sehr lang wäre?"

„So erzählen Sie mir das Ende nach etlichen Jahren, wenn Sie abermals die Welt umsegelt haben. Ich unterbreche Sie in der Mitte . . ."

„Ich glaube nicht" — sagte er leise, wie für sich.

Sie erwiderte nichts, kam langsam zurück, rückte sich in dem Lehnstuhl zurecht und ließ den Oberkörper zurücksinken. Dann lehnte sie unbeweglich da und blickte nachdenklich den Mann an, der seit seiner Ankunft auf nichts Anderes sann, als die Geschichte vom Wapiti zu erzählen, und gleichwohl jedesmal, wenn er damit begann, mit einer Art Scheu und Verlegenheit zu anderen Dingen abgeschweift war.

„Sie haben gelacht" — sagte er — „weil man den Wapiti und mich mit Beschlag belegte. Aber es war Ernst. Sie brachten mich vor Gericht. Mir ist heute noch nicht klar: ist der Wapiti ein Nationalheiligthum, oder hatte ich in dem unbesonnenen Jagdeifer, den Sie schon an dem jugendlichen Naturforscher tadelten oder belächelten, ein umhegtes Gebiet entweiht. Aber es stand fest, daß ich einen Frevel begangen, etwa wie Agamemnon, da er die Hindin der Artemis erlegte, und man machte mir den Proceß. Ich wußte zunächst nicht, ob ich gehenkt, gerädert oder geviertheilt werden sollte. Das Letztere erschien am wahrscheinlichsten, denn vier Advokaten stürzten über mich her, um mich zu vertheidigen. Ich begnügte mich mit zweien, aber die Vorbereitungen zogen sich endlos in die Länge — ich vermuthete, der Henker sei anderswo beschäftigt. Endlich kam der große Tag. Der öffentliche Ankläger hielt eine lange Rede, von der ich, bei meiner mangelhaften Kenntniß des Englischen, nur einige Ausfälle gegen die entartete alte Welt verstand nebst dem langsam und nachdrücklich vorgebrachten Schluß: „Da sitzt dieser Herr, der sicherlich für ein Souper mehr ausgibt, als er hier zur Sühnung zahlen soll!" — Als er gleich darauf eine Buße von zweihundert Dollars für die erschossenen Wapiti beantragte, verneigte ich mich unwillkürlich gegen den Mann, ihm für die ganz unverdiente hohe Meinung dankend, die er von meinen Soupers hatte. Meine Advokaten dagegen blieben ungerührt und beanstandeten zuerst die Anklage, dann den Ankläger, dann das Gesetz, dann Amerika. Schließlich ward ich freigesprochen — ich wußte noch immer nicht, von welchem Verbrechen und weshalb. Heute, da ich die Sache aus zeitlicher und örtlicher Entfernung unbefangener beurtheile, gebe ich dem amerikanischen Ankläger vollkommen Recht; bei dem wilden Herumschweifen nach Thier und Pflanze nimmt man unmerklich die Sorglosigkeit der Indianer an, die sich um Grenze, Zaun und Gehege nicht kümmert. Nach meiner Freisprechung vertheilten die Advokaten mein Baarvermögen unter einander und theilten sich schließlich, wenn ich mich recht erinnere, auch in meine Kleider. Sicher weiß ich, daß ich dem einen meine Cravattennadel, dem anderen meine Bréloques zum ewigen Angedenken überreichte. Im Grunde genommen waren sie nicht einmal unbescheiden gegen einen Wapiticlienten, der nicht unter zweihundert Dollars zu soupieren pflegt. Mit der geleerten Brieftasche ging ich dann zu dem Banquier, auf den meine Anweisungen lauteten. Im Sprechzimmer stieß ich überrascht mit meinem Vetter Gessingen zusammen, einem Leichtfuß, der sein mütterliches Erbe am Spieltisch durchgebracht hatte, und jetzt von seinem Vater mit gebundener Marschroute und beschränktem Credit auf Reisen geschickt worden war. Die Hand auf dem Thürdrücker, erzählte er mir dies lachend und . . . und noch manches Andere."

„Ich weiß" — murmelte sie todtenbleich — „ich weiß noch manches Andere: daß mein Mann in demselben Spielclub Unsummen verloren, dann . . . daß er sich erschossen hat." — Die Worte fielen langsam, eintönig, hohlklingend von ihren Lippen. Plötzlich blickte sie auf und schauerte zusammen, als er beharrlich schwieg. — „Noch etwas? —" rief sie in wilder Aufregung und schnellte empor. — „Also auch das? Nun ja, es war ja wie der Flugsamen der Maiblumen allenthalben hier ausgestreut — weshalb nicht auch jenseit des Meeres?

Warum schweigen Sie nur und sagen es nicht heraus, was doch alle Welt beredet, daß sich auch gefälschte Werthpapiere vorgefunden haben . . . und wie brachten Sie es über sich, zu der Ausgestoßenen zu kommen, deren Nähe sonst Jeder meidet? —"

Er faßte ihre bebende Hand und zwang sie mit sanfter Gewalt in den Stuhl zurück. „Die Belege" — sprach er — „vollgültige Belege, daß jene Papiere von einem Anderen gefälscht worden sind, befinden sich in den Händen der Behörden, sind bereits als unanfechtbar anerkannt, und in den nächsten Tagen erfährt Jedermann, daß an einem Todten ein schweres Unrecht zu sühnen ist. Was übrig bleibt, ist die Erinnerung an eine Schwäche, an die Leidenschaft für das Spiel; der Name, den Sie tragen, ist ungeschädigt an seiner Ehre und fortan makellos."

„Makellos! —" erklang es von ihren Lippen in seinem Tonfall, wie ein bloßes Echo zurückhallend.

„Hören Sie mich an — ich will kurz sein mit all dem Peinlichen. Mein Vetter hatte die Ueberfahrt mit einem Mann gemacht, der Ihres Gatten Freund und unzertrennlicher Genosse im Spielclub gewesen war — er ist der Fälscher. Auf dem Schiffe huldigten der Vetter und er der gewohnten Spielwuth; aber er war auch ein Trinker und sprudelte im toll berauschten Zustand gegen meinen Vetter Geständnisse hervor, die selbst diesen leichtlebigen Jungen stutzig machten, für jeden Anderen jedoch durchsichtig waren. Ich nahm meinen Vetter unter den Arm und zog ihn in das Hôtel, wo jener Mensch wohnte. Nach meinen ersten Worten eilte er in ein Nebengemach, und als wir ihn dort aufsuchen wollten, war er verschwunden. Erlassen Sie mir, Ihnen die Jagd zu schildern, die ich, mit der Polizei als Treibern, von Stadt zu Stadt veranstaltete — genug, wir stellten ihn. Erlassen Sie mir auch zu erzählen, wie er überwiesen und zum Geständniß gebracht ward — genug, er gestand, und meine beiden Wapitiadvokaten thaten wacker das Uebrige. Und nun verzeihen Sie einem alten Freunde, daß er, der gern Alles thäte, um Sie die Vergangenheit vergessen zu machen, trotzdem das Unzarte thun mußte, daran zu rühren."

„Ich danke Ihnen" — sagte sie schlicht, aber gleich darauf sah er, wie sie heimlich mit dem Finger eine Thräne wegwischte, die sich über ihre Wangen stahl. — „Ich danke Ihnen von ganzem, ganzem Herzen!" — stammelte sie, und dabei überwältigte sie ihr Gefühl, sodaß die Thränen nun unaufhaltsam niederrannen.

„Was ich gethan" — antwortete er — „ist zu gering für solchen Dank. Sie hätten dasselbe gethan für einen alten Freund — was wäre auch sonst an der Freundschaft, wenn nicht das Bewußtsein, übereinzustimmen im Fühlen und Handeln?" —

Durch Thränen auflächelnd, entgegnete sie: „Wie mühen Sie sich doch umsonst, Ihren Edelmuth und meine Rührung wegzuplaudern!" —

„Das ist eben nur die Schönheit des weichen Frauenherzens, daß es auch von Geringem gerührt wird, ja selbst von einem kleinen Vergißmeinnicht, das jenseit des Meeres für Sie gewachsen ist."

„Das ist es auch. Soweit ich zurückdenke, hat keine Blume für mich geblüht. Mein Leben liegt da wie ein schmales Gärtlein, eingeengt zwischen

himmelhohen kahlen Mauern; kein Sonnenstrahl lächelt herab, und jede Knospe siecht dahin, ehe sie aufgebrochen. Aus solchen unaufgeblühten verwelkten Hoffnungsblumen ist der ärmliche Kranz meiner Tage gewunden. Sie wissen nicht, wie Ihr Vergißmeinnicht mich in der innersten Seele gerührt hat — das erste Blümlein, das für mich . . ." — die Stimme versagte ihr, und sie reichte ihm vorgebeugt beide Hände hin.

Er verneigte sich tief, aber er faßte die Hände nicht. — „Sie wollen meinen Dank nicht?" — murmelte sie, und die Arme sanken matt hinab. — „Sie haben Gründe dafür?" — fügte sie bei, indem sich die Brauen über den thränenschweren Augen bogenartig krümmten.

„Einen einzigen: wer hier Dank schuldet, bin ich allein." —

—„Weil?" —

—„Weil . . . doch nein! Sie haben so gut, so herzlich zu mir geredet, daß ich auf Ihre Nachsicht hoffen darf, wenn ich Ihnen diese Episode offen vorlege. Derartiges auszusprechen, bringt man nur einem theilnehmenden Herzen gegenüber zu Stande, und der Freundschaft allein darf man zumuthen, es geduldig anzuhören. Als mich nach jenem Processe die Advokaten verlassen hatten, saß ich nun wieder glücklich mit meinem Wapiti vereinigt, in meinem Hôtelzimmer. Der mehrwöchentliche verdrußreiche Aufenthalt — dachte ich — und all das lächerliche Ungemach um dieses elenden Thieres willen! Ingrimmig wendete ich mich von seinen Glotzaugen ab, die mich hämisch anstarrten. Die Flamme des Gashahnes beleuchtete grell die öde Charakterlosigkeit des Hôtelzimmers, das Hunderte vor mir durchwandert, und das ich an tausend anderen Orten in immer gleicher Trivialität gesehen hatte. Es ist im Grunde ein trauriges Ding um das jahrelange Reisen!"

„Es gibt doch wunderliche Erscheinungen in der Welt!" warf sie ein. — „Sie haben immer so viel Anlage zur Seßhaftigkeit gehabt und verbringen Ihr Leben auf Reisen."

„Wunderlich und doch so natürlich wie bei dem Zugvogel, der festbeharrend an seinem Nistplätzchen hängt, bis ihn der frostige Herbstwind wandern heißt. Ein solcher eisiger Hauch war es auch, der den seßhaften Naturforscher unter die wandernden Naturjäger gescheucht hat. Und dann — nun, der Geist versinkt in die Ueberfülle fremdartiger Thätigkeit und thut entzückt alle seine Thore auf vor den Wundern einer neuen Welt; aber wenn einmal eine stille Stunde kommt, wo er ermüdet ausruht, da merkt man erst, daß man auch sein Herz mitgenommen hat auf die weite Reise. Es hat sich indessen nur bescheiden still gehalten und fordert nun auch sein Recht. So trägt man unverlierbar im Innern mit sich, dem man zu entfliehen vermeinte, und was man daheim gelassen glaubt, wurzelt und gedeiht dabei erst recht in dem aufgelockerten Boden. Doch — der Groll, der mich damals gegen Wapiti und Hôtelzimmer erfüllte, war — das sah ich endlich ein — recht thöricht: sie machten sich beide nichts daraus. Da wandte sich mein Ereifern gegen mich selbst, und die Seele zog sich aus der grellen Gashelle in den Schatten der Selbstbeschauung zurück. Ich hatte die Heimath verlassen in dem Glauben, die Schwermuth habe dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Nun sah ich, das ist ein wandernd Weib, und wo ich auch hin-

kam, ich habe sie aller Orten ihre Trauerschleppe hinschleifen sehen. Unseren Erdball hatte ich umkreist, sie aber stand unverdrossen wartend da, ob wir von Neuem beginnen werden. Von meinen Reisegenossen, welche heimfuhren, hatte ich mich bereits vor Monaten getrennt, um Amerika allein zu durchschweifen; jetzt überkam mich die Lust, wieder nach Gegenden zu ziehen, wo es weit und breit weder Processe noch Gashähne, noch Hôtelzimmer gab — kurz, ich plante eine Forschungsreise in das noch unbekannte Innere Australiens. Ich ging auch bereits an die Vorbereitungen, da — nun Sie wissen, wie ich bei meinem Banquier einen anderen Lebensinhalt fand, und wie mir auf der Schwelle einer abenteuerlichen Unternehmung ein freundliches Schicksal die Möglichkeit reichte, etwas für eine liebe Jugendfreundin zu thun. Es war auch ein Forschungszug, aber es reist sich doch ganz anders, wenn das Herz die Triebkraft ist. Man freut sich schon in der gegenwärtigen Hoffnung dessen, was man für die Zukunft erstrebt, und in solcher frohen Erwartung klärt sich alles Wirrsal der Seele. So fand ich selbst den Frieden, indem ich ein wenig für Ihre Ruhe bedacht war, und Sie sollen mir nicht dafür danken, daß ich mir selbst dabei in kleiner Münze ein großes Glück gesammelt habe."

„Dann wäre keine gute Gabe dankenswerth —" erwiderte sie — „weil jede dem Geber selbst das Herz warm macht. Auch mir haben Sie den Frieden gebracht und, dank Ihnen, ist mein Herz so stille geworden — so herbstlich gestimmt wie die Welt da draußen, wo auch Alles zur Neige und Ruhe geht — wehmüthig, doch ergeben. So sollte auch der Mensch seine Wünsche nach einander still zur Ruhe legen können, so sollte er scheiden können von seinen Hoffnungen, die Lippen zusammengepreßt, daß sie nicht aufseufzen, und denen, die ihm theuer sind, zulächeln: sei nicht traurig, sieh, wie leicht ich davon scheide!"

„Der Mensch kann das auch, einmal in seinem Leben kann er es . . . ob ein zweites Mal . . . es wäre zuviel, es wäre übermenschlich!" — Er sprang jählings auf, wandte sich ab und starrte in die Ferne. Plötzlich fühlte er, wie sich eine Hand unter seinen Arm schob und ihn zu seinem Sitze zurückführte.

„Mich drückt es nicht" — sagte sie weich — „daß ich mich lebenslang Ihnen verpflichtet fühlen werde, Sie dagegen würde es bedrücken, mich auch nur ein wenig an Ihrem Kummer theilnehmen zu lassen? Wie gering müssen Sie doch bei all' Ihrer Aufopferung von mir denken! —"

„Haben Sie Geduld mit mir — als vielgeprüfter Meerfahrer sollte ich gelassen zusehen, wenn eine Sturmwelle Dinge aus der Tiefe emporwühlt, alte abgethane Dinge, die . . ." — er beugte muthlos das Haupt, da er sah, wie ein ernstliches Zürnen ihre Miene umnachtete. Als er jedoch nach einer Minute peinlichen Schweigens wieder aufblickte, da stand in ihrem Antlitz nur noch eine schmerzliche Rathlosigkeit. Auf einmal aber warf sie den Kopf in die Höhe und begann, wie von einem schweren aber muthigen Entschluß getrieben, mit ernstem Nachdruck zu reden: „Sie sind so oft bei uns gewesen, ehe Sie auf Reisen gingen, und haben vielleicht auch geahnt, wie und was mein Leben war. Wenn nicht — nun denn, meine Stieftante, als meine einzige Verwandte, sollte der Waisen zugleich Vater, Mutter, Schwester, Vormund sein. Sie faßte auch alle diese Rechte zusammen mit einer Hand — ihre Hand aber war ehern und ihr Herz

auch. Ich war eine reiche Erbin, sie besaß einen armen Sohn, und sie hat meine Hand in seine gezwungen — wie es mir seither ergangen, Sie haben es ja dort drüben erzählen hören. Ich könnte so von allem dem zu keinem zweiten Menschen reden, als zu jenem, dem ich damit nur sagen will: sehen Sie, lieber Freund, so lange ich lebe, hat mir noch Niemand wohl gethan, Niemand als Sie allein. Und nun gehen Sie fort, und ich soll Ihnen ruhig nachsehen, wie Sie selbst einen Kummer dahintragen, einen übermenschlichen, wie Sie sagten" — der muthige Ton ihrer Stimme hatte sich allmälig gesänftigt und versagte am Ende ganz, in Weichheit zerschmelzend. Sie stand langsam auf, trat vor ihn hin und flüsterte flehend: „Lieber Freund!"

Er blickte zu Boden und begann stockend: „Sie werden darüber lächeln, wie Sie vielleicht damals gelächelt haben. Ich gedachte jenes Tages, da ich Abschied von Ihnen nahm, um abzureisen. Nun, Sie wollen es, daß ich heute davon spreche: es erging mir an jenem Tage so, wie Sie vorhin wünschten, daß der Mensch von seiner liebsten Hoffnung scheiden soll. Ich preßte die Lippen zusammen und lächelte Ihnen zu: sieh, wie leicht ich scheide! Die Erinnerung an meinen Brief sollte auch nicht einen leisen Schatten über Ihr Glück werfen."

„An Ihren Brief?" — rief sie, den Kopf emporschnellend, und plötzlich trat wieder der kalte Glanz in ihre Augen. Sie raffte das Kleid zusammen, dessen Saum sich dem anderen Gartenstuhle genähert hatte, und zog es enger an sich. Es lag ein Entfremden in dieser Bewegung, mit welcher sie sich knapp abschloß, sowie in ihrer ganzen Haltung.

„Nun sehen Sie" — murmelte er — „wie thöricht ich war, an die alten Dinge zu rühren. Mein Lebensglück hing an jenem Blättchen Papier, und Sie haben es ganz vergessen!"

„Vergessen?" wiederholte sie, und der eisige Ton bekundete, daß der geheimnißvolle Kitt zerbröckelt war, welcher die beiden Menschen für eine Weile verbunden hatte. — „Nein, nur meine Betroffenheit warf die Frage nach jenem Briefe auf, weil mir der Zusammenhang zwischen dem, was Sie damals schrieben, und dem, was Sie jetzt sagen, räthselhaft ist."

Er lächelte traurig auf und schüttelte den Kopf, indem er antwortete: „So wird Manches zum Räthsel, wenn sich die Zeit zwischen Anfang und Ende einnistet. Der Anfang muß Einem recht nahe gegangen sein, daß man so lange das Band festhält, welches ihn an das Ende knüpft. Ich schrieb den Brief an Sie zwei Tage vor meiner Abreise — seither sind freilich Jahre verflossen . . ."

„Einen Brief?" — unterbrach sie ihn, und ihre Augen blickten starr vor sich hin. — „Ich habe nie einen Brief von Ihnen erhalten. Ich weiß von einem einzigen Brief an meine Tante, worin Sie derselben Ihre Abreise anzeigten, und daß Sie in den nächsten Tagen kommen würden, um persönlich Abschied zu nehmen."

„An Ihre Tante?" rief er und griff sich an die Stirne. — „Ich habe niemals an Ihre Tante geschrieben."

„Ich kann mich nicht irren, gerade jener Tag ist zu tief in meine Erinnerung eingegraben! Ich . . ." — sie brach mit einem plötzlichen Er-

röthen ab, und ein seltsamer Blick streifte ihn, daß ihm davon der Athem stockte. — „Die Tante brachte den Brief herein, welchen sie draußen einem Boten abgenommen, las ihn und sagte dann: ‚Eichberg schreibt mir, daß er sich zu einer mehrjährigen Forschungsreise anschickt und morgen seinen Abschiedsbesuch machen wird.‘ Dabei warf sie das Schreiben in den Kamin, und ich sehe noch wie heute das grüne Briefpapier aufflammen und daneben das dreieckige grüne Couvert. Dann fühlte ich einen harten Griff an meinem Arme, da ich eben umzusinken drohte, ich . . . ich war an jenem Tage krank. Als ich zu mir kam, lag ich auf einer Chaiselongue, sie saß daneben und redete von ihrem Sohne; da rief sie ihn selbst herein und legte meine willenlose Hand in die seine. So bin ich, noch halb von einer Ohnmacht betäubt, Braut geworden. Dergleichen Tage verwischt keine Zeit!“ — Sie hatte geredet wie in einer Vision, mit schwerem, dumpfem Tonfall. Nun blickte sie hinab auf ihn, vor dem sie noch immer aufrecht stand, und ihre Augen hingen forschend an seinen Lippen.

Er hatte ihr zugehört, gespannt, den Athem zurückhaltend, vorgebeugt, wie ein Jäger auf dem Anstand. Jetzt fuhr er mit dem Arme durch die Luft und stützte dann den Kopf in beiden Händen auf die Knie. „Es war mein Brief auf dem grünen Papier in dem dreikantigen Couvert“ — sagte er dumpf. — „Aber es war mein Brief an Sie, darin ich die Gefühle meines Herzens niedergelegt, weil ich umsonst allen Muth daran gewendet hatte, sie Ihnen auszusprechen: meine abgöttische Anbetung für Sie hätte mich doch kaum die ersten Silben hervorstammeln lassen. Und auch zu schreiben hätte ich damals vielleicht noch nicht gewagt — da kam die drängende Aufforderung an mich, an jener Weltumsegelung als Naturforscher theilzunehmen. Der Ruf war ehrenvoll — aber ich legte den Brief bei Seite und blickte über die Gasse. Sie saßen am Fenster über eine Handarbeit geneigt, und wie ich Sie so sah, da habe ich erst recht gefühlt, wie viel ich von dem besitze, was Sie vorhin mein Talent zur Seßhaftigkeit nannten. Und ich sagte mir, daß ich auch als seßhafter Mann meine bescheidene Kraft in den Dienst der Wissenschaft stelle — für die Art meiner Studien bot die Heimath selbst übergenug Spielraum. Da legte ich die Entscheidung in Ihre Hand und schrieb Ihnen offen und treuherzig die Geschichte meiner Liebe, welche nichts Anderes war, als die Geschichte meines Lebens — denn ich habe Sie unsäglich lieb gehabt, seit ich lebe. Es war eine tolle oder eine rührende Geschichte, je nach der Stimmung des Herzens, welches sie vernahm. Mißverstehen Sie mich nicht — ich meine, der Brief konnte Ihnen vielleicht nur an sich rührend erscheinen. Denn daß er Sie hätte deshalb rühren können, weil er zugleich die Geschichte Ihres eigenen Herzens enthielt, und weil er zugleich von Ihrer Liebe erzählte, indem er von meiner redete — das habe ich nie zu glauben gewagt. Nur zaghaft hoffte ich, daß mein Wort Ihr Herz leise wecken könnte aus seinem heiligen Schlummer. Ich bat — o nicht um Gegenliebe — bloß um die Erlaubniß, für dieselbe kämpfen, dulden zu dürfen, so lange und unter welchen Prüfungen Sie wollten. Und nur um ein Wort flehte ich — o kein Wort der Liebe, kein bindend Wort — nur um eines, das zuließ, das geschehen ließ. Und käme es nicht, so sollte mir dies ein Zeichen

sein, ein Befehl, mich selbst zu verbannen und am nächsten Tage Abschied zu nehmen auf Jahre. Das Wort ist nicht gekommen. Ihre Tante aber schrieb mir am selben Tage, daß Sie Braut geworden."

„Mein Gott! mein Gott!" rief sie aus; aber plötzlich quoll ein Schluchzen empor und erstickte ihre Stimme. Er zog ihr sanft die Hände von den Augen herab, indem er sagte: „Gelten diese Thränen dem Gedanken, daß Sie mich damals ohne ein Wort des Trostes ziehen ließen? Ich habe mit tiefem Schmerze, doch nie mit Bitterkeit, Ihrer gedacht, auch als ich noch nicht wußte, was ich jetzt weiß: daß Ihre Tante Ihnen meinen Brief vorenthalten hat. Und nun macht es mich selig, daß nicht Sie es waren, die ein ehernes Herz in der Brust trugen — weinen Sie nicht um mich, Margarethe!"

„Um Sie?" klagte sie schmerzlich, während sich die Faust krampfhaft an das Herz ballte. — „Nein — um uns Beide, um unser Lebensglück, unsere Jugend, unsere Liebe!"

Er lag plötzlich zu ihren Füßen und barg sein Haupt in den Falten ihres Kleides. Der starke Mann bebte von der Erschütterung, die seine Brust durchtoste, und wiederholte wieder und wieder mit gebrochener Stimme: „Unsere Liebe!"

Sie sah ihn mit thränenschweren Augen an. „Haben Sie es denn nie bemerkt, nie?" — flüsterte sie in süßer Hingebung widerstandslos fortgerissen von den hochgehenden Wogen ihrer Gefühle. — „Haben Sie nie geahnt, wie mein Herz damals Ihrer harrte, nach Ihnen ausschaute, Ihnen entgegenschlug? Allbarmherziger Gott, ist denn das gerecht, daß ein Griff jener ehernen Hand so zwei Menschendasein zerstören darf? Dahin — dahin . . ." — die Worte erstarben in so unsäglich wehem Weinen, daß dem gehärteten Weltfahrer zu ihren Füßen auch ein schwerer Tropfen über die sonnengebräunte Wange niederrollte. Als jedoch diesem noch ein zweiter nachfolgte, da fuhr er heftig mit der Hand über die Augen.

Gefaßt warf er das Haupt empor, und ihre beiden Hände fest umklammernd, rief er mit einem Lächeln in den feuchten Augen: „Dahin — der Frühling des Lebens? Nur der Vorfrühling ist es gewesen, für uns Beide ein harter rauher Nachwinter — der Frühling soll erst kommen!"

Ihre Augen wurden größer und leuchteten auf. Aber ihre Gluth erlosch wie Abendröthe im Nachtdunkel; am ganzen Leibe bebend zog sie hastig ihre Hände aus den seinen. Dann holte sie tief Athem. Die Hand langte nach dem Strauche, der durch die Weinranken in die Laube hereingewachsen war, und brach ein Zweiglein davon ab. „Sehen Sie, Leonhard, die herbstmüden Blätter fallen eines nach dem andern von dem armen Zweige!" — sagte sie tonlos, und in ihrer Miene stand eine stille Verzweiflung, die ihm das Herz mächtiger rührte als die schrankenloseste Hingabe.

Er sah sie einen Augenblick mit unverhehlter Aengstlichkeit an. Alsbald erzwang sich ein heiteres Lächeln mannhaft das Uebergewicht, während er ihr eifrig zurief: „Weil die Knöspchen sie abstoßen, die sich aus dem Safte emporringen. Es klopft schon wieder ein neuer Besuch an."

Aber es war, als spinne sie ihren eigenen Gedanken weiter, um den seinen zu entgehen, denn sie sprach: „Ein einziges Blättchen blieb hängen, eines

nur . . ." — Dabei hatte sie die Augen geschlossen, und der Finger glitt tastend das Rüthlein entlang, bis er an das einzige letzte Blättchen rührte. Sachte zupfte sie es ab und schluchzte dann leise auf.

„Margarethe!" — schrie er verzweifelt auf, indem alles Blut aus seinem Gesichte wich.

Sie bewegte die Lippen, brachte aber keinen Laut hervor. Langsam senkte sich ihr Haupt, bis das Kinn auf der Brust ruhte. „Es kann nicht sein, Leonhard" — kam es mühsam über die zitternden Lippen — „es darf nicht sein! Vor meinen Augen stehen deutlich und klar die schwarzumrahmten Bilder, die aus dem Eichengetäfel des Eichberg'schen ehrwürdigen Bürgerhauses hervordämmern. Ich sehe sie vor mir, Ihre Eltern, Leonhard, Ihre Großeltern und deren Väter; ihre Augen sehen herab, und der unbeugsame Stolz, die einschüchternde Strenge ihrer Blicke dringen mir in die innere Seele. Sie würden heraustreten aus ihren Rahmen, wenn das Weib des Mannes, der so — untergegangen, sich unterfinge, als eine der Ihrigen vor ihre Augen zu treten und unter ihren Blicken vor die Augen der Welt!" — Sie hatte sich allmälig mit einem herben Ton in eine leidenschaftliche Aufregung hineingeredet, wie Jemand, der sein sehnendes, begehrendes Herz mit Vernunftgründen bändigen will.

„Margarethe!" mahnte er vorwurfsvoll und faßte mit rauhem Griff ihren Arm, wie man wohl einen Schläfer aus angstvollem Traume emporrüttelt. — „Mein Weib ist es, das vor jene Augen tritt! — Kind, thörichtes Kind! Die dort oben sind auch nicht an wohlgejäteten Sandwegen eines Hausgärtleins aufgewachsen, sondern zwischen Dorn und Stein, durch Gestrüpp und Busch verworrener Tage — wie Du, meine weiße schöne Blume. Oder meinst Du, jene Augen hätten nie geweint, ihre Herzen nie geblutet? Sie haben gelitten wie Du und ich, und sind dabei geblieben, was sie waren. Die Gelassenheit, mit der sie es ertrugen, die ruhige Leidensfähigkeit blickt aus ihren Augen — und mehr noch, Margarethe: sie harren Deiner! Sie wissen, daß dies Weib den Sohn unter ihre Augen führt; denn ohne dies Weib wäre er wohl weiter und weiter gewandert und nicht zu ihnen heimgekehrt. Der Wapiti steht jetzt unter jenen Bildern und erzählt ihnen die Geschichte ihres europamüden Sohnes. Sorge nicht um die Lebenden, sie werden mein Weib ehren — sorge nicht um die Todten, sie werden mein Weib segnen!" — und indem er sie mit beiden Armen umklammerte, schloß er sie fest an sich, so jedes Zaudern entschieden abschneidend, daß sie widerstandslos an seinem treuen Herzen lag. Dann hob sie sachte den Kopf, blickte ihn an und warf plötzlich die Hände um seinen Hals. „Ist es denn menschenmöglich," — stammelte sie — „daß auch ich einmal glücklich sein kann, selig, ich? Und daß Du es bist, dem ich dies danke, Du?"

Er streichelte sanft die weichen Haare und blickte verzückt in ihre Augen, wie sie gleich zwei Sternen ihr Licht über ihn ausgossen. — „Leonhard," sagte sie nach einer Weile zaghaft auflächelnd, „Du führst ein armes Weib in das Eichberg'sche Haus!"

„Arm? — Nun ja, weil Du Dein ganzes Vermögen hingegeben hast für die Ehre des Namens, den Du trägst — man hat es mir drüben erzählt, Du wackeres, ehrliches Herz! Aber bedenke doch, Du armes Weib, daß ich zwei-

hundert Dollars für meine Soupers ausgebe — das wird doch auch für uns Beide zur Noth hinreichen?"

Sie sagte nichts mehr. Durch ihre weit geöffneten Augen zogen alle die dunklen Gewalten aus der Seele und erstarben in den Gluthen des Abendhimmels. Von dort aber flirrte ein goldiger Schein herüber und stand dann unbewegt als Strahlenkranz über ihrem Haupt. Leonhard schaute wie erwachend um sich und sagte, gegen den versprühenden Glanz des Himmels weisend: „Margarethe, die Zeit ist da!"

„Schon — Du willst schon gehen?" — rief sie traurig überrascht und zugleich flehend.

Er blickte verwundert auf, dann schüttelte er den Kopf, zog sie sanft an sich und sagte: „Du glaubst doch nicht etwa, ich könne noch einmal so allein, ohne Dich, da hinab und fortgehen und Deiner dann harren? Ich meinte, die Zeit ist da für uns Beide, heimzukehren. Die Tage, welche das unerbittliche Gesetz verlangt, will ich dort geduldig zwischen meinem Hause und Deiner Wohnung hin- und herwandern — dann bist Du mein Weib!"

Rathlos zögernd und gleichwohl mit einem seligen Lächeln über seinen leidenschaftlichen Eifer fragte sie: „Und heute noch . . . jetzt schon soll ich . . .?"

„Wir haben so viele Tage auf unser Glück gewartet, wir sind so viele Nächte in lichtlosen Träumen umher geirrt, daß jeder Aufschub mir eine sündhafte Ueberhebung dünkt. Laß uns fromm sein, Margarethe, wie Kinder laß uns dankbar und demüthig mit beiden Händen nach der so lange vorenthaltenen Himmelsgabe langen . . ." Da wand sie sich aus seinen Armen und eilte mit beflügeltem Schritte dem Hause zu. Er sah ihr nach, bis sie in der Thüre verschwunden war und wartete — sie hatte ihm ja kein Lebewohl zugerufen. Seine Blicke schwammen durch den rosigen Duft des Thales hinüber zu der geisterhaften Aufthürmung ferner Berge, versanken in die dämmernde Nacht ihrer Tiefen, klommen aus ihr empor zu den rubinroth aufleuchtenden Zinnen, und weiter noch, immer höher, in die Verklärung des Himmels hinein. Und eben hafteten sie an dem unsäglich zarten Silberschimmer des Abendsternes, als eine Silberstimme ihn wieder erdwärts rief: „So komm!" — Margarethe stand in Hut und Mantel neben ihm.

„O Du liebes, liebes Herz!" — jauchzte er auf.

„Ich will ja fromm sein und dankbar, wie Du gesagt hast, Leonhard, und mich nicht überheben!" — Plötzlich brach aus ihrem Antlitz zum ersten Male wieder jenes hinreißende Lächeln, mit dem einst das angebetete Kind und Mädchen sein Herz durchsonnt hatte. — „Damit aber auch Du nicht in sündhafte Ueberhebung darüber verfallest, daß ich mich so ohne Zaudern in Deine Gewalt begebe, so wisse, Leonhard: es geschieht gar nicht um Deinetwillen! Es ist nur eine unsägliche Neugierde, den Wapiti zu sehen, und der heiße Herzensdrang, ihm zu danken. Was verdanke ich ihm Alles, ich armes Menschenkind! Komm', Leonhard" — sie schob eilig ihren Arm unter den seinen — „komm', führe mich zu unserem guten Wapiti!"

Historische Forschung in den Rheinlanden.

Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.

Von

Franz Xaver Kraus.

Natur und Geschichte haben das Rheinland zur anziehendsten Provinz Deutschlands gemacht. In landschaftlicher Beziehung wie an historischen und mythischen Erinnerungen sind ihm Gaben zugefallen, die, wie einer seiner Sänger gesagt hat, der Himmel selbst nicht zurücknehmen kann und durch die es zu Deutschlands classischem Boden geworden ist. Während unser Rhein den Einen ein Hauptziel der Zerstreuung und Erholung ist und nach der Schweiz der Gemüthswelt der Gegenwart die stimmungsvollsten Reize bietet, sucht ein Strom von Reisenden an den herrlichen Ufern nicht nur vorzüglichen Genuß, sondern vielmehr noch die Offenbarung früherer, wir dürfen es heute wieder sagen, auch gegenwärtiger nationaler Größe. Einst besaß diesen Boden ein Volk des classischen Alterthums, dessen Monumente noch täglich aus seinem Schoße aufgewühlt werden, und das in der Porta Nigra in Trier ein Denkmal hinterlassen hat, mit dem sich an Größe und Trefflichkeit der Erhaltung die Reste des Römerthums selbst an den Sitzen seiner eigensten Herrlichkeit nur zum kleinsten Theile messen können. Seither hat der Rhein und sein Stromgebiet das ganze Mittelalter hindurch den vornehmsten Schauplatz deutscher Sage und Geschichte hergegeben; alle Schicksale unseres Volkes sind auf seinem Gebiete entschieden worden; er hat die edelsten Blüthen unserer Cultur, die mächtigsten Zeugen unserer nationalen Kunst in den Münstern zu Constanz, Basel, Freiburg, Straßburg, Worms, Speyer, Mainz, Trier, Köln hervorgetrieben. Der Name dieses Stromes war von jeher von wunderbarem Klang für deutsches Ohr. Karl Simrock hat passend darauf hingewiesen, wie, ohne weiteren Grund, nur um des süßen Namens willen, die Minnesänger wie Friedrich von Husen ihr sehnsüchtiges „allumbe den rîn“ ihren schönsten Liedern einflochten. „Nicht der Duft der Rebenblüthen, der sich uns im Becher verjüngt, nicht der frische Hauch des Rheinthales, die gesunde Alpenluft, die der Strom von den Gletschern seiner Heimath mit sich führt, nicht der königliche Fluß selbst, der seine klaren grünen Wogen mit deutscher Ruhe von der Schweiz bis Holland wälzt, nicht seine vielbesungenen Gestade, das jährliche Ziel modernster Völkerwanderung, nicht die sanft geschwungenen Rebenhügel oder die starren Felsen mit ihren ehrwürdigen Burgen,“ nicht All' das allein ist es, wie derselbe rheinische Dichter hervorgehoben, was diesen Strom unserer Nation so theuer macht und ihn dem Empfinden all' unserer Stämme befreundet: mehr noch ist es vielleicht der kräftige Genius der Vergangenheit, an den seine Ruinen gemahnen, der Geist einer neuen Zeit, der nirgend vernehmlicher als am Rheine spricht; und vielleicht noch ist es das eigenthümliche instinctmäßige Gefühl der Nation, daß hier

am Rheine, an dem heiligen Strome, des deutschen Volkes Mitte und politische Heimath liegt. Auch darauf ist bereits hingewiesen worden, daß, wie bei den Indern sich alles Leben, Religion und Sitte aus dem Thale des Ganges entwickelt, so der Einfluß des Rheines auf die Bildung des deutschen Volkes und anderer Germanen geradezu entscheidend und maßgebend war. Zwar bietet diese Parallele auch große Verschiedenheit dar. Ohne Einwirkung von außen entsteigt die indische Cultur wie der altindische Mythus den geheimnißvollen Wogen des heiligen Flusses; während die Völker unseres Rheinthales gleich bei ihrem Eintritt in die Geschichte zuerst feindlich, dann vielfach sich assimilirend jenem gewaltigen Volke begegnen, welches das Erbe der gesammten antiken Welt angetreten und in seiner starken Hand zusammengehalten hatte. Von den Tagen Cäsar's an bis zum Auftreten Chlodwig's, also vier Jahrhunderte lang, lernten die Kelten und Germanen des Rheingebietes Roms Sitte, Bildung, Religion sich aneignen. Auch die Sprache der Herrscher gebot in den officiellen Kundgebungen, aber sie vermochte diejenige der germanischen Anwohner nicht zu unterdrücken und damit den unverwischbarsten Stempel der Nationalität abzuschleifen. Die Zerstörung der römischen Herrschaft war dann wieder zum guten Theil das Werk der am Rhein auftretenden Stämme. Karl Simrock hat wieder sehr richtig betont, wie sich dabei doch echt deutsche Art bewährte, indem die Sieger es nicht verschmähten, von dem Besiegten Religion, Sitte, zum Theil Gesetz anzunehmen. In den Zeiten des Ueberganges und des früheren Mittelalters haben dann die großen kirchlichen Stiftungen, Bisthümer und Abteien des Rheines und seiner Nebenflüsse Gesittung und Wissenschaft tief ins Innere Deutschlands hineingetragen, und die Macht unserer deutschen Kaiser konnte sich wesentlich auf der von diesen Centren geschaffenen Grundlage aufbauen. In der Glanzzeit unseres deutschen Mittelalters blieb der Rhein Mittelpunkt und Herzschlag des ganzen Reiches. Und wie die mittelalterliche Cultur sich ausgelebt und mit Humanismus und Renaissance eine neue Zeit emporsteigt, da ist es wieder unser Rhein, wo die neue Bewegung sich am frühesten und kräftigsten abzeichnet; da schafft sie sich in der an seinen Ufern gefundenen Buchdruckerkunst das mächtigste Mittel zur Ausbreitung des neuen Gedankens. Rheinländer, wenn auch zum Theil im weiteren Sinne, sind es, die als Führer der humanistischen Bewegung die Geister Deutschlands aufrufen — die Wimpheling, Beatus Rhenanus, Reuchlin, Erasmus, Ulrich von Hutten; und von Straßburg aus geht jene Begründung des deutschen humanistischen Gymnasiums, welches der deutschen wissenschaftlichen Hochschule zur Unterlage dienen mußte und so jene geistigen Siege vorbereitete, um die alle Nationen der Welt uns heute beneiden. Und ist jene auf die Vergangenheit in Poesie, Kunst, Literatur zuerst, dann auf die Politik sich erstreckende Bewegung nicht auch zum großen Theile vom Rheine ausgegangen, jene Bewegung, welche das nationale Bewußtsein allmälig wieder erweckte und den Sturz der Fremdherrschaft vorbereitete? Und daß der Rhein Deutschlands Ausgang und geistige Mitte sei, die wir nicht aufgeben können, ohne daß die Nation sich selbst aufgibt — ist das nicht der Kern- und Angelpunkt unserer heutigen Politik, nicht einer Cabinetspolitik, sondern einer solchen, die wie keine andere auf dem innersten Bedürfniß, auf dem instinctmäßigen Empfinden eines großen Volkes, auf dessen Verständniß für die Bedingungen seiner Existenz beruht?

Ein Land von so alter und vielgestaltiger Geschichte mußte für die historische Forschung längst eine außerordentliche Anziehungskraft haben. Es kann nicht zufällig sein, daß nun auch beim Wiederaufleben der Wissenschaft im sechzehnten Jahrhundert gerade am Rheine die ersten Ansätze zu einer Darstellung deutscher Geschichte auftreten (Beatus Rhenanus). Rheinische oder lothringische Urkunden sind es dann vorzugsweise, aus deren Untersuchung sich im Zeitalter der Papebroch und Mabillon die ersten Grundzüge der Lehre vom Schriftwesen und den Urkunden des Mittelalters abheben. Dann kommt das achtzehnte Jahrhundert mit seiner erlesenen Schar hochachtbarer Gelehrten, welche in fast allen bedeutenden Städten des Rheinlandes eine provinzialgeschichtliche Literatur hervorruft, die noch heute zum guten Theile unübertroffen da-

steht, jedenfalls uns unentbehrlich geblieben ist. Der Historiker kann nicht ohne Verehrung die Namen der Hontheim, Joannus, Würdtwein, Schannat, Schöpflin, Grandidier, Martin Gerbert, Ussermann, Neugart u. s. f. nennen. An sie schließt sich eine historische Literatur an, wie sie in ihrer Gesammtheit an Reichthum wohl diejenige aller anderen Gebiete Deutschlands übertrifft. Die Vorbereitungen zu meiner, das ganze Rheinland umfassenden Sammlung der altchristlichen und frühmittelalterlichen Inschriften, nicht minder die einen großen Theil des oberen Rheines begreifenden kunsttopographischen Arbeiten der letzten zwanzig Jahre haben mich genöthigt, diese ganze Literatur durchzuarbeiten: ich schätze sie auf etwa zehn- bis zwölftausend Nummern.

Daß Einigung stark macht, haben auch die Forscher in alten Dingen längst empfunden. Dem Vernichtungswerke, welches die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Gange an den Zeugen der geschichtlichen Entwicklung, an Denkmälern und Schriftwerken tagtäglich vollzieht, ihm steht der Einzelne machtlos gegenüber. Nur das Zusammentreten Gleichgesinnter kann, was zu retten ist, erhalten und der Nachwelt überliefern. Das ist sicher der leitende Gedanke gewesen, der nun fast in allen größeren Gemeinwesen Deutschlands, Italiens, Frankreichs, wo immer die Vergangenheit einiges Interesse bot, zur Bildung localgeschichtlicher Vereine geführt hat. Sicher hat dabei vielfach die Empfindung mitgewirkt, daß das Zusammenarbeiten sonst vereinzelter Kräfte in derartigen Gesellschaften auch vorzüglich geeignet sei, um die Vertreter idealer, auf die Erhaltung der besten Güter ausgehenden Bestrebungen durch ein festes Band zu umschließen. Man könnte ein Buch schreiben, wollte man den Kampf erzählen, den diese nach außen oft kaum hervortretenden, in der großen Literatur kaum je genannten Associationen in unseren modernen Culturstaaten, namentlich in Zeiten gefährlicher Staatsumwälzungen, gegen den Geist der Negation und des Umsturzes alles Bestehenden, gegen geistigen Stumpfsinn und sittliche Trägheit geführt haben.

Ich vermuthe, daß die historischen Vereine des Rheinlandes zu den ältesten ihrer Art gehören. Sie treten schon im vorigen Jahrhundert auf. Abgesehen von der mehr den Naturwissenschaften sich hingebenden „Senckenbergischen Gesellschaft" in Frankfurt a. M., dürfte die von dem Kurfürsten Karl Theodor 1763 in Mannheim gestiftete Academia Theodoro-Palatina das erste Beispiel derselben sein. An ihren Publicationen betheiligten sich Männer wie Schöpflin, Lamey, Reisseissen, Kremer. Eine Akademie in ihrer Art stellte zu gleicher Zeit jener Verein trefflicher Historiker dar, welche die gefürstete Abtei St. Blasien auf dem Schwarzwald unter dem berühmten Abt Martin Gerbert aufwies und welchem wir die Anfänge einer „Germania sacra" zu danken haben. Gerbert's Geschichte des Schwarzwaldes, Hergott's Geschichte des habsburgischen Hauses, die von Ussermann, Neugart u. A. bearbeiteten Diöcesangeschichten sind bleibende Zeugnisse der ausgedehnten, bewunderungswürdigen Thätigkeit dieser, den französischen Maurinern nacheifernden Mönche, welche die Revolution leider aus ihrem schönen Sitze vertrieb.

Die Napoleonische Regierung am Rheine hatte zu viel andere Dinge zu thun, als daß sie Künsten und Wissenschaften ein besonderes Augenmerk hätte zuwenden können. Gleichwohl fällt in diese trübe Zeit die Begründung einzelner Vereine. Unter der Anregung der kaiserlichen Regierung, wohl auch mit Unterstützung derselben, bildeten sich wie in Frankreich, so auch am Rheine sogenannte „Sociétés pour les recherches utiles". Erhalten hat sich von all' diesen wohl nur die „Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier", welche 1803 gegründet wurde und in deren Händen viele Jahrzehnte hindurch die Sorge für Erhaltung und Erforschung der hochbedeutenden Denkmäler jener alten Römerstadt hauptsächlich lag. Wie immer man heute vom Standpunkte einer strengeren Methode von den Arbeiten der Müller, Wyttenbach, Steininger, Schneemann, von Wilmowsky denken mag, diese Männer hatten für ihre Zeit ihr großes Verdienst, und ihre treue Hingabe an die Sache sollte man nicht schmälern.

Heute besitzt der Rhein und sein Gebiet in allen wichtigen Städten historisch antiquarische Gesellschaften, deren Publicationen freilich von verschiedenem Werthe sind. Eine der vornehmsten ist gleich die „Antiquarische Gesellschaft in Zürich", welche seit 1837 eine große Anzahl ausgezeichneter Monographien, zum guten Theil über rheinische Denkmäler, veröffentlicht hat. Die Ferd. Keller, G. v. Wyß, Meyer-Knonau, R. Rahn waren oder sind noch die Säulen dieses fruchtbaren Kreises, der seinen innigen Zusammenhang mit deutscher Wissenschaft und Literatur seit den Tagen Klopstock's niemals verleugnet hat. Eine Ergänzung dieser Veröffentlichungen bildet der jetzt von Rahn herausgegebene „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde". Kleinere Vereine traten in St. Gallen, Schaffhausen, Constanz auf. Die Freunde des Bodensees aber thaten sich seit 1868 in einem eigenen „Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung" zusammen, der alljährlich an den Ufern des schwäbischen Meeres einen fröhlichen Tag begeht. Auch die Basler Antiquarische Gesellschaft beschenkt uns von Zeit zu Zeit mit tüchtigen Beiträgen. Den Breisgau vertreten der „Historische Verein" und der „Schau ins Land", beide zu Freiburg, während nach dem Eingehen des älteren „Alterthumsvereins für das Großherzogthum Baden und Donaueschingen" (1846—1848), der Verein für Geschichte und Naturgeschichte „der Baar" in Donaueschingen die alten Gebietstheile der Herrschaft Fürstenberg ins Auge faßt, und das von meinem verdienten Collegen, Professor König, geleitete „Diöcesan-Archiv" als Organ des „Kirchlich-historischen Vereins für Geschichte, Alterthumskunde und christliche Kunst" der Erzdiöcese Freiburg namhafte Dienste leistet. Von viel größerer Bedeutung ist jetzt, seit einigen Jahren, die von der großherzoglichen Regierung niedergesetzte und subventionirte „Badische historische Commission", welcher wir bereits namhafte Veröffentlichungen, wie die Correspondenz Karl Friedrich's, die Regesten der Constanzer Bischöfe und der Pfalzgrafen verdanken, und unter deren Leitung die alte, 1850 von Mone begründete „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" eine neue Thätigkeit entfaltet. Gehen wir auf die entgegengesetzte Seite des Rheines hinüber, so stoßen wir in Straßburg auf die schon in französischer Zeit blühende „Société pour la conservation des Monuments" (begründet 1856), in deren „Bulletins" eine Fülle antiquarischen Stoffes aufgehäuft ist. Die Seele dieser specifisch elsässischen Gesellschaft war lange Zeit unser verewigter Freund Ludwig Spach; heute, vielmehr seit Straßburg deutsch geworden, ist es der treffliche Canonicus Alexander Straub, in welchem sich ein gut Stück altstraßburger Erinnerungen, ein reiches Wissen und ein liebenswürdiges Wesen verbinden. Neben dieser Gesellschaft entstand in Mülhausen die „Société du Musée historique de Mulhouse", deren „Bulletin" seit 1876 erscheint: in der Hauptsache die Stiftung des Großindustriellen Herrn Engel-Dollfus, dessen eigene reiche Sammlung jetzt mit dem von ihm dotirten städtischen Museum vereinigt ist.

In Metz hatten schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Benedictiner eine Art historisch-archäologischer Akademie dargestellt. Ich habe in der Vorrede zum dritten Bande von „Kunst und Alterthum in Elsaß-Lothringen" schon darauf hingewiesen, wie die verdienten Verfasser der „Histoire de Metz", Dom François, Dom Tabouillot, Dom Dieudonné in Verbindung mit Dom Calmet zuerst den Plan einer Monumentalstatistik des Landes erfaßt hatten. Die Revolution hat auch hier all' diese Ansätze wissenschaftlicher Thätigkeit zerstört, und erst 1821 begann mit der Gründung der königlichen Akademie zu Metz eine bessere Zeit. Die Publicationen dieser Akademie, an denen sich fleißige und zum Theil bedeutende Männer, wie die Bouteiller, Victor Simon, Boulangé, de Saulcy, Ledain, Prost betheiligten, enthalten werthvolle Beiträge zur lothringischen Landeskunde. Nach 1870 ist die Akademie zwar nicht aufgelöst worden, sie hat auch noch bis vor Kurzem „Mémoires" herausgegeben, aber da die französischen Mitarbeiter allmälig dahin sterben und — außer mir — Deutsche nicht ernannt wurden, so mußte sie sich angesichts der veränderten Verhältnisse allmälig auf ein gewisses Stillleben zurückziehen. Ganz eingegangen ist eine jüngere specifisch archäologische Vereinigung, die „Société d'archéologie et d'histoire de la

Moselle", deren „Mémoires" und „Bulletins" (1858—1878) übrigens gleichfalls reiches Material bieten. In den letzten Jahren ist es denn endlich gelungen, eine neue „Historische Gesellschaft" in Metz zu gründen, welche einen wesentlich deutschen Charakter hat, aber auch die einheimischen Elemente mit Erfolg heranzieht und an deren Spitze der thätige Archivdirector Wolfram in Metz steht.

Wenden wir unseren Blick wieder auf die entgegengesetzte Seite des Rheines, so bieten uns Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Wiesbaden in den historischen Vereinen für das Großherzogthum Hessen („Archiv der hessischen Geschichte und Alterthumskunde", seit 1835), die Stadt Frankfurt („Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst", 1839—1858; Neue Folge 1860—1872), Nassau („Annalen des nassauischen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde", seit 1865) Zeugnisse einer regen und vielverzweigten Thätigkeit auf dem localgeschichtlichen Gebiete. Von Triers „Gesellschaft für nützliche Forschungen" haben wir bereits oben gesprochen. Ihr trat unter dem Bischofe Wilhelm Arnoldi ein „Historisch-archäologischer Verein" für die Diöcese Trier zur Seite, welcher zwei Hefte „Mittheilungen" (Trier, 1856—1860) herausgab. Nach dem Tode Arnoldi's schlief der Verein wiederum ein: seither hat Trier keinen Bischof mehr gehabt, der diesen Studien besondere Theilnahme erwies, und im Clerus starb dieselbe auch mehr und mehr dahin. Kleinere Vereine, welche zum Theil nur etliche Jahre bestanden, hatten die Städte Saarbrücken (jetzt wieder aufgelebt), Ottweiler und andere aufzuweisen. In vielfacher Beziehung zum Trierischen standen die Publicationen der „Société pour la Recherche et la Conservation des Monuments historiques" von Luxemburg (seit 1868). Viel wichtiger aber wurde für das ganze Gebiet des mittleren und unteren Rheines der 1841 in Bonn, zunächst unter dem Vorsitz F. Ritschl's, Ulrich's, Lersch's, Schopen's und Düntzer's begründete „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande", dessen bis zum Jahre 1890 achtundachtzig Hefte begreifenden „Jahrbücher" lange Zeit die wichtigsten aller unser rheinischen Zeitschriften darstellten. Der Verein hat in den sechziger und siebziger Jahren wiederum unter dem Präsidium Ritschl's und Ausm' Weerth's seine glänzendste Zeit gehabt. Später erlahmte seine Thätigkeit einigermaßen, und es schadete den „Jahrbüchern" entschieden die Concurrenz des von Pick als „Monatsschrift" 1875 begründeten, dann als „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst" von Hettner und Lamprecht mit glänzendem Erfolge weitergeführten Organs (Trier, 1882 f.). In Köln war dann weiter der eigentliche Sitz des „Historischen Vereins für den Niederrhein", dessen seit 1855 erscheinende „Annalen" neunundvierzig Bände ausfüllen. Neben ihnen bestand noch eine Zeitlang das von dem Vorstand des Provinzialarchivs zu Düsseldorf herausgegebene „Archiv für die Geschichte des Niederrheins" (Düsseldorf 1832—1866. Neue Folge 1868—1870).

Diesen älteren Vereinen hat sich nun im Jahre 1881 ein neuer angeschlossen, die „Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde" mit dem Sitze in Köln. Diese Stadt war von jeher reich an begüterten Bürgern, welche ein reges Interesse an Kunst und Geschichte ihrer Vaterstadt zeigten und nach Kräften jene schönen Bestrebungen unterstützten, die in der Stiftung des Museums Wallraf-Richartz ihren Mittelpunkt fanden. Manche dieser trefflichen Kölner Patricier sind wahre Mäcene für Kunst und Alterthum geworden. Unter ihnen wird mit Dank stets der Name des Geheimen Commercienraths von Mevissen genannt werden; er ist es, der zunächst zur Gründung der neuen Gesellschaft Anregung und Mittel gegeben hat. Die Aufgaben, welche sich Letztere gestellt hat, sind wesentlich verschieden von denjenigen der Localvereine. Eine im Mai 1881 ausgegebene, von den Herren Harleß, Höhlbaum, Loersch unterschriebene, nach Inhalt und Form geradezu ausgezeichnete „Denkschrift über die Aufgaben der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde" (Köln 1881) spricht sich über die Absichten der neuen Vereinigung dahin aus: „die Gesellschaft glaubt die Vermittlung zwischen der allgemeinen und provinziellen Forschung übernehmen zu sollen. Sie gedenkt in Anlehnung an die universale Tendenz der einheimischen Universität und die größeren Centralstellen des geschichtlichen Materials die Grundlagen der provinziellen

Forschung zu erweitern und sie, unter voller Wahrung ihrer Besonderheit, durch das Mittel der strengen historischen Kritik jener zuzuführen. Indem sie diesem Gesichtspunkte allein folgt, lehnt sie ebensowohl jeden Wettstreit mit den bestehenden Vereinen historischer oder antiquarischer Richtung ab wie jedes Uebergreifen in das Gebiet der gesammtdeutschen Geschichtsforschung, das in den Unternehmungen der Centraldirection der Monumenta Germaniae u. s. f. bearbeitet wird. Sie stellt sich allein das Ziel, Quelleneditionen zu veranstalten, und zwar will sie nur diejenigen Quellen der rheinischen Geschichte, welche bisher überhaupt noch gar nicht oder doch nur in ungenügender Weise gedruckt worden, den Forschungen der heutigen historischen Wissenschaft entsprechend herausgeben." Die Denkschrift geht dann weiter auf die Beschreibung der Aufgaben über, welche sich der Gesellschaft in der bezeichneten Richtung darbieten. Es würde zu weit führen, wollte ich diese Darlegung eingehend hier wiedergeben. Ich beschränke mich darauf, die Hauptgruppen jener Quellen aufzuführen, welchen die Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden beschloß. Urkunden, Chroniken, Rechtsquellen, vor Allem die Weisthümer, Nekrologien; Memoiren, Tagebücher, Biographien, Heiligenleben; die Geschichte und Ausbildung der Territorien, des Beamtenthums, der Stadt- und Landrechte; Kataloge alter Bibliotheken und Archive, die für Kunst- und Costümgeschichte so wichtigen Miniaturen; die Entwicklung der geistlichen Kurstaaten wie der Geschlechter und Zünfte und die für diese in Betracht kommenden Raths- und Schenkungsprotocolle, Eidbücher, Rollenbücher, Wacht-, Bau-, Raths-, Kellerordnungen; Thurmbücher, Sentenzbücher, Blutbücher u. s. f., Bürgerlisten und Bürgerbücher, Zollbücher, Verordnungen für Kaufmannschaft, Kramhandel, Schiffahrt; die historische Topographie der Städte, besonders der Hauptstadt Köln — das ist das reiche Programm für die Thätigkeit des neuen Vereins. Es deckt sich ungefähr mit demjenigen, welches seither auch die badische historische Commission für sich — natürlich nur in Hinsicht auf die entsprechenden Landesgebiete — ins Auge gefaßt hat. Ein Vortrag, welchen Professor Moriz Ritter in Bonn über die ersten Arbeiten der neuen Gesellschaft 1885 hielt, zeigte, wie energisch dieselbe sofort nach ihrer Begründung ans Werk gegangen war. Die Kölner Schreinsurkunden, eine neue, auch nach der Grimm'schen Ausgabe noch immer höchst wünschenswerthe Sammlung der rheinischen Weisthümer, die Aachener Stadtrechnungen, die Urbare der Erzdiöcese Köln, die Landtagsacten der Herzogthümer Jülich-Cleve-Berg, die Matrikeln der ehemaligen Universität Köln, das Buch Weinsberg und die ungedruckten Briefe des Masius und seiner Freunde, die Rechnungen über den Coblenzer Mauerbau (1276—1289), das waren die ersten in Angriff genommenen Ausgaben. Von diesen liegen nun die drei letzten vollendet vor. Ein Muster sorgfältiger archäologischer Forschung ist Max Bär's aus den Rechnungen gezogene Darstellung des dem dreizehnten Jahrhundert angehörenden alten Coblenzer Mauerbaues[1]). Auf die Theilnahme eines größeren Publicums kann das Buch Weinsberg zählen. Vor etwa dreißig Jahren fand Leonhard Ennen in dem stadtkölnischen Archiv die vier Bände des Gedenkbuches wieder auf, welche Herman von Weinsberg, erzbischöflicher Advocat am hohen Gericht, zwischen 1561—1578 verfaßte: eine Erzählung der gleichzeitigen und namentlich der Köln angehenden Begebenheiten, welche an Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, an Fülle des hier gebotenen culturgeschichtlichen Materials nur von der berühmten, durch Barack herausgegebenen Chronik der Zimmer'schen Grafen überboten wird. Jetzt ist uns durch Professor Höhlbaum auch das Buch Weinsberg in einer vortrefflichen Ausgabe zugänglich gemacht: „ein Werk, das mehr als ein anderes geeignet ist, die Theilnahme an vergangenen Zeiten auch bei Denen wach zu erhalten, welche die Erforschung der Vorzeit nicht zu dem Beruf ihres Lebens gemacht haben"[2]). Auch die

---

[1]) Max Bär, Der Coblenzer Mauerbau. Rechnungen 1276—1289. Mit einem Plane. Leipzig. 1888.

[2]) Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem sechzehnten Jahrhundert. Bearbeitet von Constantin Höhlbaum. Leipzig. 1886. Zwei Bände.

zweite der nun vorliegenden Publicationen gehört dem sechzehnten Jahrhundert an. Andreas Masius, geboren 1514 bei Brüssel, hat in verschiedenen Stellungen, namentlich aber als clevischer Rath (seit 1551), eine bedeutende Rolle in den geistigen und religiösen Kämpfen des späteren Reformationszeitalters gespielt und sich sowohl durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der biblischen und orientalischen Studien wie als Staatsmann einen Namen gemacht. Seine Briefe, die uns Max Lossen nun darreicht, gehören zu den interessantesten Documenten jener Mittelpartei, welche den Boden des Katholicismus nicht aufgeben, aber die Schäden der Gesellschaft ehrlich abstellen wollte[1]).

Die hervorragendste Veröffentlichung der „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde" bleibt aber bis jetzt die Herausgabe des berühmten Codex Aureus von Trier[2]). Die Fremden, welche die alte Römerstadt an der Mosel besuchen, pflegen von ihrem Cicerone zum Dom und der Liebfrauenkirche, zur Porta Nigra, den „Römischen Bädern", dem Amphitheater, zum Museum und in die Stadtbibliothek zum Codex aureus geführt zu werden. In meiner Jugend, wo ich als Knabe halbe Tage in den kühlen, köstlichen Räumen dieses ehrwürdigen „Bücherhauses" verbrachte, sah ich diesen größten Schatz derselben noch sozusagen offen, Jedem zum Auf- und Nachschlagen zugänglich auf seinem Tische ruhen. Nun haben sorgsame Hüter ihn längst unter Schloß und Riegel gebracht: der Tourist bekommt das Kleinod nur hinter Glas und Rahmen, und nur nach seiner Außenseite zu sehen. Fürsten und Männer der Wissenschaft dürfen aber auch die innere Herrlichkeit desselben schauen, und fürwahr, sie ist einer Reise werth.

Der Codex aureus ist ein Evangeliar, d. h. er enthält die vier Evangelien, auf 172 Pergamentblätter von 365 mm Höhe, zu 245 mm Breite, geschrieben, und zwar zumeist mit Goldtinte, woher die Handschrift den Namen hat. Aus einem Bücherverzeichniß des zwölften Jahrhunderts geht hervor, daß dieselbe bereits damals im Kloster Sanct Maximin bei Trier vorhanden war; sie kam dann, in Folge der Aufhebung dieser Abtei, zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach Paris und wurde 1815 nach dem zweiten Pariser Frieden von den Franzosen zurückgegeben. Nach der Trier'schen Tradition wäre sie ein Geschenk Ada's, einer natürlichen Tochter Pipin's und Schwester Karl's des Großen. Diese früher ziemlich abschätzig behandelte Ueberlieferung wird jetzt von Professor Menzel als wahrscheinlich dargestellt und in Ada dieselbe Frau erblickt, von welcher Schenkungen an die Klöster Lorsch und Fulda aus den Jahren 768—823 bekannt sind.

Mit dem Inhalte des Codex haben sich von den Herausgebern die Herren Menzel, Corssen, Janitschek beschäftigt, sodaß Ersterer denselben nach seiner paläographischen, Letzterer ihn nach seiner kunstgeschichtlichen Seite behandelte, Corssen, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete des Bibeltextes, die textkritische Untersuchung geführt hat. Diese hat zu dem Ergebniß geführt, daß uns in der Adahandschrift diejenige vorliegt, in welcher die Alkuin'sche Reform des Evangelientextes zuerst zum Abschlusse gebracht ist. Die Untersuchung der drei genannten Gelehrten sucht dann, jede von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, festzustellen, wo und in welcher „Schreibstube" die Handschrift entstanden sein könne. Menzel denkt sie sich in der am kaiserlichen Hofe zu Aachen bestehenden Schola palatina geschrieben, während Janitschek auf Grund einer, dreiundvierzig Handschriften vergleichenden kritischen Prüfung der Ornamentik und der Miniaturmalerei der karolingischen Epoche zu der Ansicht gelangt, sie sei in Metz entstanden. Die auf diesen Gegenstand gerichtete Forschung veranlaßte Janitschek, seine Arbeit zu einer förmlichen kritischen Geschichte der karolingischen Buchmalerei zu erweitern; der betreffende Abschnitt ist so eine willkommene

[1]) Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden (1538—1573). Herausgegeben von Dr. Max Lossen. Leipzig. 1886.

[2]) Die Trierer Ada-Handschrift. Bearbeitet und herausgegeben von K. Menzel, P. Corssen, H. Janitschek, A. Schnütgen, F. Hettner, K. Lamprecht. Mit 38 Tafeln. Leipzig, Alphons Dürr. 1889.

Ergänzung der von dem Verfasser herausgegebenen „Geschichte der deutschen Malerei" und stellt zugleich den Schwerpunkt der uns hier vorliegenden Publication dar. Die Unterscheidung bestimmter Schreib- und Malschulen des karolingischen Zeitalters (Aachen, Tours, Metz, Reims, S. Denis, Corbie), welche Herrn Janitschek hier gelungen ist, muß als eine wirkliche Bereicherung der Kunstgeschichte erscheinen.

Aber auch die äußere Erscheinung des Codex verdient die Aufmerksamkeit des Archäologen. Einst war er in goldenen Deckeln verschlossen, welche, man weiß nicht wann und wie, den Weg alles Irdischen gingen. Dann ließ, im Jahre 1499, der Abt Otto von Elten ihm das jetzige Kleid fertigen, dessen Erläuterung Schnütgen übernommen hat. Die Vorderseite, eine vergoldete Kupferplatte, zeigt aufgelöthete silberne Figürchen und Ornamente (die evangelistischen Zeichen und mehrere Patrone des Stiftes); sie ist aber vor Allem ausgezeichnet durch den berühmten, ihre Mitte einnehmenden Cameo, dessen Erläuterung in unserm Werke Professor Hettner, der hochverdiente Direktor des Trierer Provinzial-Museums, übernommen hat. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hatte man in den auf dem Sardonyx dargestellten Brustbildern mit den zwei Adlern die Familie Pipin's gesehen. Im neunzehnten Jahrhundert wurde der Stein von weitaus der Mehrzahl der Archäologen für römisch erklärt, doch schwankte die Deutung zwischen der Familie des Claudius, Augustus, Valentinians I. Wieseler begründete 1884 eingehend die Beziehung auf Constantin den Großen, indem er in den beiden ältern Figuren den Kaiser und seine (zweite?) Gemahlin Fausta, in den drei übrigen die Bildnisse der später zur Regierung gekommenen Prinzen Constans, Constantinus des Jüngern, Constantius, erblickte. Schon einige Jahre vorher hatte in einer Versammlung der „Società di cultori della christiana archeologia" eine Besprechung des Denkmals auf Grund einer von mir vorgelegten Photographie desselben stattgefunden. Ich habe damals die Entstehung des Werkes aus stilistischen Gründen dem vierten Jahrhundert zugewiesen und die Beziehung auf die slavische Kaiserfamilie als die einzig zulässige erklärt, nicht ohne den Widerspruch anderer Anwesenden zu erfahren, welche geneigt waren, den Cameo noch ins dritte Jahrhundert zu setzen; man dachte an die Familie des Septim Sever. Hettner acceptirt Wieseler's Ansicht, sieht jedoch in den Prinzen Crispus, den später so unglücklichen Sohn der Minervia, und Constantinus den Jüngern nebst Constantius. Constans würde dann fehlen, was sich erklären ließe, wenn der Cameo vor seiner Geburt (um 320) entstanden wäre. Wieseler setzt ihn 326, Hettner zwischen 321—327, da Constantius im Alter von vier bis fünf Jahren dargestellt ist, während Fausta 327 ermordet wurde. Bemerkenswerth ist, daß unser Cameo die Büstenbilder en face bietet, was auf geschnittenen Steinen der späteren Kaiserzeit nur bei einem Beispiel, dem Petersburger Cameo mit Constantin dem Großen und Fausta, also fast demselben Sujet vorkommt.

Ich gehe auf viele andere Dinge nicht ein, zu deren Betrachtung der Codex aureus von Trier Anlaß gäbe. Hier sollte nur aufgewiesen werden, welches allgemeine Interesse sich an dieses Denkmal knüpft, und es wollte gezeigt werden, wie bedeutsam und vielgestaltig die Aufgaben sind, welche sich die „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde" steckt, wie trefflich und nachahmungswürdig die Art ist, in der sie sich derselben entledigt. Mögen ihr Mittel und Kraft nicht fehlen, um auch weitere Arbeiten mit gleichem Erfolge zu unternehmen!

Gottfried Keller.

Obwohl wir lange schon auf die Trauerbotschaft aus Zürich gefaßt sein mußten, so hat doch, als sie kam, die Gewißheit der unumstößlichen, unwiderruflichen Thatsache nicht minder hart uns getroffen. Jeder, der die deutsche Literatur, in gewissem Sinne vielleicht Jeder, der die Schweiz liebt, hat in Gottfried Keller einen Freund verloren, auch wenn er ihn niemals gesehen. Für uns aber, die wir ihn kannten, bedeutete der Hingang des großen Dichters noch mehr und hinterläßt eine Lücke, die sich nicht wieder ausfüllen wird. Seine Dichtung, so reich, so tief, so wahr, gab uns nur das Bild seiner Persönlichkeit, und seine Persönlichkeit, fest, zuverlässig und treu, war uns der lebende Commentar seiner Dichtung. Noch einmal erstrahlte dieses alte Zürich in dem sanften Lichte jener vergangenen Zeit, welche Niemand tiefer empfunden und Niemand schöner dargestellt hat, als er in seinen „Züricher Novellen". Man erinnerte sich, man fühlte, daß ein Abglanz Goethe'scher Jugend auf dieser Stadt und diesem See ruhe, dessen blaue Fluth die gesegneten Uferhügel mit ihren Gärten und Weinbergen und Tausenden von Wohnstätten glücklicher Menschen widerspiegelt, und dessen bläulichen Horizont die „Gebirgswelt in ihrem silbernen Schweigen" abschließt. Auf diesem Erdenfleck, in einem einfachen Bürgerhaus, ist er geboren worden, hier, äußerlich wenig bewegt und nur mit kurzen Unterbrechungen in der Fremde, hat sich sein Leben abgesponnen; hier ist er gestorben, ein Sohn seiner Heimath, an der er mit jeder Faser seines Herzens hing. An seinem Bette, wenige Monate vor seinem Ende, saß, Ausgang des Winters, zur Osterzeit, ein Mann — ein Genosse des Dichters und sein specieller Landsmann, Conrad Ferdinand Meyer. Diese beiden Großen von Zürich hatte die Stunde des Abschieds noch einmal innig zusammengeführt. Keller, sonst ein Schweigsamer und der nie viel von sich sprach, öffnete sein ganzes Herz. Auch über seine Schriften kamen ihm Zweifel in dieser letzten Unterredung; aber Meyer entgegnete, daß sie die beiden Merkmale der Dauer an sich trügen: sie seien Werke der dichterischen Phantasie, hervorgegangen aus der Liebe zu seinem Volk. Und als, wenige Monate später, an dem Julitage, dem 18., an welchem er, wenn er ihn erlebt, sein einundsiebzigstes Jahr erreicht hätte, die florumhüllten Banner über seinem Sarge sich senkten, da klangen, wie zur Bekräftigung dieses Wortes, durch die hohen Wölbungen des Chors, von Tausenden angestimmt, von Abertausenden draußen auf den Münstertreppen fortgesetzt und wie von einem fernen, lieblichen Geisterlaut aus Hadlaub's und Manesse's Zeit begleitet, die Strophen seines Liedes „An das Vaterland" — dieses Liedes, das, bei jeder feierlichen Gelegenheit gesungen, zur helvetischen Nationalhymne geworden ist:

Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!

O mein Schweizerland, all' mein Gut und Hab!
Wann dereinst die letzte Stunde kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf' ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!"

Wie verödet und leer, wenn wir sie jemals wiedersehen sollten, werden uns diese Plätze nun erscheinen, an denen wir oft mit ihm zusammen waren — alterthümliche Straßen und Patricierhäuser, eines darunter „die Meise" fröhlichen Andenkens und nun geschlossen, Limmat und Lindenhof, Groß- und Frauenmünster und Zürichberg ... wie viel Erinnerungen wecken die bloßen Namen — Schauplätze seines Lebens und seines Dichtens. Denn beide waren Eins in dem Sinne, daß er diesen, wenn man will, engen Umkreis mit den unvergänglichen Gestalten seiner Schöpferkraft erfüllte, nicht phantastisch oder irgendwie romantisch, sondern wirkliche Menschen, die gelebt hatten entweder in der Vorzeit seines Volkes, oder in seiner eigenen Kindheit und Jugend, und die, von ihm wieder aufgeweckt und beseelt, nunmehr ein ewiges Leben führen und, wiewohl umflossen von Poesie, dennoch von nun ab unwandelbar fest stehen auf dem heimathlichen Boden, im Alltag wurzelnd und dennoch die Verheißung von etwas Festtäglichem mit sich bringend — Gebilde, von denen man sagen kann, was der grüne Heinrich bei der Betrachtung der Gemälde des Malers Lys empfand: „Jeder Kopf zeigte eine inhaltvolle wirkliche Persönlichkeit und war für sich eine ganze tragische Welt oder eine Komödie."

Keller war darum nicht blind für die Schwächen und Fehler seines Volkes, oder der Staatsform, unter der es lebt. Es war seine Absicht, in „Martin Salander" zu zeigen, daß auch die republikanische Verfassung nicht vor den Verirrungen schützt, die sich unter einer monarchischen ereignen können. Er fürchtete sich nicht, die Wahrheit zu sagen, und die Schweiz, als sie vor Jahresfrist seinen siebzigsten Geburtstag feierte, hat ihm bewiesen, daß sie nicht minder dankbar sei dem strengen Censor als dem großen Dichter, der für immer ein Ruhmestitel und eine Zierde sein wird dieses schönen, freien Landes und Gemeinwesens.

Auch darum hat die Schweiz ihn nicht weniger geschätzt, daß er mächtig dazu beigetragen, das Band der Freundschaft und nachbarlichen Gemeinsamkeit mit Deutschland aufs Neue zu befestigen. Ist denn nicht in Wahrheit mit ihm und durch ihn Zürich zum zweiten Male eine deutsche Literaturstadt geworden — blickten wir nicht mit Stolz auf diese Beiden, deren Einer uns nun entrissen worden, Einer, dem unser eigener Paul Heyse den höchsten Tribut der Verehrung und Bewunderung dargebracht hat, indem er ihn den „Shakspeare der Novelle" nannte? Wohl mochte Keller in den Tagen, da er noch ein Unberühmter war und nichts als Sehnsucht im Herzen trug, das „Gegenüber" also grüßen:

Da rauscht das grüne Wogenband
Des Rheines Wald und Au' entlang:
Jenseits mein lieb Badenerland,
Und hier schon Schweizerfelsenhang.
. . . . . .
Und in der Stromeseinsamkeit
Vergess' ich all' den alten Span,
Versenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu singen an:

„Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein.

„Wo ich hinüber rufen mag,
Was freudig mir das Herz bewegt,
Und wo der klare Wellenschlag
Den Widerhall zurück mir trägt!“ . . .

Aus manch' rührender Schilderung, aus dem Volkslied selber wissen wir vom Schweizer Heimweh — „das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen“; dies aber, was der Dichter empfindet im Anblick des Grenzgebirges, „drüben, über dem Rhein“, ist Heimweh nach der geistigen Heimath. Sehr schön sagt J. V. Widmann — auch er Einer von den Jüngeren, die ganz in den Spuren Keller's wandeln — in den „Gemüthlichen Geschichten“ aus einer schweizer Kleinstadt, da wo er von den Eindrücken seiner Knabenjahre spricht: „Dieser blaue Höhenzug bedeutete Barbarossa, bedeutete Kriemhild und Siegfried, bedeutete Goethe und Mozart und Friedrich den Großen.“

Nur zweimal ist Keller herübergekommen, das erste Mal 1839, um in Wien und München die Malerei zu versuchen; das andere Mal 1848, um in Heidelberg und Berlin Philosophie zu studieren. Die tieferen Eindrücke, die lebhafteren Erinnerungen hat ihm Berlin hinterlassen. Hier entschied sich seine Zukunft; hier — während eines Aufenthaltes von etwa drei Jahren, bis zum Frühling 1854 — hat er seinen „Grünen Heinrich“, hier einen Theil seiner „Leute von Seldwyla“ geschrieben. In dem Stübchen, drei Treppen hoch, an der Ecke der Kanonier- und Mohrenstraße, dessen Fenster heute noch gegen den Ziethenplatz schauen, in einem alten Hause des Bauhofes, das jetzt verschwunden ist, sah der damals der Mitte der Dreißig sich nahende Dichter die ferne Schweizerheimath, die blühenden Fluren, die malerischen Dörfer seines Cantons und ihre hart arbeitenden Bewohner, den Acker und das Rebland, mit dem großen, ernsten Hintergrunde der Alpen, die kleinen Städte, Sitze bürgerlicher Tugend, mannhaften Vaterlandsgefühls, ehrbarer Sitte, von den Vätern ererbt, gleich so manchem Stück altmodischen Hausraths — tüchtige Menschen, Jeder von ihnen mit seiner individuellen Besonderheit und nicht Wenige mit jenen kleinen Schrullen und Wunderlichkeiten, die der scharf ausgeprägten Persönlichkeit nicht selten anhaften. Als ein reifer Mann ist Gottfried Keller in die Literatur gekommen, und mit Einem Wurf hat er die Schweizerwelt in die deutsche Literatur eingeführt — die Schweizerwelt, im Gegensatz etwa zu Jeremias Gotthelf, gesehen und betrachtet durch das Medium deutscher Bildung und emporgehoben in die Sphäre der Dichtung, welcher auch in der typischen Erscheinung immer nur der Mensch gilt. „Ungestört und ungekannt“, wie er es in seinem Gedicht vom Rhein sich gewünscht, ist auch in Berlin Gottfried Keller unter uns gegangen. Aber wir haben seiner nicht vergessen, noch der Stätten, an denen er schuf oder gern geweilt; und zu seinem siebenzigsten Geburtstag, jetzt vor einem Jahr, brachten wir ihm in zwei schönen Aquarellen, von Hertel's Meisterhand, ein Andenken dar an das Haus im Bauhof und den Tegeler See, den er besungen:

Fühlst nach der Heimath du das Weh,
O Fremdling, dich durchschauern,
Fahr' auf dem nord'schen Geistersee,
Hier ist es schön zu trauern.

Noch in dem Halbschlummer der letzten Phantasien war sein Geist mit diesen Erinnerungen beschäftigt. „Der Träumende begehrte die Bilder zu sehen, die ihm deutsche Verehrer zum siebzigsten Geburtstag geschenkt, er sprach von seinen einstigen Wohnungen in Berlin, und die sanften Schönheiten des Tegelsees stiegen vor ihm empor.“ So heißt es in dem tief empfundenen, poetischen Scheidegruß, den, unter dem ersten Eindruck des Schmerzes, Adolf Frey dem theuren Todten gewidmet. Schwer schien auf seiner Seele zu lasten, daß er für diese aus Berlin ihm gewordene Huldigung nicht mehr schriftlich habe danken können, und es war ihm offenbar eine Erleichterung, gegen den ihm befreundeten Herausgeber dieser Zeitschrift, welcher im Mai d. J. noch einmal an seinem Lager stand, sich darüber auszusprechen, wie groß seine Freude gewesen über diese beiden Aquarelle vom Bauhof — „und vom Tegelsee“, murmelte er — und ihm den Dank aufzutragen an Alle, die sich daran betheiligt.

Aus Berlin heimgekehrt, hat er in den folgenden fünfunddreißig Jahren seines Lebens, bis an dessen Ende, die Schweiz nicht mehr und kaum noch die nähere Umgebung von Zürich verlassen. Er trat in den Staatsdienst seiner Vaterstadt, und dreizehn Jahre lang ist er darin verblieben — Jahre strenger Pflichterfüllung, mit der er es, wie mit allen ernsten Dingen des Lebens, ernst nahm, so daß nur in weiten Zwischenräumen eine neue Geschichte der „Leute von Seldwyla" und das Bändchen der „Sieben Legenden" noch Kunde von dem Dichter gaben. Endlich, im Jahre 1874, kam mit der zweiten Auflage des „Grünen Heinrich" die willkommene Nachricht, daß die Stadt Zürich ihren „Staatsschreiber" in Anerkennung seiner Verdienste mit lebenslänglicher Pension entlassen habe, und am 23. December des genannten Jahres erhielt der Herausgeber dieser Zeitschrift einen Brief von Keller, in dem es hieß:

„Was nun meinen novellistischen Beitrag angeht, so habe ich eine kleine ineinander verflochtene Erzählungsgruppe mit gemeinsamem Hinter- oder Untergrund in der Arbeit, welche ich nächstes Jahr in Verbindung mit einer älteren Erzählung zu veröffentlichen gedenke . . . . .

„Die oben erwähnte kleine Novellengruppe würde aber nicht in Einem Hefte der Rundschau untergebracht werden können, sondern würde jedenfalls zwei derselben erfordern, da die Arbeit nach meiner ungefähren Vorstellung 14 Bogen der gewohnten Buchform, also gegen 7 Bogen Ihrer Monatsschrift einnehmen wird, nöthig werdende Streichungen vorbehalten (Vergrößerungen passiren mir nicht so leicht).

„Wenn Ihnen also mit dieser Arbeit gedient ist, so könnten wir vorläufig deren Aufnahme, resp. Vorlegung meinerseits in Aussicht nehmen, wobei ich bemerke, daß ich bis im nächsten Monat März spätestens damit fertig zu werden vor habe. Eine feste Verpflichtung aber möchte ich jetzt schon nicht eingehen. Ich melde die Sache nur an, um Ihnen auf Ihre wohlwollende Aufforderung zu antworten und Ihnen zu zeigen, daß ich dieselbe gehörig zu schätzen weiß."

Kann man weniger von einem Werke machen, welches sich bald als die „Züricher Novellen" herausstellen sollte?

Sechs Monate später, am 31. Mai 1875, folgte dieser Brief:

„Ich komme in zwei Dingen, erstens Ihnen zu sagen, daß die besprochene Sendung trotz des eingetretenen Stillstandes, mein habitueller Unstern, keineswegs ungesendet bleiben wird, sondern jedenfalls noch in der besseren Jahreszeit von Stapel laufen soll. Nur gebe ich nichts mehr aus den Händen, bis das Punktum gemacht ist.

„Dann geben Sie mir vielleicht einen guten Rath. Die 3—4 Geschichten oder Novellchen spielen in Zürich; es sind Thatsächlich- und Persönlichkeiten aus dem 13., 14. und 18. Jahrhundert, mit der Rahmennovelle aus dem 19.

„Würde der Titel „Züricher Novellen" Ihnen, namentlich auch für Ihre Zeitschrift, zu abgelegen, zu wenig versprechend und klingend, oder überhaupt nicht convenabel sein? Ich kann mir ganz gut denken, daß mir z. B. ein Titel „Frankfurter oder Stuttgarter Novellen" wenig interessant vorkommen würde.

„Die einzelnen oder Unter-Titel lauten:

Herr Jacques (Rahmen 19. Jahrh.),
Hadlaub (13. Jahrh.),
Der Narr auf Manegg (14.),
Der Landvogt von Greifensee (18.).

„Wenn Sie gerade einmal eine übrige Minute haben, so sagen Sie mir vielleicht ein paar Worte über die nicht allzu brennende Frage. Inzwischen entschuldigen Sie möglichst die Säumniß. Gebe der Himmel, daß die Sachen nicht zu früh oder zu spät kommen; man ist jetzt keinen Augenblick mehr sicher, ob man nicht ein alter Simpel wird."

So sprach, so dachte Gottfried Keller von sich selber; und es war sicher nicht affectirte Bescheidenheit. Niemand konnte vor der breiten Oeffentlichkeit, vor dem Lärm, der mit dieser zusammenhängt, eine größere Scheu hegen als er; Niemand war weniger dazu gemacht, den „berühmten Mann" zu spielen. Er that sein künstlerisches

Werk gewissenhaft, wie er sein amtliches gethan, und erwartete keinen anderen Lohn dafür. Er war nicht unglücklich gewesen, da der Ruhm ihn noch nicht gekannt, und er hat ihn nicht eitel gemacht, als er kam. Nichts lag ihm ferner als der Hochmuth. Einfach und anspruchslos ging er durch die Straßen seiner Stadt daher, wie jeder andere gute Bürger derselben, wollte nicht mehr, nicht weniger sein, erfreute sich der Hochachtung Aller und ließ es sich mit gutem Humor gefallen, wenn die nun immer größer werdende Schar seiner Verehrer, Derer, die in wirklicher Bewunderung und aufrichtiger Liebe an ihm hingen, ihn ihren „Meister Gottfried", oder schlichtweg „Gottfried von Zürich" nannten, wie jenen stammverwandten mittelalterlichen Meister Gottfried von Straßburg.

Den „Züricher Novellen", welche diese zweite große Periode von Keller's dichterischem Schaffen glorreich eröffneten, folgten „Das Sinngedicht" und „Martin Salander", beide zuerst, gleich jenen Novellen, in dieser Zeitschrift erschienen. Zwischen die genannten beiden Prosawerke fällt (1883) der gewichtige Band seiner „Gesammelten Gedichte", die von unserer, der eigentlichen Poesie, sagen wir richtiger der poetischen Form des Ausdrucks nicht holden Zeit, noch immer nicht zur Genüge gewürdigt worden sind. Aber sie werden ihre guten Dienste thun im Kampfe gegen die Modelyrik, und ihr wahres Leben vielleicht erst beginnen, wenn diese längst vermodert ist. Sie sind Keller'schen Geistes voll, und dieser kann nicht sterben.

Bei dem zur Feier seines siebzigsten Geburtstages veranstalteten Fest auf dem Seelisberg, welchem Gottfried Keller, schon halb ein Kranker, beiwohnte, sagte der Vertreter der eidgenössischen Regierung, die Schweiz habe keine Titel noch Orden zu vergeben — Alles, was sie ihrem nationalen Dichter darbringen könne, sei die Liebe seines Volkes. Auch die des deutschen Volkes hat dem Dichter der Schweiz nicht gefehlt, und in gemeinsamer Trauer kränzt sie die Urne, die seine Reste birgt, mit Immortellen. Es sind die alten Götter Goethe's, denen er zugeeilt; oder wie er selbst in seiner „Feueridylle" singt:

Die Flamm' ist todt, der Krater ist verglüht,
Die Himmelsrose drüber aufgeblüht;
Sie glänzt auf Asche, wo die Wohnung stand,
Verschwunden ist das morsche Werk der Hand.
. . . . . .
Doch ihr erglänzet mir unwandelbar,
Ihr Morgenlande, wonniglich und klar!
Ihr Berg' und Thäler rings im Knospendrang,
Voll Quellenrauschen und voll Vogelsang!
. . . . . .
Das ist die Nachhut, die den Rücken deckt.
Drum auf zum Werke, Menschheit, unerschreckt!
Bau' auf, reiß nieder und bau' wieder auf:
Das Jahr geht immer seinen Siegeslauf!

J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Kaiser Wilhelm II. ist am 10. August auf der deutschen Insel Helgoland gelandet, von den Einwohnern und den zahlreichen durch dieses freudige Ereigniß aus vielen Gauen des Vaterlandes herbeigerufenen Deutschen mit Jubel begrüßt, nachdem am Tage vorher die Uebergabe der Insel von Seiten Englands erfolgt war. Sicherlich enthielt der auf die Abtretung Helgolands bezügliche Theil des deutsch-englischen Abkommens, welches vor Allem die Abgrenzung der Interessensphären der beiden Nationen in Afrika bezweckte, die am meisten erfreuliche Bestimmung des Vertrages. Die Erörterungen der von Seiten der deutschen Regierung veröffentlichten Denkschrift mußten ebenfalls dazu beitragen, die Genugthuung über die auf friedlichem Wege vollzogene „Mehrung" des Deutschen Reiches zu erhöhen. Mit Recht wurde hervorgehoben, wie seit Menschenaltern Deutsche aller Stämme es schmerzlich empfanden, daß unmittelbar vor den Mündungen der Elbe, der Weser und der Jade ein fremdes Reich Herr deutschen Landes war, und daß ein echt deutscher Stamm, von seinem Heimathlande losgerissen, trotz humanster Behandlung in nationaler Hinsicht verkümmern mußte. Die Archive des Auswärtigen Amtes enthalten denn auch zahlreiche Gesuche und Vorschläge, die seit den siebziger Jahren in Bezug auf die Erwerbung Helgolands gemacht wurden, die öffentliche Meinung bemächtigte sich immer wieder der Frage, die zu wiederholten Malen den Gegenstand ernster Erörterungen innerhalb der deutschen Regierungskreise gebildet hat.

Wird nun aber hervorgehoben, daß Helgoland für Deutschland an erster Stelle ein pretium affectionis habe, so läßt die Denkschrift des deutschen Reichskanzlers keinen Zweifel darüber bestehen, daß der Besitz der Insel Helgoland für Deutschland auch eine wesentliche Erhöhung seiner Wehrkraft zum Schutze der Küsten und Flußmündungen in der Nordsee darstellt. Es wird daran erinnert, wie im schleswig-holsteinschen Kriege die Insel Helgoland den Operationen des österreichischen Admirals Freiherrn von Tegetthoff Schwierigkeiten bereitete, wie ferner im deutsch-französischen Kriege die neutrale Insel der französischen Flotte das Ausharren vor der deutschen Küste erheblich erleichterte, da durch das Leuchtfeuer, sowie durch die Möglichkeit, unter dem Schutze der Insel sich der Einwirkung von Wind und Wetter zu entziehen, dem Feinde eine wesentliche Stütze gewährt wurde. Von fachmännischer Seite wurde deshalb bereits am 20. September 1870 ausgeführt, daß Helgoland in jedem von Deutschland geführten Kriege selbst bei Erfüllung der unumgänglichen Neutralitätsvorschriften dem Feinde einen sicheren Stützpunkt darbiete, während, sobald die Insel in deutschem Besitze und gut befestigt wäre, eine feindliche Flotte schwerlich sich längere Zeit vor der Elbe und Weser halten könnte. Hervorgehoben wurde zugleich, daß der Besitz von Helgoland auch für den deutschen Kriegshafen Wilhelmshaven von großer Wichtigkeit sei, da jedes Schiff, welches die Jade ein- und auslaufe, von dort gesehen werde. Daß für Großbritannien selbst der Besitz der Insel niemals werthvoll war,

so daß es als eine völlige Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse erscheinen mußte, wenn früher dieser Besitz sogar demjenigen von Gibraltar gleichgeachtet wurde, ändert an der Bedeutung der Insel für Deutschland nichts. Abgesehen davon, daß Helgoland in deutschen Händen die Vertheidigung der Nordseeküsten erleichtert, sowie eine feindliche Blockade zum mindesten sehr erschwert, erhält auch der zur Zeit im Baue begriffene Nordostseecanal erst durch ein deutsches Helgoland seinen vollen Werth für den Kriegsfall.

Ohne abwägen zu wollen, ob der Besitz der Insel ein ausreichendes Aequivalent für manche Opfer ist, die der englischen Regierung in Afrika gebracht wurden, darf man doch darauf hinweisen, daß die Denkschrift des deutschen Reichskanzlers von einer richtigen Erwägung ausgeht, wenn sogleich in der Einleitung das Bestreben in den Vordergrund gerückt wird, die durch Stammesverwandtschaft und durch die geschichtliche Entwicklung Englands und Deutschlands gegebenen Beziehungen beider Staaten weiter zu erhalten und zu befestigen, um dadurch dem eigenen Interesse, sowie demjenigen des Weltfriedens zu dienen. Hatte doch durch die Ausdehnung der überseeischen Beziehungen Deutschlands und seiner colonialen Bestrebungen auch die Wahrscheinlichkeit zugenommen, daß verstimmende Reibungen und weiter wirkende Differenzen mit anderen Staaten nicht immer vermieden werden könnten. Auch wurde angenommen, daß Deutschlands colonialer Besitz materiell bei Weitem nicht werthvoll genug wäre, um etwa die Nachtheile eines den Wohlstand beider Nationen auf das Tiefste erschütternden Krieges aufzuwägen. Ueberdies galt es nicht bloß, den Krieg mit den Waffen zu vermeiden, sondern auch den latenten Krieg: die Verfeindung der Nationen, die Verbitterung der Stimmung in weiteren Interessenkreisen, zumal da dringend gewünscht werden mußte, die alten guten Beziehungen zu England auch auf die Zukunft zu übertragen.

Wurde die deutsche Regierung bei der Verzichtleistung auf mancherlei Werthvolles in Afrika insbesondere durch die hervorgehobenen Erwägungen geleitet, so wurde von anderer Seite der Einwand geltend gemacht, daß Deutschland im Hinblicke auf seine unter schweren Opfern errungene Machtstellung sich nicht mehr um die „Gunst" eines selbst noch so starken fremden Staates zu bewerben brauche. Allerdings könnte, falls dieser Einwand zutreffend wäre, auch gegen die Tripelallianz derselbe Einwurf erhoben werden. Nur fügen die pessimistischen Beurtheiler der deutschen Denkschrift hinzu, daß auf eine Bundesgenossenschaft mit Großbritannien in der Zeit der Gefahr doch nicht gerechnet werden könnte, selbst wenn dann noch ein Ministerium Salisbury im Besitze der Regierungsgewalt wäre, und nicht etwa Gladstone oder ein ihm gesinnungsverwandter Politiker die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen hätte. Hier bleibt jedoch wieder zu erwägen, daß es sich in dem mit England getroffenen Abkommen an erster Stelle um die Beseitigung in Zukunft weiter wirkender Differenzen handelt. Daß aber auf diese Weise mittelbar der hauptsächliche Zweck der Tripelallianz: die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens gefördert wird, leuchtet ohne Weiteres ein.

Die Reise des Kaisers Wilhelm nach Rußland, bei welcher er von dem deutschen Reichskanzler, General von Caprivi, begleitet wurde, bekundet andererseits von Neuem, daß die Tripelallianz lediglich einen defensiven Charakter trägt und keineswegs ihre Spitze gegen Rußland richtet. Wenn jedoch die Widersacher des europäischen Friedensbündnisses, um Mißtrauen zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien zu säen, mit geschäftiger Eile das Gerücht ausstreuten, Kaiser Wilhelm bezweckte mit seiner Reise zum Zaren eine Annäherung Deutschlands an Rußland, so ist die Absicht, die mit derartigen Gerüchten verbunden ist, allzu durchsichtig, als daß ernsthafte Politiker dadurch getäuscht werden könnten. Einmal soll nämlich bei den verbündeten Regierungen und Völkern Mißtrauen gegen die Loyalität der deutschen Regierung hervorgerufen, dann aber ein politischer Mißerfolg der Letzteren constatirt werden, sobald sich zeigt, daß die Annäherung thatsächlich nicht stattgefunden hat. Die Urheber aller dieser Ausstreuungen übersehen nur, daß die befreundeten Regierungen über die wirkliche Bedeutung der Reise des Kaisers Wilhelm nach Rußland sehr wohl unter-

richtet sind. Daß ein solcher Besuch selbst dann, wenn keinerlei politische Abmachungen von deutscher Seite geplant wurden, als ein friedliches Symptom angesehen werden darf, ist unzweifelhaft, zumal die guten persönlichen Beziehungen der beiden Monarchen durch einen Meinungsaustausch, der sich sehr wohl auch auf politische Verhältnisse beziehen konnte, an Herzlichkeit gewinnen mußten. Von diesem Gesichtspunkte aus durfte auch die Nordlandsfahrt des Kaisers, sowie der Besuch bei der Königin von England mit freudiger Genugthuung begrüßt werden. Fehlte es doch früher nicht an Stimmen, welche laut verkündeten, wie sich in dem „großen Kriege der Zukunft" die Staaten gruppiren würden. Jetzt sehen nun diese Zukunftsstrategen, wie ein Staat nach dem anderen sich zu der friedlichen Politik der Tripelallianz bekennt.

Dieses Bild wird auch durch die jüngsten Vorgänge in Süd- und Centralamerika kaum getrübt; dort sind eben Revolutionen und Kriege nicht so tragisch aufzufassen wie in Europa. In Argentinien ist nach den jüngsten Nachrichten die Ordnung wieder hergestellt; der neue Präsident der Republik, Pellegrini, wird sogar bereits als ein musterhafter Staatschef geschildert. Was ferner die Wirren zwischen Guatemala und San Salvador betrifft, so sind sie mit einem Operettenkriege verglichen worden, was allerdings im Hinblick auf das aus Centralamerika gemeldete Blutvergießen nicht ganz zutreffend erscheint.

Für die auswärtige Politik weit bedeutsamer als diese unwesentlichen Trübungen bleibt die erfreuliche Wirkung des guten Beispiels, welches Deutschland und England den übrigen Staaten im versöhnlichen Sinne gegeben haben. Als zuerst bekannt wurde, daß Großbritannien das Protectorat über Zanzibar übernehmen wollte, wurde von Seiten der französischen Regierung auf eine im Jahre 1862 verlautbarte Erklärung Englands hingewiesen, nach welcher dieses sich jedes Eingriffes in die Besitzrechte des Sultans von Zanzibar enthalten sollte. Vom Rechtsstandpunkte aus war die Stellung Frankreichs in dieser Angelegenheit unanfechtbar, so daß der englischen Regierung nichts übrig blieb, als mit der französischen über Compensationsobjecte zu unterhandeln. Die Phantasie der französischen Conjecturalpolitiker ließ bereits eine Fata Morgana erscheinen, welche die Erfüllung der kühnsten Erwartungen auf colonialpolitischem Gebiete darstellte. Unter Anderem sollte Frankreich auch mittelbar in den Stand gesetzt werden, sein Protectorat über Tunesien in freies Eigenthum umzuwandeln. Mit Fug wiesen aber die Italiener, die in der Regentschaft sehr wichtige Interessen zu wahren haben, von Anfang an darauf hin, daß eine solche Vereinbarung ausgeschlossen sei. Thatsächlich hat die englische Regierung gar nicht daran gedacht, gegen das befreundete Italien einen so schweren Schlag zu führen oder mittelbar zu unterstützen.

Die Compensationsgegenstände, welche die englische Regierung der französischen angeboten hat, liegen vielmehr auf einem anderen Gebiete; daß sie trotzdem für Frankreich Werth haben, erhellt aus der Zustimmung zu dem getroffenen Abkommen selbst. Hatten die Franzosen auf der Insel Madagaskar bisher mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sie zum Theil auf englischen Einfluß zurückgeführt wissen wollten, so erkennt Großbritannien nunmehr unbedingt das französische Protectorat über Madagaskar an, so daß unter Anderem auch der englische Consul in Zukunft das Exequatur des französischen Generalresidenten nachsuchen muß. Nicht minder ist in dem englisch-französischen Abkommen eine Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären am Niger, sowie am Tschadsee im Sudan erfolgt, so daß auch zwischen Frankreich und Großbritannien Differenzen beseitigt worden sind, die manchem politischen Augur bereits als dunkle Punkte am Horizonte erschienen. Bezeichnend ist nun, daß auch in Frankreich die getroffene Vereinbarung mit dem Hinweise befehdet wird, die englische Regierung habe wiederum den Löwenantheil in Anspruch genommen und erhalten. Ebenso charakteristisch ist, daß das in Colonialangelegenheiten scharf blickende „Journal des Débats" ebenfalls auf die Befestigung der guten Beziehungen Frankreichs zu England großes Gewicht legt. „Welches ist in unseren Augen das hauptsächliche

Verdienst der Vereinbarung, die soeben geschlossen worden ist?" fragt das Pariser Blatt, und die bemerkenswerthe Antwort lautet: „Dieses Verdienst ist, daß in billiger Weise die Actionssphären der beiden Länder abgegrenzt worden sind, so daß unter ihnen Zusammenstöße vermieden werden, welche später, vielleicht sogar bald hätten erfolgen können. Wie groß auch Afrika sein mag, sind doch die verschiedenen Mächte, die seine Civilisirung übernommen haben, einander schon sehr nahe gerückt. Nun ist aber dort Raum für Jedermann, und nichts wäre minder klug, als in Conflicte zu gerathen, um neue Gebiete zu erobern, während diejenigen, die man sich bereits zugelegt hat, weit davon entfernt sind, verwerthet zu werden. Das beste, ja das einzige Mittel, die zu befürchtenden Reibungen zu verhüten, besteht nun aber in der Ziehung billiger Demarcationslinien. Ganz Europa hat diese Nothwendigkeit empfunden, als es im Jahre 1885 die Berliner Conferenz beschickte; es war jedoch klar, daß sämmtliche Fragen nicht bei einer einzigen Conferenz gelöst werden könnten. Viele blieben in der Schwebe, andere sind seither neu entstanden; sie sind nun gelöst worden oder erwarten eine solche Lösung durch unmittelbare Vereinbarungen zwischen den betheiligten Regierungen. Wir haben mehrere dieser Abkommen mit Portugal, mit Deutschland und mit England geschlossen. England und Deutschland haben soeben mit einander eine Vereinbarung getroffen, die unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich zog und von unserer Seite einige Reclamationen oder Vorbehalte hervorrufen mußte." Sind nun, wie angenommen werden darf, durch das englisch-französische Abkommen diese Beschwerdepunkte erledigt, so kann gehofft werden, daß die europäischen Staaten im friedlichen Wettstreite in Afrika das großartige Civilisationswerk durchführen werden, bei welchem die vollständige Unterdrückung des Sklavenhandels einen wesentlichen Theil bildet. Da nunmehr alle Aussicht vorhanden ist, daß die verschiedenen Staaten in Afrika, woselbst die Interessensphären nahezu vollständig abgegrenzt sind, wenn nicht nach einem gemeinsamen Plane, doch im Hinblicke auf dasselbe Ziel der Culturentwicklung ihre Wirksamkeit entfalten werden, so steht zugleich in Aussicht, daß ein freundnachbarliches Streben im dunklen Erdtheile auch in Europa nicht ohne segensreiche Folgen bleiben wird, die allen Freunden des Friedens zur vollen Genugthuung gereichen müssen.

Wie feste Wurzeln diese Friedensliebe aller Orten geschlagen hat, zeigte sich auch bei dem jüngst in Berlin gehaltenen internationalen medicinischen Congresse, bei welchem hervorragende wissenschaftliche Vertreter der verschiedenen Culturvölker in ungetrübter Eintracht zusammenwirkten. Als ein höchst befriedigendes Symptom mußte es bereits vor dem Beginne der Berathungen dieses Congresses erscheinen, daß ein in Frankreich von Seiten einiger Chauvinisten gemachter Versuch, das Fernbleiben von dieser Vereinigung aus politischen Motiven zu rechtfertigen, kläglich scheiterte, wie denn auch gerade französische Autoritäten durch ihre Theilnahme an den Berathungen vollgültiges Zeugniß dafür ablegten, daß die Wissenschaft ein neutraler Boden sein muß, auf welchem kleinliche Geister, die sich durch einen mehr lärmenden als echten Patriotismus ein Piedestal schaffen wollen, keine ernsthafte Bedeutung beanspruchen dürfen. So sprach der Vorsitzende des internationalen medicinischen Congresses, Professor Virchow, in seiner Schlußrede sicherlich der weit überwiegenden Mehrzahl der Theilnehmer aus dem Herzen, als er betonte, daß keine Schranke des Raumes, keine Empfindung des Gegensatzes politischer oder confessioneller Anschauungen die gemeinsamen Verhandlungen gestört, daß die letzteren vielmehr der Höhe des Wissens entsprochen haben, zu welcher die moderne Medicin gelangt ist. Da die Vertreter der übrigen Nationen ähnliche Gesinnungen zum Ausdrucke brachten, darf gehofft werden, daß der jüngste internationale medicinische Congreß nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch durch die Beseitigung hier und da noch bestehender Vorurtheile eine von allen Anhängern der fortschreitenden Cultur mit Freuden zu begrüßende Nachwirkung ausüben wird.

Ein zielbewußtes Zusammengehen aller Freunde einer friedlichen Entwicklung im Leben der Völker und der einzelnen Staatswesen erscheint um so mehr geboten, als

von anderer Seite ein Ansturm gegen die moderne Gesellschaft geplant wird. In Deutschland legt insbesondere der am 30. September bevorstehende Ablauf des Socialistengesetzes den bürgerlichen Parteien die Pflicht auf, aus eigener Kraft einer Bewegung Widerstand zu leisten, die allen bestehenden Einrichtungen verhängnißvoll werden könnte. Der Mißerfolg, welchen die socialdemokratische Agitation für den „Arbeiterfeiertag" am 1. Mai d. J. hatte, zeigte bereits, daß es im Lager der Ordnungsparteien nur der Entschlossenheit bedarf, um den unberechtigten Forderungen der Socialdemokratie erfolgreich zu begegnen. Hätten die deutschen Arbeitgeber damals sich ohne Weiteres gefügt, so wären noch maßlosere Forderungen die unmittelbare Folge gewesen. Auch darf als feststehend gelten, daß innerhalb der deutschen Socialdemokratie selbst zwei Strömungen bestehen, von denen die heftigere unzweifelhaft in demselben Augenblicke das Oberwasser erhalten würde, in welchem die bürgerliche Gesellschaft gewissermaßen abdicirte und sich nicht widerstandsfähig genug erwiese, die stets wachsenden Begehrlichkeiten der Socialdemokratie in den angemessenen Schranken zu halten. Berechtigten Forderungen der Arbeiter soll innerhalb der durch die wirthschaftliche Lage gebotenen Grenzen in vollem Maße Rechnung getragen werden; dagegen wäre es durchaus verfehlt, sich durch unvernünftigen Lärm einschüchtern zu lassen; vielmehr gilt es, der in den socialdemokratischen Blättern angekündigten Organisation dieser Partei durch eigenes zielbewußtes Handeln ein Paroli zu biegen. Das Programm, welches der erwähnten Organisation zu Grunde gelegt werden soll, verschleiert überdies nur Gegensätze innerhalb der socialdemokratischen Partei, die früher oder später zur deutlichen Erscheinung gelangen müssen. Läßt sich doch bereits erkennen, daß der maßgebende Einfluß, welchen die socialdemokratische Fraction des Reichstages bisher ausübte, den Heißspornen viel zu weit geht. Nach der geplanten Neuorganisation soll nun allerdings der alljährlich vom Parteivorstande einzuberufende Parteitag die „oberste Vertretung" bilden; die Abgrenzung der Competenzen der verschiedenen Instanzen zeigt jedoch, daß die Reichstagsfraction nach wie vor den Hauptfactor bilden will. Allerdings soll der Parteivorstand die Geschäfte leiten, sowie die alljährlichen Parteitage berufen und die principielle Haltung der Parteiorgane controliren; zugleich wird jedoch die Ueberwachung der Geschäftsleitung des Parteivorstandes der socialdemokratischen Reichstagsfraction übertragen, die zu diesem Behufe einen aus fünf Mitgliedern bestehenden Ausschuß ernennt, von welchem alle den Vorstand betreffenden Beschwerden geprüft und entschieden werden.

Auf dem nach Halle einberufenen ersten Parteitage, der in Deutschland nach der Aufhebung des Socialistengesetzes stattfinden wird, stehen allem Anscheine nach erregte Debatten bevor, da manche Bestimmung, welche darauf abzielt, die Position der socialdemokratischen Reichstagsfraction zu stärken, bei den radicalen Elementen im eigenen Feldlager Widerspruch findet. Wenn der Organisationsentwurf zum officiellen Parteiorgane das „Berliner Volksblatt" bestimmt, welches vom 1. Januar 1891 ab den Titel „Vorwärts, Berliner Volksblatt, Centralorgan der socialdemokratischen Partei Deutschlands", erhalten soll, so dürfte damit angedeutet sein, daß auch dieses Organ vor Allem den auf eine straffe Centralisirung abzielenden Bestrebungen der Reichstagsfraction dienen würde, deren hervorragendste Mitglieder beabsichtigen, den Schwerpunkt ihrer Action nach Berlin zu verlegen. Rufen aber diese Führer bei jeder Gelegenheit die Grundsätze der Freiheit an, so muß hervorgehoben werden, daß der socialdemokratische Organisationsentwurf selbst diese Grundsätze aller Orten vermissen läßt. Daß der Parteivorstand die principielle Haltung der Parteiorgane controlliren soll, steht wenig im Einklange mit den Bestrebungen von Preßfreiheit, zu denen eine socialdemokratische Politik sich bekennen müßte. Die Erfahrungen, welche die Führer Bebel und Liebknecht in jüngster Zeit mit der bisher vom Reichstagsabgeordneten für Chemnitz, Schippel, redigirten Berliner „Volkstribüne", sowie mit einer Anzahl socialdemokratischer Blätter in anderen Theilen Deutschlands gemacht haben, sind offenkundig entscheidend dafür gewesen, daß nunmehr eine Controle der principiellen Haltung der Parteiorgane geschaffen werden soll.

Die Möglichkeit ernsthafter Spaltungen innerhalb der socialdemokratischen Partei, welche überdies im letzten Augenblicke noch beseitigt werden könnten, darf aber die bürgerlichen Parteien nicht von ihrem Entschlusse zurückhalten, aus eigener Kraft dem Ansturme gegen die Gesellschaft zu begegnen. Hierbei wird man jedoch keineswegs zunächst an Repressivmaßregeln von Seiten der Staatsgewalt denken, die vielmehr erst in Betracht kommen könnten, sobald die socialdemokratische Bewegung den Boden der Gesetzlichkeit verläßt. Inzwischen hat das preußische Ministerium des Inneren im Hinblicke auf den bevorstehenden Ablauf des Socialistengesetzes eine Verfügung an die Regierungen erlassen, laut welcher diese den socialdemokratischen Bestrebungen mit Rücksicht auf die veränderte Rechtslage besondere Aufmerksamkeit zuwenden, allen Ausschreitungen mit Entschiedenheit entgegentreten und zu diesem Zwecke von den zu Gebote stehenden Mitteln unter sorgfältiger Einhaltung der gesetzlichen Schranken, innerhalb derselben aber bis an die Grenze des Zulässigen Gebrauch machen sollen. Wenn in der Verfügung an die Regierungen in demselben Zusammenhange weiter hervorgehoben wird, daß insbesondere auf dem Gebiete des Versammlungs- und Vereinswesens, sowie der Presse Aufmerksamkeit an den Tag gelegt werden soll, so steht zu erwarten, daß die Regierungen in loyaler Weise constatiren, ob die Socialdemokraten selbst sich innerhalb der gesetzlichen Schranken halten werden. Eine seltsame Ironie wäre jedenfalls, wenn es der socialdemokratischen Partei, welche die „Controle der principiellen Haltung der Parteiorgane" zu einem wesentlichen Bestandtheile ihrer Organisation machen will, vorbehalten bliebe, selbst die Preßfreiheit in Frage zu stellen.

Unter den Bestimmungen des Organisationsentwurfes, welcher dem socialdemokratischen Parteitage in Halle unterbreitet wird, findet auch diejenige Anfechtung, nach welcher die Delegirten, welche neben den Mitgliedern der Reichstagsfraction und des Parteivorstandes zur Theilnahme am Parteitage berechtigt sein sollen, von den einzelnen Wahlkreisen mit der Einschränkung ernannt werden, daß kein Wahlkreis durch mehr als drei Personen vertreten sein darf. Die Widersacher des Entwurfes erblicken in dieser Bestimmung gewissermaßen eine Vergewaltigung der großen socialistischen Centren, die keineswegs durch eine ihrer Bedeutung entsprechende Anzahl von Delegirten vertreten sein würden. Deshalb wird der Gegenvorschlag gemacht, daß je fünftausend socialdemokratische Wähler einen Delegirten ernennen, so daß z. B. auf die sechs Reichstagswahlkreise Berlins nicht achtzehn, sondern mit Rücksicht auf die bei den letzten Wahlen abgegebenen circa 130 000 Stimmen im Ganzen sechsundzwanzig Delegirte entfallen würden. Da gerade in Berlin die Opposition gegen den allzu weit gehenden Einfluß der socialdemokratischen Reichstagsfraction eine sehr lebhafte ist, wird besonderes Gewicht darauf gelegt, auf dem Parteitage in angemessener Weise vertreten zu sein. Jedenfalls darf der Entwicklung dieser noch bestehenden Gegensätze mit Interesse entgegengesehen werden.

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte der französischen Revolution.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmédy im Jahre 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst von Stockmar, ehemaligen Cabinetssecretärs Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzessin Victoria von Preußen. Herausgegeben von Emil Daniels. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Ernst von Stockmar, der Sohn eines Mannes, welcher als der Vertraute und Gewissensrath des Prinzen Albert von Coburg in die Familienbeziehungen der europäischen Höfe während eines Menschenalters tief eingeweiht gewesen, war selbst nicht minder eine interessante Persönlichkeit. Er hat des Vaters Denkwürdigkeiten aus dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt und in einem vielbesprochenen Buche im Jahre 1872 herausgegeben. Das Erbe der Vertrautheit mit den intimen Zuständen der Höfe ging auf den Sohn und damit in dankbare, zugleich sehr discrete Hände über. Er hat es ausschließlich dem Dienste einer edlen Freundschaft gewidmet, die ihn mit der Tochter und dem Schwiegersohn des Prinzen verband, welchem sein Vater so lange als Rathgeber treu zur Seite gestanden hatte. Man kann wohl sagen: der jüngere Stockmar war der politische Beichtvater und Gewissensrath des Kronprinzen Friedrich, nachmaligen Kaiser Friedrich's III., und seiner Gemahlin, welche den treuen Freund bis an sein Ende mit liebevollem Vertrauen geehrt hat. Und beide Theile, das fürstliche Ehepaar wie der hochgebildete und edelsinnige intime Rathgeber waren einander werth. Lange Jahre hindurch, die letzten seines Lebens, war Stockmar durch Lähmung an sein Lager gefesselt und von dem Verkehr außerhalb seiner Krankenstube abgeschnitten. Aber er blieb darum nicht minder in lebhaftem Verkehr mit einem Theile der besten Gesellschaft. Regelmäßig an jedem Sonntag erschien in seiner Wohnung das kronprinzliche Paar, und hier wurde Großes und Kleines, Persönliches und Allgemeines in der innerlich freiesten und äußerlich zwanglosesten Weise zum Gegenstande einer Unterhaltung, welche der bis an sein Ende geisteskräftige Kranke zu leiten pflegte. Sehr oft erschienen auch die heranwachsenden Prinzen in Begleitung der Eltern, welche den größten Werth darauf legten, daß ihre Kinder von der Einsicht des weisen Rathgebers ihr Theil erhielten. Herr von Stockmar ist seinem fürstlichen Freunde im Tode vorangegangen, und nachdem der Letztere ihm bald gefolgt war, hat die Freundschaft der beiden Wittwen die der beiden Gatten, an der sie von Anfang an innig betheiligt gewesen, unvermindert überdauert. Auch Frau von Stockmar war nicht nur die treue Gefährtin ihres Gemahls, sondern die in jedem Sinne gleichstehende Theilnehmerin an dem schönen Geistes- und Herzensbunde. In dem Nachlasse ihres verstorbenen Gemahls fand sich ein sehr umfangreiches Manuscript, welches ihr allerdings nicht fremd war. Sie hatte selbst dem Verfasser vielfache und mehr als Schreiber-

dienste bei der Herstellung geleistet. Und nun betrachtete sie es als ein heiliges Vermächtniß, diese Arbeit nicht der Vergessenheit zu überantworten. Denn der Fleiß und das Nachdenken langer Jahre war in derselben niedergelegt, und der Verfasser selbst hatte dabei den Zweck einstiger Veröffentlichung im Auge gehabt. Es wäre interessant, ganz genau die Frage beantworten zu können, was wohl den geistvollen und vielerfahrenen Mann auf den Gedanken gebracht haben mag, sich gerade dieses Thema in so eng umrahmter Begrenzung als Aufgabe einer minutiösen Untersuchung zu stellen. Was mag ihn bewogen haben, seine natürlich über die ganze Geschichtsperiode ausgedehnten Studien gerade auf diesen einen Punkt zu concentriren? Um eine zutreffende Vermuthung hierüber zu wagen, muß man zunächst eine Thatsache ins Auge fassen. Das Werk, wie es hier vor uns liegt, ist nicht einfach ein Abdruck des hinterlassenen Manuscripts. Wie der Herausgeber in der Einleitung andeutet und nähere Erkundigung bestätigt hat, ist hier aus einer bedeutend umfangreicheren Arbeit ein Kern herausgeschält. Nicht als wäre, was man aus einigen Worten des Herausgebers irrthümlich schließen könnte, die Absicht Stockmar's auf eine Geschichte der ganzen Revolution gegangen. Seine Absicht hatte sich allerdings nur mit der Flucht und ihrer Vorgeschichte befaßt, aber namentlich mit letzterer. In der Bearbeitung, welche aus äußeren Gründen zur buchhändlerisch brauchbaren Veröffentlichung nöthig wurde, ist nun gerade dieser vorgeschichtliche Theil zurückgetreten, und die Episode thatsächlich greifbarer Schlußbegebenheiten ist mehr in den Vordergrund gerückt. Der Herausgeber hat im Interesse des ihm vorgezeichneten Zweckes hier offenbar richtig gehandelt und der Verbreitung des Buches gedient. Der innere Antrieb und das tiefere Interesse des Autors selbst gravitirten dagegen vermuthlich mehr nach der anderen Seite. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß ihn am meisten die inneren geheimen Entwicklungen, welche zur Katastrophe führten, gefesselt und zum Studium gereizt haben. Das Herz und die Gedanken des Verfassers gehörten dem Thronfolger eines großen Reiches, welches in den Mittelpunkt der Weltenschicksale gestellt ist. Eine Fluth von Ereignissen und Forderungen drängten sich an diesen Thron heran, und die Frage, was die Zukunft in sich bergen möge, hörte niemals auf, mit dunklen Mahnungen anzupochen. Aus den Zeiten des Jahres 1848 war dem König Wilhelm I. selbst ein starker Eindruck geblieben von dem raschen Umschlag, der in den höchsten Regionen des Lebens eintreten könne. Das Gespenst des Schicksals Ludwig's XVI. war auch im Berliner Schloß umgegangen, und noch in späteren Jahren kehrte die Erinnerung daran bei düsteren Gelegenheiten in vertraulichen Aeußerungen des Monarchen wieder. Als das rasche Emporschnellen der socialdemokratischen Bewegung mit den Attentaten des Jahres 1878 in Verbindung gesetzt ward, mochten die Zukunftsgedanken eine ernste Färbung acuter Natur annehmen, und das Echo der nihilistischen Verschwörungen in Rußland gesellte sich zu den heimischen Eindrücken. Ursache genug, von Neuem den Blick auf den undurchdringlichen Horizont kommender Tage zu richten. Mochte auch Stockmar sich nicht dermaßen solchen Eindrücken preisgeben, daß er an die Wahrscheinlichkeit wörtlicher Wiederholung der französischen Katastrophe glaubte, immerhin liegt die Vermuthung nahe, daß ihn bei seiner Forschung am meisten der Drang geleitet hat, zu zeigen, welche Gefahren ein Fürst bei dräuenden schweren Verhängnissen zu bestehen haben möchte, wie er sie zu vermeiden wissen sollte. Darum folgt er mit Aufmerksamkeit den Anwandlungen und den Schritten der Hauptpersonen des Drama's. Wir sehen König Ludwig, Marie Antoinette, Kaiser Leopold, Mirabeau, de Marck, Bouillé, Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit kommen und gehen; und wie die Fäden ineinander laufen, sich verwirren und schließlich zerreißen, spielt sich vor unseren Augen ab. Ein düsteres, jammervolles Schauspiel. Es ist nicht anfechtbar, daß Ludwig XVI. zu seiner Rettung auf Entfernung aus Paris bedacht sein mußte. In ähnlicher Lage war es zur Zeit der Fronde der Regentin gelungen, mit dem jungen König zu entkommen und später triumphirend zurückzukehren. Und wie sie, haben andere Monarchen mit gleichem Erfolge diesen Weg zur Bekämpfung meuternder Hauptstädte betreten. Ob nach einem Gelingen der Flucht die Dynastie der Bourbonen über die Erhebung

damals schon gesiegt hätte, bleibt allerdings höchst zweifelhaft. Gerade das Mißlingen der Flucht bietet ein gewaltiges Symptom dafür, wie vernichtet der Glaube an die Monarchie in Frankreich war. Nur durch die stillschweigende republikanische Verschwörung, welcher die Bevölkerung in Stadt und Land, namentlich im nördlichen Frankreich, gehorchte, ward die Flucht unglaublich erschwert und schließlich vereitelt. Immer wieder muß man von Neuem erstaunen, wenn man sich erinnert, welcher göttliche Nimbus noch unter Ludwig XV. den König umgeben hatte und wie über Nacht das Alles in Schutt und Staub zerfallen, in die kläglichste, hülfloseste Noth gerathen konnte — vielleicht das schrecklichste Schauspiel der Wandelbarkeit menschlicher Geschicke, welches die Weltgeschichte kennt.

Wie in jenen Tagen Großes und Kleines sich zusammenfügte, um eine vielhundertjährige Gestaltung aus den Fugen zu bringen, wird man auch in dieser Schilderung von Neuem mit Spannung und Mitgefühl lesen, und wer immer mit einigem Geschick diesen so merkwürdigen und noch heute so heftig nachwirkenden Ereignissen die Aufmerksamkeit der Leser zuzuwenden sucht, wird sich nicht vergeblich bemüht haben.

L. B.

Wilhelm Scherer in französischer Darstellung.

Wilhelm Scherer et la philologie allemande. Par Victor Basch. Paris, Berger-Levrault et Cie., Libraires-éditeurs. Nancy, Même Maison. 1889.

Ein Franzose stellt sich die Aufgabe, in einer eingehenden Studie die geistige Physiognomie eines deutschen Gelehrten zu zeichnen, dessen Leben hauptsächlich der Erforschung des deutschen Alterthums und der deutschen Literatur gewidmet war! Das ist gewiß eine erfreuliche Erscheinung. Sie beweist, wofür sich auch sonst die Anzeichen mehren, daß in Frankreich mit regem Eifer die historische Erforschung des deutschen Geisteslebens betrieben wird, daß es auch dort heute eine deutsche Philologie gibt.

Aber dennoch hätte schwerlich ein Franzose sich den Lebensgang Scherer's zur Darstellung erkoren, wenn er in ihm nicht einen Mann erkannt hätte, der von einer edlen, weitherzigen Auffassung seines Berufes getragen war. Obwohl einer rein vaterländischen Wissenschaft ergeben, war er weit entfernt, sie in nationale Schranken einzuengen, und tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft der Wettbewerb der Welt nicht nur zulässig, sondern höchst wünschenswerth sei. Diese seine Gesinnung war nicht bloß der Ausdruck einer allgemeinen kosmopolitischen Auffassung, sie war auch die Frucht historischer Erkenntniß, die ihn lehrte, daß gerade die Blüthepeioden unserer Literatur beide Male durch den Einfluß fremder Culturen bedingt waren. — Neben dieser freien Auffassung einer nationalen Wissenschaft war auch Scherer's Naturell vorzüglich geeignet, ihn romanischer Anschauung nahe zu bringen. In seiner temperamentvollen, ursprünglich leidenschaftlichen und ungestümen Darstellungsweise, der erst bewußte Kunst nach und nach das Gepräge abgeklärter Ruhe und höchster Einfachheit zu verleihen suchte, deren stets erreichtes Ziel aber in allen Phasen Durchsichtigkeit und Faßlichkeit war, in dem Streben nach schöner Form und straffer Composition auch in rein gelehrten Arbeiten, in all' dem entdeckt man leicht dem französischen Geiste sympathische und verwandte Züge.

Nach dem Vorbilde Scherer's, der seine Darstellung von Jakob Grimm's Leben mit einer Geschichte der deutschen Philologie bis zu dessen Auftreten eröffnet, gibt Basch im ersten Capitel seiner Schrift eine gedrängte Uebersicht über die Entwicklung dieser Wissenschaft bis zum Eingreifen Scherer's, um sein Wirken so in einen größeren Rahmen zu

fassen. In dem zweiten, „Die allgemeinen Ideen Scherer's" überschriebenen Capitel sucht er gleichsam die Gesetze seiner geistigen Individualität festzustellen, um in den drei folgenden seine Hauptwerke zu behandeln: die Literaturgeschichte, die Poetik, die Geschichte der deutschen Sprache. Von allen dreien gibt er eine eingehende Analyse und Charakteristik. Daß dabei die Poetik eine verständnißvolle Beurtheilung erfährt, wenngleich Scherer's Methode und Resultate in vielen Punkten nicht anerkannt, ja hart und — wie uns scheint — ungerecht getadelt werden, verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als dadurch die vorwiegend ablehnende Kritik beschämt wird, die das unfertig gebliebene Werk in Deutschland hat erleiden müssen. Nicht oft mag ein Buch so mißverstanden worden sein wie Scherer's Poetik. Buckle's Ausführungen, nach welchen die intellectuellen Classen in Deutschland wesentlich deductiv sind, scheinen eine Bestätigung zu erhalten, wenn man die seltsame Aufnahme bedenkt, die dieser Versuch, auf inductiver Grundlage eine Poetik zu errichten, in Deutschland gefunden hat.

Der Autor hat seiner Biographie also nur die umfangreichsten Werke Scherer's zu Grunde gelegt. Davon ist das Bild, das er entwirft, nicht unbeeinträchtigt geblieben, in doppelter Beziehung. Einmal ist das Porträt unvollständig, insofern es nicht alle Züge wiedergibt; dann aber hat auch die Auffassung der erkannten Züge unter diesem Mangel gelitten. Von Scherer's wissenschaftlicher Stellung, seinem Verhältniß zu seinen unmittelbaren Vorgängern erlangen wir nicht das richtige Bild, so wenig wie wir eine richtige Abschätzung seiner Verdienste erhalten. Der Verfasser konnte das Alles auch nicht geben, wenn er beispielsweise Scherer's Arbeit an den gemeinsam mit Karl Müllenhoff herausgegebenen „Denkmälern deutscher Poesie und Prosa" von seiner Betrachtung ausschloß, wenn er nicht in Rechnung brachte, wie er es hier unternimmt, die ältere deutsche Metrik zu erklären und wie er den Zusammenhang unserer ältesten kirchlichen Dichtungen mit den theologischen Ideen der Zeit enthüllt. Oder wenn er seine eindringende Thätigkeit für die Erkenntniß der Dramatik des sechzehnten Jahrhunderts und andere seiner Studien, die kleinere Gebiete umfassen, außer Acht ließ. Er konnte es bei dieser Beschränkung seiner Aufgaben nicht, und darum mußten auch interessante Ausführungen — wie Scherer die Wissenschaft fortbildete, ihr Arbeitsgebiet nicht minder erweiterte als ihre Arbeitsweise, wie er die vorhandenen Methoden verschärfte und neue schuf — nothwendig unterbleiben. Nicht einmal das wird uns eindringlich klar, daß Scherer es war, der nach einer längeren Vorgeschichte die neuere Literaturgeschichte zum Rang einer eigentlichen Wissenschaft erhoben und mit der deutschen Philologie dauernd verknüpft hat.

Schlimmer noch ist, daß, in Folge dieser Beschränkung auf die Hauptwerke, Scherer's Individualität eine unrichtige Beurtheilung erfahren hat. In dem zweiten Capitel stellt ihn Basch in Gegensatz zu dem hergebrachten Typus des deutschen Philologen; der Gegensatz ist freilich unleugbar, hier aber mit jener Neigung zur Uebertreibung zugespitzt, der beim Contrastiren nicht bloß französische Schriftsteller zu erliegen pflegen. Der Verfasser spricht ihm die Andacht zum Unbedeutenden, die Scherer an den Brüdern Grimm so rührend fand, völlig ab und hebt hervor, daß er sich nur den großen Seiten einer Frage zugewandt und nur solchen Autoren Aufmerksamkeit geschenkt habe, die über das Niveau ihrer Genossen hinausragten und den Geist ihrer Zeit in stärkstem Maße verkörperten. Wenn man unter der Andacht zum Unbedeutenden die Fähigkeit versteht, sich in kleinste Einzelheiten der Forschung zu vertiefen, so hat sie Scherer besessen, wenn auch in einem anderen Sinne als die Brüder Grimm. Er hat sich über die Unentbehrlichkeit der Detailarbeit in der Wissenschaft gerade in dieser Zeitschrift, in seiner schönen Rede auf Jakob Grimm (1885, Bd. XLII, S. 298) unzweideutig ausgesprochen, wenn er sagte: „In dem kühnsten Streben ins Allgemeine wie in der peinlichsten Sorgfalt am Einzelnen ist alle Tugend des Forschers beschlossen." Gewiß, viele seiner Schriften verrathen diese Kleinarbeit nicht, aber nur weil Scherer von der Aufgabe der Philologen als Schriftsteller eine höhere Auffassung hatte, als gemeiniglich bei uns üblich ist. Einer gefäl-

ligeren Darstellung zu Liebe und um die Wirkung seiner Worte zu verstärken, hielt er es für geboten, die vorangegangene Einzelforschung zu verbergen, und das in einem um so höheren Maße, je größer das Publicum war, an das er sich wandte. Dennoch liegen zahlreiche Einzeluntersuchungen vor, in denen er Detailforschung bis ins Kleinste übt und in denen er gerade Autoren untergeordneten Ranges zum Gegenstande seiner Betrachtung nimmt. In einer dieser Untersuchungen, in dem ersten Heft seiner „Deutschen Studien", legt er ausdrücklich für die Literaturgeschichte die Nothwendigkeit dar, sich auch zu den geringeren Geistern herabzulassen und den Tiefländern der literarischen Production Beachtung zu schenken. Geistvoll motivirt er es durch eine Parallele mit der Geschichte der exacten Wissenschaften, deren Fortschritte größer wurden, je mehr man daran ging, die Naturerscheinungen in ihrer Gesammtheit zu betrachten, ohne Rücksicht darauf, ob sie gewaltiger oder bescheidener, complicirter oder einfacher Art, hohen oder niedrigen Ranges sind.

Sonst ist in diesem Capitel die geistige Disposition Scherer's richtig erkannt. Scharf wird seine Methode analysirt und mit tiefem Verständniß in ihre Elemente: Induction, Hypothese, Analogie, aufgelöst. Historisch wird er an Montesquieu, Herder, Buckle angeknüpft, und für sein Verhältniß zu Taine weiß Basch eine Uebereinstimmung ausfindig zu machen, für die er unmittelbare Beeinflussung glaubt annehmen zu dürfen. Gern hätten wir in dieser Reihe der Männer, die Scherer vorgearbeitet haben, Wilhelm von Humboldt gesehen, dessen Einwirkung auf ihn als Linguisten sehr groß war. Die Geschichte der deutschen Sprache ist völlig aus dem Humboldt'schen Programm erwachsen. Nur seinen Gedanken von der „Vereinigung des Sprach- und Geschichtsstudiums" und „der Völkercharakteristik als nothwendiger Begleitung der Grammatik" verwirklicht sie, wenn sie mit äußerster Kühnheit unternimmt, sprachliche Erscheinungen aus dem Charakter der Germanen zu erklären. Auch die Auffassung des Wortes als eines Kunstwerkes, das aus einem materiellen Element: der Wurzel, und einem formalen: der Bildungssilbe, besteht, eine Auffassung, der Scherer für seine Zwecke reichsten Aufschluß abgewann, geht ihrem Ursprung nach auf Wilhelm von Humboldt zurück.

Im Einzelnen finden sich in dem Buche feine Bemerkungen, die auf einen scharfsichtigen Beobachter literarischen Lebens schließen lassen. Namentlich gefallen hat uns die Behutsamkeit gegenüber der geistreichen, aber etwas künstlichen Charakteristik Goethescher Stilepochen, die Scherer in der Literaturgeschichte und sonst ausgeführt hat. Gerade die neuen Aufschlüsse, die uns die jüngste Zeit über Goethe, besonders seinen Leipziger Aufenthalt, gebracht hat, legen es einer gesunden Aesthetik nahe, die bis zum Ueberdruß geübte Periodisirung mit Bedacht zu handhaben. Allzu scharf durchgeführt, geräth sie mit den Entwicklungsgesetzen der künstlerischen Individualität nothwendig in Widerspruch. Auch darin scheint uns Basch Recht zu haben, daß er dem Literarhistoriker Vorsicht empfiehlt bei der Anwendung ästhetischer Kategorien wie typisch, individuell, charakteristisch u. s. w., deren Abgrenzung vor einer scharfen Kritik oft nicht Stand hält.

Anerkennung wird man somit dem Autor für sein Werk nicht versagen, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, die gerade das Studium der deutschen Philologie einem Ausländer bereitet. Dennoch darf zum Schluß nicht verschwiegen werden, daß er uns in einer Beziehung den Charakter einer Biographie nicht getroffen zu haben scheint, indem er Scherer's Entwicklung, sein Werden und Wachsen außer Acht gelassen hat. Wohl kann für Scherer selbst gelten, was er in seiner Literaturgeschichte an Herder rühmt, „daß er sich mit wunderbarer Consequenz entwickelt zu haben scheint und daß seine frühesten Werke alle späteren im Keime enthalten." Trotzdem trifft das Wort mehr für die Aufgaben zu, die Scherer sich gestellt hat, als für die Art ihrer Durchführung. In dieser Hinsicht liegt zwischen der ersten Ausgabe der „Geschichte der deutschen Sprache" und der „Poetik" ein langer Weg, auf dem er sich mehr und mehr der einen der beiden wissenschaftlichen Betrachtungsarten zuwandte. Dort ein jugendliches Vorwärtsdringen, mehr ein Ahnen der Zusammenhänge als ein wirkliches

Erfassen, vorschnelle Schlüsse, übereilte Verallgemeinerungen; hier als erstes Erforderniß Streben nach vollständigem Material, wiederholtes Feststellen der Unzulänglichkeit der Beobachtungen und vielfach bewußtes Verzichten auf Folgerungen. Der Uebergang von einer mehr metaphysischen Weise der Behandlung zu der erfahrungsmäßigen, an den Dingen selbst aufklimmenden Forschung, die wir mit einem Stichwort die Induction nennen, wäre mit der Poetik vermuthlich vollzogen worden, wenn es Scherer vergönnt gewesen, sie zu vollenden. Insofern hätte sie einen Markstein, einen Wendepunkt für ihn bezeichnet, nicht ganz ähnlich, aber doch wohl vergleichbar dem Einschnitt, den Jakob Grimm's Grammatik in seinem Leben machte. Doch sie wurde nicht vollendet. Auf seiner Höhe brach das Dasein des Meisters jäh ab. Nicht ein ausgereiftes Werk empfingen wir als letztes von ihm, sondern ein wehmüthig stimmendes Fragment. Es ist, wie wenn wir damit ein unvergeßbares Abbild seines Lebens selbst empfangen hätten, das uns viel gab, mehr aber vorenthielt.

Otto Pniower.

ισγ. **Römische Herrschaft in Westeuropa.** Von Emil Hübner. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.

Nicht ein systematisches Gesammtwerk über die Römerherrschaft in Westeuropa, sondern eine Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen (deren größerer Theil zuerst in dieser Zeitschrift erschienen) gibt uns der Verfasser in die Hand. Hervorgegangen aus langjährigen und tiefeingehenden Studien, wenden sie sich doch „nicht nur an die kleine Zahl der Mitforscher, sondern an den weiten Kreis von Lesern, welche in der geschichtlichen Erkenntniß ... die Grundlage aller höhern Bildung sehen".

Dieser weitere Kreis wird mit besonderem Genuß die Schilderungen der Landschaften lesen. Hübner besitzt in hohem Maße die Gabe, mit wenigen Blicken das Charakteristische einer Gegend zu fassen und das Erfaßte mit wenigen Worten so darzustellen, daß unsre Phantasie Farben und Formen sieht. Der Aufsatz über die Balearen z. B. ist Jedem, der das Mittelmeer mit seinen blauen Wogen und seinen Strandfelsen befahren will, als Reiselectüre anzurathen und weckt dem Daheimbleibenden Sehnsucht nach dem Schönsten, was Europa, vielleicht die Erde, aufweist!

Bewundernswerth ist ferner die Gabe des Verfassers, aus ein paar Fragmenten der Ueberlieferung: Mauerstücken oder Thonscherben — das verlorene Ganze zu reconstruiren. Und dieser Neubau geschieht jedesmal mit sorgfältiger Berücksichtigung der Gegenwart und ihrer Zustände. Es fehlt da nicht an den lehrreichsten Vergleichungen, den interessantesten Gegenüberstellungen.

Wir sehen die Grenzwälle Britanniens und Germaniens, die Stadtmauern zu Tarragona und Citania sich erheben; wir hören von religiösen Gebräuchen und vom Kriegsdienst, von spanischem Bergwerksbetrieb und von der Rheinschiffahrt im guten alten Mainz. Auf die verschiedensten politischen und socialen Verhältnisse innerhalb der romanisirten Communen fallen Schlaglichter; ebenso auf die strategischen Einzelheiten der Feldzüge in Britannien.

Daß Hübner's Buch für den Laien eine leichte Lectüre sein wird, kann man nicht behaupten; aber es ist vielleicht recht geeignet, einer größeren Anzahl von Lesern deutlich zu machen, wie man aus den unscheinbarsten Urkunden geschichtliches Edelmetall schmilzt. Und es ist möglicher Weise ganz nützlich, wenn auch Nichthistoriker davon eine Ahnung bekommen. Man hört in unseren Alterthümer-Sammlungen ein wenig oft den wohlfeilen Spott über das Aufspeichern der „ollen Pötte". — — —

γες. **Les communes françaises à l'époque des Capétiens directs.** Par A. Luchaire. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1890.

In dem vorliegenden Buche begrüßen wir eine erste wissenschaftliche Arbeit, die nach Form und Inhalt über die Kreise der Fachleute hinaus Beachtung verdient. Der Verfasser hat es unternommen, gestützt auf treffliche Vorarbeiten, die mittelalterliche Entwickelung der freien Stadtverfassung Nordfrankreichs in ihren Grundzügen darzustellen.

Ursprung und Entwickelung des Städtewesens bildete seit Langem eines der anziehendsten Probleme für den Geschichtsforscher. Zwischen den alten historischen Mächten des Feudalsystems arbeitet sich mit überraschender Schnelligkeit ein neuer Stand, der Bürgerstand, empor und erringt selbständige Geltung und Anerkennung. Die Städte werden zu unabhängigen Mächten mit eigenem Recht.

In Frankreich beginnt seit dem Ende des 11. Jahrhunderts ein frischpulsirendes Leben der bürgerlichen Welt. Die Entwickelung selbst aber beschränkt sich hier auf einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum. Während Oberitalien sich thatsächlich in eine Anzahl von Städterepubliken aufgelöst hat, während in Deutschland, wo die Verhältnisse nicht ganz so weit gediehen sind, immerhin eine große Anzahl bürgerlicher Gemeinwesen eine freie Verfassung ausgestaltet und namentlich durch ihre föderative Organisation eine politisch hervorragende Stellung durch Jahrhunderte behauptet haben, hat das früh erstarkte französische Königthum den republikanischen Ausbau des Städtewesens vorzeitig aufgehalten und die den deutschen Reichsstädten entsprechenden Communen sehr rasch dem nationalen Einheitsstaat als dienende Glieder eingefügt. Im Anfang des 14. Jahrhunderts ist die ganze Entwickelung in der Hauptsache abgeschlossen. In der straffen Centralisation des französischen Staatswesens, in dem empfindlichen Mangel einer gesund entwickelten Selbstverwaltung sind die Spuren noch heute bemerkbar.

Für die politische Geschichte Frankreichs hat die Episode der städtischen Freiheit demnach nicht die gleiche Bedeutung wie in Deutschland oder in Italien. Für das Verständniß der socialen Geschichte aber sind hier ebenso werthvolle Aufschlüsse zu gewinnen, als sie das Studium der städtischen Entwicklung anderwärts zu bieten vermag. Bei der Gleichartigkeit der Grundformen, in denen trotz aller Verschiedenheit im Einzelnen die Bildung des dritten Standes und die Ausgestaltung der Stadtverfassung sich vollzogen hat, ist jede einschlägige Untersuchung, welche wenigstens eine größere Gruppe städtischer Gemeinwesen umfaßt, von um so größerem Interesse, je mehr gegenwärtig die Forschung auf diesem Gebiete in der ausschließlichen Beschäftigung mit dem Detail die allgemeinen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren droht.

Nicht alle aufgeworfenen Fragen sind in dem vorliegenden Werke beantwortet, nicht alle Zweifel gelöst, aber der Verfasser hat es doch verstanden, die Grundzüge der Entwicklung anschaulich und klar darzulegen. Namentlich die oft behandelten und ebenso oft umstrittenen Fragen bezüglich der vielfach im Dunkel liegenden Anfänge der Entwickelung sind von ihm in mustergültiger Weise erörtert; das bedeutet auch für die städtegeschichtlichen Studien in Deutschland eine entschiedene Förderung.

Gerade in Frankreich hat von jeher die historische Arbeit im Dienste der politischen Parteien gestanden. Ruhig erzählen, „wie es gewesen", leidenschaftslos das Für und Wider

abwägen, das geschichtliche Recht auch der vom Darsteller literarisch befehdeten Mächte und Richtungen anerkennen, das war selten die Sache dieser eifrigen Anwälte, die in der Darstellung der Vergangenheit in erster Linie für die eigene politische Ueberzeugung publicistisch eintraten. Erst in jüngster Zeit hat die anerkannter Maßen in Deutschland vorbildlich entwickelte Methode historischer Forschung auch jenseit der Vogesen sich Geltung verschafft. Luchaire's Werk ist ein Beweis dafür, mit welchem Erfolge die neuere französische Geschichtsforschung bei Meistern wie Ranke und Waitz in die Schule gegangen ist.

βχυ. **Madame de Staël et l'Italie** avec une Bibliographie de l'Influence française en Italie de 1786 à 1814 par Ch. Dejob, Chargé de Conférences à la Faculté des Lettres à Paris, Armand, Colin et Cie. Éditeurs. 1890.

Wir geben eine Uebertragung des Inhaltsverzeichnisses. Erstes Capitel. Wie im 18. Jahrhundert Franzosen, Engländer und Deutsche, jede Nation in ihrer Weise, über Italien gedacht haben. — Wie Frau von Staël in ihrem Buche über die Literatur im Hinblicke auf die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände der Völker Italien beurtheilte. Cap. II. Wie Frau von Staël dahin kam, den Geist der Italiener in der Folge besser zu würdigen. — Was man der Schilderung Italiens in Frau von Staël's Corinne vielleicht zum Vorwurfe machen könnte. — Corinne's Charakter. Cap. III. Mit wie durchdringender Voraussicht Frau von Staël im Charakter Corinne's beinahe das hingestellt hat, was als eine Prophezeiung des heutigen Zustandes gelten dürfte. Cap. IV. Wie Frau von Staël den Geist der romantischen Schule in Italien erweckte. — Wie die Italiener über sie urtheilen. Cap. V. In welchem Sinne ein Volk die Literaturen anderer Völker studiren müsse.

Das Schlußcapitel dürfte den deutschen Leser am meisten interessiren. Der Verfasser spricht hier ein vernünftiges und gerechtes Urtheil über die französischen Romantiker aus.

Es ist nicht eigentlich ein Buch, das wir vor uns haben, sondern eine in Capitel getheilte Masse literarhistorischer Confessionen eines öffentlichen Lehrers der Literaturgeschichte. Ch. Dejob denkt und fühlt sehr patriotisch, huldigt aber der Anschauung, daß Frankreich sich mit den andern Nationen vertragen und ihre Literaturen studiren solle. Er spricht sich kurz und in eleganter Sprache aus und nöthigt uns, nichts zu überschlagen.

ξ. **Goethe. Hermann und Dorothea.** Texte allemand avec une Introduction et des Notes par A. Girot, Agrégé de l'Université, Professeur d'allemand au Lycée du Havre. Paris, Delagrave 1890.

Der Verfasser verweist, was die bei der Herausgabe befolgten Principien anlangt, auf seine Vorrede zu Minna von Barnhelm, welche er 1887 in ähnlicher Weise bearbeitet hat. Die Einleitung besteht erstens aus einem Aufsatze über das Gedicht, welchen M. Alfred Mézières, Mitglied der französischen Akademie, bereits 1874 veröffentlicht hatte und der durchaus geeignet ist, den französischen Leser in das Verständniß Goethe's einzuführen. Es folgt darauf ein dem Goethe-Jahrbuche von 1889 entnommener Aufsatz von H. Schreyer, welcher, unübertragen, dem Schüler Gelegenheit zur Lectüre deutscher Prosa gewährt. Girot's eigne Arbeit bestand darin, das Gedicht mit zahlreichen und ausführlichen Noten zu versehen, welche ihn als einen mit Goethe's Werken völlig vertrauten Gelehrten erscheinen lassen und die dem französischen Schüler das Verständniß des Werkes in lehrreicher und anregender Art vermitteln. Die Art, in der sowohl M. Mézières als M. Girot von deutscher Literatur und deutschem Wesen sprechen, erinnert so sehr an die guten alten Zeiten, in denen Frankreich und Deutschland in gelehrten Dingen einig und eng befreundet waren, daß man die Hoffnung hegen darf, diese Tage könnten endlich nun wiederkehren.

ξ. **Wünsche zur bevorstehenden Reform der Gymnasien.** Von Dr. J. Keller, Gymnasiallehrer. Wittenberg, Herrosé's Verlag. 1890.

Wir sind immer der Meinung gewesen, die Gymnasialfrage könne nicht eher eine Lösung finden, als bis eine umfangreiche Literatur die Standpunkte in voller Klarheit gezeigt habe, von denen aus die Parteien die Dinge betrachten. In der Vorrede sagt Herr Keller von seinen Bestrebungen Folgendes. „Der Verfasser fordert von der künftigen Gymnasialreform wenig und viel; wenig, insofern er die ganze altbewährte Organisation dieser Schulen unangetastet lassen und im Wesentlichen nur die Lehrmethode in einer Disciplin geändert haben will; viel, indem er den bisher dominirenden Fächern diese Stellung nimmt. Sein Heilmittel, Verkürzung der altsprachlichen Unterrichtsstunden um die Hälfte, ist radical, aber es ist milde im Vergleich zu den Forderungen, deren Verwirklichungen die Schulreformvereine erwarten ꝛc." Unsere Furcht bei dieser Bewegung ist, daß die Reform so lange verschoben werden könne, bis die ältere Generation der Schulmänner, die doch wohl allein das Bestehende vertreten, verschwunden sein wird, und daß dann eine jüngere Generation ans Ruder kommen werde, denen Keller's Radicalismus (wie er ihn nennt) viel zu zahm erscheinen dürfte. Was Herr K. unter III (S. 27 seiner Schrift) als „Forderungen und Wünsche" vorbringt, ist durchaus vernünftig. Sei übrigens Folgendes hier noch erwähnt. Der Verfasser verlangt mit Recht, daß der Muttersprache künftig beim Unterrichte diejenige Rolle zuertheilt werde, welche ihr zukommt. Hierfür aber bedürfte es zu diesem Zwecke eigends vorbereiteter Lehrer. Diese Vorbereitung wäre Sache der Universitäten. Es handelte sich da nicht bloß um das gelegentliche Hören einer Vorlesung über deutsche Grammatik und vergleichende Literaturgeschichte. Bis zu welchem Belange werden diese Studien von Denen heute betrieben, welche sich im Allgemeinen für das Lehrfach an höheren Schulen bestimmt haben?

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel. — Vier Wochen Vice-Wachtmeister. Auszüge aus meinem Tagebuche. Von Kurt Abel. Zweite erweiterte Auflage. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1890.

Bark. — Deutschlands Weltstellung und Stellung und Aufgabe der Deutschen im Auslande. Von Ernst Bark. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1890.

Bartels. — Pädagogische Psychologie nach Dr. Hermann Lotze in ihrer Anwendung auf die Schulpraxis und auf die Erziehung von Dr. Friedrich Bartels, II. Theil (Schluß.) Jena, Fr. Mauke's Verlag. (A. Schenk.) 1890.

Bayerische Bibliothek. Begründet und herausgegeben von Karl von Reinhardstoettner und Karl Trautmann Band I/XVI. Bamberg, Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Behrend. — Wieland, der Schmied. Von Otto Behrend. Leipzig, Commissionsverlag der Renger'schen Buchhandlung. 1890.

Beiträge zur Brandenburg-Preußischen Rechtsgeschichte. I.: Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von Dr. jur. Friedrich Holtze. Erster Theil: Bis zur Reformation des Kammergerichts am 8. März 1540. Berlin, Franz Vahlen. 1890.

Berger. — Dramaturgische Vorträge von Alfred Freiherrn von Berger. Wien, Carl Konegen. 1890.

Bernhard. — Novellen von Marie Bernhard. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Brecht. — Schwarz weiß roth! Eine Ethik des Patriotismus. Von Th. Brecht. Halle a. S., Eugen Strien. 1890.

Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm). Herausgegeben von Dr. Rudolf Schachinger. Wien, In Commission bei Alfred Hölder. 1890.

Bunand. — Petits lundis. Notes de critique par Antonin Bunand. Paris, Perrin & Cie. 1890.

Carette. — Erinnerungen aus den Tuilerien. Von Madame A. Carette. Aus dem Französischen frei übertragen von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. Erster Band. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender. 1890.

Carus. — The ethical problem. By Dr. Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing Company. 1890.

Coit. — Die ethische Bewegung in der Religion. Von Stanton Coit, Ph. D. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Georg von Gizycki. Leipzig, O. R. Reisland. 1890.

Curto. — Die Figur des Mephisto im Goethe'schen Faust. Von Prof. Dr. H. Curto. Turin, L. Roux & Cie. 1890.

Der lustige Baedeker. Band VI. Vollständiger humoristisch-poetischer Führer durch Wiesbaden. Herausgegeben von Karl Brüning. Illustrirt von B. Thomas. Stuttgart. Levy & Müller. 1890.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 29/30: Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Heft 31: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philipp Moritz. Heft 32: Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. Heft 33: Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.

Die Kriege Friedrich's des Großen. Erster Theil: Der Erste Schlesische Krieg. 1740—1742. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erster Band: Die Besetzung Schlesiens und die Schlacht bei Mollwitz. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1890.

Ebner-Eschenbach. — Dorf- und Schloßgeschichten von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek, VI. Jahrgang. Bd. 26: Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. und H. Murray. Stuttgart, J. Engelhorn. 1890.

Engelmann. — Bilder-Atlas zu Ovid's Metamorphosen. 26 Tafeln mit erläuterndem Texte. Herausgegeben von Prof. Dr. R. Engelmann. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann). 1890.

Frenzel. — Gesammelte Werke von Karl Frenzel. Zweiter Band: Deutsche Kämpfe. Dritter Band: Vanitas. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1890.

Führer durch die Ausstellung über alle Zweige des Buchgewerbes im Lande Hessen, veranstaltet zum 450jährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst im Rittersaale des Schlosses Marburg im Sommer 1890. Marburg, Oscar Ehrhardt.

Gerstenberg. — Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland. Von Dr. H. Gerstenberg. Berlin, F. Fontane. 1890.

Goldmann. — Die Sünden des Naturalismus. Aesthetische Untersuchungen von Karl Goldmann. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (Hammer & Runge).

Goppelsroeder. — Ueber Feuerbestattung. Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Goppelsroeder. Mülhausen i. Els., Wenz & Peters. 1890.

Griswold. — Cumulative Indexes, IV.: Autoren- und Sachregister zu den bedeutendsten deutschen Zeitschriften, 1886—1889, und zu verschiedenen Sammlungen von M. Griswold. Cambridge (Vereinigte Staaten). 1890.

Handbibliothek der stenographischen Wissenschaft. Band 1.: Die Vorgeschichte der Stenographie in Deutschland während des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Alfred Junge. Leipzig, J. H. Robolsky. 1890.

Hirsch. — Anna Pelzer. Roman von J. Hirsch. Hannover, Hans Wassertrampf & Comp. 1890.

Hirschfeld. — Kleine Humoresken von Max Hirschfeld. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (Hammer & Runge). 1890.

Hirth. — Chinesische Studien von Friedrich Hirth. Erster Band. München & Leipzig, G. Hirth's Verlag. 1890.

Hoffmann. — Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.

Homer's Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Tischbein, Genelli, Preller etc. 1. u. 2. Lfg. Stuttgart, Paul Neff. 1890.

Hörmann. — Haussprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Jenssen. — Praktischer Leitfaden durch das Invaliditäts- und Alters-Versicherungs-Gesetz vom 22. Juni 1889. Zum Gebrauch für Gemeindebehörden, Arbeitgeber und Versicherte in Stadt und Land. Von Christian Jenssen-Hannover. Hannover, Carl Meyer. 1890.

Just. — Graf Wigger. Dramatisches Zeitgemälde aus Thüringens Geschichte. Volksschauspiel in 2 Acten von L. Just. Mühlhausen i. Th., G. Danner.

Kamp. — Die Abend-Haushaltungsschule in Frankfurt a. M., als praktische Lösung einer socialen Aufgabe. Von Dr. Otto Kamp. Berlin, Otto Liebmann. 1890.

Kastropp. — Agamemnon. Trauerspiel in drei Aufzügen von Gustav Kastropp. Hannover, Hans Wassertrampf & Comp. 1890.

Kilian. — Goethe's Götz und die neu eingerichtete Münchener Bühne. Von Dr. Eugen Kilian. München, Max Kellerer. 1890.

Kirchner. — Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. Von Lic. Dr. Fr. Kirchner. Heidelberg, Georg Weiss. 1890.

König Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel, herausgegeben von Dr. Ludwig Trost und Dr. Friedrich Leist. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Koettschau. — Westeuropa kosakisch oder geeint? Die Nothwendigkeit einer französisch-deutschen Versöhnung dargelegt von C. Koettschau. Strassburg i. Els., Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1890.

Kraus. — Die Kunstdenkmäler des Kreises Villingen. Beschreibende Statistik im Auftrage des Grossherzogl. Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts, und in Verbindung mit Dr. Jos. Durm und Geh. Hofrath Dr. E. Wagner bearbeitet von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1890.

Lattmann. — Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens. Von J. Lattmann. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht's Verlag. 1890.

Laverrenz. — Reserve hat Ruh!? Erinnerungen eines Eingezogenen von Victor Laverrenz. Berlin, J. L. B. Laverrenz.

Mack. — Philosophy in homoeopathy. By Charles S. Mack, M. D. Chicago, Gross & Delbridge. 1890.

Mackay. — Das starke Jahr. Von John Henry Mackay. Der „Dichtungen" zweite Folge. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1890.

Mann. — Das Feuerschiff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft und seine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Welt. Von L. Mann. Berlin, Hugo Steinitz.

Marius und Sulla. Fragment von Christian Dietrich Grabbe, fortgesetzt von Erich Korn. Berlin, C. F. Conrad's Buchhandlung.

Mejdell. — Independence. Stanzas by G. Th. Mejdell. Christiania, Alb. Cammermeyer. 1890.

Morsier. — Romanciers Allemands contemporains par Edouard de Morsier. Paris, Perrin & Cie.

Oberosler. — Illustrirter Führer durch Mittel-Italien, umfassend: Emilien, Marken, Toscana, Umbrien, Abruzzen und Latium, die Bergtouren im Rayon der Apuanischen Alpen, des Casentino, der Apenninen-Bergkette und des Gran Sasso d'Italia. Von J. Oberosler. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1890.

Preuss' Illustrirtes Wanderbuch der Central-Schweiz bis Ober-Italien. Special-Führer für Touristen, Curgäste und Sommerfrischler. Bearbeitet von Ed. Thormann. Zürich, J. A. Preuss.

Reichard. — Andrée. Socialer Roman von Mea Reichard. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. IV. Serie. Heft 103: Adel und Ritterschaft im deutschen Mittelalter. Von Dr. Chr. Meyer. Heft 104: Erlebnisse eines griechischen Arztes. Von Ludwig Weniger. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890.

Schaeffer. — Geschichte des spanischen Nationaldrama's von Adolf Schaeffer. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1890.

Schmitz. — Die Werke Oscar's II., Königs von Schweden und Norwegen. Eine literarische Würdigung von Dr. M. Schmitz. Berlin und Neuwied, Louis Heuser. 1890.

Schmoller. — Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890.

Schweitzer. — Auf Urlaub im Orient. Reise-Erinnerungen von Georg Schweitzer. Berlin, R. von Decker's Verlag (G. Schenck). 1890.

Selenka. — Ein Streifzug durch Indien. Von Emil Selenka. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag. 1890.

Siegfried. — Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. Jena, Hermann Costenoble. 1890.

Spielhagen. — Friedrich Spielhagen's ausgewählte Romane. II. Serie. Lfg. 62/71. Leipzig, L. Staackmann. 1890.

Tiroler Schnadahüpfeln. Zweite Folge. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz und Josef August Kapferer. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1890.

Tolstoj. — Anna Karenina. Roman in 6 Büchern von Graf L. N. Tolstoj. Aus dem Russischen übersetzt von Wilh. Paul Graff. 3. verbesserte Auflage. 3 Bde. Berlin, Richard Wilhelmi. 1890.

Tovote. — Fallobst. Wurmstichige Geschichten von Heinz Tovote. Berlin, Ad. Zoberbier. 1890.

Tovote. — Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman von Heinz Tovote. Berlin, Ad. Zoberbier. 1890.

Trinius. — Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Vierter Bd. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1890.

Uniformkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. Herausgegeben, gezeichnet und mit kurzem Texte versehen von Richard Knötel. Heft 1. Rathenow, Max Babenzien. 1890.

Vogt. — Das Buch vom Deutschen Heere, dem deutschen Volke gewidmet von Herrmann Vogt. Zweite vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage, bearbeitet durch Hanns von Zobeltitz. Erste Abtheilung. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1890.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1891. 54. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. (A. Schwartz).

Weber. — Eheglück. Roman von Adelheid Weber. 3 Bde. Berlin, Otto Janke. 1890.

Weck. — Vor der Entscheidung. Meinungen und Wünsche zur Schulreform. Von Prof. Dr. Gustav Weck. Berlin, Friedberg & Mode. 1890.

Wellenstein. — Laßt mich schwimmen! Lieder aus dem Reiche Poseidon's. Von Fridolin von Wellenstein. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender.

Wichert. — Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge, gehalten im Literarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf von Wichert. Zweite Serie. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) 1890.

Wingerath. — Kurzsichtigkeit und Schule. Von Dr. Hubert H. Wingerath. Berlin, Friedberg & Mode. 1890.

Woerl's Reisehandbücher. Führer zum Passionsspiel in Oberammergau für das Jahr 1890. Nebst einigen Ausflügen ins oberbayerische Gebirge. IV. Auflage. Würzburg, Leo Woerl. 1890.

Wolff. — Prolegomena der litterar-evolutionistischen Poetik. Von Dr. Eugen Wolff. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer. 1890.

Wood. — Perdu à la poste et autres nouvelles par Mrs. Mary Wood. Traduites de l'Anglais avec l'autorisation de l'auteur par M. de Nanteuil. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1890.

Zeit- und Streitfragen, deutsche. Begründet von Franz von Holtzendorff, herausgegeben von Jürgen Bona Meyer. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Heft 67: Der deutsche Unterricht und die Schulreform. Von Felix Hartmann. Heft 68: Das Familistère Godin's. Ein Bild socialer Reform. Von Frau Marie Fischer, geb. Lette. Heft 69: Die Ueberfüllung der Gymnasien und das Berechtigungswesen. Von Dr. Edmund Lange. Heft 70: Rückblick auf den Anschluß Hamburgs und Bremens an das deutsche Zollgebiet. Von Eduard Ronghé. Heft 71: Zur Verbreitung der Rechtskenntniß. Von Carl Seefeld. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

BINDING SECT. JUN 15 196

AP
30
D4
Bd.64

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY